

Die Großen Deutſchen

Erſter Band

Die Großen Deutschen

Neue Deutsche Biographie

Herausgegeben von

Willy Andreas und Wilhelm von Scholz

In vier Bänden

Erster Band

Mit 126 Bildern, 6 Farbentafeln und 4 Faksimiles

Im Propyläen-Verlag · Berlin

19.—21. Tauſend

Einband und Umſchlag: F. H. Ehmcke
Printed in Germany
Copyright 1935 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

Vorwort

Wie für den einzelnen Menschen die Kenntnis der leiblichen Vorfahren und die Versenkung in ihr geistiges Antlitz, in ihr Leben den erzieherischen Wert hat, daß er sich selber findet und nun hinter seinen Ahnen nicht zurückzubleiben trachtet, so ist es zur Erziehung eines Volkes, damit es sich auf der Höhe seiner Leistung halte, ja sie steigere, notwendig, daß sich jeder auf die Vorfahren, die das Volk schaffend gestaltet haben, besinne. An ihrem Leben lernt er, sein eigenes Dasein nutzbringend und für das Ganze fruchtbar zu machen.

Zumal große Umwälzungen, die nach Zeiten des Niederganges der Anfang neuen Aufstiegs werden, fordern gebieterisch von der Gegenwart Rechenschaft über alle lebendigen Erscheinungen der Vergangenheit, um ohne Einseitigkeit und Enge den Strom voller flutender Entwicklung in die kommenden Jahrhunderte hinüberzuleiten. So wird jedes Geschlecht, wenn es nicht erstarrt oder abendlich müde geworden ist, aus seiner Geschichte die Erkenntnis gewinnen, wie vielfältig und umfassend seine Aufgaben sind. Dabei wird es, indem es sein Geschichtsbild neu gestaltet, das ewige Ringen um Wahrheit in den eigenen Schöpferdrang einmünden lassen.

Lebensnahe, nicht nur sachlich zutreffende, sondern von neuem Wollen beseelte Geschichtsschreibung ist einer der verheißungsvollsten Wege in die Zukunft, gleich den Wegen über die Erde: von weither kommend, weithin führend. Wer seinem Volke durch die Tat dienen will, muß diese Straße einschlagen; auf ihr füllt sich wie bei Wanderungen durch das Vaterland der Sinn allmählich mit feuriger Begeisterung, mit hingebender Bereitschaft, und der Schreitende sieht Ziele vor sich erstehen. Eine Brücke aus der Vergangenheit in die Zukunft bauen helfen will das vorliegende Werk, das sich seine erzieherische und bildende Aufgabe in vaterländischem Sinne gestellt hat.

Wenn sich dabei der Dichter mit dem Geschichtsforscher vereint, so geschieht es, weil ursprünglich, ehe es den Historiker gab, auch die Erzählung der Schicksale seines Volkes dem Dichter oblag. Von dieser Vorzeit her hat die Geschichtsschreibung im Gegensatz zu anderen Wissenschaften stets nicht nur nach Wahrhaftigkeit, sondern ebenso nach Farbe, nach Anschauung, bildhaften Charakteren und fesselnder Darstellung gestrebt. Die Gestalten des Historikers müssen wie die des Dichters das Herzblut ihres Schöpfers trinken, damit sie nicht Schatten der Unterwelt bleiben, sondern ins helle Licht des Tages neben uns treten und Sprache gewinnen.

Eine Neue Deutsche Biographie, die dem gegenwärtigen Stande der Forschung entspricht, aber auch von innerer Lebendigkeit leuchtet, soll dem deutschen Volke die Persönlichkeiten nahebringen, die unserer zweitausendjährigen Entwicklung Strom und Kraft, Reichtum und geistige Ufer gegeben haben. Im schlichten Adel volkstümlicher Anschaulichkeit sollen die großen Deutschen wiedererstehen, die in allen Bereichen menschlichen Schaffens als Führer voranschritten, in Wesen und Handeln unser Schicksal gestaltend.

Wie von selbst entrollt sich in diesen Charakterbildern auch ein Bild deutscher Geschichte. Daß sie in einem Zeitpunkt gewaltiger Umbildung nicht der bloßen Tatsachenforschung und der genießenden Betrachtung diene, sondern uns allen, namentlich aber der Jugend in ihrem Suchen und Ringen die Leitsterne zeige, zu denen sie aufschauen will, daß uns der Sinn dafür aufgehe, wo die Kraftquellen der Nation fließen, ist höchstes Ziel dieses Werkes.

Wenn es auch die Lebenden nicht einbeziehen kann und will, so leitet es doch überall zur Schwelle der Gegenwart hin und läßt auch in den Erlebnissen und Kämpfen früherer Jahrhunderte den schicksalsvollen Ernst und die alles aufwühlende Bewegtheit der Gegenwart ahnen. Wer am Beispiel großer Menschen sehen gelernt hat, wie die verantwortliche Persönlichkeit handelt, wenn Gefahr für Volk und Heimat aufsteigt, wenn neue Wegrichtungen und Entscheidungen in schwerer Lage gefunden werden müssen, wenn sich in Zeiten der Mattigkeit und Erstarrung ein umstürzender Geist kühnen Durchbruch erzwingt, wenn der Mann als Führer für alle sich zu bewähren hat — der kann dem heißen und stürmischen Geschehen, das durch unsere Tage rauscht, nicht blind und taub gegenübertreten.

In den verschiedenartigen Menschen aber, deren Geist wir auf den folgenden Blättern beschwören, wird mit dem starken, unvergänglichen Eigenwesen und der inneren Einheit unseres Volkstums auch dessen Vielfältigkeit aufleben: der unendliche Reichtum all dieser Großen, die aus germanischer Wurzel und deutschem Geblüt hervorgingen, so unterschiedlich sie auch sind nach Herkunft und Stand, nach Landschaft, Boden, Staat und Stammesart, nach Wollen und Vollbringen. Halbvergessene, an denen die Geschichte Unrecht gutzumachen hat, und solche, die ihren Glanz nie verloren — alle aber Glieder in der unendlichen Reihe ewiger und letzter Gemeinschaft, die wir mit den beiden zauberhaften, nie ganz auszuschöpfenden Worten „Deutsches Volk" zu sagen versuchen.

Ihr zu dienen in Ehrfurcht und Entschlossenheit, ist der bescheidene und stolze Sinn des Werkes, dem diese Worte das Geleit geben.

Heidelberg und Konstanz im August 1935.

Willy Andreas Wilhelm von Scholz

Inhalt des ersten Bandes

1. Arminius. Von Hermann Aubin 9
2. Theoderich. Von Hermann Aubin 23
3. Karl der Große. Von Martin Lintzel 40
4. Otto der Große. Von Gerd Tellenbach 58
5. Heinrich IV. Von Karl Hampe 76
6. Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe. Von Hans Haimar Jacobs 94
7. Friedrich II. Von Herbert Grundmann 124
8. Hermann von Salza. Von Jürgen Uhde 143
9. Eike von Repgow. Von Walther Merk 156
10. Der Dichter des Nibelungenliedes. Von Friedrich Ranke 168
11. Wolfram von Eschenbach. Von Wolfgang Goetz 182
12. Walther von der Vogelweide. Von Hans Naumann 195
13. Die Meister von Straßburg, Bamberg und Naumburg. Von Werner Hager 205
14. Albertus Magnus. Von Joseph Bernhart 215
15. Meister Eckhart. Von Herbert Grundmann 230
16. Nikolaus von Kues. Von Ernst Hoffmann 246
17. Heinrich von Plauen. Von Karl Hampe 267
18. Gutenberg. Von Alois Ruppel 284
19. Michael Pacher. Von Hans Karlinger 298
20. Bernt Notke. Von Carl Georg Heise 316
21. Veit Stoß. Von Hubert Schrade 331
22. Tilman Riemenschneider. Von Hubert Schrade 343
23. Peter Vischer. Von Hans Karlinger 355
24. Albrecht Dürer. Von Emil Waldmann 370
25. Matthias Grünewald. Von Willy Kurth 387
26. Jakob Fugger. Von Jakob Strieder 402
27. Martin Luther. Von Friedrich Gogarten 419
28. Philipp Melanchthon. Von Walther Köhler 434
29. Ulrich von Hutten. Von Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode 450
30. Lukas Cranach. Von Otto Fischer 466
31. Hans Sachs. Von Rudolf Mirbt 478
32. Hans Holbein. Von Ulrich Christoffel 487

33. Nikolaus Kopernikus. Von Robert Henseling 503
34. Paracelsus. Von Paul Diepgen 520
35. Johannes Kepler. Von Ernst Zinner 532
36. Jakob Böhme. Von Heinrich Bornkamm 546
37. Wallenstein. Von Wilhelm Wostry 560
38. Grimmelshausen. Von Julius Petersen 579
39. Otto von Guericke. Von Hans Schimank 606
40. Paul Gerhardt. Von Karl August Meißinger 616
41. Heinrich Schütz. Von Friedrich Blume 627

*

Inhaltsübersicht der übrigen Bände des Werkes
am Schluß dieses Bandes.

Arminius

16 v. Chr. bis 21 n. Chr.

Von

Hermann Aubin

Am Anfang der deutschen Geschichte steht die Gestalt des Cheruskers Arminius. Er ist nicht der erste Führer germanischer Stämme, der uns auf der Weltbühne begegnet. Von einigen Fürsten der Kimbern und der Teutonen sind uns neben den Namen auch einzelne Züge überliefert, die mit dem allgemeinen Bilde des frühen Germanentums zusammengehalten lebendige Umrisse zu sehen erlauben. Ariovist, der Heerkönig der Sweben, tritt bei dem denkwürdigen Zusammenstoß mit Cäsar auf dem Boden des Elsaß für kurze Zeit in das volle Licht historischer Berichterstattung. Aber es sind Einzelschicksale germanischer Stämme oder Stammesteile, die sich an diese Namen knüpfen. Mit jenem des Arminius ist eine Entscheidung verbunden, von der wir überzeugt sind, daß von ihrem Ausgang die Möglichkeit einer zukünftigen deutschen Geschichte abgehangen hat.

Seit Jahrhunderten waren die Germanen gewohnt gewesen, für ihre wachsende Volkszahl Lebensraum durch Wanderung und Landeroberung zu schaffen. Von der Tiefebene zwischen unterer Weser und Oder hatten sie sich nach Osten, Westen und Süden ausgebreitet, indem sie in zähem Vorwärtsschieben die Nachbarn keltischer und illyrischer Abkunft verdrängten oder unterwarfen. Manchmal hatten sich einzelne Teile gänzlich von der Heimat gelöst. So waren 113 v. Chr. die Kimbern und ihre Wandergenossen aus dem undurchsichtigen Nebel der nördlichen Länder plötzlich in den Mittelmeerkreis eingebrochen, welchen damals die Römer schon fast ganz ihrer Herrschaft unterworfen hatten. Sie waren darin wie Wellenschaum zerstoben. Indes der germanische Drang nach Süden hielt an; und als Cäsar im Jahre 58 v. Chr. durch die burgundische Pforte Ariovist entgegenrückte, war er sich schon bewußt, daß es die Spitzen einer geschlossenen Vorwärtsbewegung seien, auf die er stoßen würde. Zwei Welten traten damit zu einem Ringen an, das nach fünf Jahrhunderten nie ruhenden, wechselvollen Waffenganges mit dem Zusammenbruch des Weströmischen Reiches doch nur äußerlich beendet scheinen sollte. Die eine ein Konglomerat von Völkern verschiedenster Herkunft und Höhe, jedoch verfügend über die Ernte der alten Entwicklung des Orients und Hellenentums und zusammengeschweißt zu einheitlichem politischem Einsatz durch die militärischen Kräfte und die staatsbauende Kunst Roms. Die andere in sich gleichartig nach Abstammung und Gesittung, aber vorerst nur ein Nebeneinander kleiner, oft sich befehdender, selten locker verbundener Völkerschaften.

Cäsar erkannte dennoch, daß die Entscheidung über die Zukunft des westlichen

und mittleren Europas nur zwischen Rom und den Germanen liegen würde und die Völker der Zwischenzone in dieser Auseinandersetzung der beiden Vorkämpfer zerrieben werden müßten. Mit dem Aufgebot der überlegenen Mittel seines Geistes und des römischen Heerwesens suchte er diese Entscheidung zugunsten Roms gleichsam vorwegzunehmen. Indem er ganz Gallien untertan machte, warf er sich den Germanen am Ober- wie am Niederrhein entgegen und staute ihre Flut über den Strom zurück. Sein Nachfolger Augustus hat die hier bezogene Abwehrstellung so ausgebaut, daß sie auf Jahrhunderte Bestand erhielt. Damit sind zahlreiche germanische Stämme vom Elsaß bis zur unteren Maas dauernd vom allgermanischen Lebensbereich abgeschnitten worden. Noch durch hundert Jahre werden sie die Verbindung mit ihren Volksgenossen jenseits des Rheins behaupten; in dem Aufstand von 69 bis 70 n. Chr. werden sie noch einmal gegen ihre Abreißung ankämpfen, dann aber, da die Erhebung vergeblich gewesen, den keltischen und römischen Einflüssen erliegen, die sie umgeben. Indem Rom die Grenzlinie festhielt, die ihm von Cäsar im ersten Zuge gewiesen worden war, hat es die schon eingeleitete Germanisierung des linken Rheinufers in ihr Gegenteil verkehrt und den Raum germanischer Geschichte von Westen her erheblich eingeschränkt.

Die Stämme des freien Germaniens allerdings sind nicht gewillt gewesen, sich dem von der römischen Grenzwehr ihnen auferlegten Zwange des ungewohnten Stillsitzens zu fügen. Ihre siegreichen Einfälle ins römische Reichsgebiet haben Augustus bewogen, an Ort und Stelle den Entschluß zu fassen, die gefährlichen Nachbarn zu unterwerfen, um den Besitz Galliens zu sichern. Als erste Etappe des großangelegten Planes wurde in raschen Erfolgen des Jahres 15 v. Chr. die Grenze Italiens vom Südfuß der Alpen an die Donau verlegt. Dann wurde von Donau und Rhein her der Angriff auf Innergermanien eingeleitet. Das Ziel war, die Elblinie zu erreichen und damit zugleich eine Verkürzung der überlangen einspringenden Grenze herbeizuführen.

An der Ausführung dieses Unternehmens ist seit dem Jahre 12 v. Chr. mit vollem Einsatz der Kräfte und hochentwickelten Hilfsmittel gearbeitet worden, welche das Römische Reich dafür aufzubringen vermochte. Kaiserliche Prinzen, Drusus, dann Tiberius, wurden mit dem Kommando betraut und große Truppenmassen ihnen zur Verfügung gestellt. Zeitweise überstiegen diese mit zwölf Legionen und insgesamt weit über 100 000 Mann ein Drittel der römischen Wehrmacht. Im Unterrhein wurde eine Flotte versammelt, an Rhein und Donau weite Standlager als Ausgangs- und Etappenpunkte angelegt. Die Operationen durchschnitten auf allen natürlichen Einfallstraßen der Nordsee, der Lippe-, der Mainlinie und des Marchtals das germanische Land. Sie weiteten sich im Fortschreiten zu großen vereinigten Unternehmungen von Heer und Flotte oder von Heeren aus, die von den entfernten Ausgangsstellungen an Rhein und Donau angesetzt auf dem Schlachtfeld in Germanien sich vereinigen sollten. Um sie zu unterstützen,

wurde dem Rhein über die Vecht eine neue schiffbare Mündung in die Zuidersee gegeben. Um ihre Erfolge zu sichern, legte man Kastelle an der Lippe oder in der Wetterau an und verband sie durch Straßen mit den Operationsbasen. Der römische Soldat war zugleich ein vorzüglich geschulter Bauarbeiter. So ist nichts an großzügigem Entwurf und technischer Durchführung versäumt worden, um die gewiß nicht geringen Hindernisse des fremden, unwegsamen Landes und seiner unbekannten Weiten zu überwinden, ein Zeichen zugleich, wie hoch man den Gegner wertete.

Der planvoll eingesetzten Machtentfaltung stellte sich freilich nur selten ein geschlossener Widerstand entgegen. Gleich im Feldzug des Jahres 12 vermochte Drusus zur See erst die Friesen und dann die Chauken in Abhängigkeit zu bringen, hierauf zu Lande die niederrheinischen Völkerschaften eine nach der anderen anzugreifen, bis ihnen erst spät Sweben aus der Wetterau und Cherusker von der Weser zu Hilfe kamen, während sich die nahen Chatten versagten. Im folgenden Jahre öffnete ihm vollends der Kriegszug, mit dem die Sugambrer nun an den Chatten Rache nehmen wollten, den Weg bis zur Weser. Immer wieder sieht man der versammelten römischen Heeresmacht die germanischen Stämme vereinzelt ausgeliefert. Unzweifelhaft waren sie ihr schon zahlenmäßig unterlegen. Die Taktik der Germanen war den Bedingungen ihres Heeerbanns sehr gut angepaßt, dem der Zusammenschluß der Sippen in der Schlachtreihe festes Gefüge gab. Doch verfügten sie weder über die ausgezeichnete Bewaffnung noch über die Exerzierschule und Manövrierfähigkeit der Gegner. Was ihnen half, den Nachteil auszugleichen, war außer überlegener Körperkraft und dem Ungestüm des ersten Ansturms vor allem das bewegte, durch starke Waldbedeckung und Sümpfe zu Hinterhalten geeignete Terrain, das dem an offenes Land gewöhnten Südländer zugleich unheimlich auf die Seele drückte. Dies auszunutzen haben die Germanen trefflich verstanden. Rangierte Schlachten sind in jenen Jahren selten geschlagen worden. Die Germanen wichen dem offenen Treffen aus, brachen aber im Überfall über die langausgezogenen römischen Marschkolonnen herein. Wenn sie sich einmal vorübergehend zu einem Bunde zusammenfanden und auch ihr Land zum Bundesgenossen machten, dann konnten sie selbst ein starkes Heer in Gefahr bringen, wie es schon 11 v. Chr. Drusus einmal in Person erleben mußte. Aber auch hier siegte am Ende die anerzogene Disziplin des stehenden Heeres über die haufenweise hereinbrechenden Angriffe der Volksaufgebote.

Einen einigen Widerstand aller Germanen indessen hat es nie gegeben. Manche Stämme, wie die Chauken zwischen Ems und Elbe, hielten stete Freundschaft mit den Römern, und selbst durch die einzelnen Stämme hindurch ging die Spaltung. Der lockere Aufbau ihrer Verfassung, welcher einigen Edelingssippen die Führung überließ, erlaubte nur zu leicht eine Zersetzung des politischen Willens. Innere Rivalitäten sind dabei gewiß im Spiele gewesen. Aber auch verantwortungsbewußte politische Überlegung mochte sich dahin gedrängt fühlen, den Anschluß

an Rom einem Widerstand gegen dessen Heere vorzuziehen. Erschütternd mußte sich der Eindruck der römischen Machtentfaltung selbst auf beherzte Gemüter legen. Er tritt uns in der Erzählung von jenem Germanen entgegen, der sich erbat, den Cäsar am anderen Elbeufer von Angesicht zu Angesicht sehen zu dürfen, und glaubte, die Gottheit erblickt zu haben. Wie sein Auge noch gebannt an Tiberius hing, während er den Einbaum zurücklenkte, nicht anders standen gewiß zahlreiche Germanenführer unter dem Bann der imponierenden Schaustellung von Roms Größe.

So konnte dies seine Adler rasch von Etappe zu Etappe vortragen. Schon im zweiten Kriegsjahr wurde die Weser, im dritten die Elbe erreicht. Ganzer Stämme körperstarke Wehrmannschaft legte die Waffen ab und marschierte, umstellt von den rüstungsglänzenden Legionen vor deren Feldherrn auf, um ihre Unterwerfung zu bekunden. Teile geschlagener Völkerschaften ließen sich auf das linke, das ganz in römischer Hand befindliche Rheinufer verpflanzen. Andere, deren Selbstbewußtsein noch ungebrochen war, zogen sich aus der bedrohlichen Nähe der römischen Waffen hinter dichte Waldgürtel zurück. Selbst ein so starker Stamm, wie die Cherusker zu beiden Seiten der mittleren Weser, stellte den Eroberern Hilfstruppen gegen die eigenen Volksgenossen.

Die zehn Jahre der freiwilligen Verbannung des Tiberius (6 v. Chr. bis 4 n. Chr.) hielten den Fortgang der Unterwerfung auf. Sie führten sogar zum Abfall mancher Stämme. Als aber der erprobte Feldherr wieder am Rhein erschienen war, da genügten zwei Heereszüge, die auf parallelen Bahnen das Land bis zur Elbe durchmaßen, und das durch Menschenabfluß geschwächte, durch Kämpfe, Plünderungen und Parteien zermürbte Innergermanien konnte als unterworfen gelten. Tiberius durfte jetzt zum erstenmal Truppen darin überwintern lassen, ohne um ihre Verbindung zum Rhein besorgt sein zu müssen.

Nur ein Teil der ihm gestellten Aufgabe war noch unerfüllt. Im Südosten hatte Marbod, der die Markomannen mit sicherem Entschluß aus den gefährdeten Maingauen nach Böhmen geführt, sein Ansehen zu einer Herrschaft zu steigern gewußt, die über das bei Germanen Übliche weit hinausging. Durch Kriegsdienst bei den Römern geschult, entfaltete er die den Südländer damals verblüffende, später so reich bewiesene rasche Lernfähigkeit der Germanen. Er verstand es, sein Heer zu üben und ein straffes Regiment zu führen. Er sammelte benachbarte Stämme in Abhängigkeit um sich. Bis an die Unterelbe reichte sein Einfluß. Solch eine feste und unabhängige Macht war den Römern ein Hindernis in ihren Plänen, und so wurde im Jahre 6 n. Chr. mit dem stärksten Truppenaufgebot von Rhein und Donau zugleich der Angriff gegen Marbod eingeleitet. Unmittelbar indessen vor der Vereinigung der beiden Heere mußte er abgebrochen werden. Ein höchst gefährlicher Aufstand in seinem Rücken, in Pannonien, zwang Tiberius zur schleunigen Umkehr. Marbod erhielt einen Friedensvertrag bewilligt.

Das Eingreifen eines äußeren Ereignisses hatte die Erreichung der Elblinie in ihrer ganzen Ausdehnung verhindert. Doch war das Gebiet zwischen Rhein

und Elbe fest in der Hand der Römer. Es bezeichnet die Lage, daß die hier sitzenden Germanen sich beim Ausbruch des pannonischen Aufstandes, der das Reich in so große Gefahr stürzte und eine erhebliche Schwächung der Rheinarmee notwendig machte, nicht gerührt haben. Der neue Statthalter, der hochangesehene Quintilius Varus, konnte in den Sommermonaten rechts des Rheins erscheinen, um die Einrichtung des Landes als römische Provinz durchzuführen, während des Winters aber dem Heere die Erholung in den linksrheinischen Standlagern gönnen. Wie er es zuletzt in Syrien gewohnt gewesen, nahm er die Zügel römischer Verwaltung stärker in die Hand. Er glaubte den Zeitpunkt gekommen, da es erlaubt war, zwischen den Germanen nach römischen Gesetzen Recht zu sprechen und Abgaben von ihnen einzuziehen. Solches lief der innersten Natur der Germanen zuwider, die am liebsten einer unbändigen Selbstwilligkeit nachgaben. Aber die vornehmen Familien stellten dennoch ihre Söhne zum Dienst im römischen Heere oder als Priester am Altar des Augustus in Köln, der zum Mittelpunkt des ganzen römischen Germanenlandes bestimmt war. Auch das rechtsrheinische Germanien war dabei, den Weg einzuschlagen, den das linksrheinische zu Ende gegangen ist, den Weg der Verwelschung.

In dieser Lage hat des Arminius Eingreifen das Schicksal gewendet.

*

Von Jugend auf hatte Armin nichts anderes gekannt als die Auseinandersetzung mit Rom. Da er vier Jahre alt war, rückte der Heerbann seines Stammes zum ersten Male dem Feind, gegen den Rhein zu, entgegen. Vielleicht sah er wenige Jahre später selber die Adler durch das Cheruskerland zur Elbe hin getragen. Als er die Zwanzig erreicht hatte, schlossen sich die Cherusker durch Vertrag den Römern an, und ihn, den Sohn eines Gaufürsten, traf es, ihnen ein Aufgebot seines Stammes als Hilfstruppe zuzuführen. In dieser Eigenschaft hat er das römische Heerwesen kennengelernt, und zwar keineswegs nur den Drill und die Routine des Centurio. Seine Abkunft und wohl auch schon seine Leistung trugen ihm rasch die Würde eines römischen Ritters ein, die für einen Germanen als hohe Auszeichnung gelten mußte. Er war damit den höheren Offizieren an sozialem Range gleichgestellt. In den Stäben also der Legaten und selbst der Oberfeldherren hat der junge Edeling Einblick in die Zusammenhänge durchdachter Heeresführung gewinnen können. Hier lernten auch die römischen Offiziere in ihm die Persönlichkeit erkennen, und wir danken einem von ihnen das eindrucksvolle Bild, das er uns hinterlassen hat: von einem Manne, dem das innere Feuer aus den Zügen leuchtete und der den Römern — wie Marbod — einen Geist zu besitzen schien, der weit zurückließ, wessen sie sich von einem Germanen versahen. Es ehrt Armin wie die römischen Berichterstatter in gleicher Weise, daß sie von ihm stets mit hoher Achtung sprechen, obwohl sie erkannt haben, welch fürchterlicher Feind ihres Staates er gewesen.

Hat man Armins spätere Taten vor Augen, mag man fragen, wie er es über sich gebracht, den Eroberern Kriegsdienste zu leisten. Indessen, solange die Unterwerfung seines Stammes noch als Vertragsverhältnis verkleidet war, konnte ihn die germanische Lust am kriegerischen Handwerk verlocken. Namhafte Glieder seiner Sippe standen in Freundschaft zu Rom. So mochte auch ihn begreifliche Begierde erfüllen, das römische Wesen und vor allem das stolze Heer aus der Nähe zu sehen. Sein Bruder, den die Römer den Blonden, Flavus, nannten, wurde davon so gefesselt, daß er in den regulären römischen Militärdienst übertrat. Erst als die Römer die Maske zu lüften begannen, als sie sich anschickten, Germanien in eine richtige Provinz mit Steuern und römischer Gerichtsbarkeit zu verwandeln, als erkennbar wurde, daß die alte Sitte und Rechtsfindung, daß die Freiheit der Väter auf dem Spiele stand, da trat in der Seele Armins der Umschwung ein und gab dem tiefsten Vermögen Raum, das darin geschlummert hatte. Das unbezähmbare Selbstgefühl, das den Germanen auszeichnete, bäumte sich gegen den Gedanken auf, fremder Herrschaft unterworfen zu sein. Aber es weitete sich in ihm sogleich zu einem allgermanischen Bewußtsein, das über den Stamm hinaus das ganze Volk umspannte, es läuterte sich zu einer hohen Freiheitsliebe und wurde die treibende Kraft zu weltgeschichtlichem Vollbringen.

Es kann kein Zweifel bestehen, daß Armins Kopf und Herz der Gedanke der Befreiung vom Joch der Fremdherrschaft entsprungen, daß auch er es gewesen ist, der den Plan der Durchführung entworfen und der als Führer im Rate und im Felde ihn hat zur Tat werden lassen. Sobald die römischen Geschichtsschreiber auf die Varusschlacht zu sprechen kommen, fällt sein Name und nur sein Name allein. Hoch hat er sich unter allen Kampfgenossen schon für die Mitlebenden herausgehoben.

Der Entschluß, einen Aufstand gegen die Römer zu entzünden, um ihre Macht in Innergermanien zu vernichten, war außerordentlich. Die Erhebungen während des Tiberius Abwesenheit hatten scharfe Ahndung erfahren. Selbst Marbod, der über eine bereite Macht verfügte und dem Herde der pannonischen Erhebung nahe gewesen, war es zu gewagt erschienen, diese Schwäche der Feinde auszunützen, die ihn eben noch mit dem Untergang bedroht hatten. Jetzt, im Sommer des Jahres 9 n. Chr., war der Aufstand bereits im Erlöschen. Auch stellten die drei Legionen, mit denen Varus damals an der Weser stand, samt Reiterei und Hilfstruppen immer noch ein Heer von Zahl und Schlagkraft dar, welches die Germanen zu fürchten hatten. Einzelne Besatzungen lagen in den Lippekastellen und sonst im Lande verteilt. Am Rhein standen andere Legionen bereit. Mußte es den Germanen nicht überhaupt so erscheinen, daß Rom, welches aus der Ferne Verwaltung und Truppen in stetem Zusammenwirken einem Willen dienstbar zu machen wußte, Menschen und Material ohne Ende aus dem weiten Reiche heranzuführen vermochte? Gab es für die stets uneinigen Germanenstämme überhaupt noch eine Hoffnung, dieser Überlegenheit Herr zu werden?

Des Arminius Sinn erhob sich hoch über solche Gedanken. Ihm bedeutete die Freiheit seines Volkes ein Gut, das er niemals aufzugeben imstande war. Ihre Wiederherstellung war ihm ein selbstverständliches Ziel, bei dem nicht nach den Opfern, sondern nur nach den Mitteln gefragt werden durfte, um es zu erringen. Daß aber für sein Wagnis die Sammlung aller Kräfte not tat, konnte er nicht im Zweifel sein. Ein Bund mußte zusammengebracht werden, umfassender und fester als je einer bisher auf germanischer Erde. Dazu galt es, jede Völkerschaft einzeln zu gewinnen, sie zu vermögen, ihre eigenwillige Lässigkeit gegenüber dem allgemeinen Geschick zu überwinden. In strenger Heimlichkeit mußte die Werbung vor sich gehen, wenn sie dem Auge des Römers verborgen bleiben sollte, und doch hatte Arminius damit zu rechnen, daß die Römer sich mindestens unter den Edelingen überall eine Partei geschaffen hatten. Bei den Cheruskern selbst bestand sie unter der Führung des Segest, dem seine große Sippe und Gefolgschaft starken Rückhalt verliehen.

Indessen haben alle Einwände und alle sich auftürmenden Hindernisse nicht vermocht, Arminius davon abzuhalten, unentwegt sein Ziel zu verfolgen. Der Weg, den er gehen mußte, verlangte von ihm die Vereinigung der vielfältigsten, einander widersprechenden Fähigkeiten. Arminius hat sie bewiesen. Mit beredter Zunge predigte er Römerfeindschaft den Germanen und war verschwiegen im Römerlager. Mit durchbrechender Kraft trieb er zum Aufstand, und gleichzeitig warb er mit höfischer Geschmeidigkeit um das Vertrauen des Varus. Es gelang ihm in der Tat, den Statthalter in Sicherheit zu wiegen, ihn sogar zur Zersplitterung seiner Streitkräfte zu veranlassen. Natürlich sprechen die Römer von Täuschung und Verrat. Für ein Volk, das seiner Freiheit beraubt wird und einem an Waffen und Hilfskräften weit überlegenen Feinde gegenübersteht, sind aber das die Mittel, zu denen es greifen muß und die auch Arminius nicht zögerte, gegen die Bedrücker anzuwenden. Selber hat er sich dabei am wenigsten geschont. Mit kaltblütiger Kühnheit hielt er sein Haupt in den Rachen des Löwen. Denn nur in der nächsten Umgebung des Varus konnte er sein gefährliches Spiel spielen. Noch in letzter Stunde war Arminius und damit sein ganzes Unternehmen dem Untergange nahe, weil Segest dem Römer seinen Plan verriet.

Nur zweierlei ist ihm an den germanischen Verfassungszuständen zu Hilfe gekommen. Erleichtert wurde die geheime Vorbereitung dadurch, daß die germanischen Völkerschaften daran gewöhnt waren, die politischen Fragen von den Gaufürsten und Edelingen vorberaten zu lassen. Da Arminius dieser geborenen Führerschicht durch Abkunft angehörte, konnte er seinen Aufstandsplan in engeren Kreisen persönlicher Vertrauter und durch die Adelsbeziehungen zu anderen Stämmen ins Werk setzen. Für die Durchführung aber wurde dies entscheidend: Wenn in den Völkerschaften keine feste Zentralgewalt bestand, so waren sie eben deshalb gewohnt und in der Lage, dem eindrucksvollen Redner und Rater ohne Rücksicht auf Rang, Alter und Würde zu folgen. So konnte der erst Fünf-

undzwanzigjährige, indem ihm noch das Ansehen seines Geschlechtsverbandes zur Seite trat, ohne rechtliche Schranken die Führung zunächst des eigenen Stammes übernehmen und sich von da, ein einzigartiges Ereignis bei den westlichen Germanen, zum wahrhaftigen Führer eines ganzen Bundes aufschwingen. Am Ende bleibt es doch die überragende Kraft der Persönlichkeit, mit der Arminius es vermocht hat, aus dem zerrissenen Nebeneinander der Stämme ein handliches Instrument für die Durchführung eines äußerst schwierigen und gewagten Planes zu schmieden. Es muß das hinreißende Feuer seiner Freiheitsliebe gewesen sein, wodurch er fast alle Stämme bis zum Rhein hin zu gemeinsamem Handeln entflammt und zusammengeschmolzen hat.

So vollkommen wie die politische Vorbereitung war die militärische Durchführung. Gleich einem Wunder gelang der Vorsatz, Varus von der zum Rhein unterhaltenen Etappenstraße in schwerer gangbares Gelände wegzulocken. Damit stellte Arminius ein gewisses Gleichgewicht der Kampfbedingungen her, die sonst für die beiden so verschiedenen Gegner sehr uneben zu sein pflegten. Dieser Vorteil ist dann von dem Bundesheere der Volksaufgebote, die gewohnt waren, die Schlacht durch die Wucht des ersten Anpralls zu entscheiden, in hinziehendem Kampfe durch drei, durch vier Tage festgehalten und planvoll gesteigert worden, bis sie den Sieg errungen hatten. Der Überfall aus den Wäldern auf die Schlange des feindlichen Marschzuges war germanische Übung. Hier aber, in den Engen des Teutoburger Waldes, erhöhte sich seine Wirkung, indem die Angriffe anfangs nur gegen die auseinandergezogenen Trains gerichtet wurden und erst allmählich zum Einhauen auf die nun schon erschütterten Kampftruppen anschwollen. Gegen die immer noch über Nacht aufgeworfenen Lagerwälle anzurennen, die den Römern Deckung und Selbstvertrauen gaben, sehen wir die Germanen sich diesmal versagen. Für all das, was derart in der Varusschlacht an Einheitlichkeit der Führung und an vorbedachtem wie nachhaltigem Einsatz der Kräfte über das Gemeingermanische hinausgeht, bietet sich keine andere Erklärung als die Feldherrngabe und Befehlsgewalt des Arminius. Die Römer sind nicht zum ersten und nicht zum letzten Male einer ähnlichen Lage gegenübergestanden. Sie haben sie stets überwunden. Im Teutoburger Wald ist ein ganzes schlachtgewohntes Heer zu Grunde gegangen.

Der Erfolg wurde sogleich ausgenutzt, die feindlichen Besatzungen vom rechten Rheinufer weggekehrt. Da er jeden Tag gewärtigen mußte, die Römer zum Rachezuge einrücken zu sehen, warb Arminius weiter Bundesgenossen. Der abgehauene Kopf des Varus, dem Marbod überbracht, kündete grauenvoll den Sieg der gemeinsamen germanischen Sache. Dennoch versagte sich ihr der Markomannenkönig. Rom dagegen entsandte den eben in Pannonien freigewordenen Tiberius, den gewiegten Feldherrn, an den Rhein.

Des Tiberius Auftreten ist der beste Gradmesser für Armins Tat. Es zeigt sich darin, wie tief Rom durch die Niederlage erschüttert worden war, die es in



Gefesselter Germanenjüngling im Pelzmantel
Marmorrelief des 1. Jahrh. n. Chr. Rom, Vatikan



Germaniſche Geſandte werden von dem römiſchen Kaiſer Trajan empfangen
Relief von der Trajansſäule in Rom, 113/14 n. Chr.

solcher Schwere seit Jahrhunderten nicht erlebt hatte. Tiberius setzte nicht zum Gegenstoß an. Er verzichtete auf Vergeltung. Er beschränkte sich, im Vorgelände der Rheinlinie, auf welche die Römer zurückgeworfen waren, den Schrecken seiner Waffen zu verbreiten. Selbst dabei trat er nur mit der äußersten Vorsicht auf. Rom schien Innergermanien aufgegeben, Arminius konnte glauben, sein Vaterland von der Zwingherrschaft befreit zu haben. Doch mußte er noch einmal zum Waffengange darum antreten.

Tiberius war nach Rom gerufen und durch seinen Neffen, des Drusus Sohn, ersetzt worden, der mit dem bald erlangten Ehrennamen des Germanensiegers, Germanicus, weiterlebt. Der Tod des großen Augustus 14 n. Chr. und des Tiberius Thronbesteigung ließen bei der Rheinarmee eine Revolte ausbrechen, und um die Truppen wieder fest in die Hand zu bekommen, führte Germanicus sie noch in diesem Jahre über den Rhein zu raschem Beute- und Siegeszuge gegen die nächstwohnenden Germanen. Daraus erwuchs dem hochgestimmten Prinzen der Plan, den Spuren seines Vaters zu folgen, die Schmach vom Teutoburger Walde zu tilgen und Germanien bis zur Elbe zu unterwerfen. Tiberius aber ließ, was er seiner eigenen erfahrenen Führerschaft versagt hatte, den Neffen in Angriff nehmen. Die innere Spaltung, in die man die Germanen schon wieder geteilt wußte, indem hier Armin und dort Segest Parteien um sich gesammelt hatten, mochte Erfolg versprechen.

Noch einmal wurde der ganze Militärapparat der Legionen und Hilfstruppen und germanischen Aufgebote, der Flotte, der Kastell- und Straßenbauten aufgeboten, noch einmal in wechselnden Vorstößen durch die Wetterau, durch Westfalen und von der Nordsee her die Einbruchsmöglichkeit abgetastet und dann der Stoß gegen die Hauptfeinde, die Cherusker, angesetzt. Als Drusus, als später Tiberius so herangerückt waren, hatten sie ein zersplittertes Germanien rasch besiegen können. Auch diesmal erwiesen sich die Germanen weder vorbereitet noch einig zum Widerstande. Bald aber hat Arminius nochmals einen Bund zustande gebracht, nochmals sich als Führer an seiner Spitze bewährt und damit erst seinem Werke Bestand verliehen.

*

Die Aufgabe, welche ihm die Lage des Jahres 9 n. Chr. gestellt, ist kaum mit jener der Jahre 15 und 16 zu vergleichen, so sehr hatte sich die Gefahr gesteigert und die militärische Lage verschlechtert. Damals hatte es sich um einen Überfall auf einen vertrauensselig marschierenden Feind gehandelt, jetzt rückte er angriffsbereit und mit hohen Zielen ein. Seine Truppenzahl war zu einem Mehrfachen von Varus' drei Legionen angeschwollen. Nun galt es dauernden Widerstand zu leisten.

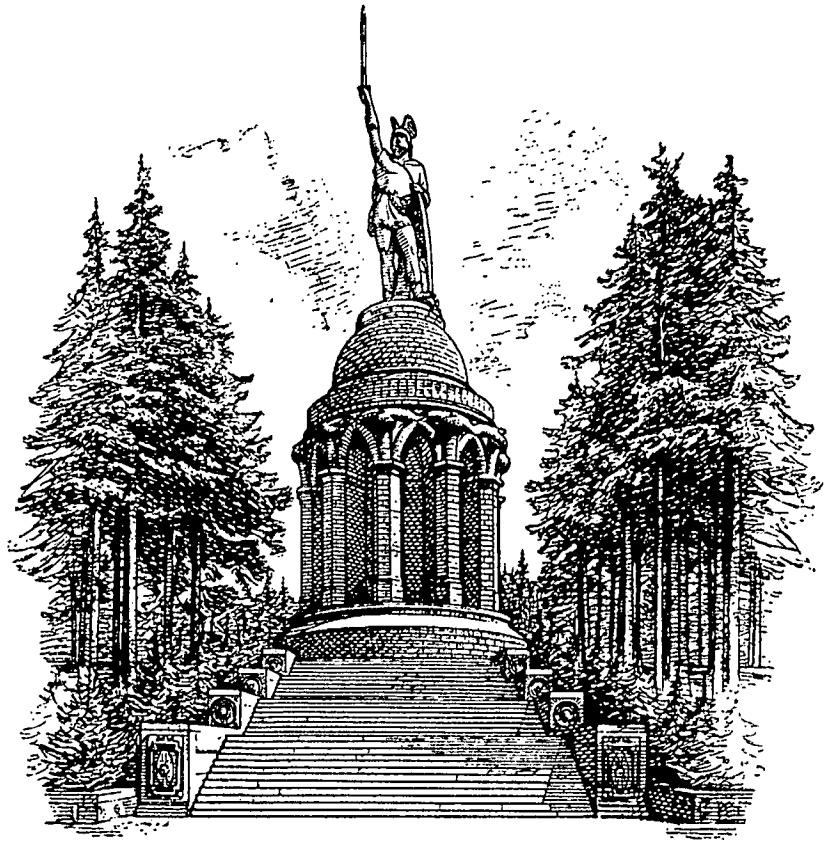
Arminius ist an seiner Aufgabe gewachsen. Erfüllte ihn das Bewußtsein, daß sein großer Sieg über Varus im Nichts zerrinnen würde, wenn es ihm nicht

gelänge, ihn von neuem zu erringen, so stachelte ihn auch das schwere Leid persönlichsten Erlebens zum Kampfe gegen die Römer auf. Seine Gattin Thusnelda war, ein Kind im Schoße tragend, in die Hände der Römer gefallen. Sie führten die Gefangene, deren edle Haltung sie bewundern mußten, über den Rhein mit sich. Armin hat die Gattin nicht wieder und niemals den Sohn gesehen. In rasendem Schmerze eilte er von Stamm zu Stamm, um wieder zu gemeinsamer Abwehr aufzurufen, die zugleich seiner Rache dienen sollte.

In den folgenden Kämpfen ist Arminius allerdings nicht alleiniger Anführer gewesen. Um seinen mächtigen Oheim Inguiomer, der früher bei den Römern in Ansehen gestanden, auf seine Seite zu ziehen, hat er ihm einen Anteil am Oberbefehl eingeräumt. Dennoch hat er sich auch jetzt als der treibende Geist und der leitende Kopf des Ganzen erwiesen. Ja, seine taktischen und strategischen Gedanken entfalteten sich, schritthaltend mit der gesteigerten Aufgabe, nur noch mannigfaltiger. Es wiederholen sich bezeichnende Züge seines Verhaltens vom Jahre 9: das umsichtige Aufsparen der Kräfte bis zum Augenblick des richtigen Einsatzes, die Vermeidung des Sturmes auf ein römisches Lager. Es wiederholt sich sogar, planmäßig herbeigeführt, die ganze Situation des Teutoburger Waldes gegenüber einer starken römischen Kolonne. Nur die wilde Draufgängerei und Beutelust der Germanen, die Inguiomers Sturmparole zujauchzten, hat vielleicht Cäcina vor dem Schicksal des Varus bewahrt, das Armin ihm zugedacht hatte.

Daneben aber zeigen sich neue Züge, welche den Reichtum des Arminius an militärischen Gedanken dartun: das elastische Ausweichen vor der Feldschlacht, wo sie der Römer sucht, und dafür der Angriff aus dem Rückzug, sobald das Gelände ihn unterstützt; dies im ersten Jahre. Im zweiten aber umgekehrt, da das tiefe Eindringen des Germanicus über die Weser die Dinge zur Entscheidung treibt, die zweimalige Annahme der Feldschlacht, jedesmal an sorgfältig gewählter Stelle. Und wenn auch nicht im einzelnen Gefecht, so behält Arminius doch während des Feldzugs trotz der Niederlage im ersten Treffen seine Krieger völlig in der Hand. Ja, er vermag noch in dieser Lage den letzten Hauch des Landsturms zum Kampfe aufzurufen. Mit solchem zähen Widerstande hat er des Germanicus Vormarsch zum Stehen gebracht. Die Römer sind nicht bis zur Elbe gelangt.

Mehr noch: die Römer sind nicht wiedergekommen. Wahrscheinlich hatte schon Augustus nach der Varusschlacht den Entschluß gefaßt, die Offensive gegen Innergermanien einzustellen. Nun kam Tiberius, nachdem zwei Feldzugssommer, die er dem Germanicus freigegeben hatte, ohne abschließendes Ergebnis vorbeigegangen waren, auf diesen Entschluß zurück. Die Gründe, die ihn bestimmten, lagen zu einem guten Teil in den inneren Verhältnissen des Römerreiches. Der Thronwechsel hatte Gefahren für die Dynastie gezeigt, welche nicht durch eine neuerliche Katastrophe, gleich der im Teutoburger Wald, vermehrt werden durften. Der pannonische Aufstand hatte daran erinnert, daß die jungen Provinzen andere Gefahren für den Bestand des Reiches bargen. So überragend auch dessen Macht



Das Hermanns-Denkmal auf der Grotenburg im Teutoburger Wald bei Detmold, von Ernst v. Bandel 1875 errichtet

mit seinen fünfzig bis sechzig Millionen Einwohnern gegenüber den Germanen erscheinen mußte, von denen höchstens der dreißigste Teil das Festland bevölkerte, man hatte schon für die drei verlorenen Legionen des Varus keinen vollen Ersatz schaffen können. Denn seine Geschichte und Struktur erlaubten dem Reiche nur einen geringen Teil der Bevölkerung, Römer und Italiker allein, zum Legionsdienste heranzuziehen. Was zweimal unter Drusus und Tiberius gelungen, diesmal war es unter gleichem Kräfteaufwand dem Germanicus nicht geglückt. Wieviel mußte noch eingesetzt werden, um den Enderfolg zu erzielen? War es überhaupt römisches Lebensbedürfnis, diese hart kämpfenden Barbaren zu unterwerfen? Tiberius beschloß, die Germanen ihren inneren Zwistigkeiten zu überlassen, die Rom sichern würden.

Aber indem man diese Gründe von der römischen Seite ausspricht, weist man mit jedem einzelnen auch auf die jüngsten Waffentaten der Germanen hin. Diese hatten sich so tief dem Bewußtsein der Kaiser eingeprägt, daß sie sich in jede ihrer

staatsmännischen Überlegungen eindrängten. Am Ende ist es Arminius, welcher dem römischen Heere die nicht schließende Wunde beigebracht hatte, Arminius, von dem Rom eine neue Katastrophe vom Gewicht der Varusschlacht fürchten mußte, Arminius, dessen zähe Ausdauer und Reichtum an wechselnden Gedanken den Aufwand von einem dritten Teile der römischen Wehrmacht als ungenügend erwiesen hatte, der Germanen Herr zu werden, weil er, Arminius, sie zu Leistungen emporzureißen vermochte, die vorher unmöglich erschienen waren. Gewiß hatte Armin in den letzten Jahren in der Verteidigung gefochten. Damit hatte er jedoch den Feinden die Wiederkehr zu einem Entschlusse gemacht, den sie nicht mehr zu fassen wagten, weil sie dabei zu viel aufs Spiel setzten. So hoch man auch die innerpolitischen Ursachen anschlägt, die Rom bestimmt haben, von der Unterwerfung Innergermaniens abzustehen, es ist kein Zweifel erlaubt, daß Arminius es gewesen ist, der, in Schlachten geschlagen, im Kriege aber Sieger, Deutschland vor dem römischen Joche bewahrt hat.

Hier dürfen wir von Deutschland sprechen, denn wir sehen nicht nur das damalige Germanien vor uns, dem Arminius für eine Zeit die Freiheit wiedergegeben. Wir sind uns der Weltwende bewußt, die seine Tat heraufgeführt und die den Weg in eine deutsche Zukunft freigegeben hat. Es ist ein müßiges Spiel, sich in Einzelheiten die Geschichte auszumalen, wie sie verlaufen wäre, wenn sie an einem offenbaren Kreuzweg die andere Richtung eingeschlagen hätte. Im großen aber gesehen bleibt, Armins Tat aus der Geschichte weggedacht, unvorstellbar, wie ein deutsches Volk hätte entstehen sollen. Eine römische Provinz bis an die Elbe hätte den Lebensraum jener Festlandsgermanen, welche später nicht völlig auf ihren weiten Wanderzügen in der Fremde untergegangen sind, derart verengt, daß kein Ausgangspunkt mehr für eine deutsche Geschichte sichtbar bleibt.

*

Nach der Abwehr des Germanicus wurde Armin durch das Gewicht seiner Taten und seiner Persönlichkeit vorwärts gedrängt. Völkerschaften Norddeutschlands, welche von Marbod abhängig gewesen, schlossen sich ihm an. Bei seinem eigenen Stamme aber schob sein hoch emporgehobenes Ansehen den Oheim zur Seite, so daß er mit seinem Gefolge zu Marbod übertrat. Der Gedanke des Tiberius, den Schutz Roms in den inneren Kriegen Germaniens zu finden, schien sich sogleich zu bewähren. Schon im folgenden Jahre, 17 n. Chr., standen sich fast alle Westgermanen in zwei großen Fronten unter Arminius und Marbod gegenüber. Trotz unentschiedener Schlacht stieg der Stern des Arminius weiter. Binnen zwei Jahren war Marbod durch Aufstand der Edelinge entthront und Flüchtling auf römischem Boden. Arminius aber strebte nach Festigung seiner Macht, nach Einherrschaft. Das konnte der Freiheitssinn seines Volkes, den er selber gegen die Fremden aufgestachelt, nicht ertragen. Im Jahre 21 n. Chr. ist er, erst 37 Jahre alt, durch die eigene Sippe gefällt worden.

Seine großen Taten verpflichten uns zu der Frage, ob in dem Kampf mit Marbod und in seinem Königstraum ein Ziel nicht von persönlichem Ehrgeiz, sondern von allgemeinen Maßen zu suchen ist. Wir meinen die bewußte Absicht, die Germanen für die Verteidigung gegen Rom, die ihnen jeden Tag wieder aufgezwungen werden konnte, durch dauernde Zusammenfassung unter beständiger Führung vorzubereiten. Die Ereignisse nach der Varusschlacht, Marbods Beiseitestehen und die rasch wieder eingerissene Vereinzelung und Parteiung hätten ihm Grund genug zu solchen Gedanken gegeben. Wir sind nicht imstande, die Annahme zu widerlegen. Das ist gewiß, daß der Plan eines germanischen Gesamtreiches der Zeit weit vorausgeeilt wäre. Wie wenig noch eine großstaatliche Machtbildung damals bei den Germanen Boden finden konnte, zeigt ebenso der rasche Zusammenbruch von Marbods Regiment, wie das Versinken von Armins eigener großer Persönlichkeit in den kleinen Rivalitäten der cheruskischen Edelinge, die den machtvollen Stamm schon vor ihm zerrissen hatten und nach ihm bis zur völligen Bedeutungslosigkeit zersetzen sollten. Dennoch könnte ein weitschauender Geist wie Arminius von der Vorstellung erfaßt worden sein, alle Germanen zu fester Verteidigung ihrer wiedererrungenen Freiheit zusammenscharen zu müssen.

Nicht aber darf man jener Zeit den Gedanken eines planvollen Gesamtangriffes auf das festgefügte römische Reich unterlegen. Augustus selbst hat freilich nach dem Verlust von Varus' Legionen den Einfall der siegreichen Germanen in Gallien gefürchtet. An eine Vereinigung aller gegenüberstehenden Stämme zu dauerndem gemeinsamem Handeln haben indes die Römer niemals geglaubt. Das beweist die dem Tiberius zugeschriebene Losung, auf die Zwistigkeiten der Germanen als den Schutz des Reiches zu bauen. Noch lange hielt sich daher die Zunge an der Waage des römischen und germanischen Daseins an jener Stelle, an welche sie das Gewicht von Cäsars Einsatz gebracht hatte und auf die sie nach der Varusschlacht und den Vorstößen des Germanicus zurückgekehrt war. Nur in der Abwehr war es Arminius möglich gewesen, in die große Schicksalsfrage einzugreifen, die zwischen Rom und den Germanen lag.

In dem aber, was seine Zeit ihm als Aufgabe gestellt, hat er sich über alles erhoben, was auch die Tüchtigsten neben ihm zu leisten vermochten. Marbod hat seine schon begründete Macht nur um ihrer selbst willen gehütet und nicht dem übermächtigen Feinde gegenüber aufs Spiel zu setzen gewagt. Er hat versucht, mit dem Geschick auszukommen. Arminius hingegen hat versucht, das Geschick zu zwingen. Er hat die Entscheidung an sich gerissen, indem er aus seiner unbezähmbaren Freiheitsliebe die Kraft schöpfte, das schier Unmögliche zu wollen und den Willen bis zum Vollbringen stark zu erhalten. Daß es kein Zufallserfolg gewesen ist, wenn ihm sein Wagnis gelang und er den Varus vernichtete, hat er in dem Widerstand bewiesen, den er dem weit stärkeren Germanicus geleistet. So vermochte er im Vertrauen auf ein hohes sittliches Gut als Triebkraft menschlichen Handelns das Ziel zu erreichen, das er sich gesteckt. Im vollsten Sinne

gebührt ihm der Ruhmesname des Befreiers von Germanien, den ihm schon der römische Gegner zuerkannte. Sein eigenes Volk, bis zum Verrat undankbar gegen den Lebenden, hat das Gedächtnis des Erschlagenen in Liedern bewahrt. Als die Cherusker aber in dem Sachsenstamm untergegangen waren, blieb Arminius' Name und Tat durch das ganze Mittelalter hindurch völlig vergessen. Erst ein anderer Kämpfer gegen Rom, der streitbare Ritter und Dichter Ulrich von Hutten, hat sein Bild, als es ihm aus den neuentdeckten Schriften der Alten auftauchte, in seiner ganzen Kraft und Bedeutung erfaßt. Der eigenen Zeit den politischen Anführer zur Einheit und gegen päpstliche Bedrückung herbeisehnend, hat er dem deutschen Volke Armin als den größten der Völkerbefreier vor Augen gestellt. Seitdem ist dessen Name den Deutschen immer wieder zum entflammenden Sinnbild geworden, wenn sie in Zeiten der Schwachheit und Knechtschaft zu Größe und Freiheit emporstrebten.

Theoderich der Große

456(?)—526

Von

Hermann Aubin

Von Dietrich von Bern hat das deutsche Volk ein starkes und eigentümliches Erinnerungsbild bewahrt. Er ist ihm der große, der mächtige Herrscher von hoher Haltung, der bezwingende Held, der dennoch einem unabwendbaren Schicksal unterliegt. Der Schatten einer Tragik ist über ihn ausgebreitet, die ihn im Siege den jungen, geliebten Bruder verlieren und nach aller tapferen Schwerttat doch das Brot der Fremde essen läßt oder ihn zwingt, aus Schwurtreue zum vernichtenden Endkampf gegen die edelsten Freunde anzutreten.

Wir kennen die geschichtlichen Hintergründe, welche durch die Sage hindurchscheinen. Wir wissen, daß die Ereignisse im Leben Theoderichs, die sich in dem Kampfe des Vogts von Bern mit Ermanrich, in der Rabenschlacht und in seinem Aufenthalt am Hofe Etzels spiegeln, nur eine, am Ganzen gemessen, kurze Spanne im Leben des großen Gotenkönigs eingenommen haben, daß er Sieger über den Herrn von Ravenna geblieben und nicht vor ihm zu den Hunnen geflüchtet ist. Die längste, seine geschichtliche Bedeutung ausmachende Periode seines Königtums hat Theoderich als weithin geachteter Herrscher im unangetasteten Besitz seiner Macht zwischen seinen Goten und römischen Untertanen verbracht, mit nichten sich dreißig der besten Mannesjahre nach der Wiedergewinnung des verlorenen Königreiches sehnen müssen.

Dennoch hat die Sage mit den tragischen Zügen, die sie Dietrichs Heldenleben verliehen, einen Grundton in dem Bilde getroffen, das wir uns von Theoderichs Gestalt formen müssen. Als persönliches Los stellt uns die wirkende Volksdichtung vor Augen, was das Erleben des ganzen Gotenstammes gewesen ist: heldenhaftes, hochgemutes Ringen gegen ein übermächtiges Schicksal, das diese Germanen in eine Welt hineingeworfen hatte, deren sie trotz aller Siege auf dem Schlachtfeld niemals Herr werden konnten, in der sie am Ende untergegangen sind. Wer die Geschichte jener Jahrhunderte überschaut, der erkennt, daß Dietrich hier überhaupt nicht nur für seine Ostgoten, sondern sinnbildlich für so manchen der reichbegabten Germanenstämme steht, die in der Völkerwanderung die Bande zum alten Heimatboden gänzlich zerrissen und sich in die lockende Römerwelt gestürzt haben. Keiner von ihnen vermochte darin seine Muttersprache und eigene Art zu bewahren. Alle sollten sie in fremdem Volkstum aufgehen, wenn sie nicht in die Winde verstreut oder völlig vernichtet worden sind.

Theoderich hat anderes für seinen Stamm erhofft und erstrebt. Er durfte ein-

mal glauben, ihm eine neue Heimat, ein schönes Reich erkämpft zu haben, und mußte endlich wohl einsehen, daß es doch eine Fremde blieb, die ihn umgab und die er nicht mehr meistern konnte.

*

Seit die Schläge der Hunnen sie getroffen hatten, war der Glanz und das Glück der Ostgoten dahin. Mehr als hundert Jahre hatten die von der Ostsee her Eingewanderten am Nordrand des Schwarzen Meeres gesessen und sich reich entfaltet. Die hellenistisch-sarmatische Kultur der eingenommenen Städte und Landschaften wie die Beutezüge zu Lande und zu Wasser ins Römerreich hatten ihnen begierig aufgenommene Anregungen vermittelt, die ihr bildungsbereiter Sinn umzugestalten und der eigenen Art anzupassen wußte. Gleich den Ausdrucksformen ihres Seins war ihre Macht emporgestiegen. Tief nach Rußland hinein hatten ihre Könige unterworfenen Völkern geboten.

Der Hunnenanprall schleuderte einzelne Teile der Ostgoten weit in die Welt hinaus. Manche wurden in Kleinasien als schollengebundene Bauern angesiedelt, manche gingen auf dem Balkan, andere in Italien durch Hunger und blutige Kämpfe unter oder wurden zu Sklaven gemacht. Die Hauptmasse beugte sich dem hunnischen Joch. Ihrer Könige beraubt, wurde sie gleich Knechten ausgepreßt und mußte doch die Schlachten ihrer Herren schlagen. Erst nach drei Generationen, mit dem Tode des furchtgebietenden Attila im Jahre 453 und dem Zusammenbruch seines Reiches, erlangten die Ostgoten in Südrußland ihre Freiheit wieder. Um sich dem Druck der Hunnen zu entziehen, ließen sie sich auf römischem Gebiet zwischen Donau, Leitha und Plattensee ansiedeln. Hier standen sie wieder unter Königen aus dem Hause der Amaler, pflegten die Herden, die sie herübergerettet, und empfingen als „Bundesgenossen" von den Römern Jahrgelder für Kriegsdienste.

Zeit und Umstände jedoch erlaubten kein ruhiges Aufblühen. Hunnen und Germanen von jenseits der Donau fielen über sie her und trieben die Herden weg; und wenn der Kaiser in Byzanz die Jahrgelder einstellte, erwies sich, daß die Nahrungsgrundlage des Volkes zu schmal war. Schon nach wenigen Jahren brach es einmal bis Epirus aus und mußte durch Zuweisung von neuem Land zurückgeführt werden. Bald aber waren die Ostgoten, von Feinden bedrängt, ihres ausgesogenen Gebietes von neuem satt, beschlossen auszuwandern und sich, um leichter Unterkommen zu finden, gänzlich zu teilen. Die eine Hälfte ist wenig später bei den Westgoten in Südfrankreich angelangt und in ihnen aufgegangen. Die andere wandte sich nach dem Ostreich. Es ist dieser gewiß schon geringe Rest des zahlreichen Volkes, von dem noch einmal ruhmvolle Gotengeschichte ausgegangen ist. Doch hatte er noch eine neue Leidenszeit durchzumachen.

Damals war es, 471, daß der Jüngling als König an Stelle seines verstorbenen Vaters an die Spitze des Stammes trat. Es gelang ihm, an der unteren Donau,

in der Provinz Mösien, ein Unterkommen zu finden. Näher an die Hauptstadt herangerückt, wurden die Ostgoten aber in den Strudel hineingerissen, in dem hier Römertum und Germanentum engverschlungen durcheinanderbrausten. Die Römer konnten der Germanen als Kampftruppen nicht entbehren, da die anderen Heeresteile mehr und mehr versagten. Am liebsten aber wären sie doch aller Germanen ledig gewesen. Deshalb trachteten sie immer wieder, die einen durch die anderen zu vernichten. Im Jahre 476 setzte Byzanz Theoderichs Ostgoten gegen ein anderes Gotenheer ein, das, aus vereinzelten Scharen zusammengewachsen, von einem anderen Theoderich, zubenannt Strabo, angeführt wurde. Bald gegen diese Stammesgenossen aufgeboten, bald mit ihnen verbündet, bald die Provinzen ausplündernd, bald von den Römern umstellt, einmal Städte erobernd, dann ganze Wagenzüge reicher Habe verlierend, Beute einheimsend und doch immer vom Hunger bedroht, so hat Theoderich der Amaler mit seinen Goten noch durch ein weiteres Dutzend Jahre das germanische Wanderschicksal bis zur Neige gekostet.

In seiner Jugend war er ihm entzogen gewesen. Einen Knaben noch, hatte man ihn als Geisel, um einen Vertrag zu sichern, nach Konstantinopel gegeben. Dort verlebte er die eindrucksvollsten Entwicklungsjahre. Zu einem Griechen oder Römer hat ihn freilich die damals empfangene Erziehung nicht gemacht. Das Reich hatte sich schon seit Konstantin gewöhnt, die militärische und bürgerliche Sphäre scharf zu scheiden, und die erstere fast ganz den Barbaren überlassen, unter denen die Germanen voranstanden. Konstantinopel also war voll von germanischen Offizieren bis hinauf zu den höchsten Graden. Die Ausbildung des zukünftigen Offiziers muß es gewesen sein, die Theoderich hier erhalten hat, und in sie war bereits viel Germanisches aufgenommen. Dennoch hatte der Aufenthalt in der Weltstadt römisch-griechischen Gepräges in dem Knaben und Jüngling die Bindung an sein angestammtes Volkstum gelockert, und als er etwa 470 als Geisel entlassen wurde, trat er in den Verband eines Stammes zurück, der selber des festen Bodens zur Pflege und Entwicklung der eigenen Art entbehrte. Als erstes unternahm Theoderich, ganz nach germanischem Brauch mit einer freiwilligen Gefolgschaft, einen Einfall nach Innerungarn, doch weiß man nicht, ob für den Kaiser oder für sich.

Dieses unklare Doppelwesen blieb ihm anhaften. In jenen Jahren des Umherziehens strebte der Gotenkönig den Rang eines römischen Generals an, ja, als er einmal glaubte, fordern zu können, verlangte er zwar Land für sein Volk, für sich aber freien Zutritt nach Konstantinopel, um dort auf römische Art leben zu können. Dies schien ihm ein Gipfel menschlichen Glücks.

Welch anderes Ziel sollten sich auch diese wurzellosen Germanen setzen, die in das Römerreich Aufnahme gefunden hatten? In erster Linie waren sie Landsknechte mit allen Begierden solcher nach raschem und vollem Genuß des bald verspielten Lebens. Nach Schmuck und Prunkwaffen, dem Besitz, den man stets bei sich tragen kann, hatten sie schon in der alten Heimat am meisten verlangt. Die Einquartierung bei den Provinzialen, die ihnen ein Drittel ihres Hauses zur Verfügung

stellen mußten, erlaubte für eine Zeit ein müheloses Dasein. Wenn man gar die Einwohner einer Stadt vertrieb und sich in das gemachte Nest setzte, konnte man vielleicht ein paar Wochen von fremder Ernte prassen. Aber immer wiederholte Erfahrung ließ die Germanen, die sich nun schon seit einem Jahrhundert im Reiche herumtrieben, erkennen, daß all dies ohne Sicherheit war, daß es nicht nur stets von neuem mit den Waffen verteidigt werden mußte, wozu sie am ehesten bereit waren, sondern daß dieser erraffte Besitz nach kurzem Genusse in ein Nichts zu zerrinnen pflegte. Es konnte ihrem Nachdenken nicht verborgen bleiben, daß das ganze römische Leben von Gesetzen beherrscht und aufrechterhalten wurde, die nicht gestört werden durften. Sonst traten in seinem weltweiten Zusammenhange Stockung, Mangel und Not ein, welche sie, die Germanen, dann bitter spürten und welche zu beheben sie außerstande waren. An welchem Ende sollten sie damit beginnen? Wo immer sie zugriffen, dort brach etwas in diesem für ihre Begriffe unverständlichen, ihnen undurchsichtigen, diesem überfeinen Mechanismus, den das Dasein innerhalb der Reichsgrenzen darstellte. Was sie selber zu überschauen und zu bewältigen vermochten, das war, abgesehen vom Kriegertum, ein bäuerliches oder bescheiden grundherrliches Wirtschaften in kleinen Gauverbänden, höchstens noch eine Oberhoheit über primitivere Völker. Deshalb trugen sie durch all diese Wander- und Sturmjahre, durch alle Tage des Siegens, Erbeutens und Eroberns im Grunde ihrer Seele eine andere Sehnsucht mit sich, nach dem, was sie verloren hatten, nach der eigenen, unabhängigen Scholle. In allen Verhandlungen, die sie mit den Römern führten, kehrt nur ein Verlangen immer wieder, der Wunsch nach Siedlungsland.

Aber auch die Ansiedlung, einmal erreicht, konnte die ersehnte Ruhe einer beständigen Existenz kaum bieten. Die Unrast der Wanderzeiten lag den Germanen auch dann noch in den Gliedern, und der Pflugarbeit waren sie entwöhnt. Auch nahm sie die Kriegsdienstpflicht, für welche sie die eigene Scholle zugewiesen erhielten, viel zu sehr in Anspruch, um ihnen zu erlauben, als Bauern wieder mit dem Boden zusammenzuwachsen. Nur als Grundherren hätten sie, von der Arbeit abhängiger Pächter und unfreier Knechte lebend, dem Waffendienst voll nachkommen können. Wenn sie dies nicht erreichten, dann vermochte die eigene Ackerbestellung ihnen schwerlich den nötigen Unterhalt zu verschaffen. Solche Lebensbedingungen machten sie zu bedrohlichen Nachbarn, von denen man einen Ausbruch um so mehr befürchten mußte, als sie allein noch innerhalb des Römerreiches waffenstark waren. Und so kam es, in einem unentrinnbaren Kreise von Ursachen und Wirkungen, daß gerade sie, die einzigen wahren Schwertträger, nun die ewig Bedrohten, immer von neuem Aufgeschreckten waren, die nie zur Begründung eines beständigen Daseins nach den Bedürfnissen und Gegebenheiten der eigenen Art gelangten.

Theoderich hat, nachdem sein Rivale gleichen Namens ausgeschieden war, große Ehren im römischen Dienst geerntet. Er durfte das Konsulat in Konstantinopel

bekleiden, und Kaiser Zeno hat ihm sogar ein Reiterstandbild errichtet. Den römischen fügte er, um den Gotenkönig fest an sich zu binden, eine germanische Auszeichnung hinzu: er adoptierte ihn durch Waffenleihe. Römisches und germanisches Wesen flossen damals überhaupt so durcheinander, daß der römische Konsul Theoderich nicht zauderte, in seinem Amtsjahr mit eigener Hand den Sohn seines Rivalen Strabo zu erschlagen, um der germanischen Pflicht einer Blutrache zu genügen. Während indes Zeno den Goten verwandte, mißtraute er ihm, und kaum, daß er ihn zum höchsten geehrt, ließ er es zum Bruch mit ihm kommen. Theoderich stürmt bis nahe an Byzanz. Dann wird er durch reiche Geschenke, mit denen man ihm seine hier lebende Schwester entgegenschickt, zum Abzug bewogen. Welch ein Auf und Ab, welche Verwirrung der Gedanken und Empfindungen, welcher Fluch der Heimatlosigkeit über diesen Goten!

*

Schon länger hatte Theoderich ausgeschaut, wohin er sein Volk von dem heißen und erschöpften Boden der Balkanhalbinsel führen könnte. Der Westen mußte seinen Blick anziehen. Dort war es allenthalben von Afrika bis an den Rhein anderen Germanen gelungen, eigene Reiche aufzurichten und, ungeschoren von den Römern, als Herren über Römer, zu leben. Zuletzt hatten in Italien bunt zusammengewürfelte Söldnerscharen, denen das Reich Land zur Ansiedlung verweigerte, einen Offizier germanischen Blutes, Odowakar, als König auf den Schild gehoben, Odowakar aber hatte den Kaiser des Westens abgesetzt.

Seitdem war das Westreich verwaist. Theoderich hatte sich schon einmal, 479, angeboten, einen Kaiser mit Waffen nach Italien zu geleiten. Für den Kaiser in Konstantinopel war es unmöglich, den Westen aufzugeben. Das Imperium bestand als eine aus der Welt nicht wegzudenkende Größe, untrennbar, wenn auch mehrere Kaiser sich in die Regierung teilten, unzerstörbar, mochten sich noch so viele Germanen darin einnisten. Auch Odowakar stand unter dem Banne dieser Anschauung. Er betrachtete sich nur als Verwalter Italiens. Warum sollte der Kaiser nicht einen anderen ernennen? Ein Kampf um Italien konnte für die Goten keine ungewohnten Gefahren bringen, der Sieg aber in allen Fällen eine Befreiung von den Nöten des jetzigen Daseins. Dem Kaiser war der Gedanke, daß der Gotenkönig Odowakar aus dem Sattel heben wollte, nur recht. Es konnte das alte Spiel geben, Germanen durch Germanen zu vernichten. So erteilte er Theoderich den Auftrag und überließ ihm die Verwaltung Italiens, bis er selber zur Neuregelung erscheinen würde.

Als römischer General mit dem hohen Range eines Patricius hat Theoderich im Herbst des Jahres 488 den Zug über den Karst angetreten. Daß er sich derart dem Reichsgedanken einordnete, entsprach nur seinem bisherigen Lebensgange. Aber was ihn antrieb, war nicht die Sorge für das Imperium, sondern die für sein Gotenvolk, das ihm zugleich die Basis der eigenen Existenz bedeutete. Das

Verhältnis von König und Volk war eigenartig. Das Königtum bei den Germanen ist nie kräftig entwickelt gewesen. Ansätze dazu, die sich gerade bei den Ostgoten gebildet hatten, waren in der Hunnenkatastrophe vernichtet worden. Theoderich wurde nach des Vaters Tode zwar durch sein Geblüt dem Volke zur Wahl gestellt. Er mußte sich aber bewährt haben, um gewählt zu werden, und er mußte sich immer wieder als Führer bewähren, um das Volk dauernd hinter sich zu behalten. Die Notlagen der Wanderzeit waren freilich dazu angetan, das Heerkönigtum erstarken zu lassen, da sie gebieterisch nach Einherrschaft verlangten. Dennoch galt nur zu oft noch das Tacituswort von den Germanen: „soweit sie eben beherrscht werden", und nicht nur die Volksgemeinde brachte ihre Stimme zur Geltung, sondern selbst der Einzelne behielt sich die letzten Entscheidungen vor. Das Volk mußte gleichsam vom König in stets wiederholter Zustimmung zu seinem Handeln immer von neuem gebildet werden. Selten trat das anschaulicher zutage als damals, da Theoderich zum Zuge nach Italien aufrief. Der Stammeszusammenhang erwies sich nicht fest genug, um einzelne Scharen davon abzuhalten, sich abzusondern und in Mösien zurückzubleiben. Andererseits hatte der Amaler wohl schon von den sich auflösenden Gotentruppen Strabos Zulauf erhalten. Nun verstärkten die Reste der von Odowakar geschlagenen Rugier sein Heer, und Römer schlossen sich ihm an. Noch immer war es freilich keine Menschenflut, die über Italien hereinbrach. Mehr als 100000 Köpfe wird der Wanderzug schwerlich gezählt haben, so daß Theoderich kaum über 20000 Streiter verfügte.

Vier Jahre hat das Ringen um Italien gedauert. Theoderich zeigte sich als überlegener Heerführer. Aus allen Feldschlachten, am Isonzo, vor Verona, an der Adda, ging er als Sieger hervor. Die Römer fielen dem Beauftragten des Kaisers zu. Aber Verrat und der zeitweise Abfall der Rugier stellten die Erfolge wieder in Frage. Theoderich setzte dem raschen Glückswechsel die Zähigkeit seines Willens entgegen. Auf die härteste Probe stellte ihn der Widerstand Ravennas. Das ganze Land wäre längst in der Hand der Goten gewesen, wenn nicht die natürliche Schutzlage der Stadt Odowakar ermöglicht hätte, sich darin noch mehr als zwei Jahre zu halten. Mit Waffengewalt konnte Theoderich den Einlaß nicht erzwingen (die Sage spiegelt die langen Kämpfe in dem einen Bilde der Rabenschlacht). Da ist er vor hinterlistiger Täuschung nicht zurückgeschreckt, und als die Mörder versagten, hat er mit eigener Hand Odowakar erschlagen. Trieb ihn auch hier germanische Blutrache an, so war sie bewußt in die politische Rechnung eingesetzt. Am gleichen Tage wurden im ganzen Lande alle Gefolgsleute Odowakars getötet. Gegen dessen Familie wütete Theoderich mit einer Grausamkeit und Folgerichtigkeit, die weit von der gutgläubigen Großmut absteht, welche die Germanen der Völkerwanderung so oft, manchmal zu ihrem Schaden, gegen besiegte Feinde haben walten lassen.

Dann hatte er keine Gegner mehr zu fürchten. Die Sturmjahre waren für ihn und sein Volk vorüber. Ein Land lag ihm zu Füßen, das trotz des stetigen Nieder-

ganges seiner Wirtschaft und aller vorangegangenen Ausplünderungen den Goten, gemessen an deren Vergangenheit, Lebensraum die Fülle bot. Theoderich war imstande, mit vollen Händen ihnen zu geben, was zu erkämpfen sie ihm durch all die schwere Zeit gefolgt waren: reiche Landlose mit unfreien Arbeitskräften, Sold, Sicherheit gegen die Überfälle benachbarter Feinde. Und nachdem er eben noch ein Beispiel berechnendster Tücke und ungezügelter Wildheit geboten, begann er als weiser, milder und gerechter Herrscher zu regieren.

*

Die Ordnung, welche Theoderich nun aufgerichtet hat, ist das umfassendste Dokument seines Wesens, das wir besitzen. Sie ist ganz gewiß keine freie Schöpfung auf einer Tabula rasa. Sie hat sehr viel von dem übernommen, was die Vergangenheit hinterlassen. Aber allein schon in dieser Erscheinung und in den Abwandlungen, die Theoderich seiner Gestaltung gegeben hat, spricht sich für uns beredt ein großes Stück seines Charakters und die Stellung aus, die er gegenüber den Grundproblemen seiner Zeit eingenommen hat.

Die ganze Epoche ist durch den Zusammenprall, die Durchdringung und Vermischung oder die Abstoßung des Antiken und Germanischen bestimmt. Die Germanen hatten Einlaß ins Reich erst als Kriegsgefangene und Unterworfene gefunden, die man seit dem 2. Jahrhundert allenthalben zur Auffüllung der schwindenden Bevölkerung ansiedelte. Dann waren sie als Söldner gekommen, einzeln oder zuhauf, und endlich hatten sie, wie die Ostgoten, als geschlossene Völkerschaften Aufnahme unter dem Namen von Bundesgenossen erlangt, der ein reines Soldverhältnis verhüllte. Auch wenn sie gewaltsam eingebrochen waren, hatte Rom es lange Zeit verstanden, sie doch in dieses Föderativverhältnis einzufügen. Immer standen die Stämme vereinzelt und in ihrer lockeren Gauverfassung, höchstens unter einem kräftigen Heerkönig, dem Riesenbau des Imperiums gegenüber. Was Wunder, daß sie sich ihm in ehrfurchtsvollem Staunen oder in der Erkenntnis harter Notwendigkeit beugten. Bald nach der Eroberung des heiligen Rom durch Alarich, die im Jahre 410 das Römertum bis ins tiefste erschütterte, hat sein Nachfolger im westgotischen Königtum, Athaulf, die Erfahrung wohl vieler Germanen so ausgesprochen: Er habe früher das Reich zerstören, die Römerwelt in eine Germanenwelt umwandeln wollen. Nun habe er einsehen müssen, daß die Goten nicht imstande wären, Gesetzen zu folgen (das soll heißen: den großen Mechanismus des Imperiums selber zu handhaben). Ohne Gesetze bestehe kein Staat. Deshalb sei er entschlossen, das römische Wesen mit der Wehrkraft seiner Goten zu erhalten. Symbolisch hat er durch seine Vermählung mit einer gefangenen Kaisertochter in durchaus römischen Formen diese Einordnung ins Reich und die gewollte Verschmelzung beider Völker zum Ausdruck gebracht. Nach seinem baldigen Tode antwortete eine römerfeindliche Reaktion auf dieses Programm. Sie raffte den Stamm zusammen. Aber der konnte nichts anderes

tun, als ins Föderativverhältnis zurückzutreten. Das Problem, das der römisch-germanische Gegensatz aufgab, war geblieben.

Zu einer gänzlich germanischen Lösung hat es zuerst der Wandale Geiserich zu treiben vermocht, der 439 den Kaiser nötigte, die Unabhängigkeit seiner Herrschaft, die er auf ehemaligem Reichsboden, in dem meergeschützten Nordafrika errichtet hatte, förmlich anzuerkennen. Für die Alemannen oder Franken an dem anderen Ende des Reiches oder gar für die Angeln und Sachsen im fernen Britannien wurde die staatsrechtliche Frage kaum mehr gestellt. Die Westgoten jedoch in Spanien und Südfrankreich und die Burgunder im Rhonethal hatten nicht gewagt, sich frei zu machen, solange es noch einen Kaiser im Westen gab; und im Kernland Italien war ja Odowakar auch dann noch der Vorstellung von dem ewigen Bestande des Imperiums untertan geblieben, die freilich durch die Nähe Ostroms wirksam unterstützt wurde. Wenn er auch den Schattenkaiser absetzte, so übersandte er doch dessen Insignien ehrfürchtig nach Konstantinopel. Selber sie anzulegen, hielt er sich als Germane nicht für berufen.

Die geographische Lage blieb auch für Theoderich unverändert wirksam. Die Reichsidee aber galt für ihn nur so lange, als er es nicht zum Bruch kommen lassen wollte. Nachdem er sich zum tatsächlichen Herrn Italiens gemacht hatte, muß ihm die Frage gekommen sein, ob er den Bruch vollziehen dürfe und könne.

Wenn er seine germanischen Kräfte musterte, so übertrafen sie die seines Vorgängers nicht allein an Zahl, sondern vor allem durch ihr festes, stammesmäßiges Gefüge. Nach dem Einzug in Ravenna hatte ihn das Heer als König ausgerufen. Das gab ihm auch einen germanischen Rechtstitel gegenüber den widerspenstigen Rugiern. Trotz aller fremden Bestandteile stellte das Heer jedoch immer noch das Volk der Goten dar.

Den zwei bis drei Millionen Italikern gegenüber, zwischen welche es nun versetzt war, bedeutete das freilich nur eine verschwindende Minderheit. Bei der Ansiedlung mußten die Eroberer weite Landesteile ganz unbesetzt lassen, eine nicht unbedenkliche Lage, auch wenn den Eingeborenen nach der langen Entwöhnung keine Schlagkraft mehr zuzutrauen war. Geiserich hatte unter verwandten Bedingungen den Knoten in unbekümmertem Stärkebewußtsein durchgehauen und sich mit seinem Volke von auch nicht mehr als 80000 Wandalen und Alanen zum schrankenlosen Herrn über die Einwohner Nordafrikas gemacht. In Theoderichs Tagen war die große Zeit des gefürchteten Meerkönigs schon vorbei. Der beginnende Verfall der wandalischen Macht mag noch hinter schreckenverbreitenden Piratenfahrten verborgen gewesen sein. Für unser Urteil aber muß es ausgesprochen werden, daß Geiserichs System den Grund zu jenem unaufhaltbaren Zusammenbruch der Zivilisation des einst so üppigen Gebietes gelegt hat, der weite Strecken fruchtbaren Baulandes den Nomaden auslieferte und in Wüste verwandelte.

Theoderich ist nicht als Umstürzler ans Werk gegangen. Eine gänzliche Aufhebung der römischen und ihre Ersetzung durch eine rein germanische Staats- und

Rechtsordnung war für alle Eroberer der Völkerwanderungszeit ein Ding der Unmöglichkeit. An Geiserichs radikalem Durchgreifen gemessen, erscheint dennoch die Lösung des Zeitproblems, die er versucht hat, als ein bescheidenes Sichabfinden mit dem Fazit der bisherigen Reichsentwicklung und ein einfaches Einrücken in die Stelle, welche sie den Germanen offen gelassen hatte. In den Umrissen gesehen, blieb der gesamte römische Staatsaufbau erhalten, die Zivilverwaltung wurde auch weiterhin ausschließlich mit Römern besetzt und in römischen Überlieferungen fortgeführt. Die Goten bildeten an Stelle der früheren Söldner die Wehrmacht. Damit erscheint Theoderich als Vollstrecker jenes Programms, das sich Athaulf gestellt hatte. In seinen Erlassen klingen manche Sätze unmittelbar an die Gedanken Athaulfs an. Immer wieder wird die gesetzliche Ordnung als der Zustand hingestellt, den zu erhalten des Königs und seiner Beamten erste Aufgabe ist. Mag auch der pomphafte Wortlaut dieser Erlasse von der Hand des Staatssekretärs, Cassiodorus, für die Nachwelt überarbeitet sein, die Gesinnung, die aus ihnen spricht, war dem König nicht fremd. Wir haben die Beweise aus seiner Jugendzeit, wie mächtig diesen die höhere Zivilisation angezogen hatte, die ihm in Byzanz entgegengetreten war. So hat Theoderich auch als siegreicher Eroberer Italiens die Reichsidee nicht angetastet. Zwar ließ er es sich angelegen sein, eine noch freiere Stellung und noch mehr Rechte über die Römer zu erlangen, als Odowakar besessen. Aber indem er den Kaiser darum bat, erkannte er ihn an. Selbst zur Wiederherstellung des Imperiums zu wirken, fühlte er sich verpflichtet. Als er die Provence in Besitz nahm, ließ er Cassiodor dies als eine Rückkehr zu Rom hinstellen. Er nahm die Ansprüche auf den ehemaligen Umfang des Reiches auf. In dem kleinen Ländchen an der Rhonemündung richtete er sogleich die oberste Behörde wieder ein, die früher für ganz Gallien samt Britannien, Germanien und Spanien bestimmt gewesen war. Derart erscheint er nicht nur als Erhalter, sondern als Restaurator des Imperiums, erscheint seine Lösung vollkommene Unterordnung der Goten unter das Römertum.

Ein voller Einblick in Theoderichs Gedanken vermag sich indessen dem nicht zu erschließen, der die Dinge lediglich von der Seite des römischen Staatsaufbaus her sieht. Wie diese Epoche überhaupt, welcher mehr und mehr das Germanentum den Stempel aufdrückte, das als Träger einer neuen Zukunft in sie einzog, so kann auch Theoderichs Konzeption abschließend nur dann beurteilt werden, wenn man sich auf den germanischen Standpunkt begibt. Von hier erst empfängt sein Bild das rechte Licht. Es schwindet der Gegensatz, der zwischen seiner Haltung in seinen beiden Lebensperioden zu bestehen scheint. Eine Grundlinie seines Handelns tritt hervor, die aus der noch unsicheren Frühzeit immer klarer in die Jahrzehnte seiner vollen Entfaltung als Herrscher Italiens hinüberleitet. Sie ist gekennzeichnet durch das Ringen, sein Volk von dem Fluche der Entwurzelung zu befreien, es aus der Drangsal der Wanderjahre heraus und einer reicheren Entwicklung entgegenzuführen.

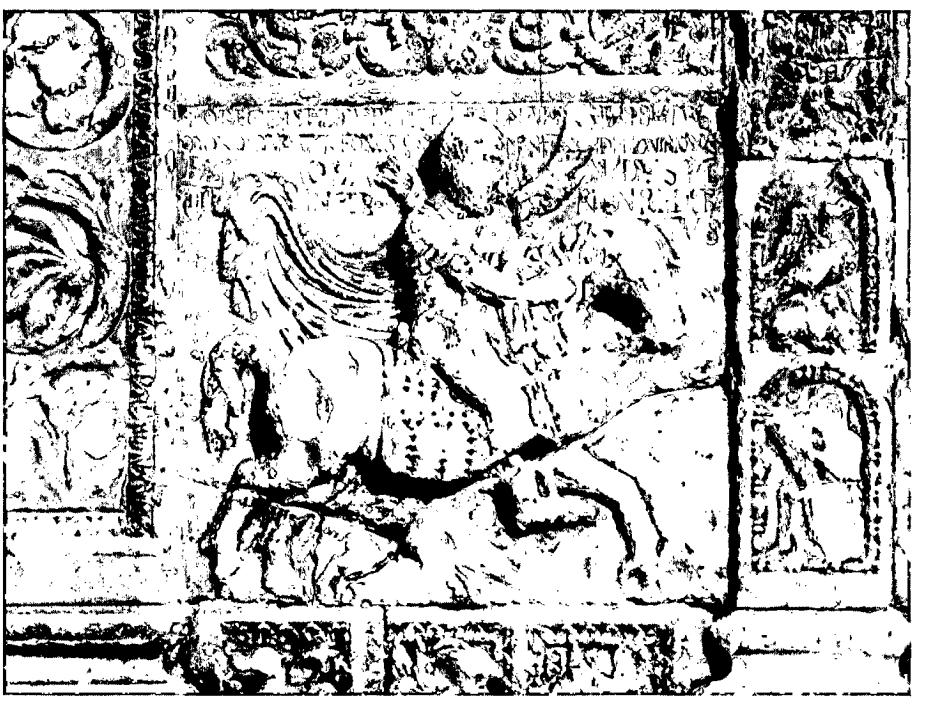
Durch die Versetzung nach Italien hat Theoderich in der Tat den Stamm der Goten neu begründet. Ohne Übertreibung darf man dies angesichts der fortschreitenden Auflösung aussprechen, welche das einst so mächtige Volk im Laufe eines Jahrhunderts dezimiert hatte, und der Gefahrenfülle, der es in der Reichweite von Konstantinopel und am Rande der weitergärenden Welt von Germanen, Sarmaten und Hunnen ausgesetzt gewesen war. Nun sah Theoderich die Goten zu glücklichen Bedingungen von Sicherheit, politischer Geltung und Wohlstand gelangt. Steil war ihre vielgewundene und kümmerlich hingeschleppte Schicksalslinie emporgestiegen. Aber die bitteren Erfahrungen hatten Theoderich auch gelehrt, wie leicht solch gesegnete Zustände durch Verwirrung in jener bürgerlichen, der römischen Welt, in der die Goten leben mußten, in ihr Gegenteil umschlagen konnten. Er war entschlossen, diesen Erfahrungsschatz seiner ersten Lebenshälfte zu nützen. Nicht allein ehrfurchtsvolles Beugen vor der Idee des unsterblichen Imperiums und Einsicht in höhere Kulturwerte, sondern auch das unmittelbarste Lebensinteresse seines Volkes geboten ihm, in das Getriebe der römischen Welt möglichst wenig einzugreifen und mit den Römern im Einverständnis zu leben. Daß er das Römertum nicht unterjochte, noch abschüttelte, hat Italien den Goten gelohnt. Während Afrika dem Verfalle entgegenging, blühte hier die abgesunkene Wirtschaft unter dem starken Schutze und der verständnisvollen Pflege Theoderichs augenfällig wieder auf.

Zu solchem Gleichgewicht des romanischen und germanischen Bestandteils seines Reiches entschlossen, sah sich Theoderich jedoch vor eine andere Entscheidung gestellt. Eben damals gab der Salier Chlodowech, als er in Mittelgallien vordrang, dem römisch-germanischen Verhältnis eine neue Wendung, die demselben Kraftbewußtsein des Siegers entsprang, das Geiserich beseelt hatte, aber gerade in die umgekehrte Richtung wies. Er billigte den Unterworfenen die gleichen vollen Rechte zu wie seinen Franken, selbst das Waffenrecht; er öffnete Schleusen einer gegenseitigen Vermischung, indem er Eheschließungen keine Hindernisse entgegensetzte; er legte einen Damm der Trennung zwischen Germanen und Romanen nieder, indem er, zum Christentum übertretend, statt des spaltenden Arianismus den mit den Romanen verbindenden Katholizismus wählte. Wir wissen, daß das von ihm begründete Reich der Ausgangspunkt der politischen Entwicklung für den größten Teil des Abendlandes geworden ist, und der Aufbau dieses Reiches ruhte ganz vornehmlich auf jenem von Chlodowech hingeworfenen Gedanken des freien Nebeneinander gleichberechtigter Volksstämme.

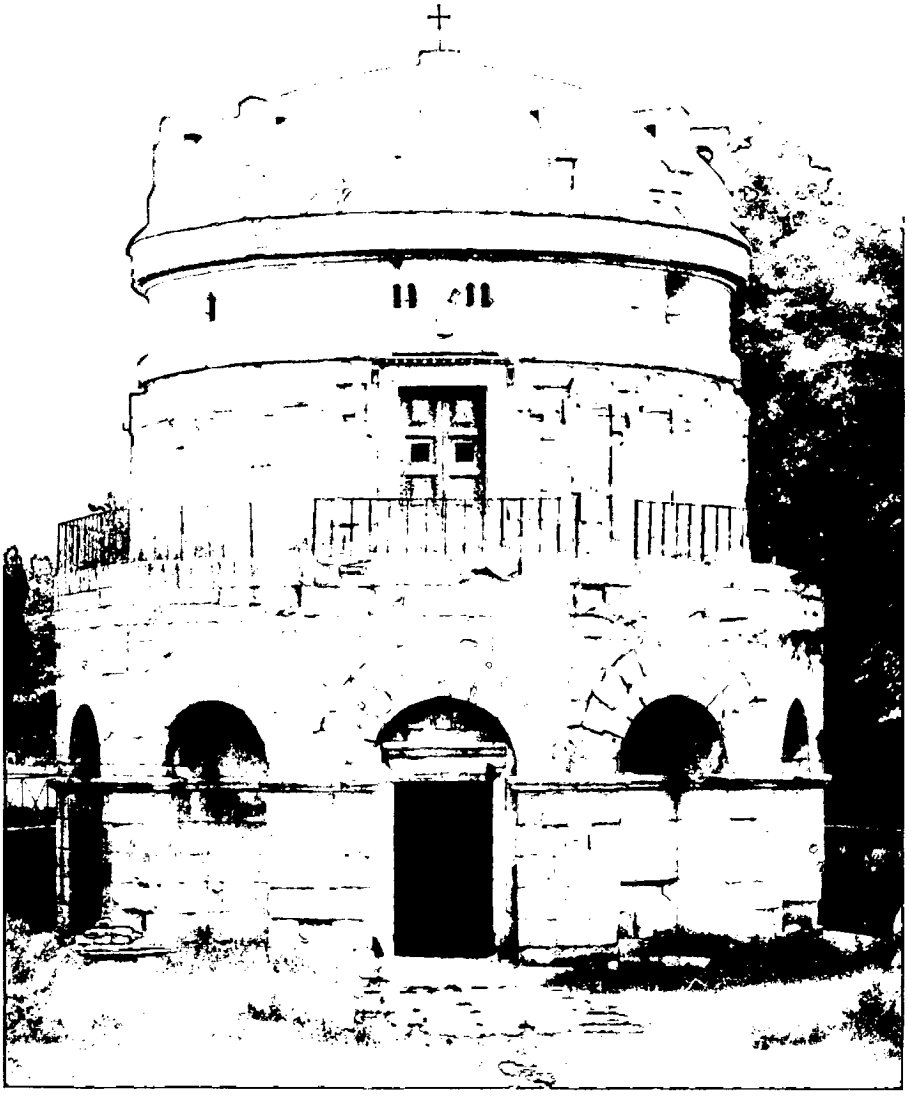
Chlodowech konnte so handeln, ohne je den festen germanischen Boden unter den Füßen zu verlieren, den ihm das von Franken in geschlossener Bauernsiedlung besetzte Gebiet von Flandern bis jenseits des Rheines darbot. Theoderich war nicht imstande, sich für Chlodowechs Weg zu entscheiden. Dafür war seine germanische Basis viel zu schmal. Das Volk der Goten wäre im Romanentum zerronnen. Ohne Haß gegen die Römer zu empfinden, waren sich die Germanen doch ihres



Theoderich d. Gr.
Goldmedaillon. Rom, Vatikan



Dietrich von Bern (Theoderich), zur Hölle reitend
Steinrelief, 12. Jahrh. Verona S. Zeno



Grabmal Theoderichs in Ravenna,
erbaut im 6. Jahrhundert

Eigenwesens stark bewußt. Die Rugier, welche ihre ganze noch gerettete Existenz den Ostgoten verdankten, haben Eheverbindungen mit ihnen selbst in dem nahen Zusammenleben Italiens streng zurückgewiesen. Sie wollten die Reinheit und Geschlossenheit des Stammes bewahren. Auch in Theoderich lebte, wenngleich in der Jugend unsicher geworden, der gotische Eigenstolz. Welchen Wert er jetzt auf die Betonung seines Volkstums legte, bewies das Jahr 500. Damals beging er — an sich ein römischer Brauch und die Schaustellung auf die Römer berechnet — die Erinnerung an seine Erhebung zum König an des verstorbenen Vaters Statt vor dreißig Jahren. Damit brachte er zum Ausdruck, daß er über alle römischen Ämter und die neue Schilderhebung hinweg als gotischer Volkskönig nach Geblütsrecht gelten wollte. Dem Gedächtnis der Amalersippe, der Theoderich entsprossen war, mußte selbst Cassiodor seine Feder leihen. Vielleicht hat den König die Verantwortung staatsmännischen Handelns sich stärker auf die tragenden Kräfte besinnen lassen, die in dem Festhalten an der Stammesüberlieferung lagen. Innere Verbundenheit mit seinem Volkstum und klare Abschätzung der Lage verlangten gleicherweise von ihm, dieses Gotentum, das er vom Untergange gerettet, das er neu begründet hatte, nicht durch wahllose Vermischung und Angleichung an die Umgebung zerfließen zu lassen.

Schranken zwischen Goten und Römern bestanden zahlreich nach der Natur der Dinge und gemäß der geschichtlichen Entwicklung: gesonderte Aufgabe von Kriegertum und bürgerlichem Wesen, eigenes Recht auf beiden Seiten und vor allem die hohe Scheidewand des konfessionellen Gegensatzes von Arianismus und Katholizismus und deren Kirchen. Die Römer fühlten sich in der ihren als Teile einer Weltgemeinde. Bei den Goten war die arianische Kirche eine enge Verbindung mit dem im Heere organisierten Volkskörper eingegangen und dem König untergeordnet. Seit Wulfila den Goten die Bibel zu übersetzen begonnen und damit Schrift und Bildungssprache geschenkt hatte, war auch eine gotische Literatur im Entstehen. Die eigene Kirche wies den Goten einen eigenen Weg zu geistiger Weiterentwicklung. So hat die konfessionelle Sonderung besonders viel zur Herausbildung und Bewahrung der germanischen Eigenart beigetragen.

Bei Theoderich sind diese gegebenen Schranken Stützen seines politischen Systems geworden. Nicht verteilt, sondern gruppenweise wurden die Goten angesiedelt. Nur ganz ausnahmsweise fanden Römer Eingang ins Heer. Im übrigen schützte ein strenges Verbot von Waffen bis hinab zum Messer die Existenz der germanischen Minderheit. Die Goten standen unter ihren eigenen Richtern. Es galt für sie gotisches Recht auch dann, wenn ein Römer Prozeßgegner war. Die arianische Kirchenverfassung hinzugenommen, erscheinen die Goten wie eingekapselt in die Schutzpanzer ihrer völkischen Einrichtungen.

Dort aber, wo beide nationale Sphären zusammengefaßt werden mußten, an der Spitze, kam das Übergewicht des Gotentums zum Ausdruck. Denn diese Spitze war ein germanischer König. Wie sehr sich Theoderich als solcher gefühlt hat,

zeigt, daß er den Hofstaat zu seiner persönlichen Bedienung mit Goten besetzte. Doch auch in die Staatsordnung griff der germanische Charakter des Königtums über. Mit dem Königsschutz, welcher germanischem Rechtsgedanken entsprungen ist, mit dem Königsgericht, dem er persönlich vorsaß, mit seinen gotischen Gefolgsleuten, die er mit besonderen Aufträgen durchs Land sandte, korrigierte und überwachte Theoderich den römischen Verwaltungsapparat. Die persönliche Nähe des Königs zu seinen Untertanen, die sich in allen diesen Einrichtungen ausspricht, war durchaus unrömisch.

So kann man im ganzen sagen, daß Theoderich in Rücksicht auf Byzanz, in würdiger Achtung vor höheren Kulturwerten und in weit aufgefaßtem Interesse seiner Goten wohl in die gegebenen Verhältnisse eingetreten sei, nicht aber, daß er sie einfach hingenommen hat. Vielmehr hat er, was er nicht zu stürzen willens und imstande war, doch positiv umzugestalten versucht. Es ging ihm vor allem darum, dem kleinen Häuflein von Goten, die er anführte, innerhalb der römischen Welt eine bleibende Stätte zu bereiten, ohne sie der Gefahr auszuliefern, ihr Volkstum zu verlieren. Indem er diesem Ziele zustrebte, verlieh er Einrichtungen, die bisher im ausschließlichen Interesse Roms entwickelt worden waren, einen germanischen Sinn. Andererseits gab er in hoher, humaner Gesinnung der Tatsache, daß er Herrscher über Millionen fremder Untertanen geworden war, den Inhalt einer wahren Gerechtigkeitsliebe.

Noch stärker fast haben sich die gleichen Grundzüge in Theoderichs Außenpolitik ausgeprägt. Kaum durch einen umstürzenden Akt in ein neues Dasein emporgehoben, sehen wir ihn sogleich zum strengen Verteidiger des Bestehenden werden. Weitere Eroberungspläne lagen ihm fern. Richtschnur seiner Außenpolitik war es, so lange als möglich die Bedingungen aufrechtzuerhalten, welche den Goten die Niederlassung in Italien erlaubt hatten: das gute Verhältnis zum Kaiser im Osten, die eben bestehende Kräfteverteilung der Germanenstaaten im Westen. Die besondere Leistung Theoderichs liegt auch hier in dem, wie er innerhalb dieser Grenzen die Probleme zu behandeln wußte. Von der Besitznahme Italiens angefangen, arbeitete er auf ein System von Bündnissen und Freundschaften mit und unter den Germanenstaaten hin. Seiner Stärkung sollten vornehmlich dynastische Verbindungen dienen. Schon 493 führte er die Schwester des rasch emporstrebenden Frankenfürsten Chlodowech heim, allmählich machte er die Könige der Wandalen, Westgoten, Burgunder und Thüringer zu seinen Schwiegersöhnen und Schwägern, mit Alemannen und Herulern im Rheingebiet hielt er enge Freundschaft. Die Bündnisse waren zugleich Bindung. Keiner der jungen, noch im vollen Fluß ihres Werdens begriffenen Staaten sollte durch ungestümes Ausgreifen den bestehenden Zustand aus dem Gleichgewicht werfen. Geschah es doch, bot Theoderichs System sogleich die Handhaben zur diplomatischen Einkreisung des Friedestörers. Die Bündnisse bedeuteten auch Rückendeckung, wenn nicht Hilfe gegen Byzanz.

Theoderich rechnete auf die Solidarität der Germanenstaaten. Byzanz, das seine Ansprüche auf das Westreich nie aufgab, blieb deren ewige Bedrohung. Es scheint nicht glaublich, daß Theoderich diese Solidarität bloß in der realen Tatsache ihrer parallelen Lage erkannt und nicht auch in der Gemeinsamkeit ihres Germanentums empfunden habe. Jedenfalls ist er der erste gewesen, welcher derart die Folgerungen aus der Umgestaltung des Abendlandes durch die Völkerwanderung gezogen und die Ersetzung des einen Imperiums durch das Nebeneinander gleichgestellter Staaten planvoll und positiv für die Außenpolitik zu gestalten versucht hat.

Die Diplomatie, welche er dabei vorzüglich zu handhaben wußte, bedeutete ihm keineswegs das einzige Mittel. Den Sinn für kriegerische Machtentfaltung hat Theoderich auch als Friedenskönig durchaus nicht verloren. Das Heer war in ausgezeichnetem Zustand. Es sicherte die Grenzen, es hielt schon durch sein Bestehen Gegner in Schach und erlaubte, bei Gelegenheit auch einmal aktive Politik zu treiben, wie bei der Angliederung Pannoniens und der Provence. Eine Spannung mit den Wandalen ließ Theoderich sogleich den Bau einer Flotte mit Eifer betreiben. Aber nirgends mehr war es das Ausgreifen des unbändigen Kraftgefühls, das er früher schaudervoll bewiesen hatte. Mit der Einsicht in die Fragen, welche ihm die Regierung Italiens stellte, mit dem Bewußtsein der Verantwortung, die auf ihm lastete, eine hochentwickelte Welt in Gang zu erhalten, hat er seinen Trieben Zügel angelegt. Es ehrt ihn hoch, daß er sich selber Grenzen setzte, um mit Vorbedacht eine klar erkannte Aufgabe in kühler Abschätzung der verfügbaren Kräfte zu lösen. So mächtig auch sein Reich nun dastand, im Grunde spürt man in dem Verhalten des Gotenkönigs das Bewußtsein, daß die schwer errungene und kunstvoll aufgebaute Herrschaft keine starke Erschütterung vertrage.

Seine Vorsicht und Mäßigung ist um so höher anzuschlagen, als das größte der inneren Gefahrenmomente, das dem Gotenstaate drohte, in den ersten Jahrzehnten noch verdeckt war. Daß Theoderich so lange ein ruhiges, glückliches Regiment über Goten wie Römer zu führen vermochte, beruht ganz wesentlich auf einer seltenen Gunst des Schicksals. Die Katholiken Italiens waren zu dem Kaiser in Konstantinopel in schärfsten Gegensatz geraten. Eine dogmatische Streitfrage hatte sich zwischen die beiden Hälften des Römertums gestellt und ließ nun jener des Westens den arianischen König als Schutzwehr gegen den ketzerischen Kaiser erscheinen. Diese Kirchenspaltung ist Theoderich als unschätzbares Geschenk in den Schoß gefallen. Er war allerdings auch imstande, sie zu nutzen. Der arianischen Gotenkirche lag ob ihrer engen Bindung an das gotische Volkstum jedes Missions- und Herrschaftsstreben fern, und innerlich war Theoderich zu einer frei duldenden Achtung gegenüber Andersgläubigen bereit. So hat er es verstanden, mit sicherer und feiner Hand, die selbst im heiklen Falle strittiger Papstwahl nicht versagte, das Kirchenregiment auch über Katholiken zu führen und diesen den gesuchten Rückhalt zu bieten, so daß er nicht nur die Autorität des Gotenkönigs über die Römer aufrichtete, sondern die Masse seiner Untertanen

dahin zu bringen vermochte, sich innerlich mit dem neuen Regiment abzufinden und ihm ihre Fähigkeiten zur Verfügung zu stellen.

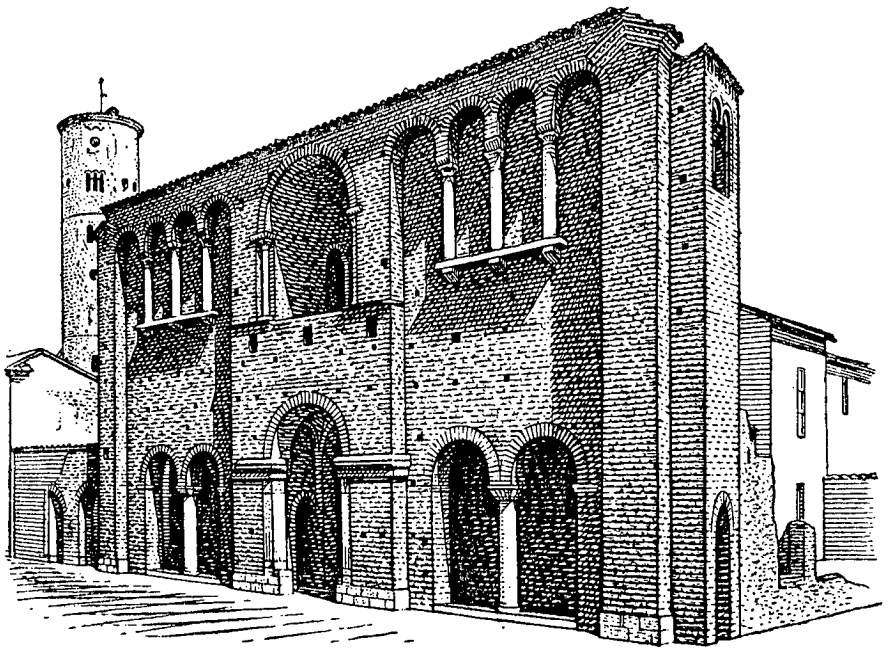
Durch die Verbindung gezügelter Germanenkraft mit römischer Kunst der Staatslenkung, die er je an ihrer Stelle zur Wirkung brachte, ist es ihm geglückt, sein Volk nach den bitteren Jahrzehnten der Heimatlosigkeit und das Land Italien nach den hundertjährigen Nöten der Barbareneinfälle einer neuen Blüte entgegenzuführen, von der heute noch die Denkmale seiner Königsstadt Ravenna zu uns sprechen.

*

Es war eine Scheinblüte. Hinter ihr lauerte vernichtendes Geschick. Denn auf die Dauer konnte die seltene Gunst der Lage nicht anhalten, welche den ungestörten Bestand und den Glanz des Gotenstaates ermöglicht hatte; und keine Vorsicht vermochte für immer die innere Zwiespältigkeit aufzuheben, an welcher er litt.

Am frühesten wurde das außenpolitische System erschüttert. Das kraftvolle Vorwärtsdrängen Chlodowechs, der, weit von der Machtsphäre Ostroms entfernt, wenig von germanischem Gemeingefühl berührt war, drohte das künstlich gehütete Gleichgewicht der Germanenstaaten umzustürzen. Nach dem ersten Stoß, 496 gegen die Alemannen, und dem zweiten, 507 gegen die Westgoten geführt, gelang es Theoderich nur mit Mühe, das Einbrechen der Franken ins Mittelmeergebiet abzudämmen. Damals besetzte er die Provence und übernahm für seinen unmündigen Enkel die Lenkung des Westgotenreichs. Beim dritten, als Chlodowechs Söhne das Burgunderreich zerschlugen, vermochte er wiederum nur, ihnen einen Teil vorzuenthalten, den er seinem Reiche anschloß. Kurz vor seinem Ende sah er die Wandalen sich feindselig dem Bündnis entziehen. Das allerdings ist ihm Zeit seines Lebens erspart geblieben, daß Ostrom die Kräfte zur Wiedereroberung des Westreichs zurückgewonnen hätte.

Um so deutlicher erwies sich im Innern die Unmöglichkeit, die Dinge in ihrer kunstvollen Schwebe zu erhalten. Die vollständige Abschließung, wie sie die Rugier aufs höchste steigerten, bedeutete keine Lösung des römisch-germanischen Problems. Das enge Zusammenleben der Völker erforderte gebieterisch eine Weiterbildung der germanischen Zustände, um den hochentwickelten Verhältnissen gerecht zu werden, welche sie umgaben. Das gotische Recht z. B. mußte in vielen Fällen des täglichen Daseins, ganz besonders der herrschenden Verkehrswirtschaft gegenüber, versagen. Verharren hätte hier wie anderwärts zum Verdorren geführt. Wie aber sollte das Volk die neuen Lebensformen aus sich heraus gestalten, diese Soldaten, die bereits ihre heimischen Verbände aufgegeben und römische Heeresgliederung angenommen hatten, diese Grundherren, denen der feste Boden selbstbebauter Scholle fehlte, um darin Wurzeln zu schlagen, und die geschlossene Ansiedlung, um der eigenen Art zu pflegen, diese Krieger-Landwirte, denen gänzlich das Bürgertum abging? Eine neue Lebensordnung kann nicht aus dem Boden gestampft werden, sie muß reifen. Die Goten waren eben in eine solche versetzt



Der Palaſt des Theoderich in Ravenna

worden. Es blieb ihnen wenig anderes übrig, als ſich der vorgefundenen zu bedienen. Die Abkapſelung ließ ſich nicht mehr voll aufrechterhalten. Theoderich ſelbſt legte durch ſeine für Goten und Römer gleich geltende Geſetzgebung auf der Grundlage der römiſchen eine Trennungsmauer, welche zugleich als tragende Mauer ſeines Staates gedacht war. Dahin ſogar trieb die innere Konſequenz des einmal herbeigeführten Zuſammenwohnens, daß er, eben um dieſen Staat aufrechtzuerhalten, auch den Goten die Pflege der bürgerlichen, der römiſchen Tugenden ans Herz legen mußte, was nichts anderes als eine Unterbindung jener urwüchſigen kriegeriſchen Inſtinkte bedeutete, mit der ſie dem Gemeinweſen dienen ſollten. So erlebte Theoderich, daß ihn die Verhältniſſe zwangen, ſelber zu fördern, was er hatte verhüten wollen, die innere Angleichung der beiden Völker.

Die ſcharfe Abgrenzung zweier nationaler Sphären in dem einen Staate hatte die Löſung der Grundfrage nicht gebracht, ſondern nur verſchoben. Es erwies ſich als unmöglich, die Gegenſätze zu verewigen. Wo aber war, wenn einmal der Damm riß, ein Schutz für die germaniſche Minderheit vor dem rettungsloſen Aufgehen ins Römertum zu finden?

Die eigene Kirche bot ſie. Aber auch hier wandte ſich das Blatt. Ein Thronwechſel in Byzanz 518, der Regierungsantritt eines orthodoxen Kaiſers, erlaubte den italieniſchen Katholiken die volle Ausſöhnung mit Oſtrom. Damit brach jene einmalige Konſtellation zuſammen, die Theoderichs Innenpolitik getragen hatte.

Der nationale und der konfessionelle Gegensatz der Römer zu den Goten hoben einander nicht mehr auf, sie begannen einander zu verdoppeln. Theoderichs Friedenspolitik war die Aussicht auf Wirkung genommen. Den nationalen Abstand mochte die bunt zusammengewürfelte Bevölkerung des Imperiums überwinden, den konfessionellen konnte sie niemals vergessen.

Der alternde Theoderich stand vor inneren Gegensätzen seiner Regierungsaufgabe, die unüberbrückbar waren. Er wurde unruhig über den beginnenden Widerstand der Römer und unsicher in seinen Maßnahmen. Die Hinrichtung der Senatoren Boethius und Symmachus verschlimmerte die Lage. Die Verfolgung germanischer Arianer im Ostreich, die Theoderich zu scharfem Einspruch antrieb, belastete sein Verhältnis zum Kaiser, das er eben jetzt pflegen mußte. Ihm war der Sohn als Erbe der Gedanken und Ziele versagt geblieben. Dann sah er den Schwiegersohn, der ein fähiger Nachfolger hätte werden können, ins Grab sinken. Nur der unmündige Enkel und die in römischer Bildung erzogene Tochter standen als Anwärter aus seinem Blut für den Thron bereit, den germanische Rechtsauffassung ihnen versagte. Als sich der Greis, der die Siebzig überschritten hatte, zum Sterben hinlegte, war der letzte Rat, mit dem er seinem Volke das Fazit seiner Lebenserfahrung hinterließ: es solle sich stets die Freundschaft der Römer erhalten.

Konnte er glauben, daß diese gewährt werden würde? Konnte er hoffen, daß dann sein Volk als solches würde weiterzubestehen vermögen?

Theoderich hat die erste Aufgabe erfüllt, seine Goten aus der bedrückenden Unrast der Wanderzeit zu festen Sitzen und sicherem Dasein zu führen. Die zweite, an der er sich versuchte, das gerettete Volk in seiner eigenen Art unversehrt in der fremden Umwelt zu bewahren, hat er nicht endgültig zu bewältigen vermocht. Eine Spanne von Jahrzehnten haben sich die Goten als abgeschlossene Krieger- und Herrenschicht behauptet; aber doch nur durch das einmalige Zusammentreffen seltener Bedingungen. Es sei nicht vergessen, daß unter diesen keineswegs die letzte die Persönlichkeit Theoderichs selbst gewesen ist, dessen Weitsicht, politische Begabung und maßvolle Kraft auch labilen Zuständen eine Zeitlang Halt zu geben vermochte. Aber er war außerstande, das Schicksal zu wenden, das über alle jene Germanen verhängt gewesen ist, die sich gänzlich vom alten Heimatboden losgerissen hatten und in die lockende Welt des Südens eingetaucht waren. Ob sie der römischen Kultur Achtung bezeugten oder trotzig auf ihre Kraft pochten, ob sie sich unbekümmert über das Land zerstreuten oder zusammengeschart blieben, ob sie neuen Gedanken Zutritt gewährten oder sich fest gegen alles Fremde abschlossen: ihrer aller harrte nur ein Ausgang: Vernichtung oder Aufgehen im Römertum.

Theoderich mochte anfangs glauben, dieses Schicksal abwenden zu können. Er trat ihm mit der Ausschöpfung aller ihm günstigen Bedingungen, mit der klugen Ausnutzung des Augenblicks, mit dem sorgfältigsten Auswägen gegeneinanderwirkender Kräfte in den Weg. Er setzte das ganze Gewicht seines hohen persönlichen

Ansehens in der römischen wie germanischen Welt ein. Dennoch waren seine späten Jahre schon von der aufsteigenden Ahnung überschattet, daß sein heißes Bemühen fruchtlos sein würde. Er mußte den abwärts führenden Weg seines Volkes voraussehen und konnte ihn nicht hemmen. Ehe ein Menschenalter nach seinem Tode verstrichen war, hatte es sein Schicksal vollendet. Es trat ein, was Theoderich zu erleben erspart geblieben: Ostrom raffte sich zur Wiedergewinnung des Westens auf. Und während dem kaiserlichen Heere die Römer als dem Befreier vom Barbarenjoch zuliefen, stellte sich ihm kein germanisches Gemeingefühl, das Theoderich geweckt und gepflegt hatte, entgegen. Als erster brach, allein gelassen, der morsche Wandalenstaat zusammen.

Dann wurde der Angriff von Byzanz zur schweren Probe für die Hinterlassenschaft Theoderichs selbst. Manche Goten zeigten sich bereits vom römischen Wesen gewonnen, andere machten ihren Frieden mit Rom, als sie am Widerstand verzweifelten. Aber der Kern erwies unversehrt die alten germanischen Heldentugenden. Er hat einen Endkampf gekämpft, der an heroischer Dramatik kaum seinesgleichen in der Geschichte findet. Unzählige Kämpfer sind auf dem Schlachtfeld geblieben, Gefangene wurden ins byzantinische Heer gesteckt, so daß sie in die Lage ihrer Väter zurückkehrten. Ein Rest, der freien Abzug erhielt, wandte dem verderbenbringenden Südland den Rücken und zog, die Leiche des letzten Königs Teja mit sich führend, man weiß nicht wohin.

Der Stamm der Ostgoten hat es mit dem Untergang bezahlt, daß er sich in das Kernland des alten Imperiums gebettet. Dem großen König, der es dahin gerettet, hatte der Gang der Geschichte die Hoffnung vorgespiegelt, er werde hier sein Volk, wie auf einer Insel im Meere des Römertums, ungebrochen erhalten können. Doch ist es darin ein Fremdkörper geblieben, der sich selbst auflösen oder gewaltsam ausgeschieden werden mußte. Das Ende des Stammes wirft den Schatten heroisch-tragischen Kämpfens auf den Herrscher zurück, der es zur Höhe geführt, die doch bereits alle Keime des Zusammenbruchs in sich verbarg. Der ganze Gotenstaat in Italien war ein gigantisches Ringen um die Erhaltung von Germanentum auf verlorenem Posten.

Deshalb mag auch das Sagenbild des Dietrich von Bern gerade den tragischen Zug am stärksten festgehalten haben. Katholisch-römischer Fanatismus hat den arianischen König als wilden Jäger zur Spukgestalt gemacht, in der wohl doch auch etwas von der Unruhe weiterlebt, die Theoderich an seinem Lebensende befiel. Aber auch die Erinnerung an den großen Herrscher ist nicht untergegangen. Das Reiterstandbild Theoderichs, das vor seinem Palast in Ravenna aufgestellt war, hat der Germanenkönig, der in einer neuen und großen Synthese des Römer- und Germanentums das Ergebnis der Völkerwanderung zusammenfaßte, hat Karl der Große, als Sinnbild herrscherlicher Würde nach seiner Pfalz in Aachen übertragen lassen.

Karl der Große

742—814

Von

Martin Lintzel

In Karl dem Großen hat die Geschichte des fränkischen Reiches und der karolingischen Dynastie ihren Gipfel erreicht, einen Gipfel, auf den in den nächsten Jahrhunderten die Völker und Könige des Abendlandes wie auf ein Ziel ihrer Sehnsucht zurückblickten. Nicht bloß, daß Karl als Feldherr und Staatsmann der hervorragendste Vertreter seines Hauses und seines Stammes war, durch ihn erhielten die Bestrebungen der vergangenen Jahrhunderte ihre höchste Vollendung, und durch ihn hat das Jahrtausend, das ihm folgte, die tiefsten Einflüsse empfangen.

Wenn man die geschichtliche Bedeutung von Karls Persönlichkeit ermessen will, so wird man zunächst einen Blick auf den Weg werfen müssen, den die Entwicklung seines Staates und seines Volkes bis zu seiner Zeit genommen hatte.

Das fränkische Reich war eine Gründung des fränkischen Stammes. Von den Ufern des Niederrheins aus hatte er in den Jahrhunderten, als das römische Imperium im Westen zusammenbrach, sich allmählich über die nördlichen und nordöstlichen Gebiete Galliens ausgebreitet und diese Gebiete germanisiert. Um die Wende des fünften und sechsten Jahrhunderts eroberte er dann in raschem Ansturm den übriggebliebenen Teil des Landes. Außerdem aber wurden um diese Zeit die meisten germanischen Stämme im Osten, im heutigen Deutschland, unterworfen, die Thüringer, die Schwaben, die Bayern. Das Reich, das auf diese Weise zustande kam, war ein germanisch-romanisches Reich. Germanische und romanische Elemente standen sich in seiner Bevölkerung, in seiner staatlichen Verfassung und in seiner Kultur gegenüber; die Herrschaft im Staate jedoch führten die germanischen Franken. Sie haben das Reich geschaffen und erhalten; mit ihrer Schöpfung konnte sich keine andere germanische Reichsgründung der Völkerwanderungszeit an Macht und Umfang messen. Es ist, wenn man von den angelsächsischen Staatengründungen absieht, das einzige der germanischen Reiche auf römischem Boden gewesen, das auf die Dauer Bestand gehabt hat.

Das Herrscherhaus, unter dem die Franken ihre Eroberungspolitik getrieben haben, das Haus der Merowinger, ist bekanntlich in der nächsten Zeit, etwa seit der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, in Unfähigkeit und Schwäche versunken. Die Zügel des Staates schleiften am Boden, sein Untergang schien in den wilden Kämpfen einer zügellosen Aristokratie untereinander und gegen die Krone bevorzustehen. Die Randgebiete des Reiches im Osten und Westen gingen verloren.

Bayern, Schwaben und Thüringen, dazu Aquitanien machten sich wieder fast völlig selbständig. Außerdem aber zerfiel, von allen Absplitterungen im einzelnen und im kleinen abgesehen, das fränkische Reich damals mehr und mehr in zwei große Teile: Austrasien und Neustrien; Austrasien, die östliche Reichshälfte, die vor allem von Germanen besiedelt war, Neustrien, das westliche Gebiet, in dem vor allem Romanen saßen. Beide Teile des Reiches bekämpften sich und suchten übereinander die Oberhand zu gewinnen. Schließlich siegte mit der Schlacht von Testry im Jahre 687 Austrasien, der germanische Osten. Die Führer der austrasischen Länder aber waren die Karolinger.

Die Karolinger haben von jetzt an das Reich regiert, zunächst als Hausmeier, d. h. als leitende Minister der merowingischen Schattenkönige. Sie begannen, den verfallenden Staat zu ordnen und ihm seine frühere Ausdehnung und Macht zurückzugeben.

Die Zerrüttung im Innern fand ein Ende; vor allem Karl Martell hat die Aristokratie gebändigt. Die Beamten des Königs, die Grafen, wurden aus Vertretern von Adelsinteressen wieder zu Organen der staatlichen Verwaltung. Mit Hilfe des Lehnswesens wurde der Adel zu Botmäßigkeit und Treue gegenüber der Spitze des Staates zurückgeführt. Außerdem aber haben die Karolinger, besonders Karl Martells Söhne, Karlmann und Pippin, wieder Ordnung in der Kirche geschaffen. Die Kirche war in dieser Zeit, da sie dem Staat sozusagen als Staatskirche noch völlig zur Verfügung stand, mit ihrer Organisation, ihrem Reichtum und ihrer Macht über die Seelen eine der wichtigsten Stützen der Regierung. Unter den Merowingern hatte sie sich in völliger Auflösung befunden. Jetzt wurde sie mit Hilfe der Angelsachsen reformiert und wieder zu einem schlagkräftigen Instrument der königlichen Politik ausgestaltet.

Die angelsächsische Reform hat bekanntlich das Antlitz der fränkischen Kirche nach Rom gewandt. Sie wurde der moralischen und dogmatischen Autorität der Kurie unterstellt. Zur selben Zeit aber hat die karolingische Dynastie die moralische Autorität des Papstes auch für eine rein staatliche Angelegenheit angerufen. Als Pippin im Winter 751/52 den letzten Merowinger stürzte und sich selbst zum König machte, hat er den Staatsstreich vom Papst sanktionieren lassen. Auf seine Zustimmung gestützt bestieg er den Thron; die Kurie gab die moralische Garantie und zugleich die religiöse Weihe für das neue Königtum.

Das Bündnis mit dem Papst hat die auswärtige Politik der Karolinger in wichtigen Punkten direkt oder indirekt beeinflußt. Als Bundesgenosse der Kurie ist Pippin in Italien erschienen und hat in zwei Feldzügen den werdenden Kirchenstaat gegen die Langobarden verteidigt und wenigstens vorläufig gesichert: der Papst legitimierte Pippins Königtum, Pippin deckte die päpstliche Herrschaft in Italien. Außerdem schützte er die von der Kurie gebilligten und geförderten Missionsversuche der Angelsachsen in Sachsen und kam im Zusammenhang damit dazu, in einigen Gauen das Christentum und fränkische Herrschaft einzuführen.

Aber auch unabhängig von derartigen mehr oder weniger wirksamen kurialen Einflüssen hatte die Festigung des Frankenreichs unter den Karolingern zu einer neuen erfolgreichen Außenpolitik geführt. Unter Karl Martell hat sich das Reich als Vormacht des Abendlandes im Kampf gegen die Araber bewährt und die romanischen und germanischen Völker Europas in der Schlacht von Poitiers vor dem Islam gerettet. Unter Karl Martell und seinen Söhnen wurden außerdem die von den Merowingern verlorenen Randgebiete zum größten Teil zurückgewonnen. Karl Martell hat Thüringen wieder an das Reich gekettet und dazu das bis dahin freie Friesland unterworfen; zu Pippins und Karlmanns Zeit wurde die Abhängigkeit Schwabens wiederhergestellt; Bayern wieder zu erobern gelang freilich noch nicht; unter Pippin machte es sich nach einer vorübergehenden Unterwerfung wieder selbständig; und auch die schweren Kämpfe Pippins um Aquitanien konnten wohl im wesentlichen das Land unterjochen, aber doch noch keinen endgültigen Abschluß herbeiführen.

Als Pippin im Jahre 768 starb, war der Umfang des Merowingerreiches beinahe wiedergewonnen, der Staat im Innern auf eine neue Grundlage gestellt, die neue Dynastie gefestigt und zugleich der fränkischen Politik die neue Richtung auf Italien gegeben. Auf allen Gebieten waren Erfolge errungen und neue Wege eingeschlagen. Aber es ist doch keine Frage, daß die meisten dieser Wege noch nicht gesichert und zu Ende gegangen waren. Aquitanien war noch nicht völlig unterworfen, Bayern war wieder frei, die Eroberung Sachsens war kaum begonnen, und auch die Lage in Italien war trotz der großen Erfolge Pippins noch unklar und in der Schwebe.

Pippin hinterließ zwei Söhne; den etwa sechsundzwanzigjährigen Karl und den ungefähr zwanzigjährigen Karlmann. Entsprechend den Gepflogenheiten, die bereits unter den Merowingern gegolten, und die auch Karl Martell befolgt hatte, wurde das Reich geteilt; Karl erhielt die nördliche, Karlmann die südliche Hälfte. Die Reichsteilungen hatten schon unter den Merowingern meist zu Kämpfen der Teile gegeneinander geführt. Dies Schauspiel wiederholte sich jetzt. Die beiden Brüder standen sich offenbar von Kindheit an schlecht, und als sie nun Herrscher geworden waren, drohte jeden Augenblick der Bruderkampf zwischen ihnen auszubrechen.

Die Zwistigkeiten im Innern mußten die Machtstellung des fränkischen Reiches nach außen lähmen. Aquitanien, das Pippin anscheinend unter seine beiden Söhne geteilt hatte, schüttelte die noch nicht ganz gesicherte fränkische Herrschaft wieder ab. Karl zog allein gegen den aquitanischen Herzog zu Felde und vollendete allein die Unterwerfung des Landes. Das unterworfene Aquitanien aber behielt er für sich. Seinen Bruder schloß er vom Besitz aus. Im übrigen verstand er es, die anderen europäischen Mächte, die dem Frankenreich feindlich gegenüberstanden, in seine Interessen zu ziehen und ihre Feindschaft gegen die Franken gegen Karlmann auszunutzen.

Unter der Vermittlung seiner Mutter Bertha knüpfte Karl freundliche Beziehungen zum Bayernherzog Tassilo an und trat in Verbindung mit dem langobardischen Hof in Pavia; er heiratete sogar eine Tochter des Langobardenkönigs Desiderius. Das Ziel dieser Bündnisse war die Einkreisung Karlmanns. Nur die Kurie, die alte Gegnerin der Langobarden, hielt zunächst zu Karlmann. Aber bald wurde die ihm freundliche Partei in Rom von den Langobarden unterdrückt. Von allen Seiten war sein Reich umstellt; er war matt gesetzt, ehe es zum Schlagen kam. In diesem Augenblick, bevor der Kampf ausbrach, ist Karlmann im November 771 gestorben. Seine unmündigen Söhne wurden von Karl entthront. In wenigen Tagen hat er das Reich seines Bruders in Besitz genommen.

Mit Karlmanns Tod hatten die Bündnisse, die Karl zu seiner Bekämpfung geschlossen hatte, ihren Sinn verloren. Vom Standpunkt der gesamtfränkischen Politik waren sie sinnlos und unnatürlich. So hat sie Karl, als er König des ganzen Reiches geworden war, wieder gelöst. Die Tochter des Desiderius wurde verstoßen, die fränkische, langobardenfeindliche Partei an der Kurie bekam wieder die Oberhand. Karl schwenkte in die politischen Bahnen seines Vaters ein.

Die Fronten wechselten mit einem Schlage; die bisherigen Freunde Karls wurden seine Feinde. Mit ihnen aber trat die Witwe Karlmanns in Beziehung. Sie floh mit ihren Kindern zum Langobardenkönig, und Desiderius forderte den Papst auf, die Söhne Karlmanns zu fränkischen Königen zu salben. Der Usurpation Karls sollte das Wort des Heiligen Vaters, dem das karolingische Königtum seine Weihe verdankte, entgegengestellt werden.

Aber Papst Hadrian I., der im Februar 772 als Freund der Franken den Stuhl Petri bestiegen hatte, lehnte ab; er rief Karl gegen die Langobarden zu Hilfe, und der König unternahm den Feldzug zur Unterstützung des Papstes und zur Sicherung seiner Alleinherrschaft im Frankenreich. Das langobardische Heer wurde durch eine geschickte Umgehung zum Rückzug gezwungen und mit seinem König in Pavia eingeschlossen. Als sich im Sommer 774 Desiderius ergab, schickte Karl ihn ebenso wie Karlmanns Witwe und ihre Söhne in fränkische Klöster. Was Pippin begonnen hatte, führte er zu Ende. Er hat zwar das Langobardenreich nicht eigentlich dem Frankenreich angegliedert, aber er hat es durch Personalunion mit ihm vereinigt, indem er den Titel eines Königs der Langobarden annahm.

Einen Aufstand, der zwei Jahre später gegen seine Herrschaft in Italien ausbrach, unterdrückte Karl ohne Mühe und benutzte die Gelegenheit, seine Stellung noch mehr zu festigen, indem er jetzt fränkische Grafen im Lande einsetzte. Im Jahre 781 hat er dann seinen Sohn Pippin als Unterkönig im langobardischen Reich bestellt, womit freilich nur ein sehr bescheidenes Maß von Selbständigkeit verbunden war.

Die karolingische Herrschaft in Italien umfaßte als ihren südlichsten Bezirk das Herzogtum Spoleto. Das langobardische Herzogtum Benevent befreite sich

nach dem Sturze des Desiderius von jeder Oberherrschaft; eigentlich annektiert wurde es von Karl auch später nicht. Aber nach langwierigen Auseinandersetzungen wurde es schließlich doch auf die Stufe eines Klientelstaates herabgedrückt.

Die Eroberung Nord- und Mittelitaliens veränderte das Verhältnis des fränkischen Reiches zum Papsttum vollkommen. Die letzten Konsequenzen aus der neuen Lage im Süden der Alpen wurden aber erst nach mehr als einem Vierteljahrhundert gezogen, nachdem sich die Machtstellung Karls auch im Norden grundlegend gewandelt und vergrößert hatte.

Das bedeutendste Staatswesen, das im achten Jahrhundert im Raume des heutigen Norddeutschland bestand, war das der Sachsen. Der sächsische Stamm hatte noch bis zu dieser Zeit die alte Freiheit und den alten Götterglauben gegenüber dem Frankenreich und dem Christentum bewahrt. Aber bereits Pippin hatte einige sächsische Gaue zwischen Unstrut und Bode unterworfen. Und die seit dem Ende des siebenten Jahrhunderts wirkende angelsächsische Mission hatte trotz vieler Rückschläge und Mißerfolge wenigstens beim sächsischen Adel Sympathien gefunden. Karl hat die Unterwerfung und Christianisierung Sachsens vollendet.

Schon vor dem Ausbruch des Kampfes gegen die Langobarden hat Karl, im Jahre 772, seinen ersten Feldzug gegen die Sachsen unternommen. Von da an hat er mit kürzeren oder längeren Unterbrechungen bis zum Jahre 804 gegen sie gekämpft. Aber die Unterwerfung Sachsens, seine Eingliederung in das fränkische Reich, war doch tatsächlich schon früher erreicht, sie war bereits im Jahre 785, ja schon 782, vollzogen.

Im Jahre 772 leisteten die Sachsen Karl allgemein gehaltene Eide und stellten Geiseln. 775 verstanden sie sich zu einer Art vasallitischer Huldigung. 776 und 777 versprachen sie die Einführung des Christentums und Gehorsam gegen die Befehle des Königs; sie setzten dafür Vermögens- und Freiheitsrechte zum Pfande. 779 und 780 wurden die vorangegangenen Abmachungen bestätigt. 782 ward die fränkische Grafschaftsverfassung in Sachsen eingeführt und damit das Land zu einem Bestandteil des fränkischen Reiches gemacht.

Diese Zugeständnisse und Erfolge hat Karl offenbar ohne große Anstrengungen erreicht; er ist in seiner Auseinandersetzung mit den Sachsen bis zum Jahre 782 weniger mit militärischen als mit politischen und diplomatischen Mitteln vorgegangen. Gewiß, er hat auch von 772 bis 782 gegen sie zu kämpfen gehabt, aber die Kämpfe waren nicht schwer, und die Zahl der Verträge und Friedensschlüsse, die er mit ihnen schloß, hat die Zahl der Feldzüge und Gefechte bei weitem überwogen. Andererseits haben sich freilich die Sachsen auch gegen ihn erhoben und die eben geschlossenen Verträge wieder rückgängig zu machen versucht, um dann, sobald ein fränkisches Heer im Lande erschien, sich von neuem zur Unterwerfung zu verstehen.

Dies merkwürdige Hin und Her und die raschen Erfolge Karls hatten ihren Grund in den ständischen Gegensätzen und Kämpfen in Sachsen. Es bestand dort

eine Adelsherrschaft, die durch die drohende Revolution der beiden unteren Stände, der Frilinge und Liten, unter ihrem Führer Widukind erschüttert wurde. Um seine Machtstellung zu retten, suchte der Adel Anlehnung bei auswärtigen Mächten. Karl verständigte sich mit ihm. Er garantierte ihm seine Herrschaft über die unteren Stände und erhöhte sogar noch seine soziale Stellung und seine Rechte. Als er Grafen in Sachsen einsetzte, nahm er sie aus den Reihen des Adels. Seine Hilfe aber ließ er sich in immer schärferen Bedingungen mit dem Verzicht auf die Freiheit und Souveränität des sächsischen Staatswesens bezahlen.

Gegen das Bündnis des Adels mit Karl waren die unteren Stände in Sachsen trotz aller Abwehrversuche bis zum Jahr 782 im wesentlichen machtlos. Erst als in diesem Jahre die Politik des Adels ihre letzten Folgen gezeigt hatte und die sächsische Freiheit geopfert war, nahm die Aufstandsbewegung ein größeres Maß an. Im Herbst 782 wurde ein fränkisches Korps am Süntel vernichtet. Freilich wurde auch jetzt der sächsische Adel der Empörung rasch Herr. Als Karl im Lande erschien, war sie bereits niedergeschlagen und Widukind zu den Dänen entflohen. Karl ließ sich bei Verden an der Aller vom Adel die niedergeworfenen Gegner — angeblich 4500 — ausliefern und ließ sie als Hochverräter hinrichten.

Das Verdener Blutbad wirkte wie ein Fanal. Es gab der Partei Widukinds das entschiedene Übergewicht über den frankenfreundlichen Adel. Erst jetzt begann die schwerste Zeit des Krieges. Die Sachsen stellten sich 783 Karl in zwei großen Feldschlachten; die eine bei Detmold blieb unentschieden, in der anderen, an der Hase, wurde das sächsische Heer vollständig geschlagen. Aber trotzdem ging der Kampf noch zwei Jahre weiter. Karl ließ Sachsen nach allen Seiten verwüsten und außerdem sein Heer — eine für die damalige Zeit ungewöhnliche Maßregel — im Lande überwintern. Endlich im Jahre 785 wurde die Ruhe wiederhergestellt. Sachsen kehrte in die Botmäßigkeit des fränkischen Königs zurück; Widukind kam an den fränkischen Hof nach Attigny und ließ sich taufen. Sachsen war vollständig unterworfen.

Sieben Jahre später ist es freilich noch einmal zu Kämpfen gekommen. Die nördlichsten Gaue Sachsens in Holstein und an der unteren Elbe empörten sich. Aber dieser Aufstand hatte nur lokale Bedeutung. Der weitaus größte Teil des Landes war nicht daran beteiligt, ja er hat schließlich sogar im Jahre 802 an einem Feldzug zur Unterdrückung der nordsächsischen Gebiete teilgenommen. Trotzdem waren die Kämpfe, die Karl hier zu bestehen hatte, außerordentlich schwer, und er hat, um den Widerstand der Nordsachsen zu brechen, zu den härtesten Mitteln gegriffen. Er ließ Tausende von Einwohnern aus der Heimat wegführen und auf fränkischem Boden ansiedeln; ihr Land gab er teils an treue Sachsen, teils an Franken, teils aber auch, im Osten Holsteins, an die slawischen Abodriten.

Es ist immer tragisch und erschütternd, wenn der Widerstand eines freien Volkes von einem übermächtigen Eroberer niedergeworfen wird, und die vielen Tragödien der Art, die gerade zwischen den deutschen Stämmen und in der deutschen Geschichte

gespielt haben, sind besonders schmerzlich. Unsere Sympathien sind auf der Seite der unterjochten Sachsen und ihres Herzogs Widukind, der — so wenig die Geschichte von ihm weiß — fast zum mythischen Symbol germanischen Freiheitswillens geworden ist. Aber das ändert nichts daran, daß die Geschichte nicht Widukind, sondern seinem Gegner Karl recht gegeben hat: Karl, dem der Sachsenherzog selbst recht gab, indem er sich an seinem Hoflager taufen ließ. Ehe Karl die Sachsen bezwang, waren sie auf dem Wege, ihre eigene Entwicklung zu gehen, die sie vermutlich weit abgeführt hätte von den übrigen im heutigen Deutschland sitzenden Stämmen: sie standen Dänen und Angelsachsen näher als Franken und Bayern. Aber selbst wenn man von dieser Vermutung und dieser Wahrscheinlichkeit absieht, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß Karl sie durch ihre Eingliederung in das fränkische Reich mit den andern deutschen Stämmen zusammenführte, und daß er damit die Grundlage geschaffen hat, auf der sich in den folgenden Jahrhunderten die Geschichte des deutschen Volkes entwickelte.

Eine ähnliche Bedeutung hatte die Unterwerfung Bayerns. Im Jahre 774 war das Langobardenreich, im Jahre 785 Sachsen unterworfen. Nur Bayern hatte als einziger germanischer Stamm auf dem Festland sich noch der Herrschaft des Frankenkönigs entzogen. Der bayrische Herzog Tassilo war ein Schwiegersohn des Langobardenkönigs Desiderius. Und von altersher stand Bayern in den engsten freundschaftlichen Beziehungen zum Hof von Pavia. Karl hatte sich mit Desiderius und Tassilo gegen Karlmann verbündet; als er mit Desiderius brach, zerrissen auch die Fäden nach Bayern. Aber Karls rascher Sieg in Italien verhinderte ein Eingreifen Tassilos. Auch während seines Vorgehens in Sachsen hat Karl es immer verstanden, den Bayernherzog aus dem Spiel zu halten. Aber als der König mit der Unterwerfung Sachsens freie Hand bekommen hatte, da ging er daran, die aus Pippins Tagen datierende Rechnung mit Bayern zu begleichen.

Als Karl gegen die Langobarden zog, erschien er als Bundesgenosse des Papstes in Italien; als er die heidnischen Sachsen besiegte und christianisierte, vertrat er neben dem fränkischen Imperialismus die Interessen der christlichen Kirche. Im Langobardenkrieg wie im Sachsenkrieg war in den Augen der Christenheit, d. h. der Welt, das Recht auf seiner Seite. Auch als er gegen den christlichen Tassilo zog, hat er es verstanden, sich ins Recht, den Gegner ins Unrecht zu setzen. Schon 781 mußte Tassilo unter dem Drucke der Kurie und des Königs ihm in Worms huldigen. 787 wurde er dann als Empörer mit der Exkommunikation bedroht. Nach einem konzentrischen Angriff dreier fränkischer Heere unterwarf er sich auf dem Lechfelde. Im nächsten Jahre wurde er in Ingelheim unter der etwas fragwürdigen Anklage, er habe mit den Avaren konspiriert, und wegen seines Abfalls von Pippin zum Tode verurteilt. Karl begnadigte ihn zwar; aber der Herzog verschwand wie einst Desiderius mit seiner Familie im Kloster; sein Herzogtum wurde ein unmittelbarer Bestandteil des fränkischen Reiches, von fränkischen Grafen verwaltet.

Mit der Unterwerfung Bayerns hatte Karls Reich überall die Grenze des Germanentums gegen das Slawentum im Osten erreicht; es wurde damit zum Grenzhüter der germanischen Länder gegen die Slawen. Die Sachsen hatten sich vorher nur mit geringem Erfolg mit den Slawen auseinandergesetzt. Die bayrischen Herzöge hatten zwar in den slawischen Alpenländern bereits mit größeren Ergebnissen kolonisiert und christianisiert. Überall wurde aber jetzt die Macht des fränkischen Reiches gegen die Slawen ins Feld geführt, und damit wurden Erfolge erzielt, die weit größer waren, als sie die einzelnen Stämme, auf sich gestellt, jemals erringen konnten. Von Bayern aus drangen Germanisierung und Christianisierung nach Kärnten, Krain und in die Ostmark, das heutige Österreich wurde damals dem Slawentum abgewonnen. Das Avarenreich, die Gründung eines ural-altaischen Volkes in den Ebenen an Donau und Theiß, wurde in schweren Kämpfen, die sich bis nach 800 hinzogen, vernichtet. Außerdem aber wurden in diesen Jahren und Jahrzehnten die Slawenstämme an der Ostgrenze des Reiches von der Ostsee bis zum Adriatischen Meer in ein Abhängigkeitsverhältnis zum fränkischen König gebracht. Sie wurden nicht eigentlich Reichsangehörige, sie wurden auch nicht Christen. Sie traten, ähnlich wie der Herzog von Benevent, in ein Klientelverhältnis zum Frankenkönig. Das fränkische Reich wurde gewissermaßen mit einem Vorgelände abhängiger Staaten versehen, deren Feindschaft gegen das Reich gebrochen war, und die seine Grenzen sichern halfen.

Ähnlich wie im Osten gegen die Slawen, wandte sich Karl im Südwesten gegen die Araber. Sein Großvater Karl Martell hatte sie bei Poitiers geschlagen. In langen Kämpfen, die noch die Zeit Pippins erfüllten, waren sie dann aus Südgallien herausgedrängt worden. Karl ging über die Pyrenäen zum Angriff gegen sie vor. Er versuchte in den Wirren, die das Kalifat von Cordova erschütterten, im nördlichen Spanien Fuß zu fassen. Zunächst schien es ihm nicht zu gelingen. Ein Feldzug im Jahre 778 scheiterte im wesentlichen; damals wurde die Nachhut des fränkischen Heeres unter dem sagenberühmten Markgrafen Roland von den Basken vernichtet. Aber in der folgenden Zeit hat es Karl in zähem Vordringen verstanden, die fränkische Macht über die Pyrenäen zu schieben. Von Aquitanien aus, das Karl 781 seinem jüngsten Sohn Ludwig als Unterkönigtum übertrug, wurde die spanische Mark gegründet, die sich schließlich teilweise bis zum Ebro erstreckte. Außerdem traten die christlichen Königreiche in Nordspanien, die Reste der alten Westgotenherrschaft, in ein Freundschaftsverhältnis zum Frankenkönig.

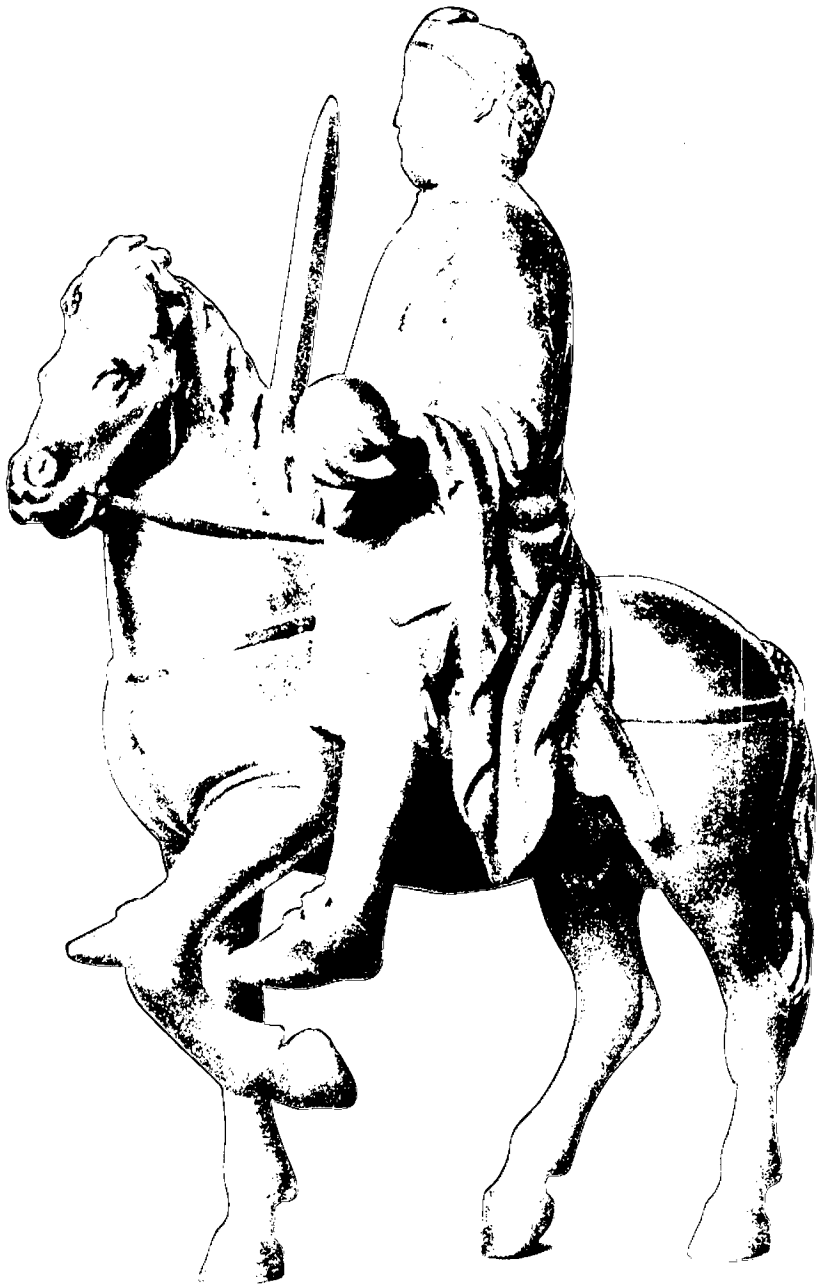
Als sich das achte Jahrhundert seinem Ende näherte, hatte Karl alle christlichen Völker des abendländischen Festlandes unter seiner Herrschaft vereinigt; d. h. die Christenheit, die im Papst ihr geistliches Oberhaupt verehrte, hatte im Frankenkönig ein politisches Oberhaupt erhalten. Karl war wie der Papst, wenn von Haus aus auch auf einem anderen Gebiete, der Herr der Christenheit.

Die Kurie hatte durch die angelsächsische Reform der fränkischen Kirche und

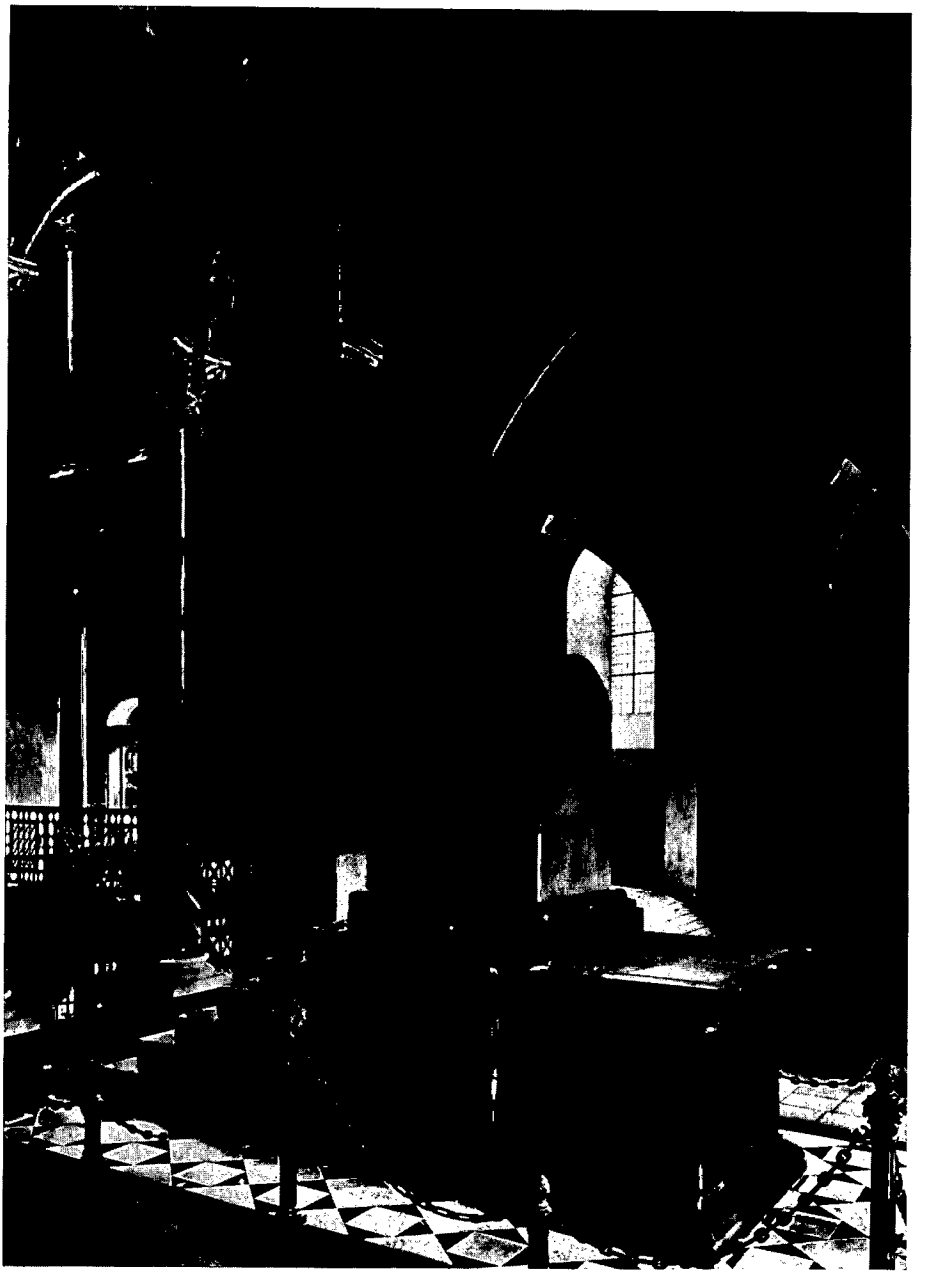
dadurch, daß Pippin sie als Schiedsrichter zwischen seinen Ansprüchen und denen der Merowinger anrief, eine gewaltige Autorität im Frankenreich gewonnen. Sie hatte versucht, das junge fränkische Königtum auch politisch für sich auszunutzen, indem sie es gegen die Langobarden gebrauchte und mit seinen Waffen die Gründung des Kirchenstaates vollzog. Wohin die letzten Ziele der Kurie zu Pippins Zeit gingen, zeigte die Fälschung der Konstantinischen Schenkung, in der sie sozusagen ihr Programm niederlegte. Danach hatte Konstantin der Große zugunsten des Papstes auf den Westen verzichtet; der Papst war gewissermaßen Kaiser des Abendlandes geworden. Wie wenig dieser Gedanke für die Kurie eine leere Phantasterei war, zeigt sich darin, daß die Päpste den Karolingern den Titel und die Stellung eines Patricius Romanorum verliehen — eine Verleihung, die dem Recht nach nur vom Kaiser erfolgen konnte.

Aber die päpstlichen Ansprüche wurden rasch zurückgedrängt. Schon daß die Kurie die Unterstützung Pippins gegen die Langobarden immer wieder brauchte, machte sie, die den fränkischen König zu lenken hoffte, auch von ihm abhängig. Als dann Karl König der Langobarden wurde, verschob sich die Situation weiter und gründlich zu ungunsten des Papstes. Der Frankenkönig rückte in die Stellung des Langobardenkönigs ein, er stand vor den Toren Roms; und die Franken waren als Nachbarn des Papstes nicht angenehmer und nicht ungefährlicher als die Langobarden; gegen sie aber gab es keine Bundesgenossen mehr im Abendlande aufzubieten. Der Papst hatte sich seinerzeit von Pippin seine territorialen Ansprüche in der sogenannten Pippinschen Schenkung garantieren lassen. Karl hat die Schenkung seines Vaters bestätigt. Aber das änderte nichts daran, daß er dem Papst nur gab, was ihm beliebte, und daß der junge Kirchenstaat völlig in Abhängigkeit von ihm geriet.

Schon ehe unter Pippin die fränkische Kirche die Autorität des Papstes anerkennen lernte, hatte in seinem Auftrage Bonifaz Bayern reformiert und das bayrische Herzogtum und die bayrische Kirche in das engste Verhältnis zu Rom gebracht. Im Auftrag der Kurie begannen die Angelsachsen auch die Missionierung Sachsens. In Bayern stand dem Papst somit ein selbständiger Bundesgenosse zur Verfügung, der sich in dem europäischen Kräftespiel (ähnlich wie die Angelsachsen) verwerten ließ; in Sachsen konnte man hoffen, ihn zu gewinnen. Welche Möglichkeiten hier drohten, zeigte sich schon zu Anfang der vierziger Jahre, als Pippin gegen Bayern einschritt. Der Papst protestierte; die Selbständigkeit Bayerns und seiner Landeskirche sollte erhalten bleiben; und so sehr der Kurie ursprünglich an einer Unterstützung der Angelsachsen in Sachsen lag — als Karl daran ging, die Sachsen seinem Reich und der fränkischen Kirche zu unterwerfen, hielt sich der Papst völlig zurück; ihm lag, wie meist, an der Existenz möglichst vieler selbständiger Landeskirchen, die sich gegeneinander ausspielen ließen. Seine Wünsche und Hoffnungen in dieser Richtung wurden durch Karl zerschlagen. Indem er Sachsen und Bayern an sich zog, schränkte er die päpstliche Politik in



Karl der Große, Bronzestatuette des 9. Jahrh.
(das Pferd aus dem 16. Jahrh.). Paris, Museum Carnavalet



Marmorner Kaiserstuhl Karls des Großen
im Aachener Münster

ihrer Entfaltungs- und Manövrierfähigkeit auch im Norden der Alpen wesentlich ein.

Aber noch etwas anderes. Trotz der moralischen und dogmatischen Autorität, die das Papsttum seit der Mitte des achten Jahrhunderts in der fränkischen Kirche erlangt hatte, vermochte es dort eine eigentliche politische, vor allem eine staatsrechtliche Autorität nicht zu gewinnen. Der König setzte weiter wie früher die Bischöfe ein und ab, er berief und lenkte die Synoden, kurz, er verfügte völlig über die Kirche. So war es auch unter Karl. Aber er ging über diesen Zustand noch hinaus. Die moralische und dogmatische Autorität, die bisher der Papst besessen, beanspruchte er für sich selbst. In einem Brief Karls an die Kurie heißt es, seines Amtes sei es, die Kirche Christi vor den Heiden und Ungläubigen zu beschirmen und im Inneren durch die Erkenntnis des katholischen Glaubens zu festigen; das Amt des Papstes sei, mit zu Gott erhobenen Händen gleich Moses die Streitmacht des Königs zu unterstützen. Das bedeutet: der König regiert die Kirche, er wacht auch über ihrem Glauben, dem Papst bleibt nichts weiter zu tun, als den Segen Gottes auf ihn herabzuflehen. Tatsächlich hat Karl nicht bloß die politische Haltung der Kurie bestimmt, er und seine Hoftheologen schrieben dem Papst, obgleich man mitunter auch von ihm Ratschläge erbat und annahm, seine Stellung in den Fragen des Kultus, ja geradezu des Dogmas vor.

Karl fand beim Papst trotz gelegentlicher Ausflüchte und Proteste weder auf staatlich-politischem noch auf kirchlich-dogmatischem Gebiet ernstlichen Widerstand; das Übergewicht der fränkischen Macht war zu groß und zu entschieden. Aber gegen das Vordringen der Franken in der Kirche erhob sich hinter dem Papst eine andere Macht: der Basileus, der römische Kaiser in Konstantinopel.

Das römische Reich wurde bekanntlich schon seit Jahrhunderten von Konstantinopel aus regiert. Aber es bestand nicht nur im Osten, sondern auch noch immer im Abendlande. Ihm gehörten große Teile Italiens an, die die Langobarden nicht zu erobern vermochten; vor allem unterstand ihm staatsrechtlich Rom mit dem Kirchenstaat: der Papst war Untertan des Kaisers in Konstantinopel.

Aber noch mehr: wenn auch die Beziehungen zwischen östlicher und westlicher Kirche längst fragwürdig geworden und das Schisma sozusagen ständig im Ausbrechen war, versuchte man doch auch immer wieder, die Kirchengemeinschaft zu erhalten und zu erneuern. In dieser Kirche aber, die Rom und Konstantinopel umfaßte, rivalisierte der Kaiser mit dem Papst um die Herrschaft. So unklar und umstritten hier die Dinge waren, der Kaiser fühlte sich als Herr der ganzen Kirche in fast demselben Maße, in dem es der Papst für sich beanspruchte und im Westen bisher auch war. Die kirchenherrschaftliche Stellung des Kaisers aber — etwa in der Berufung und Leitung ökumenischer Konzilien — war durch eine lange Tradition wenn nicht gesichert, so doch begründet, ähnlich der Stellung des Papstes. Papst und Kaiser waren trotz ihrer Rivalität untereinander bisher die Herren der

allgemeinen Kirche gewesen — der Frankenkönig mußte im Raum dieser Kirche ihnen gegenüber als Usurpator erscheinen.

Karl war in Italien auf die Macht- und Interessensphäre des römisch-griechischen Reiches gestoßen; er drang mit seinem Anspruch auf Herrschaft über den Papst auch in die kirchenpolitische Machtsphäre des Kaisers vor. Man intrigierte in Konstantinopel sowohl gegen das Vordringen der Franken in Italien wie gegen das Abgleiten der Kurie in den fränkischen Machtbezirk. Spannungen zwischen Karl und dem Kaiser wechselten ab mit Ausgleichsversuchen. Im Jahre 787 aber kam es zum Bruch.

In diesem Jahre berief der Kaiser ein ökumenisches Konzil nach Nicaea. Zur Verhandlung stand die Frage nach der Stellung der Bilder im kirchlichen Kultus. Sie hatte die Kirche, besonders des Ostens, seit vielen Jahrzehnten erschüttert. Das Konzil nun fällte im Beisein päpstlicher Legaten und unter nachträglicher Zustimmung des Papstes eine Entscheidung, die für die gesamte Kirche verbindlich sein sollte — ohne daß der fränkische König und sein Episkopat vertreten waren oder gefragt wurden. Darauf ließ Karl von seinen Theologen eine Streitschrift, die Libri Karolini, ausarbeiten, die sich in der schärfsten Form gegen Nicaea, gegen das römische Kaisertum und gegen seine Ansprüche und seine Stellung in der Kirche wandten. Er berief im Jahre 794 eine fränkische Synode nach Frankfurt, die im Sinne der Libri Karolini das Konzil von Nicaea und das Kaisertum verdammte. Vom Papst wurde verlangt, gleichfalls die Beschlüsse von Nicaea aufzuheben und den Basileus zu exkommunizieren: er sollte von der Seite Konstantinopels auf die fränkische Seite gezwungen werden.

Wie diese Auseinandersetzung endete, wissen wir nicht. Im Jahre 795 ist Papst Hadrian I. gestorben. Mit der Wahl, die nun erfolgte, schien das, was Hadrian der Kurie den Franken gegenüber an Selbständigkeit noch bewahrt hatte, völlig dahin zu sein. Gewählt wurde von der fränkischen Partei Leo III., der von Anfang an im Gegensatz zu den Römern und zu Byzanz stand, und der darum völlig auf das Wohlwollen des Frankenkönigs angewiesen war.

Im Jahre 799 wurde Leo von seinen römischen Gegnern überfallen und gefangengesetzt; er floh bald ins Frankenreich und rief Karls Hilfe an. Auch seine Gegner wandten sich mit schweren Anschuldigungen gegen ihn an den König. Karl setzte eine Untersuchungskommission ein und erschien dann im nächsten Jahre selbst in Rom. Die Untersuchung fand damit ihr Ende, daß der Papst sich am 24. Dezember 800 durch einen Eid von den Anklagen, die gegen ihn erhoben waren, reinigte.

Am nächsten Tag, am 25. Dezember, hat Leo III. in der Peterskirche nach der Messe Karl eine Krone aufgesetzt, während die Anwesenden dem König als Kaiser akklamierten. Nach römischem Reichsrecht war damit eine Kaiserwahl vollzogen. Karl war zum Kaiser des römischen Reiches d. h. zum Gegenkaiser gegen den in Byzanz residierenden Basileus (damals die Kaiserin Irene) erhoben worden.

Wir wissen, daß Karl von der Handlung des Papstes überrascht wurde. Er hat erklärt, wenn er von dem Vorhaben Leos gewußt hätte, so hätte er die Peterskirche trotz des Weihnachtstages nicht betreten. Er hat auch den Kaisertitel in den nächsten Monaten noch nicht geführt; und auf das Abenteuer, als Gegenkaiser gegen den Basileus aufzutreten, hat er sich nicht eingelassen. Aber er hat doch im Frühjahr 801 den Kaisertitel angenommen. Er gab indessen dem Titel einen anderen Inhalt, als er im ersten Augenblick hatte. Er teilte sich mit Konstantinopel in die Kaiserwürde; er beschränkte sein Kaisertum auf den Westen, und für dies westliche Kaisertum hat er dann nach langen Verhandlungen auch die Anerkennung des Ostens erlangt.

Das Gebiet von Karls Kaiserreich beschränkte sich zunächst auf Rom und die unmittelbar zu Rom gehörigen Gebiete; die Stadt des Papstes wurde aus dem Staat des Basileus gelöst und dem neuen Kaiser unterstellt. Karl hatte der Kurie gegenüber die Stellung gewonnen, die bisher der Kaiser in Konstantinopel besessen hatte. Es war die Konsequenz aus der Lage in Rom, die Leo gezogen hatte: er überlieferte sich und Rom völlig den Franken, um sich halten zu können. Die Tendenzen der Konstantinischen Schenkung waren längst erledigt. Jetzt war auch die Streitfrage, um die nach dem Konzil von Nicaea und auf dem Konzil von Frankfurt gekämpft war, zu Karls Gunsten entschieden. Das Regiment, das der Frankenkönig in der Kirche bisher tatsächlich geführt hatte, war durch den Namen des Kaisers bestätigt und legitimiert.

In dem Zeitpunkt, in dem Karl zum Kaiser erhoben wurde, war im wesentlichen die Ausdehnung und der Ausbau seines Reiches nach außen abgeschlossen; die Kaiserkrönung, oder vielmehr die Annahme des Kaisertitels, bildet gewissermaßen den Schlußstein in dem Gebäude der auswärtigen Politik des Frankenkönigs. Die vierzehn Jahre, die danach dem Kaiser noch blieben, hat er vor allem zum Ausbau seines Reiches nach innen verwandt. Selbstverständlich ist dieser Ausbau nach innen von Anfang an neben der siegreichen äußeren Entwicklung einhergegangen. Aber die letzten vierzehn Jahre Karls waren im ganzen von Ruhe und Frieden erfüllt, und in ihnen konnte sich seine Wirksamkeit nach innen besonders entfalten.

Das Reich Karls umfaßte germanische und romanische Völker, ein buntes Gemisch von Völkern und Stämmen mit eigener Sprache, eigenem Recht und eigenen Sitten. Karls innere Politik hat versucht und verstanden, die Klammern, die diese Völker in seinem Reich zusammengeführt hatten und zusammenhielten, zu verstärken.

Die Kirche wurde von ihm im Sinne der unter seinem Vater eingeleiteten Reformen weiter gefördert; kirchliches und christliches Leben sollte alle Glieder des Reiches erfassen und mit einem christlichen Gemeinschaftsbewußtsein, sozusagen Reichsbewußtsein, erfüllen. Dem dienten Karls Bestrebungen zur Hebung der Sittlichkeit und der Bildung im Klerus, seine Bemühungen, die Zucht und die

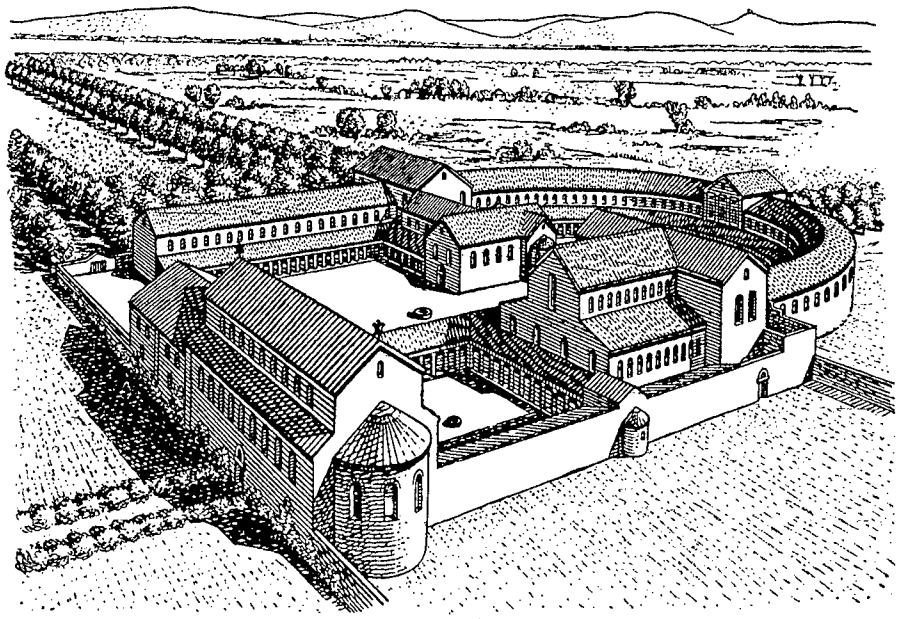
Lehren der Kirche dem Volk nahezubringen und verständlich zu machen. Die Diener der Kirche waren Diener des Königs. Indem ihre Fähigkeiten und ihre Zuverlässigkeit gehoben wurden, wurde mit der Verwaltung der Kirche zugleich die des Reiches gebessert. Indem Karl dafür sorgte, daß der Glaube an die Lehren der Kirche im Volk Eingang fand und gestärkt wurde, stärkte er die Machtstellung der Kirche im Volk und damit zugleich die Stellung des Königs, des Herrn der Kirche.

Den Möglichkeiten der eigentlich staatlichen, weltlichen Verwaltung waren in Karls Weltreich engere Schranken gesetzt als den Einwirkungen der Kirche. Es ist das Schicksal aller mittelalterlichen Staaten, die an Naturalwirtschaft und Lehnswesen gebunden sind, daß der Staat gewissermaßen an der Oberfläche bleibt, daß der Einfluß der staatlichen Spitze nicht in die Tiefe dringt und nur einen Teil des Untertanenverbandes erfaßt. Der Staat des Lehnswesens ist pyramidenförmig gestuft; die Untertanen sind in verschiedene voneinander abhängige Schichten gestaffelt, und unmittelbar steht der König nur mit der obersten dieser Schichten in Verbindung — die Befehle und Gesetze der Krone müssen vielfache Filterungen durchmachen, ehe sie den letzten der Untertanen erreichen. Die Aristokratie spielt infolgedessen in den Lehnsstaaten überall eine große, entscheidende Rolle, und je größer das Gebiet des Lehnsstaates ist, um so größer ist die Gefahr, daß er partikularen Sonderbildungen der Aristokratie zum Opfer fällt.

Im Rahmen dieser Situation hat Karl Erstaunliches geleistet. Eine ungewöhnlich umfassende Gesetzgebung beschäftigte sich mit allen Angelegenheiten der Untertanen und suchte so tief wie möglich zu dringen. Es gab kaum einen Zweig des Lebens, um den sich Karls Gesetzgebung nicht kümmerte: Heerwesen, Wirtschaft, Maß, Münze, alles wurde fast bürokratisch geregelt. Die Gewohnheitsrechte der einzelnen Stämme wurden aufgezeichnet. Die unteren Klassen wurden gegen die höheren geschützt, der freie Bauernstand, so gut es ging, gegen den Adel gesichert, auf Gerechtigkeit der Rechtsprechung und der Richter gedrungen. Das Funktionieren der staatlichen Verwaltung, die in erster Linie auf der Grafschaftsverfassung beruhte, wurde durch eine jährliche Kontrolle, durch die Königsboten überwacht. Und wenn die Klagen über die Mängel der Verwaltung und über die Übergriffe der Aristokratie auch unter Karl nicht verstummten, so ist es doch ein Zeichen für die Erfolge, die seine innere Politik hatte, daß die Ruhe des Reiches im Innern während seiner Regierung bis auf zwei Verschwörungsversuche gegen ihn nie gestört worden ist.

Die kirchliche und weltliche Verwaltung Karls bewegte sich im Grunde in den Bahnen, die von seinen Vorgängern gegangen und vorgezeichnet waren. Karls Maßnahmen unterschieden sich davon nur durch ihre größere Intensität und Energie und durch ihre größeren Erfolge. Neu an seinen Regierungsmaßnahmen dagegen waren seine eigentlich kulturellen Bestrebungen.

Es war vorhin schon die Rede davon, daß Karl die Bildung der Geistlichkeit



Kaiserpfalz Karls d. Gr. zu Ingelheim a. Rh. Rekonstruktion von Prof. Rauch, Gießen

und damit ihre Brauchbarkeit zu heben versuchte. Aber auch davon abgesehen sorgte Karl für das Aufblühen der Kultur, für Kunst und Wissenschaft. Er rief, um seine Bestrebungen zu verwirklichen, Gelehrte und Künstler aus aller Welt ins Frankenreich. Seine Versuche und Erfolge sind unter dem wenig glücklichen Namen der karolingischen Renaissance bekannt. Es handelte sich dabei natürlich nicht um eine Erweckung des Altertums im Sinne der Renaissance. Aber es handelte sich darum, gewisse, besonders formale Kulturgüter des Altertums und der Spätantike den Menschen des achten Jahrhunderts wieder ins Bewußtsein zu rufen, wobei die Grundhaltung stets christlich war und blieb.

Die Kultur- und Staatssprache des fränkischen Reiches war seit alters das Lateinische. Karl ließ die gänzlich verwilderte lateinische Sprache und ebenso die Schrift säubern und glätten. Die Schriftsteller des Altertums und der Spätantike wurden jetzt überall abgeschrieben. Daneben aber erhob sich auch eine eigene lateinische Literatur in Poesie und Geschichtschreibung. Die Baukunst erfuhr nach spätantiken Mustern eine Belebung. Wenn dieser Kultur im ganzen auch ein gewisser Treibhauscharakter anhaftet, so ist sie doch in dem bedeutend, was sie vom Altertum gerettet und konserviert hat, und vor allem als Vorbereitung für die Zukunft. Die mittelalterliche Kultur ist ohne die karolingische kaum vorstellbar, und von dieser Kultur selbst wird man trotz all ihrer Mängel beim Anblick des Aachener Münsters etwa, das Karl bauen ließ, nicht klein denken.

Wichtiger vielleicht noch als die sogenannte karolingische Renaissance waren die kulturellen Bestrebungen Karls, die sich auf das Germanische bezogen. Karl

ist hier, vielleicht angeregt durch die Angelsachsen, Wege gegangen, an die auf dem germanischen Festland vor ihm noch niemand gedacht hatte. Er hat die germanischen Heldenlieder aufschreiben und sammeln lassen; eine fränkische Edda war im Entstehen. Er hat Winden und Monaten deutsche Namen gegeben und hat sogar die Abfassung einer deutschen Grammatik angeregt. Was Karl hier geschaffen und geplant hat, ist durch die Gleichgültigkeit und den Unverstand der folgenden Generationen wieder verlorengegangen; sein Verdienst wird dadurch nicht geschmälert; wenn das, was er schuf, erhalten geblieben wäre, so würden wir ihm das meiste verdanken, was wir über das deutsche Altertum wissen.

Karl hat, wie er im Interesse der Kirche und der Reichsverwaltung auf die Reinigung der lateinischen Sprache drang, auch auf die Schaffung einer fränkischen Hochsprache hingewirkt, die neben und über allen deutschen Dialekten verstanden werden sollte. Seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen lag sicher tiefes Verständnis und Interesse für diese Dinge zugrunde. Aber auch die Politik dürfte ein wesentliches Wort mitgesprochen haben. So gut wie kirchlicher Kultus und christliches Bewußtsein die verschiedenen Teile des Reiches zur Einheit zusammenführen sollten, so gut waren die kulturellen Bestrebungen der Krone ein Mittel, ihr Ansehen und ihren geistigen Einfluß und damit ihre Macht zu heben.

In Karls Staat und in seiner Regierung, in seinen politischen und in seinen kulturellen Bestrebungen treten antike, romanische, christliche und germanische Elemente nebeneinander hervor. Sie alle hat der Kaiser bei der Bildung und Ausgestaltung seines Reiches verwertet. Antike Staatsanschauungen und Bildungselemente sind in reichem Maße wirksam gewesen. Sein offizielles Ethos, seine staatliche Ideologie aber erhielt Karls Reich aus dem Christentum, — aus einem Christentum selbstverständlich, wie es die Zeit verstand. Wir wissen durch Karls Biographen Einhard, daß der Kaiser sich gern aus Augustins Civitas Dei vorlesen ließ. Sein Staat sollte ein christlicher Staat sein; nach den Lehren des Christentums sollte er sich ausrichten. Der Gott der Christen war die letzte und höchste Autorität, der Karl sich für all sein persönliches und staatliches Handeln verantwortlich fühlte. Die Substanz jedoch, die seinen Staat schuf und beherrschte, war germanisch. Karl war Germane, und die herrschende Schicht in seinem Reich wurde von Germanen gebildet. Das Zentrum des Reiches war Austrasien, das alte Frankenland, die Gegend an Rhein, Maas und Mosel. Während unter den Merowingern und noch unter Pippin Paris mehr und mehr zur Residenz geworden war, verlegte sie Karl nach dem Osten, nach Aachen; dort lag der Mittelpunkt seines Königtums und seines Kaisertums. Germanisches Blut und germanischer Geist empfingen die Überlieferungen der Antike und des Christentums und bildeten sie ihrer Art und Haltung gemäß weiter. Bezeichnend für diesen Prozeß ist die Entwicklung, die das Kaisertum unter Karl durchgemacht hat. Er hatte es in Rom empfangen. Aber als er seinen Sohn Ludwig — den einzigen,

der damals noch am Leben war — im Jahre 813 zum Kaiser machte, da hat er ohne Mitwirkung der Römer und des Papstes ihm selbst in Aachen unter der Zustimmung des fränkischen Volkes die Krone aufgesetzt.

Karl hatte, wie man nach Messungen an seinem Skelett festgestellt hat, eine Größe von 191 Zentimeter. Im übrigen hat uns Einhard sein Bild beschrieben. Sein Körper maß die siebenfache Länge seines Fußes; er erschien, obgleich sich im Alter eine gewisse Breite und Fülle einstellte, ebenmäßig gebaut. Sein Kopf war über der Stirn gerundet; er hatte große, lebhafte Augen, die Nase war etwas zu lang, der Nacken war ein wenig fleischig; seine Stimme war klar, aber verhältnismäßig hoch. Er erhielt sich seinen Körper trotz der ungeheuren Anstrengungen, die er ihm zumutete, bis ins Alter gesund; nur in seinen letzten Jahren hatte er öfter unter Fieber zu leiden und hinkte (anscheinend infolge eines Schlaganfalls) auf der linken Seite. Er war ein ausgezeichneter Reiter und Schwimmer. Während er im Trinken mäßig war, aß er gern und viel — besonders Braten — und liebte das Fasten wenig. Karl war viermal vermählt und hatte (womit er übrigens nicht sehr von der Sitte seiner Zeit und des germanischen Adels abwich) mehrere Konkubinen. Seine Kinder, sowohl die ehelichen wie die unehelichen, liebte er zärtlich; er hatte sie ständig um sich. Von seinen Töchtern wollte er sich nicht trennen und ließ nicht zu, daß sie sich verheirateten. Die Folge waren allerhand Liebschaften der kaiserlichen Prinzessinnen, ihr Ruf war nicht gerade gut. Karls Hofhaltung war einfach und patriarchalisch; die Töchter spannen und machten Wollarbeiten. Karl trug fränkische Kleidung; nur zweimal legte er auf Wunsch des Papstes in Rom römische Gewänder an. Er sprach fränkisch und lateinisch; er verstand auch griechisch. Noch im Alter versuchte er schreiben zu lernen; unter seinem Kopfkissen hatte er die Schreibtafel liegen, auf der er sich übte, wenn er nicht schlafen konnte.

Karl war im Grunde eine sinnliche und leidenschaftliche Natur. Die Sittenrichter der folgenden Zeit hatten viel an ihm auszusetzen. Im Zorn konnte er sich zu Härte und Grausamkeit hinreißen lassen, List und Verstellung spielen in seiner Politik zweifellos eine Rolle. Aber in seinem Charakter treten auch Güte und Wohlwollen hervor; seine Freigebigkeit war größer, als es seiner Umgebung manchmal nützlich schien. Entscheidend an seinem Bilde ist die trotz aller Leidenschaftlichkeit maßvolle, gebändigte Geschlossenheit seiner Persönlichkeit, die Magnanimitas, wie Einhard es ausdrückt, die innere Größe. Jede Seite seines Wesens erscheint gleichmäßig ausgebildet. Er hat einen Blick für das Kleinste wie für das Größte. Auf jedem Gebiet versucht er Meister zu sein und die ganze Welt zu erfassen. Wie er in die Einzelheiten von Kunst und Wissenschaft mit unermüdlicher Wißbegierde einzudringen versuchte, so durchdrang sein Wille zur Macht ganz Europa. Aber auch dieser Wille zur Macht wirkte gleichmäßig und reifte allmählich. In Karls Politik wie in seiner Strategie war das bezeichnendste

Manöver die Umfassung; er umklammerte den Gegner und schloß ihn ein, ob er ihn nun auf dem Schlachtfeld umzingelte, oder ob er ihm in der Politik im Rücken oder im eigenen Lande Gegner erweckte, mit denen im Bunde er ihn dann erdrückte. Karl hat nicht eigentlich überraschende, in weite Fernen dringende Eroberungszüge unternommen; in allmählicher Entwicklung hat er sein Reich in den Bahnen erweitert und ausgestaltet, die seine Vorfahren gewiesen hatten. Er unterwarf sich die Welt, indem er ihr Gesetze und Ordnungen gab; man hat ihn den Lykurg der Germanen genannt. Dabei lag etwas Konservatives in seiner Politik. So sehr er das Abendland umgestaltet hat, ein eigentlicher Revolutionär ist er nicht gewesen. Wie er in seiner Kleidung und seiner Hofhaltung an der Sitte der Väter festhielt, so knüpfte er auch in der Politik an das Vorhandene und Überlieferte an; er brachte die Kräfte, die er vorfand, zum Wachsen und Reifen, er gestaltete ihre Ansätze aus; er war weniger ein großer Neuerer als ein großer Vollender und damit doch einer der schöpferischsten Geister der Weltgeschichte.

Karl lebte im Bewußtsein seiner Zeit als der Große, und so hat er auch in der Geschichte fortgelebt. Aber es ist eigentümlich: seine Gestalt hat wohl Anerkennung, ja Bewunderung, aber, wenigstens in der neueren Zeit, selten eigentlich Begeisterung und noch weniger Liebe geweckt und gefunden. Unter den Großen der Weltgeschichte gehört er zu denen, deren Größe wir zwar respektieren, ohne daß sie uns eigentlich ergreift und mitreißt. Worin hat das seinen Grund? Vielleicht liegt es daran, daß Karls Größe wohl einen Zug von Erhabenheit, zugleich aber auch von Unnahbarkeit trägt. Gerade das Gleichmäßige, Gebändigte in seiner Gestalt verscheucht die Liebe. Dieser Gestalt scheint die Romantik, und noch mehr, ihr scheint die Tragik zu fehlen; gleichmäßig nach allen Seiten ausgreifend, ist Karl ohne ernsthafte Krisen und Rückschläge von Erfolg zu Erfolg geschritten; die Leiden und Qualen, die sonst der Größe folgen, scheinen ihm erspart geblieben zu sein. Die Leiden und Qualen aber, die er selbst nicht erlitt, hat er andern auferlegt: Karls Gestalt sehen wir auf dem düstern Hintergrund der Tragödien des Desiderius und des Tassilo und vor allem Widukinds und der Sachsen. Aber auch Karls Werk war trotz aller Erfolge von Tragik überschattet. Noch bei seinen Lebzeiten starben seine beiden fähigsten ältesten Söhne, und er mußte seine Schöpfung in den Händen eines unfähigen Nachfolgers zurücklassen. Nach seinem Tode ist sie allmählich vergangen. Die Stellung, die er der Monarchie gewonnen hatte, verfiel; Kirche und Adel entwanden sich der Herrschaft der Krone. Das christlich-germanisch-romanische Weltreich Karls brach auseinander. Aus ihm entwickelten sich schließlich der deutsche und der französische Staat des Mittelalters. In beiden Staaten aber lebte das, was Karl geschaffen hatte, weiter — in dem einen mehr in einer germanischen, in dem anderen mehr in einer romanischen Entwicklung. Wie er durch die Zusammenfassung aller germanischen Stämme des Festlandes die Vorbedingung für die Entstehung des deutschen Reiches und der deutschen Nation gegeben hatte, so hat er der staatlichen und kulturellen Entwicklung des Mittel-



Sachsenherzog Widukind
Grabplatte in der Kirche von Enger, 12. Jahrh.



Markgraf Gero, Herzog der Ostmark
Siegel im Staatsarchiv Zerbst



Otto der Große mit dem Modell des Magdeburger Doms
Elfenbeinrelief, um 970. Seitenstetten, Stiftssammlung

alters die entscheidende Richtung gewiesen. Sein Staat blieb das Ideal, nach dem sich die folgenden Jahrhunderte zu formen versuchten, und seine Gestalt blieb das Vorbild aller Herrscher des abendländischen Mittelalters. Die etwas kühle Reserve, mit der wir sie meist betrachten, fehlte damals: Karl erschien als der Typus des echten Herrschers schlechthin; noch Jahrhunderte hindurch war das höchste Lob, das man für einen König fand, ein Vergleich mit Karl dem Großen. Während er aber in Frankreich als das Vorbild des Ritters und Kreuzfahrers fortlebte, war er dem deutschen Mittelalter der große Gesetzgeber, auf den Maß und Recht zurückgehen; und es ist bezeichnend, daß gerade die deutsche Überlieferung damit sein Wesen besser getroffen hat als jede andere.

Am 28. Januar 814 ist Karl in Aachen gestorben; er wurde in dem von ihm erbauten Münster beigesetzt.

Otto der Große

912—973

Von

Gerd Tellenbach

Es ist für die Geschichte und die innere Prägung des deutschen Volkes von dauernder Bedeutung, daß es als erstes von den Völkern des abendländischen Kulturkreises sich selbst vollendete und daß es als erstes die Führer- und Herrenstellung in Europa errang. Beides geschah in den Tagen Kaiser Ottos des Großen, der dabei wie kein anderer schöpferisch tätig war und unser künftiges Schicksal gestaltete.

Die Entstehung des deutschen Volkes ist ein lange währender, vielfach in Dunkel gehüllter geschichtlicher Vorgang. Unter den Einwirkungen des Christentums und spätantiker Überlieferungsströme bildete sich in karolingischer Zeit aus dem Westgermanischen das Deutsche heraus. Wann ein — zunächst gewiß nicht allzuklares — gemeindeutsches Bewußtsein hervortrat, läßt sich kaum sagen. Ob es zur Bildung eines deutschen Staates kommen werde, war jedenfalls noch das ganze neunte Jahrhundert hindurch, trotz verheißungsvoller Ansätze, unentschieden, denn es war noch unsicher, ob nicht bei Sachsen, Bayern, Schwaben und Franken das Gefühl ihrer Verschiedenheit stärker sei als das ihrer Gemeinsamkeit. Erst als mit dem Tode des letzten ostfränkischen Karolingers die dynastische Klammer wegfiel, die bis dahin die deutschen Stämme zusammengehalten hatte, da erwies sich das junge deutsche Gemeinbewußtsein doch als stark genug, um selbständig einen ganz neuartigen Staat zu begründen. In das Jahr 911 fällt recht eigentlich die Geburt des deutschen Reiches.

Die fränkische Staatsgewalt, der die Deutschen bis dahin unterstanden hatten, war ihrer Herkunft und ihrem Grundcharakter nach germanisch. Die Merowinger aber richteten als Kriegsherren ihre Gewalt über andere germanische Stämme und über Romanen auf. Die innige Verbindung mit dem fränkischen Stamm löste sich, das fränkische Königtum war nur noch dem Namen nach in germanischer Weise Königtum über einen Stamm, in Wirklichkeit beherrschte es mehrere. Es erhielt ferner unter dem Einfluß der merowingischen Siege und durch das geschulte obrigkeitsstaatliche Denken der neuen romanischen Untertanen einen viel stärker herrschaftlichen Charakter. Am augenfälligsten äußerte sich das bei der Thronfolge im Zurücktreten des Volkswahlrechtes und in der alleinigen Herrschaft des Erbrechtes, das dahin führte, daß Merowinger wie Karolinger ihre Reiche rücksichtslos unter ihre Söhne zu teilen pflegten, als wären sie ihre privaten Besitzungen. Die Karolinger, vor allem Karl der Große, hatten den

Versuch gemacht, den fränkischen Staat noch strenger zentralistisch zu organisieren. Alle Staatsgewalt, alles politische Leben sollte vom König ausgehen, Gericht, Heereswesen und Verwaltung ausschließlich von Beamten des Königs, Grafen und Königsboten, wahrgenommen werden. Während sich nun im romanischen Westen diese Absichten verwirklichen ließen, wehrte sich im Osten die germanische Art gegen die zentralistische, abstrakt-mechanische Staatskonstruktion. Dort bedurfte man kleiner, konkreter, eigenwurzeliger und eigenberechtigter politischer Bildungen. Es erhielt sich das Volksgericht neben dem Grafengericht des Königs, es behauptete sich vor allem der Stamm als wesentlichster politischer Verband. Und als gar das karolingische Königtum schwach wurde und sich seinen vornehmsten Aufgaben, der Friedewahrung im Inneren durch das Gericht und der Verteidigung gegen äußere Feinde im Kriege nicht mehr gewachsen zeigte, da erstand auf volksrechtlicher Grundlage das Stammesherzogtum zu neuem Leben.

Indem die Herzöge der Franken, Sachsen, Bayern und Alamannen sich verbündeten, entstand ein neuer Staat. Dieser Bund ist das junge deutsche Reich, und gewissermaßen die einzige Bundeseinrichtung ist ein Königtum nach fränkischem Muster. Ein Königtum dieser Art hatten die Stämme ursprünglich nicht gekannt und auch nicht bei sich entwickelt. Sie übernahmen vielmehr etwas, was sie im großfränkischen Reich kennengelernt hatten; die dort empfangene Schulung im staatlichen Denken und die dort gewonnene politische Zucht erwies sich als fruchtbringend. Allein dadurch unterschied sich das neue Königtum von dem fränkischen wesentlich, daß eine Teilung der Gewalt unter verschiedene Erben niemals versucht worden ist. Im übrigen aber blieb es zunächst noch unentschieden, ob für die Verfassung des Reiches der Wille der verbündeten Stammeshäupter oder derjenige des gemeinsamen Königs ausschlaggebend sei, ob eine starke, dem karolingischen Vorbild entsprechende Zentralgewalt oder der neue Partikularismus den Staat tragen solle. Noch war überhaupt das Einigungswerk nicht in Sicherheit. Konrad I. überspannte die ihm zugebilligte Gewalt; er erlitt Schiffbruch. Unter seinen Mißerfolgen war es der bedenklichste, daß Sachsen sich wieder abzulösen begann. So war es die einzige glückliche Tat des ersten Königs, daß er dem sächsischen Herzog seine Nachfolge zuwandte. Heinrich I. blieb auch als König vor allem Herzog seines eigenen Stammes und behauptete damit eine sichere Grundlage seiner Macht. Er hat den fränkischen Charakter seines Königtums nicht betont und auf die ihm angetragene Krönung und Salbung verzichtet. Für ihn kam es zunächst darauf an, wenigstens den losen Zusammenhang der Stämme zu behaupten. War er selbst doch nur von Franken und Sachsen gewählt worden, während der schwäbische Herzog gleichgültig beiseite stand und der bayrische sich von den Seinen gar hatte zum König wählen lassen. Heinrich hat mißtrauisch gegen die eigenen Erfolgsmöglichkeiten, aber zäh, energisch und vorsichtig an der Hebung der Reichsgewalt gearbeitet. Durch klug-nüchterne Zugeständnisse

gewann er die Herzöge. Er begnügte sich vorerst mit einer formalen Anerkennung und gab dem Bayernherzog Arnulf gar ein höchst wichtiges Recht, die Einsetzung der Bischöfe und Reichsäbte seines Landes, preis. Durch bedachte Anspannung und Ausnutzung der wenigen Königsrechte, durch die Gewinnung des zwischen Deutschland und Frankreich hin und her schwankenden Lothringens und durch seine siegreichen Kriege gegen Slawen und Ungarn hat er die königliche Autorität wesentlich gekräftigt.

Sein Sohn Otto I., der auf Heinrichs Empfehlung 936 von den Fürsten zum König gewählt wurde, brach mit der genügsamen Politik seines Vaters. Er lenkte von vornherein in die Bahnen karolingisch-imperialer Tradition zurück. Schon die Feierlichkeiten beim Regierungsantritt waren programmatisch. In Aachen, der damals wieder hoch gepriesenen Stadt Karls des Großen, versammelten sich die Herzöge und Fürsten des Reiches zur Wahl; wieder thronte der von geweihter Hand gesalbte und durch die Krone kirchlich geheiligte König auf Karls marmornem Kaiserstuhl. Dem großen Frankenkaiser strebte der junge König nach. Seine Herrschermacht galt es ihm zu erneuern und nach seinem Vorbild zunächst einmal dem vom König geleiteten Einheitsstaat zum Siege zu verhelfen gegen die Sonderbestrebungen der Herzöge. Schon schien er seinem Ziele nahe. Die stolzen Herzöge nämlich fanden sich bereit, dem neuen König Treue und Mannschaft zu geloben und beim prunkvollen Krönungsmahle die vornehmsten Hofämter zu versehen. Mochten sie damit vor aller Welt zeigen wollen, daß sie die ersten am Thron seien, in den Augen Ottos erschienen sie als Diener des Königs. In Wirklichkeit aber waren sie das in diesem Augenblick noch keineswegs; die Stellung des Herzogs wurde noch von der Auserwähltheit seines Geschlechtes und dem Willen des Stammes hergeleitet. Noch sollte es gewaltiger Mühen und glücklicher Siege bedürfen, bis der junge Herrscher seinem Königtum und seinem Reich die glänzende Gestalt gegeben haben würde, die ihm vorschwebte.

Otto war geboren im Jahre 912, also kurz nachdem die Grundlage des deutschen Staates geschaffen war. Den Namen erhielt er von seinem Großvater, der wenige Tage nach des Enkels Geburt starb. Der alte Herzog Otto war der Sohn Liudolfs, des Begründers des sächsischen Geschlechtes, der Liudolfinger. Otto hatte zusammen mit seinem älteren Bruder Bruno vom Vater die Führung des sächsischen Stammes ererbt. Nachdem Bruno in einer unglücklichen Schlacht gegen die Normannen an der Elbmündung gefallen war (880), sammelte Herzog Otto immer wieder die sächsischen Kräfte, wahrte die Ruhe im Inneren und drängte nach und nach die normannischen und slawischen Feinde zurück. Gerade die Taten der beiden liudolfingischen Brüder lassen die Entstehungsgründe des Stammesherzogtums im neunten Jahrhundert deutlich erkennen. Auch Herzog Ottos Sohn Heinrich, der erste König aus dem sächsischen Hause, ist im Kampf gegen die Slawen zum Manne geworden. Heinrich war tüchtig und klug, tatkräftig, zäh und nüchtern. Er heiratete zuerst die reiche Grafentochter Hatheburch, die früh verwitwet den

Schleier genommen hatte. Die Kirche betrachtete jedoch diese Ehe als nichtig, und Heinrich löste sie deshalb nach kurzem auf, behielt aber Hatheburchs Vermögen für ihren Sohn Thankmar zurück. Auch Mathilde, seine zweite Gemahlin, brachte ihm reichen Besitz zu. In der umsichtigen Verwaltung des Hausgutes wie in Regierungsangelegenheiten hat er selbstherrlich gewaltet. Es ist gewiß kein Zufall, daß zu seinen Lebzeiten von seiner zahlreichen Familie wenig die Rede ist. Wir haben uns Heinrich I. wohl als etwas eigenwilligen Hausherrn vorzustellen, der sich nicht gern etwas dreinreden ließ. Seinen Sohn und Nachfolger Otto hat er schwerlich in die Regierungsgeschäfte eingeweiht. Wir wissen fast nichts von Ottos Jugend. Er wird wie sein Vater in der harten Umwelt des Slawenkrieges groß geworden sein, schulmäßige Bildung ließ ihm Heinrich indessen nicht zuteil werden. Erst viel später lernte er lesen. Slawisch und Romanisch hat er wohl durch den Gebrauch sprechen gelernt, aber er bediente sich der Fremdsprachen selten; fast ausschließlich gebrauchte er seine heimische sächsische Mundart. Neben Otto und Thankmar wuchsen am Hofe Heinrichs vier jüngere Geschwister heran. Ottos Mutter, die Königin Mathilde, war eine bedeutende Frau. Ihre Herkunft führte sie auf den heldenhaften Herzog Widukind zurück. Sie unterschied sich in ihrem Wesen von dem nüchternen Gatten, besaß Phantasie und religiöse Begabung, war sich mit Stolz ihrer königlichen Majestät bewußt und liebte den prunkvollen Glanz ihrer Stellung.

Was uns die Zeitgenossen von der Persönlichkeit Ottos I. berichten, ist zu wenig, um uns eine wirklich allseitige und plastische Anschauung zu vermitteln. Innerlich war er offenbar seiner Mutter verwandter, körperlich soll er dem Vater geglichen haben. Seine Gestalt war stattlich, voll königlicher Würde. Die Haare trug er kurz geschnitten, sein Gesicht war rötlich, die glänzenden Augen blickten lebendig, ein langer Bart wallte auf die auffallend stark behaarte Brust herab. Sein Gang und seine Bewegungen waren rasch und zeugten von seinem lebhaften, ja leidenschaftlichen Temperament. Das Gefühlsleben war reich und warm. Schon mit sechzehn Jahren ergriff ihn heiße Liebe zu einer edlen, gefangenen Slawin. Der Verbindung mit ihr entstammt der illegitime Sohn Wilhelm, der spätere Erzbischof von Mainz. Kurz darauf (929) geschah es, daß König Heinrich für den frühreifen Sohn am englischen Hofe um die Prinzessin Edgitha anhielt, Ottos milde, fromme und sehr geliebte erste Gattin, die Mutter seiner Kinder Liudolf und Liutgard. Wie gegen seine Angehörigen zeigte er sich warmherzig gegen seine Freunde. Wenn er wohl auch im Zorne aufwallte, so verzieh er doch leicht und trug nicht nach. Seinem jüngeren Bruder Heinrich, der ihn mehrmals des Thrones und gar des Lebens berauben wollte, hat er trotzdem seine Gnade immer wieder geschenkt, bis er schließlich doch an ihm den treusten Freund und Mitkämpfer gewann. Neben so merkwürdiger Milde und Großherzigkeit finden wir gegenüber auswärtigen Feinden ungemein harte Grausamkeit. Einst ließ Otto nach siegreichem Kampfe siebenhundert Slawen enthaupten; die in der

Lechfeldschlacht gefangenen Ungarn wurden gehängt; aufrührerische Römer ließ er hinrichten, verstümmeln oder verschicken.

Der inneren Bewegtheit seines Wesens entspricht es, daß Otto Tag und Nacht mit seinen Gedanken und Plänen beschäftigt war. Er schlief wenig, sprach oft im Schlaf und hatte viele Träume, die ihm auch noch im wachen Zustand zu denken gaben und gelegentlich seine Entscheidungen mitbeeinflußt haben sollen. Darin zeigt sich seine lebhafte Phantasie, an sich eine gefährliche Gabe für den Herrscher eines großen Reiches, die Otto zusammen mit seiner Art, impulsiv zu handeln, besonders in den ersten Jahren seiner Regierung, manchen Mißerfolg einbrachte. Aber sie macht sich auch fruchtbar in seiner Herrschertätigkeit bemerkbar. Mit ihr hängt der große Schwung zusammen, der Otto eigen war, und sie war es, die ihn große und glänzende Ziele in der Zukunft erschauen ließ. Vor allem aber war sie mit großen Regenteneigenschaften verbunden: ungestümer Tapferkeit, unermüdlichem Fleiß, zäher Beharrlichkeit und sicherem Selbstgefühl. Trotz vieler Rückschläge hat er stets unverrückbar an den großen Linien seiner Politik festgehalten. Nie erwies er sich königlicher als im Unglück. Die Geschichtschreiber preisen einmütig, wie fest und unerschrocken er in den Stürmen der Jahre 939 und 953 gestanden habe, die ihm nach menschlichem Ermessen den Thron kosten oder wenigstens starke Einbußen bringen mußten; wie er in majestätischer Würde aufrecht geblieben sei, als könne ihm keine Not etwas anhaben. Als einst aus seinem Lager vor Breisach viele seiner Anhänger zu fliehen begannen, nahte sich ihm ein mächtiger Graf und forderte ihm einen Preis für seine Treue ab. Mit so stolzer Sicherheit wies ihn der König zurück, daß der Graf beschämt um Verzeihung bat. Was war es, was Otto so fest in sich selbst ruhen ließ? Es war wohl die letzte Entschlossenheit, seine Ehre als König und Mann unangetastet zu bewahren, welches Schicksal ihm immer daraus erwachsen mochte. Diese Stellung zu Ehre und Schicksal kennen wir ja als Grundzug des germanischen Wesens. Mit dem stolzen germanischen Gehorsam gegen das Schicksal verband sich bei Otto die christliche Demut gegen die Fügung Gottes. Angst oder Verzagtheit erschienen ihm als Mißtrauen gegen Gott. Es war bei Otto mehr als bloß äußerliche, kirchliche Ergebenheit, wenn er sich in seinen Nöten oder auch beim Empfang einer Siegesnachricht vor der heiligen Lanze zum Gebet niederwarf, wenn er stets sich durch Fasten auf das Tragen der Krone vorbereitete. Die theokratischen Lehren von der Stellung des Königs waren für ihn nicht bloß Überlieferung, nein, er empfand sich wirklich als Werkzeug Gottes und seine Herrschaft als Gottesdienst. Und darin wurzeln ganz besonders seine Überzeugung von seiner geheiligten Hoheit und seine gebietende Haltung.

Der hohe Flug seiner Gedanken, seine kühnen Pläne und Ansprüche und die aus Ehrgefühl und majestätischer Würde hervorgehende Selbstherrlichkeit und Schroffheit brachten dem jungen Herrscher schon bald erbitterte Feindschaften ein. Zuerst hatte er mit Bayern Schwierigkeiten, wo Herzog Arnulf 937 starb und

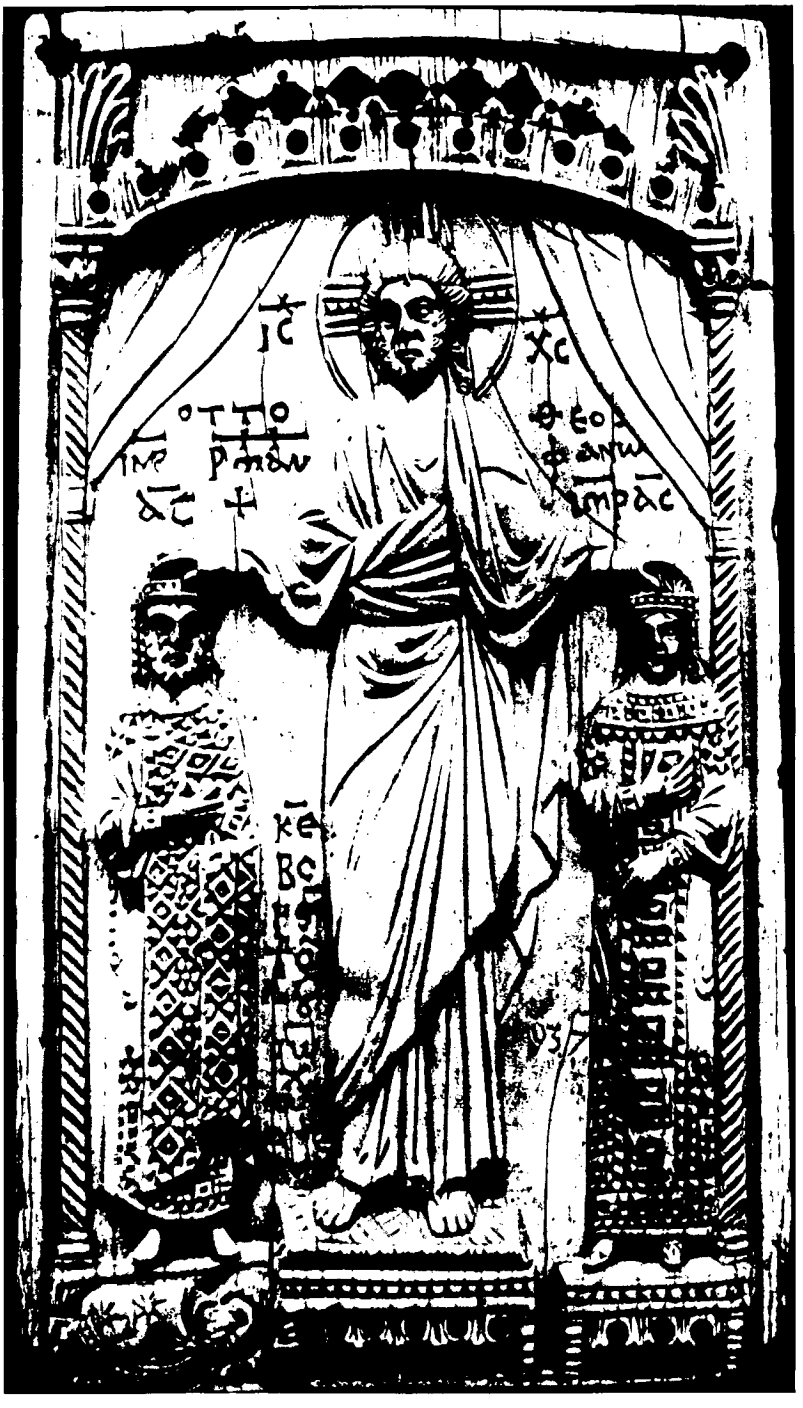
seine Söhne, die der Bayernstamm sich zu Herzögen erkor, pochend auf ihre Selbständigkeit, dem König sogar die Huldigung verweigerten. Nach kurzem gelang es Otto jedoch, die jungen Herzöge zu vertreiben und den Bruder Arnulfs, Berchthold, zum Herzog zu machen. Es war ein schöner Erfolg, zumal Otto für das Reich das Recht auf Besetzung der bayrischen Bistümer, das sein Vater dem Herzog hatte überlassen müssen, zurückgewann. Aber von anderer Seite zogen neue Unwetterwolken herauf. Otto hatte Eberhard von Franken, den Bruder Konrads I., der seinem Vater einst die Insignien des Reiches überbracht hatte, wegen Friedensbruches unnachsichtig bestraft. Nicht weniger fühlte sich Giselbert von Lothringen, der Schwager des Königs, durch Ottos herrisches Auftreten gekränkt. Dazu kamen schwere Zwistigkeiten in der königlichen Familie. Ottos älterer Stiefbruder Thankmar glaubte ungerecht zurückgesetzt worden zu sein und sammelte eine beträchtliche Gruppe unzufriedener sächsischer Adliger um sich. Die Königin Mathilde hätte gern ihren jüngeren Sohn Heinrich, einen schönen, glänzend begabten, dem Vater ähnlichen jungen Mann, der ihr Liebling war, auf dem Thron gesehen. Ihre von byzantinischem Brauch beeinflußte Meinung, in Heinrich, den sie als Königin geboren, fließe das edlere Blut, hatte den Gatten nicht überzeugt. Mochte er Ottos größere Eignung erkannt haben oder ihm der bei seinem Tode höchstens sechzehnjährige Heinrich für die Krone zu jung erscheinen, er hielt an Otto als seinem Nachfolger fest. Aber der Mutter fiel es nicht schwer, dem ehrgeizigen jüngeren Sohn die Überzeugung von seinem besseren Recht beizubringen. So kam es nacheinander zu zwei Aufständen gegen Otto. Den ersten, zu dem sich Eberhard und Thankmar zusammenfanden, vermochte der König nach hartem Kampf niederzuschlagen. Thankmar fand dabei den Tod. Nach kurzer Zeit vereinigten sich aber der bald begnadigte Herzog Eberhard, Prinz Heinrich und Giselbert von Lothringen. Giselbert erkannte, daß Otto wirklich Herr über Lothringen sein wollte, während der westfränkische Karolinger Ludwig IV. in Kämpfe mit seinen großen Vasallen verstrickt war und ihm ein milder Herr werden zu wollen schien. Und da es des Lothringers Politik war, zwischen den beiden Reichen sich selbst eine möglichst weitgehende Selbständigkeit zu verschaffen, so wandte er sich wieder einmal dem König von Frankreich zu, erkannte seine Oberhoheit an und gewann für sich und seine Verbündeten dessen Hilfe. Otto geriet in bitterste Not. Aber das Glück kam seiner Standhaftigkeit zu Hilfe. Es gelang seinen getreusten Helfern, die beiden Herzöge Giselbert und Eberhard bei Andernach zu überfallen und nach kurzem Gefecht zu überwältigen (939); dieser fiel, jener ertrank auf der Flucht in den Fluten des Rheines. Es half dem König von Frankreich nichts, daß er durch Heirat mit Giselberts Witwe Gerberga, Heinrichs I. ältester Tochter, sich neue Ansprüche auf Lothringen zu sichern suchte, und auch Heinrich mußte sich dem Bruder unterwerfen. Ein letzter Versuch des Prinzen, durch einen finsteren Mordplan zu seinem Ziel zu kommen, mißlang. Alle Wirren und Anfechtungen dieser Jahre endigten mit dem glänzenden Siege Ottos.

Erst damals wurde die Einigung der deutschen Stämme endgültig und erhielt der deutsche Staat die Festigkeit, die ihm vorher infolge von Absplitterungs- und Absonderungsbestrebungen der Herzöge noch gefehlt hatte. Und da erst ein starker Staat einem Volk inneren und äußeren Halt und Dauer zu geben vermag, so fand die deutsche Nation in Ottos ersten Regierungsjahren ihre Vollendung und empfing zugleich die Grundlage zu weiterer Entwicklung. Ferner fiel die Entscheidung über die Gestalt der Reichsverfassung. Die Absicht, die Otto durch seine Krönungsfeier angekündigt hatte, nämlich sein Königtum nach fränkischem Vorbild auszugestalten, hatte er erreicht. Nicht die Gesamtheit der Herzöge, sondern der König war nun unbestritten Träger des Reiches. Otto konnte auf Grund seiner Erfolge über vier von den fünf Herzogtümern verfügen. Waren die Herzöge im neunten Jahrhundert durch den Willen des Volkes unabhängig vom König emporgekommen, so wurden sie jetzt straff der königlichen Gewalt untergeordnet. Das eigenständige Volksrecht wurde zugunsten des Königsrechtes zurückgedrängt. Dem König stand nun die Einsetzung des Herzogs zu, er wurde sein Lehnsherr, während die Stammeswahl, die man noch beibehielt, fast alles Gewicht verlor. Allein Otto dachte gar nicht daran, die Stammesorganisation zugunsten der Reichseinheit überhaupt aufzuheben. Die Stämme waren dazu viel zu urwüchsige, natürliche und kräftige Bildungen; die Herzöge waren, da der König nicht überall in seinem weiten Reiche sein konnte, auch für ihn selbst unentbehrlich, und das Herzogsamt blieb in der Reichspolitik ein wichtiger Faktor, zumal da es leicht einen starken Rückhalt beim Stammesvolk gewinnen konnte. So war Otto eifrig darauf bedacht, seine Stellung durch Einsetzung zuverlässiger Herzöge zu festigen. Sachsen und Franken behielt er in seiner eigenen Hand. Lothringen gab er dem Salier Konrad dem Roten, der Ottos Tochter Liutgard heiratete, Bayern erhielt Ottos Bruder Heinrich, der sich mit Herzog Arnulfs Tochter Judith vermählt hatte, und Liudolf heiratete die Tochter Herzog Hermanns von Schwaben und wurde dessen Nachfolger. So kamen alle Herzogtümer an Mitglieder der königlichen Familie. Außerdem schuf Otto in dem Pfalzgrafen ein Gegengewicht gegen das Stammesherzogtum. Es hatte die Aufgabe, die königlichen Interessen in den Herzogtümern wahrzunehmen, besonders hinsichtlich der Krongüter und der Rechtspflege.

Otto blieb sich trotz allem mit Recht bewußt, daß in den Herzogtümern ihrer ganzen Herkunft und Art nach partikularistische Kräfte lebten. Wollte er dem Königtum und damit dem Reich größere Festigkeit geben, so konnte er sich nicht allein auf die Herzöge stützen, mochten sie noch so sehr von der Zentralgewalt abhängig sein. Karl der Große hatte seine Macht auf eine zahlreiche, treu ergebene Beamtenschaft gestützt, besonders auf die Grafen. Diese aber hatten im neunten und zehnten Jahrhundert durch die Entfaltung des Lehnsrechtes viel Selbständigkeit erlangt, eine Entwicklung, die nicht mehr rückgängig zu machen war. Diese Säule des karolingischen Reiches war infolgedessen allein nicht mehr



Reiterſtandbild Ottos des Großen in Magdeburg, 13. Jahrh.



Otto II., Sohn Ottos d. Gr., und ſeine Gemahlin Theophano
Byzantiniſches Elfenbeinrelief, 10. Jahrh. Paris Muſeum Cluny

tragfähig. Völlig unversehrt war hingegen die andere Stütze der karolingischen Verfassung, die Reichskirche. Der König erschien dem früheren Mittelalter als geheiligte Person, gleichsam als Stellvertreter Christi, und die Königsweihe galt als Sakrament. Und so wurde dem König eine beherrschende Stellung auch in der Kirche seines Landes zugebilligt. Man fand nichts dabei, daß er leitend an Synoden teilnahm, in die inneren Fragen der Kirche eingriff und vor allem die Bischöfe bestellte. Die Bischöfe und Reichsäbte, die über riesigen Grundbesitz und in ihren Vasallen über ansehnliche militärische Kräfte verfügten, dienten dem Reich schon längst durch Entsendung von Kontingenten zur Reichsheerfahrt, wirtschaftliche Leistungen für den Haushalt des Königs und Erfüllung politischer Missionen. Otto der Große überwies der Reichskirche weitere Besitzungen, machte sie unabhängig von Herzögen und Grafen und stattete sie mit staatlichen Rechten aus. Nicht nur die Gerichtsbarkeit und die öffentliche Zwangsgewalt über die Leute, die auf Kirchengut wohnten, billigte er ihr zu, er begann sogar Bischöfen und Äbten Grafschaften und Grafschaftsteile anzuvertrauen. Das waren alles keineswegs uneigennützige Gaben, vielmehr bereicherte er die geistlichen Fürsten, weil er sie kraft seines Ernennungsrechtes viel fester in der Hand hatte als die erblichen Inhaber von Grafschaften. Er hat die Kirche noch stärker zum Staatsdienst herangezogen, als es früher üblich gewesen war. Die Folge war die innige Verquickung von Staat und Kirche, die für beider Verfassung im hohen Mittelalter bezeichnend ist und die zu den gewaltigen Kämpfen des elften und zwölften Jahrhunderts geführt hat. Die Kirche wurde seit Otto der tragende Pfeiler des deutschen Königtums und blieb es, wenn auch seit dem elften Jahrhundert stark brüchig, bis tief in die Stauferzeit hinein.

Neben den Kämpfen um die Einigung und innere Festigung des Reiches beschäftigte Otto von Beginn seiner Regierung an die Sorge um die Sicherung der Nord- und Ostgrenzen. Wohl hatte sein Vater erfolgreich gegen Ungarn, Slawen und Dänen gekämpft, aber immer noch waren die Grenzlande den Heimsuchungen durch die wilden Feinde preisgegeben. Die einzigen von ihnen, die eine feste und einigermaßen entwickelte staatliche Ordnung besaßen, waren die Dänen und Böhmen. Der Friede mit Dänemark, den Heinrich I. durch seinen Sieg über Gorm den Alten geschaffen hatte, erwies sich zunächst als haltbar. Böhmen hingegen konnte erst 951 die einstige Oberhoheit wieder aufgezwungen werden. Die übrigen Slawen im Osten und Südosten, erst recht aber die Ungarn, waren schwer zu treffen. Sie bewohnten unzugängliche, wald- und sumpfreiche Länder, sie waren zum Teil noch in Bewegung und zerfielen in viele größere und kleinere Stämme, die erst eine sehr primitive staatliche und wirtschaftliche Kultur besaßen. Leicht waren sie zu Raubzügen in die dünn besiedelten deutschen Grenzlandschaften bereit; drang eine deutsche Strafexpedition bei ihnen ein, so zogen sie sich gewöhnlich in ihre Schlupfwinkel zurück, und es blieb den Deutschen nur übrig, ihre kümmerlichen Wohnstätten zu zerstören, die bald wiederhergestellt waren.

Die Organisation des Grenzschutzes, die Karl der Große geschaffen hatte, war in den Stürmen des neunten Jahrhunderts zusammengebrochen. Bayern, Thüringer und Sachsen erwehrten sich mit Mühe und unter großen Verlusten der andrängenden Feinde. Otto der Große hat selbst in mehreren Feldzügen die Gegner zurückgedrängt, vor allem aber das karolingische Grenzsystem reorganisiert. Er schuf mehrere Marken und hatte bei der Auswahl der Männer, denen er die Kriege im Osten anvertraute, eine überaus glückliche Hand. Hermann Billung, der später Herzog in Ostsachsen wurde, führte den Kampf gegen die Obotriten in Mecklenburg, der kriegsgewaltige Markgraf Gero, der Stifter von Gernrode, erhielt die Mark zwischen Saale und Elbe und dehnte von dort aus die deutsche Herrschaft über die meisten slawischen Völkerschaften zwischen Elbe und Oder aus. So riesig wurde sein Markengebiet, daß es Otto nach Geros Tod (968) unter sechs Markgrafen aufteilte.

Während Deutschland durch Otto den Großen geeint, befriedet und im Osten leidlich gesichert worden war, fand das übrige Europa noch nicht aus der Unordnung und Zersetztheit der späten Karolingerzeit heraus. In Frankreich erhob 936 eine der sich gegenseitig befehdenden Adelsparteien den Karolinger Ludwig IV., den Sohn Karls des Einfältigen, auf den Thron. Da Ludwig sich von den Königsmachern nicht leiten lassen, sondern selbst Herr des Landes sein wollte, einigte sich bald die bisher verfeindete Aristokratie zum Widerstand gegen ihn. Ihr Haupt, der mächtige Kapetinger Hugo von Franzien, nahm Fühlung mit König Otto, der sich durch Ludwigs Ansprüche auf Lothringen und sein Zusammenwirken mit den deutschen Rebellen bedroht fühlte. Zur Bestätigung dieses Bündnisses heiratete Hugo Ottos jüngste Schwester Hadewig. Nach wenigen Jahren änderte sich indessen die Parteiengruppierung. Ludwig, vermählt mit Ottos Schwester Gerberga, geriet in große Bedrängnis, verzichtete auf Lothringen und gewann die Hilfe seines Schwagers gegen die übermächtigen Vasallen. Otto gewährte ihm militärische und moralische Unterstützung. Auf einer Reichssynode zu Ingelheim (948) erschien der König und brachte seine Klagen gegen Hugo vor, dem bei Strafe der Exkommunikation Unterwerfung anbefohlen wurde. Später gelang es Otto, seine beiden Schwäger zu versöhnen. Der deutsche Einfluß in Frankreich war vielleicht nie so groß wie in den späteren Jahren Ottos. Ludwig IV. und Hugo starben früh (954 und 956), und da beherrschten Frankreich Gerberga und Hadewig, die Schwestern des deutschen Königs, und ihr vornehmster Berater war ihr jüngerer Bruder, Erzbischof Bruno von Köln, ein deutscher Prinz.

Von dauernderer Bedeutung war, was im Südwesten erreicht wurde. Dort hatten sich im späteren neunten Jahrhundert zwei Reiche gebildet: Hochburgund und das arelatische Reich von Niederburgund. Diese beiden Länder wurden immer wieder in die wüsten Wirren des benachbarten, unbeschreiblicher Anarchie verfallenen Italien hineingezogen. Schließlich war es dem Grafen Hugo von Vienne gelungen, wenn auch nicht die italienischen Dinge zu ordnen, so doch für sich selbst

eine dauerndere Machtstellung zu erringen. Als 937 Rudolf von Hochburgund, der auch einmal König von Italien gewesen war, gestorben war, hoffte Hugo, er könne Hochburgund hinzugewinnen. Er eilte über die Alpen, heiratete Rudolfs Witwe und verlobte dessen sechsjährige Tochter Adelheid mit seinem jungen Sohn Lothar. Doch Otto griff ein; er übernahm die Vormundschaft über den kleinen Thronfolger Konrad und errichtete damit ein deutsches Protektorat über Burgund, das einst zur Angliederung an das Reich führen sollte. Da Niederburgund nach Hugos Tod (948) mit Hochburgund vereinigt wurde, war Frankreich der Weg nach Italien verlegt. Wichtiger war es, daß nun das Deutschtum in der Schweiz gegen den vordringenden romanischen Einfluß gesichert war. Burgund hatte damals in Europa geradezu eine Schlüsselstellung. Durch die Begründung des deutschen Einflusses in diesem Lande wurde das Vorwiegen des Germanentums in Europa für Jahrhunderte mitbegründet.

Otto brachte seine burgundische Politik das erstemal in nähere Berührung mit Italien. Seinem Gegner, Hugo von Italien, war es bald darauf gelungen, sich eines gefährlichen Nebenbuhlers zu erwehren, des mächtigen Markgrafen Berengar von Ivrea, der 941 als Vertriebener nach Deutschland kam. Nach einigen Jahren aber wandte sich das Blatt: Berengar kehrte nach Italien zurück, Hugos Macht stürzte zusammen, er selbst starb in seiner burgundischen Heimat, während sein Sohn Lothar, der unter Berengars Bevormundung noch König geblieben war, in Italien einen frühen Tod fand. Nun wurden Berengar und sein Sohn Adalbert Könige von Italien, Lothars Witwe Adelheid, als einzige Erbin der vorigen Herrscherfamilie, wurde des Königsschatzes und dann der Freiheit beraubt. Doch in abenteuerlicher Flucht gelang es der jungen Fürstin, nach dem festen Reggio zu entfliehen, sie vereinigte ihre Bitten mit denen vieler italienischer Grafen und Bischöfe, die stürmisch vom deutschen König ein Eingreifen in Italien verlangten. Otto willfahrte ihnen. Oberitalien war längst die auswärtige Interessensphäre der beiden süddeutschen Herzogtümer gewesen, wie die Slawenlande die der Sachsen und Thüringer. Schon mehrere Herzöge von Bayern und Schwaben hatten in Italien gefochten. Nun mochten Liudolf von Schwaben und Heinrich von Bayern einen Machtzuwachs für sich erhoffen und setzten sich deshalb wohl für das Unternehmen ein. Sogleich machte sich zwischen beiden eine Rivalität bemerkbar. Liudolf, in der Absicht, seinem Oheim zuvorzukommen, zog mit ungenügenden Kräften ohne Wissen des Vaters voraus, konnte aber keine Erfolge erreichen. Aber nicht allein das Drängen Adelheids, der italienischen Großen, der süddeutschen Herzöge bewogen Otto, nach Italien zu ziehen. Bereits Heinrich I. wird glaubwürdig die Absicht zugeschrieben, nach Rom zu gehen. Nur Krankheit und Tod sollen ihn daran gehindert haben. Er wie sein Sohn fühlten sich nachweislich als Nachfolger der karolingischen Könige und Kaiser. Das Bild des karolingischen Reiches lebte in ihnen als herrliches Ziel, wenn auch ihr realpolitischer Sinn sie davor schützte, Unmögliches zu erstreben. Aber schon in

Burgund hat Otto als Erbe der Karolinger eingegriffen, in der gleichen Eigenschaft bemächtigte er sich der Herrschaft über Italien (952). Ohne gekrönt zu sein, nannte er sich gelegentlich „König der Franken und Langobarden", was er nur nach dem Vorbild Karls des Großen getan haben kann, weil der Titel „König der Langobarden" längst außer Übung gekommen war. Nur zur Festigung seiner Herrschaft reichte er Adelheid, der schönen und staatsklugen Witwe Lothars, die Hand zur Ehe. Wie sehr er sich in den Bahnen seines großen Vorgängers bewegte, erkennen wir daraus, daß er Erzbischof Friedrich von Mainz nach Rom sandte, um mit Papst Agapet II. wegen der Kaiserkrönung zu verhandeln. Aber Rom und die Kurie waren damals beherrscht von dem politisch klugen Senator Alberich, der seine Selbständigkeit kraftvoll verteidigte und die Einmischung eines Fremden nicht wünschte. So wurde Ottos Begehren abgeschlagen, und er kehrte nach etwa sechsmonatlicher Abwesenheit nach Deutschland zurück.

Der siegreiche Feldzug nach Italien führte noch zu keinem dauernden Gewinn, sondern brachte über Deutschland gefährliche Wirrnisse. Die Rivalität zwischen Liudolf und Heinrich verursachte eine Entfremdung zwischen Vater und Sohn, da niemand damals so sehr des Königs Gunst genoß wie Heinrich von Bayern. Dem Sohne gesellte sich der Schwiegersohn zu. Konrad von Lothringen, mit der Aufgabe betraut, König Berengar völlig niederzuwerfen, schloß mit diesem statt dessen einen Vertrag, nach dem Berengar Italien von Otto zu Lehen nehmen solle. Otto verwarf diese Abmachungen und bewilligte Berengar die Königsherrschaft über Italien erst, nachdem er Friaul und die Mark Verona zugunsten Bayerns abgetrennt hatte. Verärgert näherte sich Konrad seinem Schwager, beide schmiedeten ein Komplott gegen Heinrich und preßten dem König, den sie vor Ostern 953 in Mainz mit überlegenem Gefolge überraschten, Zugeständnisse gegen seinen Bruder ab. Kaum freigekommen, widerrief sie der König. Es entbrannten wilde Kämpfe. Die Aufrührer gewannen zahlreiche Anhänger in Franken, Schwaben, Sachsen und besonders in Bayern, wo Heinrich sich durch seine hochfahrende Art verhaßt gemacht hatte. Die inneren Streitigkeiten der Jahre 953/954 gehen nicht wie die früheren um die Einigkeit des Reiches oder um die Entscheidung zwischen königlicher Macht und herzoglicher Autonomie, sondern um den Einfluß der höchststehenden Männer beim König. Aber Otto geriet durch die kriegerischen Erfolge der Rebellen wieder in so große Bedrängnis, daß es seiner ganzen Standhaftigkeit und seines festen Gottvertrauens bedurfte, um sich zu behaupten. Da kam ihm ein furchtbares Unglück zu Hilfe, das über Deutschland hereinbrach. Die Ungarn überfielen im Jahre 954 in riesigen Schwärmen grausam mordend, brennend und raubend die deutschen Lande. Die übergroße Not führte zu einem plötzlichen Stimmungsumschwung. Allenthalben begriff man die Notwendigkeit der Einigung zu gemeinsamem Widerstand. Viele der Aufständischen fanden zum König zurück, selbst Konrad von Lothringen unterwarf sich auf einer Tagung zu Langenzenn bei Nürnberg. Nur Liudolf verharrte noch in seinem Trotz und

demütigte sich erst, nachdem sein Versuch, Regensburg gegen die königlichen Truppen zu verteidigen, gescheitert war. Die beiden Herzöge verloren ihre Ämter. Die Verwaltung Lothringens wurde Ottos Bruder, Bruno von Köln, übertragen, Schwaben erhielt Burchard, ein Sproß des alten Herzogsgeschlechtes, der sich durch Heirat mit Hadwig, der Tochter Herzog Heinrichs, dem königlichen Hause verband.

Bitter nötig war die Wiederherstellung des inneren Friedens und die Zusammenraffung aller Kräfte zur Abwehr der fürchterlichen Ungarngefahr gewesen. Durch die leichte Beute des Vorjahres verlockt, kamen die Ungarn 955 in noch größeren Massen und überfluteten Süddeutschland bis zum Schwarzwald hin. Nur Augsburg gelang es dem ebenso kriegstüchtigen wie frommen Bischof Ulrich gegen die Angriffe der wilden Reiterscharen zu halten. Ihm eilte der König mit allen Truppen, die er hatte zusammenziehen können, zur Hilfe heran. Die Deutschen waren an Zahl dem Feinde weit unterlegen. Ihre Stimmung war ernst. Am 10. August 955 kam es auf dem Lechfeld zur Schlacht. Konrad der Rote mit fränkischen Rittern entschied den deutschen Sieg, die Ungarn wurden in der Schlacht und auf der Flucht mit erbitterter Grausamkeit niedergeschlagen. Die Lechfeldschlacht ist eines der ganz wenigen kriegerischen Ereignisse im Mittelalter, denen weltgeschichtliche Bedeutung zukommt. Die Ungarn waren seit dem Ende des neunten Jahrhunderts die fürchterlichste Geißel Europas gewesen. Nach Ottos Sieg war ihre ungestüme Kraft gebrochen. Die Zeit ihrer großen Angriffe war vorbei. Sie wurden seßhaft, kamen zur Gründung eines bedeutenden Staatswesens und fanden den Anschluß an das Christentum und die westliche Kultur.

Während Otto die Ungarn niederwarf, erhoben sich die slawischen Stämme zwischen unterer Elbe und Ostsee und bedrohten das deutsche Land. Wenige Wochen nach dem Ungarnsieg stand Otto schon im Gebiet der Obotriten im heutigen Mecklenburg und strafte nach gefährlichen Kämpfen die Slawen mit blutiger Strenge. Diese Siege haben Ottos Ansehen in Deutschland und im ganzen Abendland mächtig gesteigert. Hatte er doch nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze christlich-abendländische Kulturwelt Entscheidendes geleistet. Denn die Bekämpfung und Gewinnung der Heiden galt als gemeinsame Angelegenheit aller, die sich zum Reiche Christi und der Kirche rechneten. Es lebt in dieser Anschauung christlich umgebildet der römische Reichsgedanke fort. Hatte man es für die Mission des Römers gehalten, menschliche Gesittung und Kultur zu verteidigen und über den Erdkreis auszudehnen und die wilden Völker zurückzudämmen, so galt es als dringlichste Aufgabe des christlichen Imperiums, die Kirche zu verteidigen, den christlichen Glauben zu verbreiten und die unkultivierten Heidenvölker zu bezähmen. Allen christlichen Königen wurde dies zur Pflicht gemacht. Keiner hatte sie so herrlich erfüllt wie Otto der Große. War ja doch die Ostgrenze damals die Grenze der abendländischen Kulturwelt überhaupt, nicht bloß die des deutschen Reiches. Sie hatte Otto verteidigt, weit vorgeschoben und gesichert.

Außerdem war er eifrig darauf bedacht, in friedlicher Weise den östlichen Gebieten zu bringen: Christentum, Kultur, Deutschtum, was in jener Zeit ein und dasselbe bedeutete. Das Mittel dazu war neben der Errichtung von Marken hauptsächlich die Gründung von Bistümern. Drei hatte Otto bereits im Norden gestiftet: Ripen, Schleswig, Aarhus, zwei im Osten: Brandenburg und Havelberg; vor der Schlacht auf dem Lechfeld hatte er dem Tagesheiligen Laurentius ein Bistum in Merseburg gelobt, und längst plante er eine große Metropole für den slawischen Osten mit dem Sitz in Magdeburg. Doch bis in seine letzten Lebensjahre währte es, bis er diesen Wunsch erfüllt sah. Otto hat durch seine Siege, seine Marken- und Bistumsgründungen alles für den deutschen Osten getan, was möglich war. Zu einer weiteren Durchdringung jener riesigen Gebiete fehlten damals völlig die deutschen Kolonisatoren, da Altdeutschland selbst ja noch recht dünn besiedelt war.

In der Mitte der fünfziger Jahre erlitt Otto durch mehrere Todesfälle in seinem Familienkreise herbe Verluste. Während der Gatte gegen den Vater in Waffen stand, starb die junge Herzogin Liutgard. Konrad der Rote selbst fand den Tod in der Lechfeldschlacht. Heinrich von Bayern starb an einer Wunde, die er einst in einem Gefecht gegen den Bruder empfangen haben soll. Die beiden ersten Söhne der Adelheid starben als ganz kleine Kinder, erst der dritte, Otto, blieb leben. Liudolf hatte der König 956 nach Italien gesandt, da Berengar sich als tyrannischer Herrscher und ungetreuer Lehnsmann erwies. Vielleicht sollte Liudolf Unterkönig in Italien werden. Allein diesem Plane machte Liudolfs Tod (957) ein Ende. Auch Berengar erhob sich bald wieder und trieb sein Unwesen weiter. Trotz des Drängens der italienischen Emigranten, trotzdem in Deutschland tiefster Friede herrschte, hat sich Otto doch noch mehrere Jahre von Italien ferngehalten. Was ihn schließlich zum abermaligen Eingreifen veranlaßte, war ein Hilferuf des Papstes. In Rom hatten sich die Verhältnisse gewandelt. Der große Alberich hatte sterbend den Römern den Schwur abgenommen, nach dem Tode des Papstes seinen Sohn Oktavian auf den Heiligen Stuhl zu erheben. Es spricht für das Ansehen Alberichs, daß dieser Eid von den wankelmütigen Römern gehalten wurde. So wurde Oktavian 955 als Johann XII. Papst. Er war ein mutwilliger und sittenloser junger Mann, der das reiche Erbe seines Vaters an Macht und Autorität bald verwirtschaftet hatte. Er wurde von römischen Widersachern bedrängt, König Berengar bedrohte den Kirchenstaat, den zu Alberichs Zeiten niemand anzugreifen gewagt hatte. So suchte er Hilfe gegen die nahen Feinde bei dem mächtigen König des fernen deutschen Reiches. Otto leistete seiner Bitte Folge. Er überschritt mit einem großen Heer die Alpen, vertrieb Berengar, der sich mit den Seinen in einige feste Burgen warf, und stand Ende Januar 962 vor Rom. Am 2. Februar fand der feierliche Einzug statt, und Otto erhielt in der Peterskirche durch Johann XII. die Kaiserkrone, die er elf Jahre zuvor vergeblich erstrebt hatte. Mit dem Kaisertum verband sich damals keineswegs ein universaler Herrschaftsanspruch. Der Kaiser war ein Erster unter Gleichen. Nur einen ideellen Vorrang verlieh die Kaiserkrone

ihrem Träger vor allen Königen der Christenheit. Otto war durch seine Macht und durch seine herrlichen Siege über die Heiden ihrer würdiger als irgendein anderer. Der reale Inhalt des Kaisertums war einmal die Schutzherrschaft über die römische Kirche, zum andern die Souveränität über den Kirchenstaat und gewisse mittel- und süditalienische Gebiete. Diese Rechtsstellung fand ihren Niederschlag in einem großen Privileg, das Otto nach Art der Karolinger und unter Zugrundelegung früherer Urkunden zugunsten der römischen Kirche ausstellen ließ. Er bestätigte dem Papst alle Güter und Hoheitsrechte des heiligen Petrus, wobei allerdings vieles aufgezählt wurde, was die römische Kirche nie besessen hatte. Im zweiten Teil der Urkunde wurden die Rechte des Kaisers bei der Verwaltung und Rechtsprechung im Kirchenstaate und vor allem bei der Erhebung der Päpste umrissen. Die Papstwahl sollte frei sein, vor der Weihe aber die Genehmigung des Kaisers eingeholt und vom Erwählten ein Treueversprechen abgelegt werden.

Zwischen Kaiser und Papst herrschte von vornherein Mißtrauen. Otto soll seinem Schwertträger befohlen haben, ihn sogar in der Peterskirche mit gezogener Waffe zu decken. Wie recht er hatte, zeigte sich, als er nach knapp zweiwöchigem Aufenthalt Rom verließ, um Berengars Burgen zu brechen. Sogleich begann Johann, der wegen des energischen Auftretens des Kaisers ängstlich und enttäuscht war, gegen Otto zu konspirieren. Mit Berengars Sohn Adalbert, mit den Griechen, ja mit den Ungarn knüpfte er Verbindungen an. Schließlich mußte Otto einschreiten. Er ließ Johann, der auch wegen seiner sittlichen Verworfenheit heftig angeklagt wurde, absetzen und einen würdigen Mann zum Papste wählen. Wie Otto schließlich die letzten Anhänger Berengars besiegte und Italien Ordnung und Recht zu bringen versuchte, braucht nicht im einzelnen geschildert zu werden. Das Land an eine ruhige, stetige und kraftvolle Herrschaft zu gewöhnen, war nicht leicht. In Oberitalien war sein Mühen von Erfolg gekrönt. Er hinterließ es beruhigt und befriedet seinen Nachfolgern zum Heil für die lange so schwer heimgesuchte Bevölkerung.

Aus dem Besitz des langobardischen Reiches und des Kirchenstaates ergab sich für Otto die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit der anderen Großmacht, die an Italien beteiligt war: mit Byzanz. Durch diplomatische Schritte suchte er vom östlichen Kaiserhof die Anerkennung seines Kaisertums und seiner italienischen Herrschaft zu erlangen. Außerdem schlug er die Vermählung seines Sohnes mit einer purpurgeborenen byzantinischen Prinzessin vor. Er ließ Otto II., dessen Königswahl er schon früher von den Fürsten erlangt hatte, nach Italien kommen und Weihnachten 967 in Ravenna zum Kaiser krönen, um seine Ebenbürtigkeit darzutun und die Kaiserwürde seinem Hause zu sichern. Der griechische Kaiser aber, Nikephoros Phokas, machte seine Zustimmung zu Ottos Vorschlägen von unerfüllbaren Bedingungen abhängig. Nicht nur die Wiederherstellung der griechischen Herrschaft über die zum Reich gehörigen langobardischen Fürstentümer Süditaliens, sondern auch über Rom und Ravenna

scheint er verlangt zu haben. Um einen Druck auszuüben, marschierte Otto in Apulien und Kalabrien ein. Aber er konnte die Griechen, die sich in die Städte und festen Plätze zurückzogen, nicht vertreiben. Da kam Otto eine Revolte im Kaiserpalast in Konstantinopel zu Hilfe. Nikephoros wurde Ende 969 ermordet, und der neue Kaiser, Johannes Tzimiskes, zeigte sich zur Verständigung bereit. Es kam zum Frieden auf Grund der früheren Vorschläge Ottos. Des Kaisers Erfolg fand seinen äußeren Ausdruck in der Vermählung Ottos II. mit der schönen, hochgebildeten, vielbewunderten Prinzessin Theophano, die zu Ostern 972 in der Peterskirche gefeiert wurde.

Vom Herbst 961 bis zum Sommer 972 hat sich Otto mit nur anderthalbjähriger Unterbrechung in Italien aufgehalten. In Deutschland herrschten unterdessen Frieden und Ordnung, obgleich der Tod den Kaiser in dieser Zeit der zuverlässigsten Stützen seiner Regierung beraubt hatte: 965 waren Erzbischof Bruno von Köln und Markgraf Gero, 968 die alte Königin Mathilde und Erzbischof Wilhelm von Mainz gestorben. Otto hat auch von Italien aus die deutschen Angelegenheiten nicht vernachlässigt. Am meisten am Herzen lag ihm das Magdeburger Gründungswerk. Aber so sehr er sich um das Zustandekommen bemühte, immer wieder traf er auf Widerstand. Erst 968 konnte unter Mitwirkung Papst Johanns XIII. das neue Erzbistum ins Leben treten. Zum ersten Erzbischof wurde Abt Adalbert von Weißenburg ernannt, der durch eine Missionsreise nach Rußland ein guter Kenner der Ostfragen geworden war. Ganz das, was Otto ursprünglich geplant hatte, war Magdeburg nicht geworden, nämlich nicht die Missionszentrale für den grenzenlosen Osten. In die sechziger Jahre des zehnten Jahrhunderts fallen nämlich für die Geschichte des europäischen Ostens überaus wichtige Ereignisse. Herzog Mesco schuf damals das polnische Reich und gründete, vielleicht im Einverständnis mit Johann XIII., in Posen ein polnisches Bistum, das jedoch nicht Magdeburg unterstellt wurde. So waren die Deutschen nicht mehr konkurrenzlos in der Missionierung des Ostens, und man mußte sich mit der Neugründung bestimmter Bistümer, nämlich in Merseburg, Zeitz und Meißen, begnügen, die außer Havelberg und Brandenburg dem neuen Erzbischof unterstellt wurden. Noch eine weitere, für die Ausbreitung des Deutschtums hochwichtige Gründung gelang Otto nach seiner Rückkehr aus Italien. Zusammen mit Boleslav II. von Böhmen stiftete er 973 das Bistum Prag. Daß die Neugründung Mainz untergeben wurde, läßt den schon damals innigeren Zusammenhang Böhmens mit dem Reiche erkennen.

973 feierte Otto mit der Kaiserin Adelheid und seinen Kindern das Osterfest in Quedlinburg. Es war eine überaus glänzende Versammlung. Aus allen Weltgegenden fanden sich Gesandtschaften ein, um der Macht des abendländischen Kaisers zu huldigen. Boleslav von Böhmen und wahrscheinlich auch Mesco von Polen erschienen selbst und brachten ihrem Oberherrn reiche Geschenke dar. Der König von Dänemark sandte einen Zins. Mehrere ungarische und bulgarische

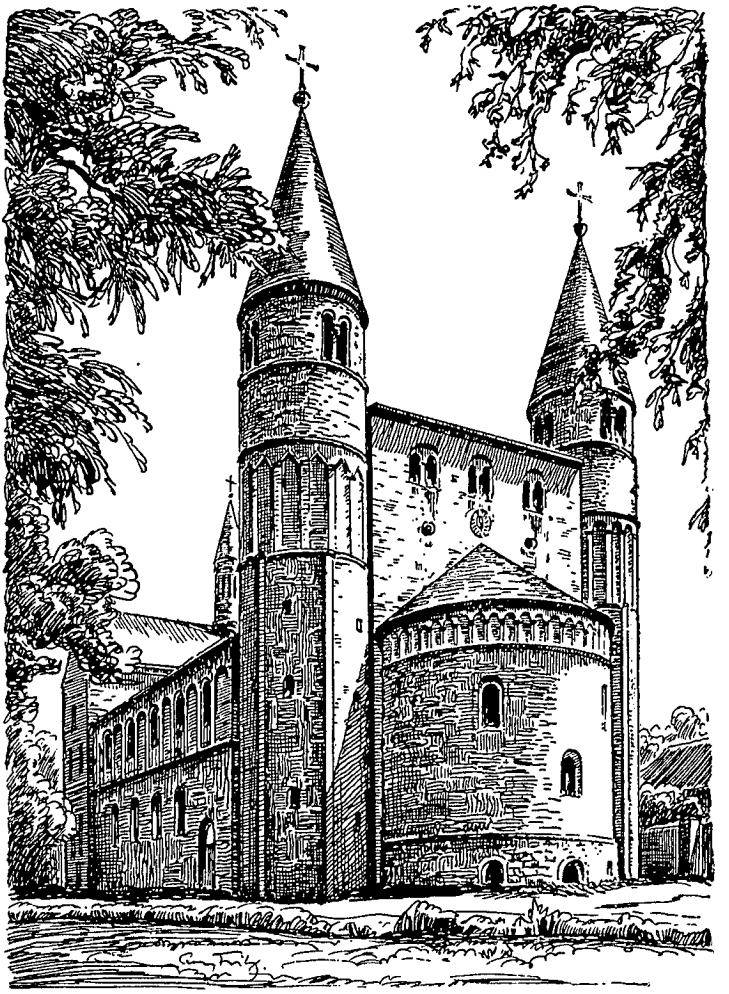
Große trafen ein, wohl um wegen der Einführung des Christentums sich mit dem Kaiser zu beraten. Boten der Römer und Beneventaner waren da, und auch Gesandte aus Byzanz, Rußland und gar dem nordafrikanischen Fatimidenreich erschienen am Kaiserhof. Es war der letzte Höhepunkt in Ottos reichem Leben. Wenige Wochen später, am 7. Mai 973, verschied er plötzlich in Memleben. In dem von ihm mit so viel Liebe erbauten Dom zu Magdeburg fand er seine Grabstätte.

Kaiser Otto I., dem man seit der Lechfeldschlacht immer häufiger den Beinamen „der Große" beilegte, hat die deutschen Stämme endgültig geeinigt. Er begann ein Regierungssystem, das viele Generationen beibehielten, er errichtete das Protektorat des deutschen Königs über Burgund und seine Herrschaft über Nord- und Mittelitalien und erwarb die Kaiserkrone, er schuf die Grundlagen für die Ausdehnung des Deutschtums im Osten, und unter seiner Führung errang das deutsche Reich für Jahrhunderte die Hegemonie im christlichen Abendland. Diese Vormacht war nicht bloß auf militärische Überlegenheit, sondern auch auf sittliche und geistige Kraft gegründet. Unter dem Schutz der sächsischen Dynastie entfaltete sich in Deutschland ein geistiges und künstlerisches Leben von einer Lebendigkeit und Urwüchsigkeit, die man sonst in Europa im zehnten Jahrhundert nicht fand. Damals schrieb der sächsische Mönch Widukind von Corvei eine Geschichte seines Heimatstammes, die durch ihre Frische und Kraft den Leser fesselt, und Roswita, die berühmte Dichterin von Gandersheim, beschrieb in Versen die Regierungstaten ihres Kaisers und bemühte sich gar, den von ihr bewunderten Dichtungen der heidnischen Römer christliche Dramen anzureihen. Und dann braucht man sich bloß daran zu erinnern, daß damals der monumentale, recht eigentlich deutsche Baustil entstand, den man den „romanischen" nennt. Wenn auch aus frühottonischer Zeit nur wenige große Bauwerke in der ursprünglichen Gestalt erhalten sind, wie die Klosterkirche von Gernrode, die uns eine unmittelbare Anschauung von jener Werdezeit des neuen Stils vermitteln können, so kennen wir doch von einzelnen Bauteilen her, durch die Erforschung der alten Grundmauern und durch Rückschlüsse, die mächtige Gestaltungskraft der Generation Ottos des Großen, die mit den ererbten technischen Mitteln und den überkommenen künstlerischen Formen die klaren, fest in sich ruhenden, noch etwas schweren, aber doch schon mit wachem Empfinden gegliederten und edel geschmückten Bauten schuf, aus denen uns die deutsche Art so sehr anzusprechen scheint.

Das Ergebnis von Ottos Regierung erscheint danach glänzend genug. Und doch haben wir Neueren schwer um ein Verständnis seiner Persönlichkeit und seiner Politik zu ringen, da er es doch war, der das deutsche Volk den Weg nach Rom führte, den viele für einen Weg in deutsche Not, Zersplitterung und Schwäche halten. Man hat dabei oft den Fehler gemacht, Ottos Italienpolitik herauszulösen und für sich allein zu beurteilen. Man kann aber nur dann zu einem zutreffenden und sinnvollen Urteil kommen, wenn man die geschichtlichen Schicksale

Deutschlands in jener Zeit zusammen sieht. Das zehnte Jahrhundert kannte noch kein nationales Bewußtsein. Noch nicht einmal irgendeine eigene Tradition gab es, in der das junge deutsche Reich ruhte. Es waren neue Wege zu finden Und da hätte sich Otto nun gewiß auf Deutschland beschränken und Italien meiden können. Aber — das muß man sich vor Augen halten — ebenso nahe hätte es gelegen, sich im wesentlichen auf Sachsen zu beschränken, wie Heinrich I., der ja noch als König seinen berühmten Vertrag mit den Ungarn bloß für sein eigenes Stammesgebiet abschloß und die übrigen preisgab. Besaß nicht ein deutsches Stammesgebiet fast die Größe eines normalen Staates im zehnten Jahrhundert wie England, Dänemark, Frankreich oder Burgund? Daß Otto sich nicht dafür entschied, liegt an seinem königlichen Sinn für Größe und Macht, der ihn zu engerem Anschluß an die fränkisch-karolingische Tradition trieb. Sie führte ihn zur Beschränkung der herzoglichen und zur mächtigen Steigerung der königlichen Gewalt, aber sie führte ihn auch weiter nach Italien und Rom. Das einzige, was Otto von dieser Bahn hätte zurückhalten können, wäre wohl das Vorhandensein eines einigermaßen legitimen und starken Herrschers in Italien gewesen. Denn auch Frankreich und Burgund hatten ja zum Karolingerreich gehört, und trotzdem machte Otto nicht den Versuch, die dortigen Könige zu beseitigen. Er war überhaupt kein herrschsüchtiger Eroberer, der daran dachte, alle erreichbaren Länder zu bezwingen. Das Imperium, das er gründete, war nicht einmal echt universal, sondern eine Realunion von Deutschland und Italien, die sich später noch auf Burgund ausdehnte, und man darf die Italienpolitik nicht schlechthin universal nennen. Wirklich universal war das, was Otto mit seinen Sachsen im Osten ausrichtete. Denn der Kampf gegen die Heiden und die Ausbreitung des Christentums waren gemeinsame Ziele der gesamten Christenheit. Wirklich universalen Charakter hatte ferner das Kaisertum, insofern sein ideeller Kern der Schutz der universalen römischen Kirche war. Man darf das Drängen der mittelalterlichen Deutschen nach Italien sich nicht durch einzelne Vorteile hervorgerufen denken, sondern kann es nur durch große historische Mächte erklären. Den König und besonders die Süddeutschen zog das schwache und zerklüftete Italien an, weil sie die Stärkeren waren und ihren Tatendrang auswirken mußten und wollten. Und alle Deutschen zusammen strebten nach Rom, weil sie ihr christliches Lebensgefühl zum Dienst am Gottesstaat auf Erden trieb, den sie wie nirgends am Grabe des Apostelfürsten zu Rom dargestellt fanden. Denn das dürfen wir nicht vergessen: während die Schwaben und Bayern schwerlich zu dauernden Kriegen in Mecklenburg und Pommern hätten bewogen werden können, sind die Sachsen und Lothringer und alle anderen Deutschen ganz selbstverständlich mit über die Alpen gezogen. Es gab kein Reichsunternehmen, das so sehr allen Deutschen gemeinsam war wie die Romfahrt. Und nichts hat die deutschen Stämme mehr geeinigt als diese gemeinsame Aufgabe, die sie über sich selbst hinausführte. Wenn man auch oft allzu einfach und oberflächlich die Kaiserpolitik für alles Unheil unserer

Geschichte verantwortlich macht, statt den tieferen Gründen dafür nachzuspüren, die im deutschen Volkscharakter und manchen anderen Schicksalsmächten liegen, so hat doch der Weg, den Otto der Große Deutschland führte, unstreitig bittere Verluste und schwere Opfer gekostet. Aber wo hat es Macht, Größe und Heldentum gegeben ohne Opfer? Und wer es wagt, von einem anderen Gang unserer Geschichte zu träumen, möge sich umsehen, ob er in der Weltgeschichte irgendwo eine ähnlich glänzende Reihe von hohen Herrschergestalten findet wie im deutschen Mittelalter. Wir dürfen uns in ruhigem Stolze Ottos des Großen und seiner Enkel als der Unsrigen freuen und wollen — handelnd und schaffend — das auf uns nehmen, was unsere Geschichte uns schenkt und auferlegt.



Stiftskirche in Gernrode,
begonnen von Markgraf Gero 961, vollendet unter Otto II.

Kaiser Heinrich IV.

1050—1106

Von

Karl Hampe

Heinrich IV. gehört zu den Schicksalsgestalten der deutschen Geschichte in zwiefacher Hinsicht: einmal, weil sich während seiner Regierung der verhängnisvolle Umschwung vollzog, der Deutschland der von Heinrich III. noch behaupteten weltlich-kirchlichen Führung des Abendlandes beraubte; sodann, weil die Zickzackkurve seines tragischen, aber auf ein hohes Ziel gerichteten Lebenskampfes als ein Sinnbild gelten darf für die jähen Wechselfälle im Schicksalsgang unseres in seiner europäischen Mittellage ebenso begünstigten wie bedrohten, um seine Einheit schwer ringenden Volkes. In einer knappen biographischen Skizze gilt es diese Wellenberge und -täler durch eindrucksvolle Bilder zu kennzeichnen und zugleich die durchgehende Richtung auf die Behauptung einer starken, sozial wirkenden Einheitsherrschaft zu betonen.

Noch nicht sechsjährig, stand Heinrich schon am Sterbebett seines ganz vorzeitig hinscheidenden Vaters und wurde nunmehr selbst regierender Beherrscher eines Riesenreiches, wenn auch zunächst unter der Regentschaft seiner Mutter, der Aquitanierin Agnes, der nur noch eine kurze Weile der befreundete Papst Viktor II. ratend zur Seite trat. Das Wort des Kardinals Humbert: „Von diesem Knäblein als König können wir auf lange Zeiten hin gar keine Herrschaftsführung erwarten!" kennzeichnet die Stimmung, aus der man bald allenthalben rücksichtslos zur Selbsthilfe auf Kosten des Königtums griff. Vornehmlich die Papstkirche drängte stürmisch aus der Spannung heraus, in der man sich befunden hatte, solange die auf Loslösung aus weltlicher Abhängigkeit gerichtete Reformbewegung von einem priesterlich frommen Kaiser gelenkt wurde, der doch die Herrschaft über die Kirche nur um so straffer in der Hand behalten wollte. Der revolutionäre Umschwung, der sich unter Ausnützung der schwachen Reichsregentschaft damals vollzog, hat die Zukunft des jungen Königs zentnerschwer belastet. Auf Grund einer neuen Wahlordnung befreite sich das Papsttum trotz eines dem Sohne Heinrichs III. noch persönlich zugestandenen Einflußrechts tatsächlich aus der kaiserlichen Abhängigkeit und schuf sich in ganz Italien bundesgenössischen Rückhalt: im Süden durch die in Reichsrechte eingreifende Vasallenschaft des Normannenherzogs Robert Guiscard, in Mittelitalien durch Verbindung mit dem toskanisch-lothringischen Hause, dessen Hauptvertreterin bald die Großgräfin Mathilde mit ihrem weit in die Lombardei hineinreichenden Besitz werden sollte, im Norden durch die kirchlich-aufrührerische

Volksbewegung der Mailänder Pataria, die den reichstreuen lombardischen Episkopat in Schach hielt.

Die zwischen kirchlicher Ergebenheit und der Wahrung des Kaiserrechts schwankende Kaiserin ließ sich plötzlich und widerwillig im Schlepptau der italienischen Reformgegner zum offenen Kampf gegen die Kurie und zur Aufstellung eines Gegenpapstes fortreißen, ohne doch kraftvoll für diese Politik einzutreten. Diese widerspruchsvolle Schwäche führte zu einer Verschwörung geistlicher und weltlicher Fürsten gegen sie. Als sie um Ostern 1062 mit ihrem Sohne in der damals auf einer Rheininsel gelegenen Pfalz Kaiserswerth weilte, lockte Erzbischof Anno von Köln den elfjährigen König auf sein Schiff und fuhr eilends mit ihm davon. Schon damals zeigte Heinrich seinen selbstbewußten Stolz, indem er sich, um der Überrumpelung zu entgehen, in den Strom stürzte. Jedoch gerettet, blieb er in den Händen der fürstlichen Machthaber, die nun an Stelle der Kaiserin die Regierung bestimmten und mit neuer Schwenkung einen Ausgleich mit der Kurie erstrebten. Dieser mochte unter den obwaltenden Verhältnissen notwendig sein, war aber durch Preisgabe des Gegenpapstes und des Kaiserrechts bei sehr fadenscheiniger Wahrung des fürstlichen Ansehens eine schwere Niederlage des Reiches.

Und sie führte nicht zu innerer Kräftesammlung. Die Zersplitterung wurde ärger als vorher. Mit der herrischen Asketennatur Annos rang sein großzügiger, ausgreifend ehrgeiziger Rivale Erzbischof Adalbert von Bremen um den maßgebenden Einfluß. Von uneigennütziger Hingabe an die Krone war weder hier noch dort die Rede. Grundeigentum und Hoheitsrechte des jungen Königs, der das widerwillig gutheißen mußte, sind damals von Bischöfen und weltlichen Großen förmlich ausgeplündert worden. Welchen Eindruck mußte dies alles auf den hochgemuten Knaben machen! Das Salierblut in seinen Adern trieb ihn, sich aus solcher Schmach emporzuarbeiten, sobald er die Hände frei bekam. Der Haß gegen die Gewalttäter von Kaiserswerth führte den mündig gewordenen Vierzehnjährigen an die Seite des freier gesinnten Erzbischofs Adalbert, der freilich in dieser Verbindung die bremischen Belange so rücksichtslos und hochfahrend wahrnahm, daß der übermächtige Druck seiner vereinigten Gegner auf dem Treburer Reichstag von 1066 den widerstrebenden König zur Preisgabe und Entfernung Adalberts zwang; später sollte er noch einmal kurz vor seinem Tode (1072) an Heinrichs Seite treten. Auch in anderer Hinsicht spürte dieser, daß seiner Handlungsfreiheit Schranken gesetzt waren. Die politische Vermählung mit der ihm schon vom Vater als Braut bestimmten Turiner Markgrafentochter Berta hätte er in seinem Drang nach Ungebundenheit bald gern rückgängig gemacht; doch vor dem fürstlichen und päpstlichen Widerspruch wich er zurück, um dann das Verhältnis zur Gattin später doch freundlicher zu gestalten. Je mehr er sich nun dem Mannesalter näherte, desto mehr machten die alten Ratgeber neuen Elementen Platz, die sich neben den Geistlichen der Kanzlei auch aus weltlichen Herren und Dienst-

mannen zusammensetzten. Diese Helfer haben wechselnd sicherlich starken Einfluß auf die Reichspolitik geübt, die aber jetzt doch ganz überwiegend das Gepräge der persönlichen Wesensart des Herrschers gewann. Nur ist es bei der keineswegs geradlinigen, sondern höchst verwickelten, von Leidenschaften hin und her geworfenen Natur Heinrichs und bei den Verzerrungen seines Bildes im erbitterten Parteikampf nicht eben leicht, seine Wesensart eindeutig zu erfassen.

Das Einnehmende seiner hohen Gestalt wurde durch Gaben, die auch die Gegner anerkannten, wie frühreifen Scharfsinn und wirksame Redegabe, unterstützt. Auch an sorgfältiger Vorbildung, Beherrschung des Lateinischen, Sinn für Musik und Baukunst fehlte es nicht. Mit der Vollendung und Ausstattung des Speyerer Doms wird sein Name stets ehrenvoll verbunden bleiben. Der kirchlich-ethischen Grundrichtung seines Vaters stand sein innerstes Wesen doch fern, und die bitteren Erfahrungen des Knaben im Kreise selbstsüchtiger Ausbeuter hatten wohl Königsstolz und Gefühl für die geschändete Würde des Reiches, aber auch Rachsucht, List und Verstellung emporgezüchtet, die ihn nach anfänglichen Übereilungen und Verkennungen bald zwar zum vielgewandten, durch Spaltung der Gegner oft glänzend erfolgreichen Diplomaten und Unterhändler machten, auf die Dauer jedoch nicht ohne Grund das Vertrauen zu seiner Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit erschütterten. Zu ruhiger Ausgeglichenheit hat ihn das von entsetzlichen Schicksalsschlägen durchzuckte Leben nie gelangen lassen. Überschwang und Verzweiflung wechselten jäh miteinander, aber stets folgte neues Emporraffen. Und da bleibt doch bewunderungswürdig, mit welch zäher Unermüdlichkeit Heinrich den von vornherein wenig aussichtsvollen Riesenkampf für die Gerechtsame des Königtums, für Ehre und Einheit des Reiches durchgekämpft hat: stets mit Einsatz seiner ganzen Person, in Dutzenden von Schlachten, für die ihn die Natur kaum bestimmt hatte, sich tummelnd, schwerste Demütigungen nicht scheuend, wenn sie der Sache dienten, gegenüber dem Eigennutz der Großen durch Friedensförderung und sozialen Ausgleich das Volk gewinnend. „Bei allen Mißgeschicken", muß selbst ein gehässiger Gegner zugestehen, „bewahrte er stets einen königlichen Sinn; er wollte lieber sterben als unterliegen."

Jede Wiederherstellung der Königsmacht mußte mit der Wiedereinbringung des verschleuderten Kronbesitzes beginnen. Da kamen vor allem die von den Ottonen überkommenen Lande um den Harz, um Heinrichs Geburtsort Goslar mit der neuen Kaiserpfalz in Betracht. Die dortigen Verluste waren natürlich nur im Widerstreit mit den Aneignern zurückzugewinnen. Der gefährlichste Gegner war der staatsmännisch und strategisch bedeutende Sachse Otto von Northeim, von der Kaiserin Agnes zum Herzog von Bayern erhoben, als Mittäter von Kaiserswerth dem König längst verhaßt. Es war wohl ein abgekartetes Spiel, daß ihn ein Ankläger eines Mordplanes gegen den König beschuldigte. Als er sich dem gerichtlichen Zweikampf entzog, wurde er durch Aberkennung seines Herzogtums mattgesetzt, der ihm verbündete Sohn des Sachsenherzogs in Haft gehalten.

Nachdem so die Hauptwidersacher beseitigt waren, machte sich Heinrich mit stürmischer Hast und Durchbrechung des den Sachsen verbrieften Sonderrechts an die Einziehung angemaßter Güter und ihre Sicherung durch Anlage von Burgen, als deren Besatzung er süddeutsche Ritter verwendete. So richtig das Ziel gewählt war, so verhängnisvoll wirkten Übereilung, Rechtsbruch und Unterschätzung des sächsischen Eigenwillens. Sie führten 1073 zur bewaffneten Erhebung des Stammes unter Führung Ottos von Northeim. Auf der Harzburg von den Aufständischen überrascht, konnte sich Heinrich ihren drohenden Forderungen nur durch nächtliche Flucht entziehen, sah sich aber gleichwohl inmitten des fast allgemeinen Widerstrebens und Mißtrauens der Fürsten in überaus mißliche Lage versetzt.



Heinrich IV. Zeichnung aus der Weltchronik des Ekkehard von Aura. 1113/14. Cambridge, Corpus Christi College

Und nun griff auch die Kurie mit verschärften Reformbestrebungen ein. Den Maßregelungen seiner Bischöfe hatte der König eine Weile untätig, vielleicht nicht ohne Schadenfreude zugesehen. Schon aber wagte man es, einige seiner Räte mit Bann zu bedrohen, weil am Hofe nicht auf die „Simonie", die Zahlung für Erteilung geistlicher Würden, Verzicht geleistet wurde. Bei einem Wechsel in dem wichtigen Mailänder Erzbistum wurde bereits offen das gewohnte Einsetzungsrecht des Königs bestritten. Solche Bestrebungen gewannen dann noch ganz andere Kraft, als am 22. April 1073 der Mann auf den Stuhl Petri gehoben wurde, der schon seit vielen Jahren als Kardinal Hildebrand die Fäden dieser Kirchenpolitik in seiner Hand gehabt hatte und nun als Papst Gregor VII. ungehemmt auf deren letzte Ziele zuschritt. Mit ihm trat dem jungen König eine Figur von weltgeschichtlicher Größe entgegen, ein Mann von streng geschlossener Weltanschauung, mystischen Antrieben, kühner Folgerichtigkeit und dämonisch-stürmischem Temperament, gewillt, das irdische Gottesreich unter päpstlicher Leitung rücksichtslos zur Wirklichkeit zu gestalten. Welche Gegensätze mußten da aufeinanderprallen! Der vielerfahrene Fünfziger und der noch ungereifte Jüngling; der das Bestehende umstürzende derbe Bauernsohn von urwüchsiger, ungebrochener Wucht und der

auf Vergangenes zurückgreifende Dynastensprößling von verwickelter, innerlich zerrissener Natur. Der eine von mächtiger Zeitwoge, die er lenkte, doch auch vorwärts getragen; der andere ihr mit Zähigkeit seine Brust bietend, oft überflutet, stets wieder auftauchend, schließlich wohl ein Stück zurückgetrieben, doch noch immer kämpfend. Über das Persönliche hinaus ein Zusammenstoß der römischrechtlich begründeten „Justitia" des heiligen Petrus mit dem aus germanischen Anschauungen erwachsenen Gewohnheitsrecht des deutschen Königtums!

Zunächst kannte weder Heinrich die ganze Durchbruchskraft des Papstes noch Gregor die letzten Ziele des Königs. Eine Verbindung der Kurie mit dessen Gegnern mochte doch den jungen Mann, auf den man auch durch seine Mutter wiederholt einen Druck im kirchlichen Sinne ausübte, zum Nachgeben bringen. In dieser mißlichen Lage hat Heinrich zum erstenmal durch persönliche Demütigung seine Gegner zu spalten gesucht, indem er durch ein Schreiben von schrankenloser Unterwürfigkeit dem Papste die Zuversicht stärkte, mit dem Salier zu friedlichem Ausgleich zu kommen, und ihn einstweilen von einer Einmischung in Deutschland fernhielt. Dort freilich schloß sich der Kreis der sächsischen und süddeutschen Gegner der königlichen Wiederherstellungspolitik immer beengender zusammen. Man suchte Heinrich sogar durch das von ihm gegen den Northeimer angewandte Mittel der Mordanklage nun selbst zu vernichten. Aus solcher Stickluft gewann er wieder freieren Atem, als er in den wirtschaftlich und kulturell fortgeschrittensten Gebieten des rheinischen Westens von den ersten Regungen des bürgerlichen Befreiungskampfes gegen die bischöflichen Stadtherren berührt und von den Wormsern jubelnd in ihre Mauern aufgenommen wurde. Waren es auch noch mehr Zukunftsmöglichkeiten als Gegenwartswerte, die sich da zeigten, so konnte solch Druckmittel immerhin die Bischöfe daran mahnen, daß sie in ihrer fürstlichen Stellung doch schließlich auf die Krone angewiesen waren. Eine Anzahl von ihnen unterstützte denn auch den König, als er Anfang 1074 trotz der Winterkälte einen Vorstoß ins sächsische Gebiet wagte. Da aber die Überraschung mißlang, mußte er mit den an Zahl überlegenen Aufständischen Verhandlungen beginnen und schloß mit ihnen zur Verstimmung der daran unbeteiligten süddeutschen Herzöge wirklich den Frieden von Gerstungen, der zwar der Krone ihren Besitz verbürgte, aber den Rebellen Straflosigkeit, Wahrung ihres Rechts und Schleifung der neuen Burgen zugestand, also immerhin kein geringer Preis, mit dem er die Trennung seiner deutschen Gegner erkaufte. Daher nahm er die von den sächsischen Bauern bei der Niederlegung der Harzburg begangenen grabschändenden Frevel zum Anlaß neuer Schwenkung und Stimmungsmache gegen die Sachsen, trat ihnen unter Teilnahme nun auch der süddeutschen Herzöge 1075 an der Spitze eines stattlichen Reichsheeres entgegen, schlug sie bei Homburg an der Unstrut entscheidend aufs Haupt und erzwang ihre Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Es war ein Augenblick des Triumphes, den Heinrich im Überschwang

Absagebrief Heinrichs IV. an Papst Gregor VII. vom 24. Januar 1076

Das Faksimile gibt eine Seite des sog. Codex Udalrici, einer Bamberger Briefsammlung, in einer dem 12. Jahrhundert angehörenden Handschrift der Wiener Nationalbibliothek wieder.

H[einricus] non usurpative, sed pia Dei ordinatione rex Hildebrando iam non apostolico, sed falso monacho.

Hanc talem pro confusione tua salutationem promeruisti, qui nullum in ecclesia ordinem preteristi quem confusionis non honoris, maledictionis non benedictionis participem non feceris. Ut enim de multis pauca et egregia loquamur, rectores sanctę ecclesie, videlicet archiepiscopos, episcopos, presbiteros, non modo non tangere, sicut christos Domini, timuisti, quin sicut servos, nescientes quid faciat dominus eorum, sub pedibus tuis calcasti. In quorum conculcatione tibi favorem ab ore vulgi comparasti. Quos omnes nihil scire, te autem solum omnia nosse iudicasti, qua utique scientia non ad ędificationem, sed ad destructionem uti studuisti; ut iure hoc beatum Gregorium, cuius nomen tibi usurpasti, de te prophetasse credamus sic dicentem: 'Ex affluentia subiectorum plerumque animus prelati extollitur et estimat se plus omnibus nosse, cum se videt plus omnibus posse'. Et nos quidem hec omnia sustinuimus, dum apostolicę sedis honorem servare studuimus. Sed tu humilitatem nostram timorem fore intellexisti ideoque et in ipsam regiam potestatem nobis a Deo concessam exurgere non timuisti, quam te nobis auferre ausus es minari: quasi nos a te regnum susceperimus, quasi in tua et non in Dei manu sit vel regnum vel imperium. Qui dominus noster Iesus Christus nos ad regnum, te non vocavit ad sacerdotium. Tu enim [his] gradibus ascendisti: scilicet astutia, quod monachica abhominatur professio, [pecuniam], pecunia favorem, favore ferrum, ferro sedem pacis adisti, et de sede pacis pacem turbasti, dum subditos in prelatos armasti, dum episcopos nostros a Deo vocatos tu non vocatus spernendos docuisti, dum laicis ministerium eorum super sacerdotes usurpasti, ut ipsi deponant vel condempnant quos ipsi a manu Dei per impositionem manuum episcopalium docendi acceperant. Me quoque, qui licet indignus inter christos ad regnum sum unctus, tetigisti, quem sanctorum patrum traditio soli Deo iudicandum docuit nec pro aliquo crimine, nisi a fide quod absit exorbitaverim, deponendum asseruit; cum etiam Iulianum apostatam prudentia sanctorum patrum non sibi sed soli Deo iudicandum deponendumque commiserit. Ipse quoque verus papa beatus Petrus clamat: 'Deum timete, regem honorificate'. Tu autem, qui Deum non times, in me constitutum eius inhonoras. Unde beatus Paulus, ubi angelo de celo, alia si predicaverit, non pepercit, te quoque in terris alia predicantem [non] excepit. Ait enim: 'Si quis vel ego vel angelus et cęlo preter id quod euangelizatum est vobis euangelizaverit, anathema sit'. Tu ergo hoc anathemate et omnium episcoporum nostrorum iudicio et nostro dampnatus descende, vendicatam sedem apostolicam relinque; alius in solium beati Petri ascendat, qui nullam violentiam belli [religione palliet], sed beati Petri sana[m] doceat doctrinam. Ego H[einricus] Dei gratia rex cum omnibus episcopis nostris tibi dicimus: Descende, descende, per secula damnande!

(Übersetzung)

„Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes heilige Einsetzung König, an Hildebrand, nicht mehr den Papst, sondern den falschen Mönch.

Solchen Gruß hast Du zu Deiner Schmach verdient, der Du keinen Stand in der Kirche verschont, sondern über jeden Beschimpfung statt Ehre, und Fluch statt Segen gebracht hast. Denn um von vielem nur weniges und das Bedeutendste anzuführen: die Vorsteher der heiligen Kirche, nämlich die Erzbischöfe, Bischöfe und Priester, die Gesalbten des Herrn, hast Du Dich nicht nur nicht gescheut anzutasten, sondern wie Knechte, die nicht wissen, was ihr Herr tut, hast Du sie mit Füßen getreten. Durch ihre Beschimpfung hast Du Dir Beifall im Munde des Volkes verschafft. Sie alle, meintest Du, wüßten nichts, Du aber wüßtest alles. Diese Wissenschaft aber hast Du nicht zur Erbauung, sondern zur Zerstörung anzuwenden Dich bemüht, so daß wir mit Recht glauben, der heilige Gregor, dessen Namen Du Dir angemaßt hast, habe von Dir prophezeit, als er sagte: ‚Durch Überfluß an Untergebenen wird meistenteils der Sinn des Vorgesetzten zum Hochmut verleitet, so daß er glaubt, mehr als alle zu wissen, wenn er sieht, daß er mehr als alle durchzusetzen vermag.' Und wir nun haben dies alles ertragen, indem wir die Ehre des apostolischen Stuhles zu wahren suchten. Aber Du hieltest unsere Demut für Furcht und hast Dich deshalb auch nicht gescheut, gegen die königliche Gewalt selber, die uns von Gott verliehen ist, Dich zu erheben, und Du hast die Drohung gewagt, daß Du sie uns nehmen würdest, als wenn wir von Dir das Reich empfangen hätten, als wenn in Deiner und nicht in Gottes Hand Königtum oder Kaisertum gelegen sei. Dieser unser Herr Jesus Christus hat uns zur Königsherrschaft, Dich aber nicht zum Priesteramt berufen. Denn auf folgenden Stufen bist Du emporgestiegen: Durch List nämlich hast Du, obwohl dies dem Mönchsgelübde ganz zuwider ist, Geld, durch Geld Gunst, durch Gunst die Gewalt des Schwertes erlangt. Mit dem Schwert aber bist Du dann dem Sitze des Friedens genaht und hast von dem Sitze des Friedens den Frieden vertrieben, indem Du die Untergebenen gegen ihre Vorgesetzten bewaffnet hast, indem Du sie unsere von Gott berufenen Bischöfe — Du, der nicht Berufene — zu verachten gelehrt hast, indem Du den Priestern ihr Amt entrissen und es in die Hände der Laien gegeben hast, daß sie jene absetzen oder verdammen, die sie selber von der Hand Gottes durch die Weihe der Bischöfe zu ihrer Belehrung empfangen hatten. Mich auch, der ich, wenn auch unwürdig, unter den Gesalbten des Herrn zum Königtum gesalbt bin, hast Du angerührt, der doch, wie die Überlieferung der heiligen Väter lehrt, allein von Gott zu richten ist und, wie sie ausdrücklich erklärt, für kein Verbrechen, außer für Abirrung vom Glauben, was ferne von uns sei, abgesetzt werden darf. Denn selbst Julian den Abtrünnigen maßte die Klugheit der heiligen Väter sich nicht an zu richten und abzusetzen, sondern überließ ihn Gott allein. Ruft doch der wahre Papst selbst, der heilige Petrus, aus: ‚Fürchtet Gott, ehret den König.' Du aber, der Du Gott nicht fürchtest, entehrst mich, den von ihm Eingesetzten. Darum hat auch der heilige Paulus da, wo er des Engels vom Himmel nicht schonte, wenn er anders predigte, auch Dich nicht ausgenommen, der Du auf Erden anderes lehrst. Denn er sagt: ‚Aber so auch wir oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen, anders als wir euch gepredigt haben, der sei verflucht.' Du also, durch diesen Fluch und durch den Urteilsspruch aller unserer Bischöfe und den unsrigen Verdammter, steige herab, verlaß den angemaßten apostolischen Stuhl. Ein anderer besteige den Thron des heiligen Petrus, der nicht Gewalt hinter angeblicher Frömmigkeit verstecke, sondern die reine Lehre des heiligen Petrus verkünde. Ich Heinrich, von Gottes Gnaden König, mit allen meinen Bischöfen sage Dir: Steige herab, steige herab, Du durch Jahrhunderte zu Verdammender!"

LXIII. Huiusmodi parmenidis ordinationem rex Hildebrando in Lateranensi palatio, Stephano monacho, Hanerato prefecto et multis aliis astantibus, per cartulam confirmavit, quam et ipse subscripsit et episcopis ac primatibus regni subscribendam tradidit. In qua continebatur ut nullus ecclesiam ordine pretermisso, quod in honorem Maledicti omnipotentis Filii Dei et Virginis Matris eius in Frecta constructa est, et de multis paucam et exiguam locum, ubi ecclesie undique diruptis parietibus stillicidia cadunt, ubi altaria sine tectis sunt, ubi sacerdotes sine habitaculis sunt, ubi populus sine ecclesia est, ubi sepulture sine tectis sunt, ubi nec baptisterium nec corpus Christi reponitur, ubi nec lumen nec crux nec aqua benedicta est, ubi nec cereus nec candela ardet, ubi nec cantor nec lectio auditur, ubi nec missa nec officium celebratur, ubi nec penitentia nec confessio fit, ubi nec predicatio nec correptio est, ubi nec elemosina nec hospitalitas exercetur, ubi nec ieiunium nec abstinentia observatur, ubi nec sanctorum festivitas nec vigilia celebratur, ubi nec sacerdotes nec clerici honeste vivunt, ubi nec sacerdotes nec clerici vestes suas lavant, ubi nec sacerdotes nec clerici tonsuram habent, ubi nec sacerdotes nec clerici barbam radunt, ubi nec sacerdotes nec clerici vestes habent, ubi nec sacerdotes nec clerici calceamenta habent, ubi nec sacerdotes nec clerici manus habent, ubi nec sacerdotes nec clerici pedes habent, ubi nec sacerdotes nec clerici oculos habent, ubi nec sacerdotes nec clerici aures habent, ubi nec sacerdotes nec clerici nasum habent, ubi nec sacerdotes nec clerici os habent, ubi nec sacerdotes nec clerici linguam habent, ubi nec sacerdotes nec clerici dentes habent, ubi nec sacerdotes nec clerici labia habent, ubi nec sacerdotes nec clerici barbam habent, ubi nec sacerdotes nec clerici capillos habent, ubi nec sacerdotes nec clerici aures habent, ubi nec sacerdotes nec clerici oculos

jugendlichen Stolzes voll auszunutzen gewillt war. Die eingezogenen Güter der gefangenen sächsischen Großen mehrten noch den Kronbesitz, mit dem Wiederaufbau der Burgen schien dem Königtum der Machtkern im Herzen Deutschlands gesichert, man dachte an eine Romfahrt zur Kaiserkrönung.

Das war nicht die Stimmung, wie sie Gregor zur demütigen Unterwerfung des Saliers unter die immer stürmischer erhobenen kirchlichen Reformforderungen brauchte. Eben hatte diesen die römische Fastensynode die letzte Hülle abgestreift, indem sie ein verschärftes Verbot der Laieninvestitur erließ, das seiner Wirkung nach nicht viel weniger bedeutete, als die Reichsgewalt an ihrer Hauptwurzel abzusägen. Denn darauf beruhte ja seit den Tagen Ottos des Großen das deutsche Regierungssystem, daß man die in den herzoglichen Sondergewalten gipfelnden Stämme durch die festgeschlossene Bischofskirche als abhängiges Organ des Königtums zur Einheit zusammenzwang. Dem Könige die Besetzung der Bistümer und Reichsabteien aus der Hand nehmen — so begreiflich diese Forderung vom Standpunkt kirchlicher Befreiung aus der Weltlichkeit sein mochte — hieß ihm die Auswahl der wichtigsten Reichsbeamten entziehen. Eine Erschütterung seiner Ansprüche an das Reichskirchengut aber stellte geradezu die Unterhaltsmittel der Zentralgewalt in Frage. Kein deutscher Herrscher, der sich für die Zukunft des Reiches verantwortlich fühlte, konnte diesen Beschluß ruhig hinnehmen. So drängten die Dinge notwendig zum Bruch.

Seit dem Herbst 1075 bemühte sich Heinrich, wie der Papst bemerkte, nicht mehr, „seine Taten mit seinen Worten in Einklang zu bringen". Er griff in die italienischen Bistumsbesetzungen, selbst in dem vielumstrittenen Mailand, ein. Wenn er seinen Gegner Otto von Northeim nicht nur aus der Haft entließ, sondern in gewagter Wendung sogar zum Vertrauensmann gewann, so verrät das bereits ein Umschwenken der Front, die sichere Rückendeckung brauchte gegen Süden. Gregor wollte wissen, woran er sei. Um die Jahreswende machte er einen letzten Versuch, den König durch Drohung mit Bann und Absetzung einzuschüchtern oder ihn zum Angriff herauszufordern; mündlich ließ er diesem „Ultimatum" schneidende Worte über sittliche Verfehlungen Heinrichs hinzufügen. Dieser nahm den Fehdehandschuh auf. Noch im Januar 1076 versammelte er seine durch Gefährdung ihrer reichsfürstlichen Stellung und harte Zuchtmaßnahmen Gregors ganz überwiegend auf seine Seite gedrängten Bischöfe zum Nationalkonzil in Worms. Verleumderische Anklagen eines vom Papste abtrünnigen Kardinals, der Gregor der gesetzlosen Erhebung und gar geheimer Buhlschaft mit seiner Anhängerin Gräfin Mathilde von Tuszien bezichtigte, steigerten die Erregung. So ließ man sich gleich zum Äußersten fortreißen. Anstatt mit Festigkeit das königliche Gewohnheitsrecht der Investitur zu verteidigen und eine Herabminderung des kirchlichen Gebotes zu verlangen, was den Papst mindestens zum Angreifer gestempelt hätte, erklärte man, Gregor sei infolge der unregelmäßigen Wahl nie rechtmäßiger Papst gewesen, und schritt zur förmlichen Widersage, die jenen nach

dreijähriger Amtsführung schwerlich entrechten konnte und ihn in den Augen der Welt aus einem Angreifer zum unschuldig Überfallenen machte. Neben diesem Absagebriefe der deutschen Bischöfe, denen sich bald auch die norditalischen anschlossen, ging ein Schreiben Heinrichs nach Rom an „Hildebrand, nicht mehr den Papst, sondern den falschen Mönch", das nach Vorbringung der Beschuldigungen wirkungsvoll endigte: „Du also, durch den Urteilsspruch aller unserer Bischöfe und den unsrigen verdammt, steige herab! Verlasse den angemaßten apostolischen Sitz! Ein anderer besteige den Thron des seligen Petrus, der nicht unter der Hülle heiliger Satzung Gewalttat verbergen, sondern die unverfälschte Lehre des seligen Petrus lehren möge. Wir, Heinrich, König von Gottes Gnaden, mit allen unsern Bischöfen sagen Dir: steige herab, steige herab, der du in Ewigkeit verdammt sein sollst."

Diesen Schlag beantwortete Gregor sofort mit dem stärksten Gegenschlage. In der Form eines Gebetes an den Apostelfürsten Petrus verkündete er auf der römischen Fastensynode über Heinrich im Beisein von dessen Mutter den Bann, widersagte ihm die Leitung des Reiches und entband seine Untertanen vom Treueid — ein unerhörter, weltbewegender Akt, der das bisherige Verhältnis von Kaisertum und Papsttum völlig auf den Kopf stellte!

Vergleicht man das Kräftemaß der beiden Gegner, so fehlte es auf Gregors Seite gewiß nicht an Gefährdung, nicht nur durch die deutsche Kirche, in der auch die beweibten niederen Geistlichen infolge der starren kanonischen Zölibatsforderung in Aufruhr geraten waren, sondern fast noch mehr durch ungünstige Gestaltung der norditalischen, römischen und südnormannischen Verhältnisse, sowie durch Spannungen mit den Königen Frankreichs und Englands. Indes die ganze Wucht der fortschreitenden Reformidee, die Heinrich nicht zu würdigen verstand, und die Mystik der gefestigten, seelenbeherrschenden Kirche wirkte dem durch den Bann plötzlich aus aller Gemeinschaft ausgeschlossenen Salier entgegen, dessen scheinbare Macht durch hundert heimliche, mühsam niedergehaltene Feindschaften unterhöhlt war. Die Widersage gegen den Papst blieb doch ein Fetzen Pergament, wenn nicht dessen Absetzung in Rom selbst mit Heeresgewalt erzwungen werden konnte. Das aber verboten die unsicheren Zustände Deutschlands, wo unter Berufung auf das nach germanischer Vorstellung gegen tyrannische Willkür erlaubte Widerstandsrecht alsbald der Abfall um sich griff. Die aus der Geiselhaft entkommenden sächsischen Großen riefen ihr Volk erneut zu den Waffen, der Northeimer, der Heinrichs Vertrauen mit Verrat vergalt, trat an ihre Spitze, die süddeutschen Herzöge schlossen sich mit ihnen zusammen. Im Oktober sollte in Trebur gemeinsam über die Sache des Reiches die Entscheidung getroffen, wohl gar zur Wahl eines neuen Königs geschritten werden. Inzwischen begannen Abkehr und Lauheit auch in den Reihen der Bischöfe, die Gregor durch ein geschickt abgestuftes System strenger und milder Zuchtmittel auf seine Seite zu ziehen wußte. Noch hatte er nicht alle Hoffnung auf Unterwerfung des Saliers aufgegeben, als er seine Legaten nach Trebur entsandte.

Heinrich, der mit Truppenmacht am linken Rheinufer bei Oppenheim lagerte, dachte zwar noch nicht ernstlich an Nachgiebigkeit, versuchte aber noch einmal den Ring seiner Gegner zu sprengen, indem er den Legaten demütigende Zusicherungen, darunter Entlassung seiner gebannten Räte und vorläufige Enthaltung von den Regierungsgeschäften, machte, an den Papst aber ein Entschuldigungsschreiben richtete, das mit dem Eingeständnis seiner Verfehlungen das Versprechen von Genugtuung und Gehorsam verband. Wenn er freilich am Schluß auch Gregor eine Reinigung von den gegen ihn erhobenen Anklagen zumutete, so scheint er das in noch ungebrochenem Stolze wider das Abkommen hinzugefügt zu haben, machte es dadurch aber seinen fürstlichen Gegnern, die Heinrichs Absetzung nach einjähriger Bannung planten, um so leichter, seine Verständigung mit dem Papste zu durchkreuzen und bei diesem mit der Einladung zu einem Augsburger Reichstage Gehör zu finden, auf dem er in ihrer Streitsache mit dem König das Urteil sprechen sollte. Damit würde die Vereinigung seiner kirchlichen und weltlichen Gegner, die er hatte vermeiden wollen, sich in bedrohlichster Form vollzogen haben. Diese Aussicht trieb Heinrich aus der lähmenden Isolierung in Speyer, in die ihn der pestartig wirkende Bann versetzt hatte, heraus zu dem schweren, aber rettenden Entschlusse, dem Papst nach Italien entgegenzueilen, um von ihm persönlich durch volle kirchliche Buße die befreiende Absolution zu ertrotzen.

Bei strenger Winterkälte zog er mit seiner Gemahlin, dem zweijährigen Söhnchen Konrad und geringer Begleitung über den Mont Cenis in die Lombardei. Dort enttäuschte er die kriegerischen Hoffnungen seiner Anhänger und erschien friedlich vor der im Besitz der Gräfin Mathilde befindlichen Apenninenburg Canossa, in die sich der bereits nordwärts reisende Papst erschreckt zurückgezogen hatte. Dort hat Heinrich nun nicht, wie man es sich früher wohl vorstellte, im Burghof drei Tage und Nächte mit nackten Füßen auf Eis und Schnee gestanden, aber eine wirkliche Kirchenbuße mit Beten und Fasten hat er tatsächlich jene Zeit hindurch auf sich genommen und sich auch wohl in Büßertracht, Einlaß heischend, vor dem Burgtor gezeigt. Obwohl starke religiöse Erregungen bei dem Vorgang sicher nicht gefehlt haben, war es doch auch nicht so, daß bei Gregor schließlich priesterliche Pflicht über Kirchenpolitik den Sieg davongetragen hätte. Vielmehr: als die dem Salier verwandte Gräfin am 28. Januar 1077 dem schon Verzweifelnden die Zulassung erwirkte, glaubte sich der päpstliche Politiker in den vorausgegangenen Verhandlungen durchaus gesichert zu haben. Denn Heinrich verpflichtete sich durch Eid der anwesenden Reichsfürsten, in seinem Streit mit den deutschen Gegnern die Entscheidung Gregors anzuerkennen und dessen Reise nach Deutschland weder selbst noch durch seine Anhänger zu gefährden. Als ihn darauf der Papst vom Banne löste und ihm das Abendmahl erteilte, bedeutete das lediglich die Wiederaufnahme in den Schoß der Kirche, keineswegs die Wiederanerkennung als König. Darüber sollte erst das Augsburger Schiedsgericht entscheiden, das dem Papste den ungeheuren Vorteil bot, die Parteien gegeneinander auszuspielen

und durch die eine auf die andere zugunsten der kirchenpolitischen Zugeständnisse zu drücken. Eben deshalb wurde auch wohl über diese jetzt noch keine feste Abmachung getroffen. Ein Mantuaner Konzil, auf dem darüber weiter verhandelt werden sollte, kam nicht zustande, denn auf dem Wege dorthin sah sich Gregor durch Feindseligkeiten der lombardischen Bischöfe zur Umkehr und im Sommer durch Unruhen in Rom zur Heimreise bewogen. So war jenes Schiedsgericht hinausgeschoben, wurde aber als Wunschbild vom Papste auch fernerhin festgehalten.

Ob Heinrich an jenen Hemmnissen mittelbar beteiligt war, läßt sich natürlich nicht feststellen. Sein Bestreben in den nächsten Jahren, die Kurie immer wieder mit trügerischen Hoffnungen hinzuhalten, spricht entschieden dafür, daß es ihm mit der tief demütigenden Anerkennung eines päpstlichen Schiedsgerichts in innerpolitischen Reichsangelegenheiten von vornherein nicht voller Ernst war. Er mußte sich selbst um solchen Preis von der lähmenden Bannwirkung befreien. Durch eine augenfällige Demütigung vor dem Kirchenhaupte, die zwar nicht mit modernem Maßstab gemessen werden darf, aber auch damals als unerhört empfunden wurde und auf die seit Heinrichs III. Tod vollzogene Wandlung des Verhältnisses von Kaisertum und Papsttum das Siegel drückte, erreichte er einen unleugbaren taktischen Vorteil, der ihm die Möglichkeit zu neuem Aufstieg bot. Zugleich war er durch bittere Erfahrungen gereift; mit Canossa schloß die Kette schwerer Mißgriffe ab, an die er noch selbst durch Hast und Überschwang die letzten Glieder gefügt hatte. Als er schon um Ostern nach Deutschland zurückkehrte, mochten sich seine Gegner vor ihm in acht nehmen.

Diese hatten sich, verstimmt über die Bannlösung, die ihnen Rechtsboden und Agitationsmittel entzog, zu selbständigem Vorgehen entschlossen und den ehrgeizigen Schwabenherzog Rudolf von Rheinfelden zum Gegenkönig erhoben. Als Preis dafür zahlte dieser den Fürsten den Verzicht auf die Erblichkeit der Krone; vom Zugeständnis der freien Bischofswahl mit der nur noch formellen königlichen Investitur nach der Weihe erhoffte er die Gunst der Kurie, die indes dem so entfachten Bürgerkriege zunächst abwartend zusah, da sie den deutschen Zwiespalt für das erhoffte Schiedsgericht brauchte.

Im Felde war der Salier, der den Kampf sofort durch Absetzung der drei süddeutschen Herzöge eröffnete, den überlegenen Feindesheeren zwar nicht ganz gewachsen. Aber die damalige Art des Kriegswesens ließ es da überhaupt zu keiner endgültigen Entscheidung kommen, und trotz mancher Schlappe gelang es Heinrich immerhin, die beiden Hauptherde des Aufstands, Sachsen und Schwaben, getrennt zu halten und sich durch die Verbindung zwischen den Rheinlanden und dem deutschen Südosten die innere Front zu wahren. Seine Erfolge lagen auf diplomatischem Gebiet. Seiner Kunst des Hinhaltens, der Verstellung und Bestechung, durch die er sogar einen päpstlichen Legaten in seinen heimlichen Dienst zu ziehen wußte, ist es gelungen, einen Gegner wie Gregor drei Jahre hindurch

regelrecht an der Nase herumzuführen und durch das Trugbild des immer wieder hinausgeschobenen Schiedsgerichts von der offenen Unterstützung seiner Feinde so lange abzuhalten, bis durch Zerwürfnisse der Gegner die königliche Sache wieder in sichtbarem Aufstieg war.

Erst auf der Fastensynode von 1080 hatte sich der Papst von Heinrichs Falschheit und Ungehorsam so weit überzeugt, daß er in leidenschaftlicher Erregung über ihn zum zweitenmal Bann und Absetzung verhängte, während Rudolf als rechtmäßiger König anerkannt wurde. Nun, wo ihm die Fata Morgana des Schiedsgerichts entschwand, kannte er nur noch das Ziel der Vernichtung des Saliers und rechnete mit solcher Gewißheit auf ein rasches Einschreiten des Apostelfürsten selbst, daß er am Ostermontag von der Kanzel der Peterskirche in prophetischem Tone Heinrichs Untergang bis zum ersten August des Jahres voraussagte, widrigenfalls man ihm, dem Papste, künftighin nichts mehr zu glauben brauche! Eigenartig genug sollte das Schicksal bald über diese Prophetie verfügen.

Durch die abstumpfende Wirkung jeder Wiederholung hatte der zweite Bann nicht mehr die Wirkung des ersten. Die Frieden begehrenden Massen waren enttäuscht über diese neue Kriegserklärung. Durch weitere Beschlüsse der Fastensynode sahen sich die weltlichen Großen in ihrer Verfügung über ihre Eigenkirchen, die Bischöfe in dem Reste ihrer Selbständigkeit der Kurie gegenüber bedroht. So fühlte sich Heinrich stark genug, um auf einer von deutschen und italienischen Bischöfen reich besuchten Synode zu Brixen nicht nur erneut die Absetzung Gregors zu verkünden, sondern über die früheren Wormser Beschlüsse hinaus in dem bedeutenden Erzbischof Wibert von Ravenna einen Gegenpapst aufzustellen. So spaltete sich im Reiche nun auch die kirchliche Welt in zwei Lager, und allenthalben begannen wibertistische Prälaten mit gregorianischen zu streiten. Und in Deutschland besserte sich Heinrichs Lage durch einen unverhofften Glücksfall. Nicht er war es, der nach Gregors Voraussage den Untergang fand, sondern der ihm als Feldherr überlegene Gegenkönig Rudolf erlag nach einem neuen Siege noch im Herbst seinen Kampfeswunden. Daß dem Rebellen gerade die rechte Schwurhand abgehauen war, verstärkte noch den Eindruck des Gottesgerichts. Das prächtige Grabmal im Merseburger Dom mochte ihm der Salier immerhin gönnen, soll es ihm doch den witzigen Stoßseufzer entlockt haben: „Ach, wenn doch alle meine Feinde so ehrenvoll bestattet lägen!" Da ein neues Gegenkönigtum erst nach langen Bemühungen und in der Person nicht etwa des fähigen Northeimers, sondern in der des unbedeutenden Grafen Hermann von Salm zustande kam, so gewann Heinrich freie Bahn, um endlich über die Alpen zum Angriff gegen seinen päpstlichen Hauptgegner vorzugehen.

Gregors Lage war äußerst mißlich. Wohl hatte er im Süden die Irrungen mit dem Normannenherzog Robert Guiscard beigelegt. Dieser ungefüge Vasall bewirkte jedoch durch seine eigenen Eroberungspläne gegen Byzanz nur, daß der griechische Kaiser sich mit König Heinrich zusammenschloß und ihn mit Hilfs-

geldern unterstützte. Sicherer Verlaß war für den Papst nur auf seine stets opferbereite Helferin Gräfin Mathilde; den deutschen Vormarsch gegen Rom konnte auch sie nicht hemmen. Viermal hat Heinrich in den folgenden Jahren die Mauern der Ewigen Stadt berannt, indem er bei Beginn der Sommerhitze die weitere Einschließung stets dem Gegenpapst mit seinen italischen Truppen überließ. Auf dem rechten Tiberufer behauptete sich Gregor seit 1083 nur in der Engelsburg, wollte aber, nachdem der Plan, durch eine aus beiden Lagern zu beschickende römische Synode eine Entscheidung des langen Streites herbeizuführen, an Heinrichs Mißtrauen gescheitert war, von keiner Versöhnung mit dem Salier ohne dessen vorherige öffentliche Bußleistung wissen. Dazu verstand sich der in siegreichem Fortschreiten begriffene Herrscher nicht noch einmal.

Nun aber wuchs der Abfall von dem als Störer des ersehnten Friedens betrachteten Papst. Nicht weniger als dreizehn Kardinäle sagten sich von ihm los. Die Römer aber öffneten Heinrich Anfang 1084 die Tore zu triumphierendem Einzug. Eine von ihm in die Peterskirche berufene Synode bestätigte Gregors Absetzung und die Wahl Wiberts, der als Klemens III. inthronisiert wurde. Dieser hat dann am Ostersonntag an Heinrich und seiner Gemahlin Berta die Kaiserkrönung vollzogen. Noch hielt sich Gregor in der Engelsburg, und endlich kam der Entsatz durch ein gewaltiges Normannenheer Guiscards, dem die Deutschen vorsichtig nach Norden auswichen. Indes dieser Rückschlag bedeutete nicht allzuviel. Denn die entsetzliche Plünderung und Verwüstung der Stadt durch die Normannen weckte einen derartigen Groll der Bürger auch gegen Gregor, daß an dessen Verweilen in Rom beim Abzug der Befreier nicht zu denken war und der Gegenpapst dort schon vor Ende des Jahres wieder seinen Sitz nehmen konnte. Gregor selbst ist am 25. Mai 1085 in Salerno, in seiner geistigen Energie ungebrochen, aber gleichwohl, wie seine letzten Worte verraten, im bitteren Gefühl der Verkennung und Niederlage gestorben.

In Heinrich mußte diese Kunde ein Gefühl höchsten Triumphes wecken. Mit dem Hinscheiden seines Hauptgegners mochte er hoffen, endgültig die Oberhand erlangt zu haben, und die Wahl des milden Benediktinerabtes Desiderius von Montecassino, der sich, wie der letzte kaiserfreundliche Papst, Viktor III. nannte, schien in der Tat den Weg zur Versöhnung frei zu machen. Heinrich konnte im Schmuck der Kaiserkrone nach Deutschland zurückkehren, um auch dort seine Sache weiter zu stärken. Die kriegerischen Unruhen, unter denen allenthalben das Volk litt, suchte er einzudämmen, indem er für das ganze Reich den Gottesfrieden verkündete, der nach französischem Vorbild außer den hohen Festzeiten auch die Passionstage jeder Woche von Mittwoch abend bis Montag früh unter kirchlichen Strafandrohungen für Fehden stillegte. Gewann er sich dadurch die Zuneigung der Massen, so begann nun endlich auch die Zersetzung des festesten Blockes seiner Feinde in Sachsen, indem er die Mehrzahl der dortigen Großen unter Anerkennung ihrer alten Rechte auf seine Seite zu ziehen wußte. Dann entfachte

freilich eine verschärfte Wiederaufnahme seiner mitteldeutschen Güterpolitik aufs neue unter Führung des Markgrafen Ekbert von Meißen allgemeinen Aufruhr. Schließlich aber rang der Kaiser sich auch aus diesen Wirren wieder empor. Der wachsenden Kriegsmüdigkeit kam seine kirchliche Duldung der gregorianischen Bischöfe, wenn sie ihn nur politisch anerkannten, entgegen. Das Jahr 1088 brachte das Erlöschen des sächsischen Aufstands und durch zufälligen Tod Hermanns von Salm auch das Ende des Gegenkönigtums, während Heinrich schon vorher durch Königskrönung seines Sohnes Konrad seinem Hause den Thron gesichert hatte.

Der Kaiser, damals im besten Mannesalter, stand auf der vollen Höhe seiner Erfolge. Er hatte seine Sache nicht nur durch glänzende Diplomatie und kriegerische Zähigkeit trotz der widrigsten Verhältnisse durchgehalten, sondern den Kampf durch bedeutende Publizisten, die wenigstens in Deutschland den gregorianischen eher überlegen waren, auch mit geistigen Waffen eindrucksvoll geführt. Wäre er damals gestorben, so würde man von einer zwar wirrenreichen und durch manche Fehler des jugendlichen Herrschers getrübten, aber schließlich doch zur Höhe aufsteigenden Regierung sprechen. Nun aber trat ihm seit 1088 ein vielleicht noch gefährlicherer Widersacher als Gregor auf dem päpstlichen Stuhle in Gestalt des Nordfranzosen Urban II. entgegen, der es verstand, da, wo die gewöhnlichen Mittel versagten, selbst den Acheron gegen den Kaiser zu bewegen und ihn in furchtbare Schicksalsbande zu verstricken. In der kirchlichen Richtung mit seinem großen Vorgänger vollkommen einig, wich der schwungvolle Aristokrat in seiner gewandten Taktik von der derben, aufreizenden Härte des Bauernsohnes Hildebrand vorteilhaft ab. In der Verfolgung des Hauptziels unbeirrbar und da in den Mitteln noch weniger wählerisch als Gregor, wußte Urban sich der jeweiligen Lage geschmeidiger anzupassen und durch Verbindung von Klarheit und Zähigkeit seine Pläne schrittweise durchzusetzen.

Zunächst galt es, das Papsttum aus dem Machttiefstande der normannischen Verbannung emporzuheben. Als sichere Grundlage sollte ihm dabei die straff organisierte romanische Welt dienen, als Helfer gegen den noch zu sehr im Weltlichen verhafteten Episkopat das Mönchtum. Der Umschwung vollzog sich natürlich nicht mit einem Schlage; selbst Rom konnte den Wibertisten erst nach Jahren entrissen werden. Allmählich aber begannen sich deren Reihen unter den Reichsbischöfen zu lichten. Die kirchliche Anerkennung wußte das Papsttum Urbans sich doch in Deutschland ganz überwiegend zu sichern. Politisch setzte es den Hebel gegen den Salier zunächst in Italien an. Es gelang Urban, eine feste Verbindung herzustellen zwischen den von Toscana bis weit in die Lombardei hineinreichenden Besitzungen des Hauses Canossa mit den noch im Widerstand gegen Heinrich verharrenden bayrischen Gebieten des Herzogs Welf, indem er die rein politische Vermählung von dessen erst siebzehnjährigem gleichnamigem Sohne mit der dreiundvierzig Jahre alten Gräfin Mathilde vermittelte. Diese gefährliche Macht-

vereinigung, die ihm leicht den Verkehr über Alpen und Apennin unterbinden konnte, trieb den Kaiser im Frühjahr 1090 zu neuen Kämpfen nach Italien. Anfangs verliefen diese für ihn durchaus erfolgreich. Das Gebiet bis zum Apennin wurde besetzt, Mathilde beinahe durch ihre eigenen Vasallen zum Nachgeben gezwungen, der Papst abermals zu den Normannen vertrieben. Die seltsame Stockung in den Unternehmungen, die nach einem mißlungenen Handstreich auf Canossa Ende 1092 eintrat, erklärt sich wohl nur, wenn man annimmt, daß Heinrich schon damals oder bald darauf die Kunde von der Gegenmine erreichte, die seine Feinde inzwischen bis in das Innere seiner Familie hinein gegraben hatten.

Unter Einfluß der Gräfin Mathilde und kirchlichen Einwirkungen sagte sich sein eigener Sohn Konrad von dem gebannten Vater los und ließ sich in Mailand zum König der Lombarden krönen. Man erwäge, was das für Heinrich bedeutete: Bruch der gesicherten dynastischen Folge, Losreißung Norditaliens, wo ein erster lombardischer Städtebund in Fühlung mit Welf und Mathilde die Alpenpässe für jeden Truppennachschub sperrte, während ein Teil des italischen Reichsheeres zu Konrad überging und ein neuer Aufschwung der Pataria der Mailänder Kirche bald völlig das Rückgrat brach. Bei einer späteren Zusammenkunft Konrads mit dem Papste trat Urbans Ziel klar zutage. Indem der junge König seine Abhängigkeit von der Kurie, wenn auch nicht in aller Form als Vasall, so doch tatsächlich deutlich genug bekundete, sollte das, was Gregor von dem Vater nicht erreicht hatte: die Beugung des salischen Herrscherhauses unter den päpstlichen Willen, in dem Sohne zur Tat werden. Es galt nur noch, das Ansehen des Kaisers vollends zu untergraben. Dazu suchte man ein weiteres Zerwürfnis in seiner Familie auszunützen. Heinrich hatte nach dem Tode seiner ersten Gemahlin mit Praxedis, einer Tochter des russischen Großfürsten von Kiew, eine zweite Ehe geschlossen, die sich als unheilvoll erwies. Wegen Ehebruchs gefangengesetzt, entkam Praxedis mit Hilfe der Päpstlichen und stellte sich ihnen mit den widerlichsten verleumderischen Anklagen gegen ihren Gemahl zur Verfügung. Auf dem 1095 unter Urbans Leitung tagenden Konzil von Piacenza wurden diese ohne Untersuchung als gerecht anerkannt. So sehr hatten sich in dem immer wilderen Kampfe die moralischen Begriffe getrübt! Eine Flut von Unflat, von der Kurie gelenkt oder doch genutzt, sollte über dem Kaiser zusammenschlagen und die Ehre seines Namens vernichten.

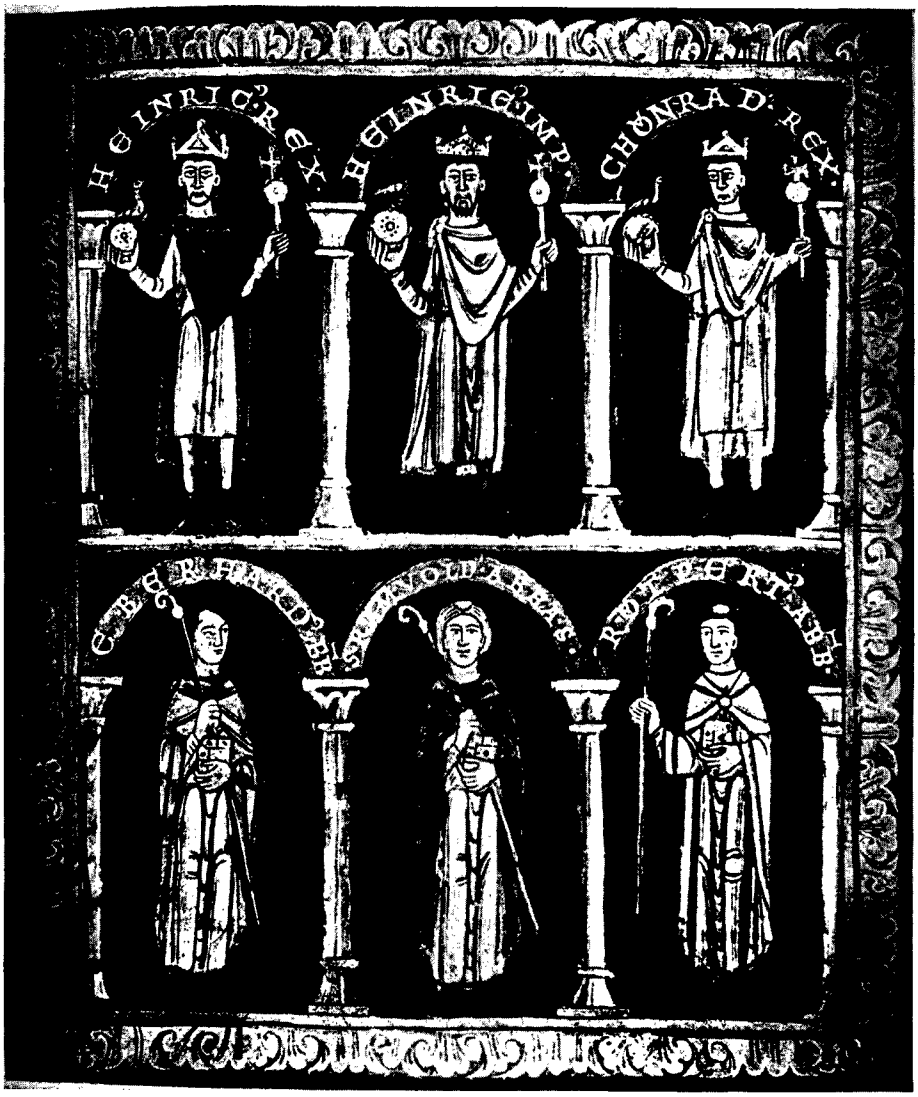
Es gibt Dinge, gegen die man nicht ankämpfen kann. Dreißig Jahre hatte Heinrich gerungen, um das Königsrecht dereinst unversehrt seinem Sohne zu hinterlassen. Wenn dieser selbst ihm verräterisch in den Arm fiel, wozu dann noch weiterer Kampf? Man versteht es, daß der Vater jetzt zum erstenmal in Ermattung die Waffe sinken ließ. Nach einer Nachricht soll er sie in Verzweiflung gegen sich gekehrt haben und nur von den Seinigen, die hinzukamen, am Selbstmord gehindert sein. Aber auch wenn er sich bald wieder aufraffte, so war er in dem veronesischen Winkel, in den er sich hatte zurückziehen müssen, doch tatsächlich von



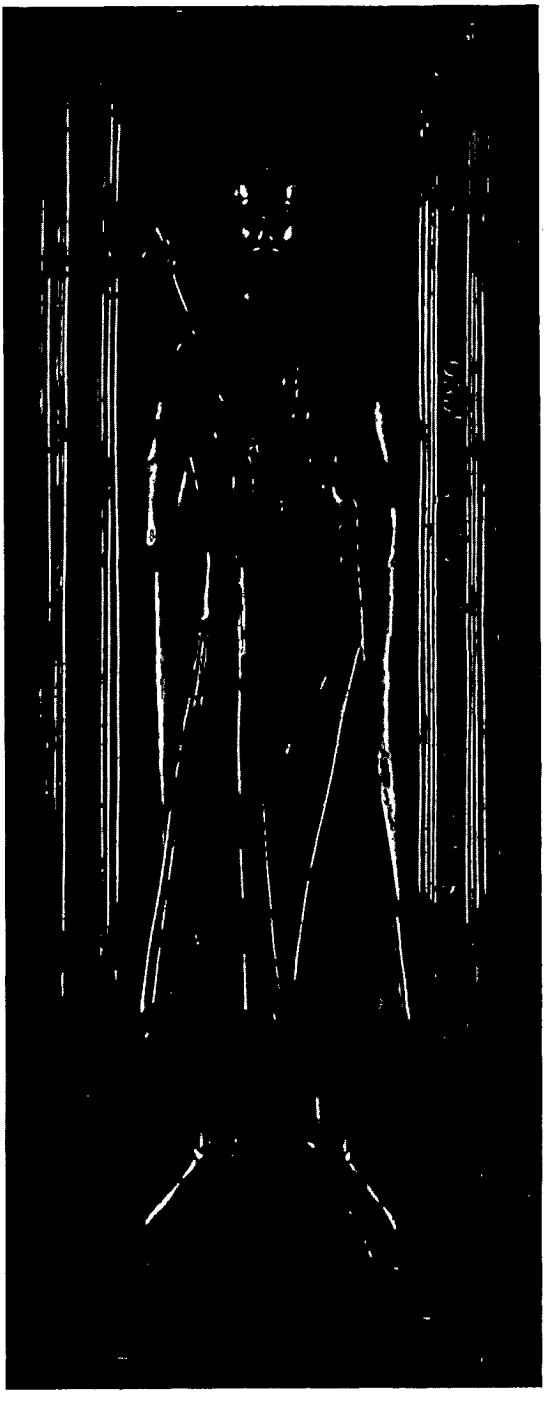
Krypta des Doms zu Speyer
Grabstätte Heinrichs IV. und anderer deutscher Kaiser. Mitte 11. Jahrh.



Heinrich IV. (kniend) bittet die Gräfin Mathilde von Tuszien
und den Abt Hugo von Cluny um Fürsprache bei Papst Gregor VII. Miniatur, 1114
Rom, Vatikanische Bibliothek



Heinrich IV. zwiſchen ſeinen Söhnen Heinrich und Konrad (unten drei Biſchöfe). Miniatur, um 1105. Krakau, Domkapitel



Rudolf von Rheinfelden, Herzog von Schwaben,
Gegenkönig Heinrichs IV. Bronzene Grabplatte
im Dom zu Merseburg, Ende 11. Jahrh.

allen Hilfsmitteln abgeschnitten. Wie aus einem Kerkerfenster mußte er untätig in der Ferne den Strom der Ereignisse vorbeiziehen sehen, die ihn nicht nur der Herrschaft über Italien beraubten, sondern auch in einer gewaltigen Bewegung das Kaisertum von der Führung der abendländisch-christlichen Angelegenheiten herabstürzten, die es noch unter Heinrich III. tatsächlich ausgeübt hatte.

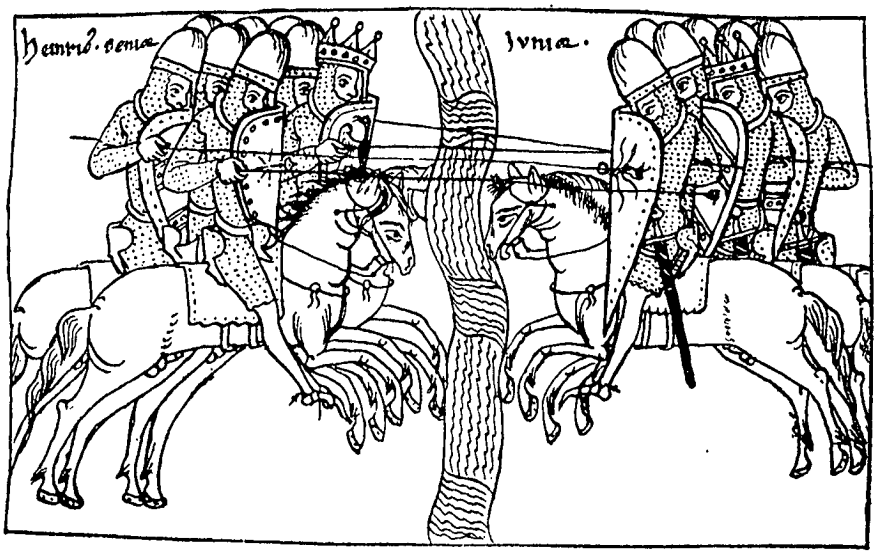
Der erste Kreuzzug kommt hier nur in seinen Rückwirkungen in Betracht. Indem er um Urban II., der die Losung der Befreiung des Heiligen Grabes ausgegeben hatte, in einem Begeisterungssturm ohnegleichen die Ritterschaft der ganzen romanischen Welt scharte und für alle augenfällig machte, daß die höchsten Belange der Christenheit von Rom vertreten wurden, war die Stellung des gregorianischen Papsttums gegen die Wibertisten, die immer mehr den Boden unter den Füßen verloren, auch nach Urbans Tode (1099) über jeden Zweifel gesichert. Deutschland war unmittelbar nur durch den Anteil der halbromanischen Lothringer, den Durchzug der Kreuzfahrer und ihre Judenmetzeleien in den rheinischen Städten berührt worden. An dem Parteiengegensatz wurde also nichts Wesentliches geändert.

Immerhin war die Ablenkung der Geister dem Kaiser nicht schlechthin ungünstig. Endlich fand er auch eine Brücke zur Rückkehr. Die unnatürliche Ehe des jungen Welf mit Mathilde ging als unvollzogen auseinander, weil sich die Erbschaftshoffnungen des Welfenhauses nicht erfüllten. Um so eher konnte Heinrich mit diesem zur Aussöhnung gelangen, die ihm 1097 die Alpen öffnete. Italien freilich mußte er einstweilen verloren geben; mit dem Tode Wiberts (1100) sollte dort auch das Gegenpapsttum völlig zusammenbrechen. In Deutschland aber suchte er doch unter Verzicht auf die frühere Güterpolitik und unter mancherlei Zugeständnissen an die im Bürgerkriege an Macht emporgestiegenen Fürsten das Wesentlichste der königlichen Gerechtsame zu erhalten. Es war da kein geringer Erfolg, daß er durch Hofgerichtsspruch die Absetzung seines abtrünnigen, aber vom Papste anerkannten Sohnes Konrad erreichte und dann bei den Fürsten Wahl und Krönung seines zweiten Sohnes Heinrich durchsetzte, den er durch die moralische Bindung eines Sicherheitseides von den Bahnen des Älteren fernzuhalten hoffte. Der kirchliche Friede war allerdings auch von dem neuen Papste Paschalis II., der an geistiger Energie und diplomatischem Geschick weit hinter Urban zurückstand, nicht zu erlangen; diese Wunde am Reichskörper blieb trotz weitgehender Anerbietungen Heinrichs offen. Indes, wie Paschalis als Papst allgemein anerkannt wurde, so auf politischem Gebiete trotz des Bannes doch auch der Salier als Kaiser. Gewiß war der Plan einer durchgreifenden Herstellung der alten Zentralgewalt an dem vordringenden Widerstand von Kirche und Hochadel gescheitert. Das Königtum hatte seine Pflöcke zurückstecken müssen. Daß man sich aber den fünfzigjährigen Herrscher trotz aller Schicksalsschläge nicht als gebrochenen, untätigen Greis vorstellen darf, erhellt allein schon aus seinem Streben, für das Königtum neue soziale Machtgrundlagen zu gewinnen.

Aus der Sehnsucht der in allen Kriegsläuften am schwersten betroffenen Massen war immer stärker die Idee eines allgemeinen Rechtsfriedens erwachsen, die in dem bisherigen Gottesfrieden doch nur unvollkommen verwirklicht war. Auf dem Mainzer Reichstage von 1103 machte sich Heinrich zu ihrem Anwalt, indem er einen Frieden verkündete, der auf vier volle Jahre im ganzen Reich mit Hilfe der Territorialgewalten durchgeführt werden sollte. Sozialpolitisch bedeutsam war, daß in den dafür erlassenen Friedensordnungen neue Strafrechtsbestimmungen Platz fanden, die für schwere Vergehen die gleichen Leibes- und Todesstrafen für Freie und Unfreie festsetzten, und daß damit Maßnahmen gegen die Feudalisierung der hohen Gerichte Hand in Hand gingen. Deutlich wurde die Absicht erkennbar, die Bürger und Bauern in ihrer friedlichen Erwerbstätigkeit zu schützen, dem kriegerischen Adel aber seine Nahrungsquellen, soweit sie in Raub und Erpressung bestanden, zu verstopfen und ihn von der gerichtlichen Seite her straffer in das Staatsgefüge einzugliedern. Folgerichtig fortgesetzt, mußten der Krone daraus Verbreiterung ihrer sozialen Basis und Stärkung ihrer gerichtlichen Befugnisse erwachsen. In den Adelskreisen entstand dadurch freilich neue Unzufriedenheit. Zusammen mit der kirchlichen Gegnerschaft bereitete das den Boden für den Abfall auch des zweiten Sohnes Heinrich, der dem Kaiser am Ende seines Lebens noch die furchtbarste aller Prüfungen brachte.

Heinrich V. hat sich späterhin als ein so scharfsichtiger und kühler Rechner erwiesen, daß man ihn schon damals schwerlich, wie seinen inzwischen verstorbenen Bruder Konrad, nur als schwachen oder kirchlich beeindruckten Verführten wird auffassen dürfen. In der Besorgnis, ein neuer Zusammenschluß von Papstkirche und Hochadel möchte dem Vater und zugleich auch ihm selbst die Krone kosten, hat er den moralisch vermessenen, aber politisch durchdachten Versuch gemacht, selbst an die Spitze der Unzufriedenen zu treten, als Feind des gebannten Vaters mühelos, auch ohne grundsätzliche Zugeständnisse, die päpstliche Anerkennung zu erlangen und sich so auf Kosten des Vaters die Krone zu sichern. Der Gehorsamseid, durch den der Kaiser die Treue dieses Sohnes hatte binden wollen, mochte, als Demütigung empfunden, eher gegenteilig gewirkt haben. Den Eidbruch gegen einen Gebannten stellte die Kirche als Verdienst hin, der Groll des Adels bot Aussicht auf kriegstüchtigen Anhang. Gegen Ende 1104 entwich der junge König heimlich vom Hofe und erhob in Gemeinschaft mit Unzufriedenen aus dem bayrischen Adel die Fahne des Aufruhrs.

Der Vater geriet dadurch in eine wahrhaft entsetzliche Lage. Für wen hatte er ein Menschenalter lang gekämpft, wenn dieser letzte Sohn ihn zwang, seine Hand zum vernichtenden Schlage gegen seine eigene Dynastie, mit welcher Macht und Ehre des Königtums verknüpft waren, zu erheben? So war es nicht nur menschlich begreiflich, sondern auch politisch geboten, vor einem Waffengange alle Mittel zur Umstimmung und Versöhnung des Abtrünnigen zu versuchen. Er tat es in erschöpfender Weise, selbst bis zu dem Angebot einer Teilung der Herrschaft, ohne



Heinrich IV. und ſein Sohn Heinrich am Regen. Zeichnung in der Chronik Ottos von Freiſing. 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts. Jena, Univerſitätsbibliothek

Rückſicht darauf, daß während der Verhandlungen der Aufſtand Luft zur Ausbreitung gewann; denn man ſollte, wie er eindrucksvoll erklärte, im Reiche klar erkennen, „daß es nicht unſer Wille und unſere Schuld iſt, wenn wir am Ende unfreiwillig gezwungen werden, gegen jene vorzugehen, und dann Unheil, Elend und Volksvernichtung daraus erwachſen". Inzwiſchen aber konnte ſich der Sohn von Bayern nach Sachſen wenden, wo er an der Seite des mit dem Kaiſer verfeindeten Erzbiſchofs von Mainz eine ſchwer angreifbare Stellung gewann. Ohne für ſeine Perſon den Verzicht auf die Laieninveſtitur offen auszuſprechen, fand er ſofort Unterſtützung und Segen des Papſtes. Und nun wurden allenthalben, weit über Sachſen hinaus, alte Gegnerſchaften gegen den Kaiſer zu neuem Brande geſchürt.

Endlich hatte ſich dieſer von der Unentrinnbarkeit des Kampfes überzeugt. Nachdem ein Vorſtoß der Aufſtändiſchen auf Mainz abgewehrt war, rückte er dem Sohne, der ſich nach Bayern zurückzog, plötzlich in Eilmärſchen nach, verband ſich mit den Truppen des Böhmenherzogs und des Markgrafen von Öſterreich und ſuchte am Fluſſe Regen die Entſcheidung. Da gelang es der Gegenpartei, eben den Böhmen und Öſterreicher zum Verrat zu verführen. Ihrem Abſchwenken folgte eine allgemeine Auflöſung des kaiſerlichen Heeres. Heinrich ſelbſt flüchtete, wohl um die Verfolger zu täuſchen, nicht nach Weſten, ſondern oſtwärts nach Böhmen zu. Das Schickſal hatte gegen ihn entſchieden, und mancher andere hätte nun wohl das Spiel aufgegeben. Er aber legte noch einmal eine Probe ſeiner zähen Unermüdlichkeit ab, als er von Böhmen her durch das feindliche Sachſen an den Rhein zurückeilte. Den durch Beſtechung bewerkſtelligten Stromübergang des

Sohnes auf Speyer zu, wo der väterliche Schatz lag, konnte er dann doch nicht mehr verhindern. Von Hunger und Anstrengung erschöpft, mußte er sich bei dem wachsenden Abfall rheinabwärts nach Köln wenden.

Der Sohn berief nun zur Entscheidung der Thronfrage auf Ende 1105 einen Reichstag nach Mainz; um jedoch das persönliche Auftreten des Kaisers dort, wo er noch immer starken Anhang hatte, zu verhindern, zog er ihm nordwärts entgegen. Da kam es denn auf einer persönlichen Zusammenkunft bei Koblenz zu einer beispiellosen Überlistung des Vaters durch den Sohn, der sich in Eiden und Liebesbeteuerungen überbot und als seinen einzigen Wunsch die Aussöhnung des Kaisers mit der Kirche bezeichnete. Durch Zusage sicheren Geleits nach Mainz wußte er den Vater um den Schutz seiner Kriegsmannen zu bringen. Schon halb mit Gewalt führte er ihn dann von Bingen die Nahe aufwärts nach der Burg Böckelheim, damit er dort über Weihnachten verweile, während er selbst in Mainz die kaiserliche Sache treulich wie seine eigene führen wolle. Als das Burgtor sich schloß, war Heinrich der Gefangene seines Sohnes. An die Überlistung schloß sich die Vergewaltigung. Nachdem man durch Drohungen von dem Kaiser die Auslieferung der Reichsinsignien erlangt hatte, folgten in Ingelheim im Beisein eines päpstlichen Legaten noch weitere erschütternde Auftritte. Vergebens warf sich Heinrich seinem eigenen Sohne zu Füßen. Man erpreßte von ihm eine nach außen hin freiwillige Abdankungserklärung, die den Verzicht auf sämtliche Reichsbesitzungen in sich schloß, und mutete ihm zu, für die Bannlösung, deren Vollzug der Legat freilich dem Papst vorbehielt, ein vorher aufgesetztes Sündenbekenntnis zu verlesen, das ihn moralisch vernichtet hätte. Dazu war der Kaiser, der mit seiner Forderung eines unparteiischen Gerichts kein Gehör fand, selbst in dieser entsetzlichen Lage nicht zu bewegen. Während man ihn dann in Ingelheim als Privatmann in leichter Haft zurückließ, fand in Mainz unter bestätigender Mitwirkung des Legaten die feierliche Regierungsübernahme durch Heinrich V. statt.

Aber die Lebenskraft des Kaisers war trotz aller Aufregungen noch nicht gebrochen. Er entwich aus Ingelheim und entfaltete zum letztenmal seine seltene Kunst, eine anscheinend unrettbare Sache wieder aufzurichten. Ob eine neue Entfesselung des Kampfes jetzt noch dem Reiche frommen konnte, mag man billig bezweifeln. Vom menschlichen Standpunkt aber ist es zu begreifen, daß Heinrich, in dem bis in jede Fiber hinein die Empörung über die ihm und der Krone angetane Schmach kochte, Freiheit und Leben zu sichern suchte. Und konnte er von diesem Sohne eine hinreichende Vertretung des Königsrechts erwarten? Indem er sich über Köln nach Lüttich wandte, suchte er unterwegs durch eine barfuß zurückgelegte Pilgerfahrt nach Aachen seine Bußfertigkeit aller Welt zu offenbaren und die Verweigerung der Bannlösung als ungerechtfertigt zu erweisen. In Niederlothringen gelang es ihm in der Tat, Truppen zusammenzubringen. Durch höchst wirkungsvoll gestaltete Agitationsbriefe über die letzten Vorgänge

an abendländische Herrscher und Fürsten suchte er die Weltmeinung für sich zu gewinnen, und seinen Paten, den Abt Hugo von Cluny, bat er inständig, die Aussöhnung mit der Kurie zu vermitteln, auch jetzt noch mit dem Zusatz „vorbehaltlich unserer Ehre".

Als Heinrich V. gegen diesen noch immer unverächtlichen Gegner nach Niederlothringen eilte, mußte er nach einer Schlappe an der Maas zurückweichen, verlor Zeit und Kraft an einer vergeblichen Belagerung des kaisertreuen Köln, rückte nach erfolglosen Verhandlungen dem Vater abermals entgegen, eine Entscheidung im offenen Felde stand unmittelbar bevor — da ist der Kaiser in Lüttich am 7. August 1106 allen weiteren Kämpfen durch den Tod entrückt worden. Sterbend sandte er Schwert und Ring dem Sohne, erbat für seine Anhänger Verzeihung und für sich selbst eine Begräbnisstätte im Dom zu Speyer. Die ist dann freilich erst nach unduldsamen Aussperrungen dem gebannten Toten zuteil geworden, als auch der Sohn in neuen Kampf mit der Kurie geraten war. Reichsten Ersatz aber boten in Lüttich wie in Speyer die Äußerungen der Anhänglichkeit und Verehrung des niederen Volkes, wie sie uns kaum für einen andern Herrscher jener Zeiten berichtet werden.

Sieht man von den Regungen tiefen Mitgefühls ab, die dies schicksalsvolle Menschenleben auslöst, und fragt nur nach dem, was er für Deutschland, dessen Wohl mit dem der Krone eng verknüpft war, erstrebt und geleistet hat, so wird man ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er unermüdlich mit dem vollen Einsatz seiner Person für Königsrecht und Reichsehre gekämpft hat. Der Kirche gegenüber blieb er zwar nicht Sieger, aber er hat die auf Oberherrschaft zielenden Ansprüche des Papsttums erfolgreich zurückgewiesen, das Investiturrecht noch unversehrt in die Hände des Sohnes gelegt und die Starrheit der kirchlichen Forderungen durch zähen Widerstand immerhin so weit geschwächt, daß der Nachfolger leichteren Stand hatte und das ottonische Regierungssystem sich, wenn auch mit erheblicher Abwandlung, noch ein weiteres Jahrhundert behaupten konnte. Auf der andern Seite hat er das Einheit verbürgende Königsrecht auch den deutschen Sondergewalten gegenüber verteidigt, ist allerdings durch das Eingreifen der Kirche an dem erstrebten Wiederaufbau gehindert und in dem jahrzehntelangen Bürgerkriege zu manchem Zugeständnis an die Selbständigkeit der Fürsten gezwungen worden. Aber auch da hat er den Boden nicht verlassen, auf dem in besseren Zeiten eine Rückbildung der königlichen Rechte — etwa mit Hilfe der aufstrebenden Stände: Reichsdienstmannschaft und Bürgertum — hätte erfolgen können. So darf man Heinrich IV. zwar nicht nach seinen Erfolgen, wohl auch nicht nach seinen Charaktereigenschaften, die, verwickelt und widerspruchsvoll, sich nicht zu dem fortreißenden Wesen des wahren Helden zusammenfügen wollten und die staatsmännische Einsicht öfter durch Leidenschaften verdunkelten, wohl aber nach Talent und Streben den bedeutenderen Herrschern des deutschen Mittelalters an die Seite stellen.

Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe

um 1124—1190 um 1129—1195

Von

Hans Haimar Jacobs

Die Regierungsjahre Kaiser Friedrichs I. waren die Zeit der noch zusammengehaltenen Fülle des deutschen Mittelalters. Alle Probleme, die der Volks- und Staatsaufbau des mittelalterlichen Deutschland in sich barg, wurden damals zugleich aufgeworfen und verlangten Antwort. Alle Elemente der frühmittelalterlichen Welt waren noch lebensvoll, und die gestaltenden Kräfte des späteren Mittelalters kündigten sich nicht nur an, sondern waren schon Mächte der Öffentlichkeit. Alles aber stand in Zusammenhang und in Spannung miteinander, und in allem stand Kaiser Friedrich Barbarossa nicht nur dazwischen, sondern diese Spannungen trafen sich in ihm und mußten von ihm ausgetragen werden. Er ging aus diesen Kämpfen nicht als eindeutiger Sieger hervor, der endgültige Entscheidungen getroffen hätte, und gerade wo er siegte, erscheint er oft schuldhaft, aber überall erwies er sich als Bändiger der Gewalten, die Reich und Volk damals schon zu zersprengen drohten und später zersetzten. Wo er geschichtliche Schuld auf sich lud, tat er es nicht aus persönlicher Unzulänglichkeit, sondern als tragischer germanischer Held, und es will uns nicht gelingen, ihm im großen nachzurechnen, wie er von den Gegebenheiten aus anders hätte handeln sollen, auch wo sein Handeln für die fernere Zukunft verhängnisvoll scheint.

Daß es ein Zeitalter zugespitzter weltgeschichtlicher Entscheidungen war, das er mit gestaltete, wird für uns heute durch nichts so deutlich wie durch seine untrennbare Wechselbeziehung zu Heinrich dem Löwen. Denn hier wirkten zwei der gewaltigsten Männer der deutschen Geschichte neben- und gegeneinander, und wir sind geneigt, dabei Grundhaltungen deutscher Politik in einem Kampfe zu sehen, den wir noch heute als nationales Schicksal und als eigenstes Anliegen miterleben. Auch von der politischen Sicht der damaligen Zeit aus gehörte das Verhältnis Friedrichs zu Heinrich dem Löwen zu den wichtigsten Fragen, denn es hing mit dem innersten Aufbau der deutschen Staats- und Volksordnung zusammen und führte eine neue Epoche der Reichsverfassung mit herauf.

*

Das Reich trug immer den Stempel seiner Herkunft aus dem Frankenreich, das nicht durch Zusammenschluß von unten her, sondern durch königlichen Eroberungswillen entstanden war. Es wurde daher nicht vom Bauern getragen, der für die weiten Kriegszüge und die großen Verwaltungsaufgaben nicht abkömmlich

war, sondern vom aristokratischen Grundherrn, der im Königsdienst in dieser naturalwirtschaftlichen, geldarmen Zeit mit Land und abhängigen Leuten entlohnt worden und auf dieser Grundlage für kriegerische und verwaltungsmäßige Aufgaben als Graf frei war. So war der freie Bauernstand, der den alten germanischen Staat getragen hatte, immer mehr in seiner Bedeutung herabgedrückt worden. Seine Zurückdrängung und Wertminderung ist der hohe Preis, mit dem die Bildung der europäischen Großstaaten und Großvölker bezahlt wurde. Aber auch das Königtum selbst wurde in seiner Stellung durch die mächtigen Amtsfürsten gefährdet, die in dem ausgedehnten, verkehrstechnisch noch kaum zu durchdringenden Raum des Reiches fast selbständig wurden und ihre staatlichen Amtsbefugnisse zum erblichen Zubehör ihrer Amtsgüter machten. Besonders gefährlich waren die Stammesherzogtümer, die sich in der Zeit des Verfalls des fränkischen Reiches aus den lebendigen Einheiten der deutschen Stämme neu bildeten. Die Stämme hatten zwar in der Zeit der fränkischen Zwangsherrschaft so viel Zusammenhang miteinander gewonnen, daß sie 919 aus sich selbst heraus in Heinrich I., jenem nüchtern-sächsischen Baumeister des deutschen Staates, sich durch Wahl wieder einen überstämmischen König nach fränkischer Art setzten, aber dieser König hatte nun die Aufgabe, sich gegen die auseinanderstrebenden Machtinteressen der Herzöge und der anderen Fürsten durchzusetzen und sie zusammenzufassen. Das Bindemittel der Reichseinheit fand vor allem Otto der Große in den Bischöfen, die keine Dynastien mit Erblichkeitswillen ausbilden konnten und auf deren Einsetzung der König jeweils Einfluß nehmen konnte. Sie wurden nun im besonderen Maße die Träger der Reichsverwaltung und des Reichsgedankens.

Trotz dieses schwankenden Aufbaues aber war das deutsche Reich der mächtigste Staat des Abendlandes, und so fiel ihm nach den geltenden christlichen Zeitanschauungen der Sinn zu, die Kirche Christi und vor allem ihr römisches Oberhaupt zu schützen, worin ja schon das christliche Altertum überhaupt das Wesen des römischen Weltreiches sah. Dem deutschen König, an den der Papst sich um Schutz in seinen italienischen Bedrängnissen wandte, stand damit das römische Kaisertum zu. Christliche Verpflichtungsidee und Erinnerungen an das römische Reich, ursprünglich-germanischer Heldensinn, der seine Überlegenheit fühlte und im Kampf, in fürsorglich ordnender Herrschaft und gehobenem Dasein sich ausweisen wollte, und schließlich das Gesetz der Macht wirkten zur Wiederaufnahme des Reichsgedankens und der Kaiserwürde Karls des Großen, damit aber zur verhängnisvollen Politik der Romzüge untrennbar-notwendig zusammen. Denn das reiche und zersplitterte Italien mit seinem ausgebildeten politischen Kräftespiel schien mehr Möglichkeiten und Aufgaben zu bieten als etwa die slawischen Grenzgebiete, die als neue Siedlungsräume erst im 12. Jahrhundert gebraucht wurden, als sich ein bäuerlicher Bevölkerungsüberschuß ergab. Dieses ottonische System der Verklammerung von Königtum, Reichskirche, Kaisertum

und weltlichem Fürstentum aber wurde im 11. Jahrhundert durch den Investiturstreit in seinen Grundfesten erschüttert.

Freiheitsdrang und Machtwille der erstarkten Kirche empörten sich gegen die bevormundende deutsche Schutzherrschaft und vor allem gegen die Benutzung der Kirche für ungeistliche Zwecke durch die weltlichen Machthaber. Das Papsttum bestritt dem deutschen König das Recht, die Bischöfe einzusetzen, ja, es beanspruchte die alleinige Herrschaft über die Kirche und der Kirche über die Welt, um die kirchliche Freiheit zu gewährleisten. Damit drang es nicht durch; aber das Wormser Konkordat, der Abschluß des Investiturstreites, schwächte den Einfluß des Königtums auf die Besetzung der Bischofsstühle immerhin so sehr ab, daß die Bischöfe nicht mehr die eigentlichen Träger einer selbständigen königlichen Herrschaft sein konnten. Die großen weltlichen Dynasten aber hatten im Kampf zwischen Kaiser und Papst die Notlage des Königtums zur Erweiterung ihrer Macht ausgenutzt. Durch die Abschwächung des bischöflichen Gegengewichts in der Reichsverfassung standen sie dem König noch mächtiger gegenüber, und ihre Kämpfe untereinander und gegen das Königtum schienen vollends zur Zersetzung des Reiches zu führen.

*

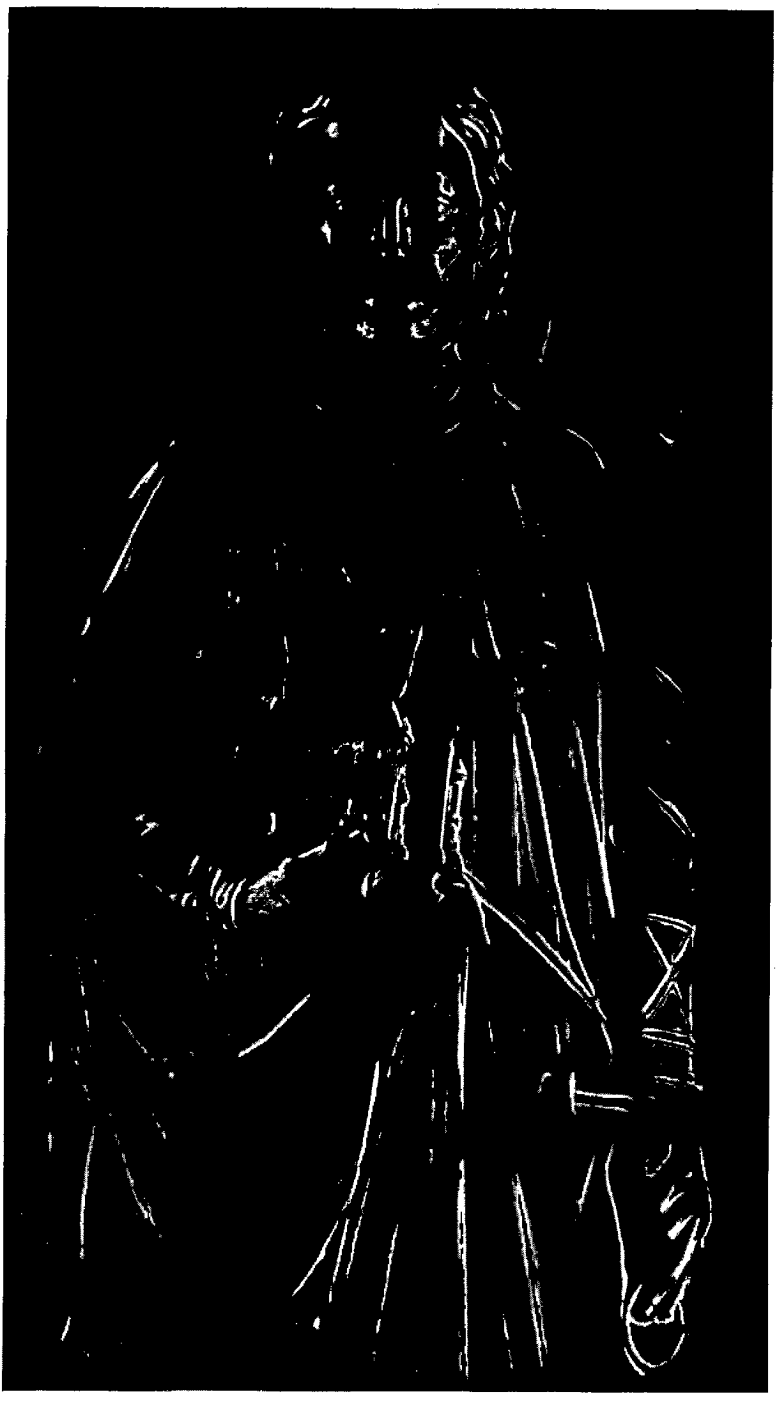
Als Friedrich I. 1152 zum König gewählt wurde, war es seine dringlichste Aufgabe, den Kampf seines eigenen staufischen Geschlechtes mit den Welfen beizulegen.

Der Vater des staufisch-welfischen Gegensatzes war Kaiser Lothar III. Nach dem Aussterben des salischen Königshauses (1125) wurde er und nicht der Staufer Herzog Friedrich II. von Schwaben, Heinrichs IV. Enkel und der Träger der salischen, der Kirche verhaßten Tradition, auf kirchliches Betreiben zum König gewählt. Der Teilhaber und Erbe der Feindschaft, die nun zwischen Lothar und den Staufern entstand, wurde sein Schwiegersohn, der Welfe Heinrich der Stolze, der schon das bayerische Stammesherzogtum innehatte und von seinem Schwiegervater auch das Herzogtum Sachsen erhielt.

Die schwäbische Familie der Staufer war während des Investiturstreites durch ihre stete, reichgelohnte Treue zum Kaiser vor allem in Schwaben und in Südwestdeutschland groß geworden. Dagegen hatte das schwäbisch-bayerische Welfenhaus, das nach seinem Aussterben im Mannesstamm durch einen eingeheirateten italienischen Este fortgeführt wurde, mehr durch eine geschickte, bedenkenlose Machtpolitik bald auf der kaiserlichen, bald auf der päpstlichen Seite und schließlich durch eine sehr kluge Familienverbindung mit der aussterbenden sächsischen Dynastie der Billunger seinen alten ausgedehnten Besitz vermehrt. Durch das große Erbe Lothars erhielt es dann seinen Schwerpunkt endgültig in Sachsen. Von dort aus erstreckte sich nun der welfische Machtbereich über Bayern hinweg nach Mittelitalien bis an die Grenze des sizilischen Reiches.



Friedrich Barbaroſſa
Relief am Domportal zu Freiſing, um 1200



Heinrich der Löwe
Vom Grabmal im Dom zu Braunschweig. Kalkstein, Mitte 13. Jahrh.

Beim Tode des söhnelosen Lothar war Heinrich der Stolze der mächtigste und daher der am meisten gefürchtete Reichsfürst, und deshalb wiederholte sich an ihm das Schicksal Friedrichs II. von Schwaben: der Staufer Konrad wurde jetzt der „Pfaffenkönig".

Daß Konrad der Schwierigkeiten seines Königtums nicht Herr wurde, lag ebensosehr an seiner Persönlichkeit wie an einem grundlegenden Konstruktionsfehler seiner Politik. Denn aus kirchlicher Gebundenheit und wohl auch aus Machtlosigkeit verzichtete er auf eine politische Einspannung der Reichskirche selbst in den Grenzen, die der nüchterne Lothar doch schon wieder erreicht hatte, und versuchte es trotzdem zu gleicher Zeit, von verhältnismäßig schmaler süddeutscher Grundlage aus die gewaltige Welfenmacht zu zerschlagen, indem er Heinrich dem Stolzen die Stammesherzogtümer in Sachsen und Bayern entzog. In den Kämpfen zwischen Welfen und Staufern, die nun das Reich zerrissen, sammelten Friedrich und Heinrich der Löwe ihre ersten politischen Erfahrungen.

Friedrich I., der Sohn jenes Herzogs Friedrichs II. von Schwaben, war doch zugleich der Sohn der Welfin Judith, einer Tante Heinrichs des Löwen; diese Ehe stammte aus einer Zeit kaiserfreundlicher Politik der Welfen unter Heinrich V. So trat Friedrich sogar auf der Seite Welfs VI., des süddeutschen Welfen, bei einer Fehde gegen Konrads Güter in die Politik ein und vermittelte auch später, als Welf bei einem neuen Aufstand entscheidend geschlagen war, für ihn einen günstigen Frieden mit König Konrad. Im übrigen hatte er in der Zwischenzeit auf der Seite des Königs gestanden. Ein Zug in den Breisgau gegen Konrad von Zähringen, den Rektor von Burgund, lag schon in der Linie seiner späteren Politik, wie auch seine Teilnahme an dem unglückseligen Kreuzzug Konrads III. in die Zukunft vordeutete. Damals war Friedrich schon Herzog von Schwaben. Wo er also Möglichkeiten zu politisch-kriegerischer Leistung hatte, nahm er sie mit Umsicht und tapferer Entschlossenheit wahr. Aber seine Unternehmungen erscheinen doch mehr als gelegentliches Eingreifen in die großen politischen Verhältnisse und als ritterliche Fehdezüge, während sein jüngerer Vetter, Heinrich der Löwe, in diesen Jahren im Mittelpunkt eines großen politischen Kräftespiels stand und an lebenswichtigen Entscheidungen heranreifte.

Schon 1139, wohl kaum 10 Jahre alt, verlor Heinrich seinen Vater, Heinrich den Stolzen, 1141 seine Großmutter, die tatkräftige Kaiserin Richenza, 1143 seine Mutter Gertrud; schon 1142 aber war sie durch die Heirat mit dem Babenberger Heinrich Jasomirgott, dem Markgrafen von Österreich, dem Konrad III. das Herzogtum Bayern verliehen hatte, in die gegnerische Front hinübergewechselt und hatte den Knaben zum förmlichen Verzicht auf Bayern bewogen. Das Herzogtum Sachsen wurde ihm dafür zugesprochen. Während Friedrich, der neue Herzog von Schwaben, gegen den Willen seines nüchtern-staatlich denkenden Vaters seinem ritterlichen Kreuzzugsgelübde in den Orient folgte, zog Heinrich als herzoglicher Heerführer mit anderen norddeutschen Fürsten in einen Kreuzzug

gegen die angrenzenden Slawen; dieser Kampf schadete allerdings durch den Fanatismus der Zerstörung und Ausrottung der Ungläubigen dem Christentum ebensosehr wie dem realpolitischen Gewinn von zinsfähigem Land und flackerte daher in lahmer Uneinigkeit ab. Nicht so sehr auf die christliche Missionsidee, sondern, wie der zeitgenössische Geschichtsschreiber Helmold schmerzlich-nüchtern feststellt, auf Geld kam es Heinrich zunächst bei den Slawenkämpfen an, und darüber hinaus auf landesherrliche Macht. Schon der Jüngling erbitterte durch seine selbstherrliche Anspannung und Ausdehnung der in Sachsen ziemlich begrenzten herzoglichen Rechte die sächsischen Fürsten gegen sich. Das zeigte sich gegen das Ende von Konrads Regierung, als Heinrich den Kampf um Bayern doch neu aufnahm und in diesem Feldzug nur durch ganz überraschendes Handeln Konrad zum Abzug aus Sachsen bringen und den Ausbruch einer Verschwörung vereiteln konnte.

*

In ausdrucksvollem Gegensatz dazu steht das einige Vertrauen, mit dem die deutschen Fürsten und auch Heinrich der Löwe nach Konrads Tod seinen Neffen Friedrich von Schwaben zum König wählten. Konrad selbst, dessen Sohn Friedrich noch ein Knabe war, hatte den schwäbischen Herzog als seinen Nachfolger empfohlen. Die Fürsten besaßen trotz alles Partikularismus ein Gefühl für die allzu bedenklichen Sprünge im Reichsbau; ihm fügten sie nun diesen „Eckstein" ein, der als Staufer- und Welfensproß die auseinanderstrebenden Wände verband.

Die Politik des Ausgleichs mit den großen weltlichen Fürsten, die man also von Friedrich erwartete, bedeutete Verzicht auf ihre unmittelbare Zusammenschweißung, an der Konrad III. gescheitert war. Es war fast die Aufgabe eines Neuaufbaus des Reiches, und so erinnert Friedrichs Politik an das Wirken Heinrichs I. und Ottos des Großen. Auch sie sollte ohne schlechthin überlegene Macht die Partikulargewalten zusammenfügen und suchte diesem Ziel ebenfalls durch genossenschaftliche Vereinbarung und durch verwandtschaftliche Beziehungen näher zu kommen; doch erwies sich dieses Band auf die Dauer als ebensowenig haltbar wie früher unter Otto.

Zunächst aber bestand keine andere Möglichkeit. Bayern wurde Heinrich dem Löwen zuerkannt. Die Zustimmung des derzeitigen Herzogs Heinrich Jasomirgott mußte schließlich dadurch erkauft werden, daß sein eigentliches Herrschaftsgebiet, die Mark Österreich, von Bayern abgetrennt und zum Herzogtum mit besonderen Selbständigkeitsrechten erhoben wurde. Auf diese Weise wurde es auch ein Gegengewicht gegen Heinrichs süddeutsche Macht. Da das Herzogtum Bayern von seinem südöstlichen Ausdehnungsgebiet nun völlig abgeschnitten war, rückte der Schwerpunkt von Heinrichs Politik mehr und mehr aus dem süddeutschen Spielraum des Staufers weg nach dem Norden, den der König ihm überlassen mußte.

Friedrich bestätigte ihm nun auch förmlich ein so wichtiges Hoheitsrecht wie die Investitur der Bischöfe in den Missionsbistümern auf slawischem Boden, das die Kirche dem Herzog schon zugestanden hatte. Heinrichs Oheim Welf VI. aber erhielt die Güter in Italien, um die er gekämpft hatte. Damit wurde er in die entgegengesetzte Interessenrichtung wie sein Neffe gewiesen und das Welfenhaus außerdem der kaiserlichen Italienpolitik zugewandt. Auch die Ansprüche der Zähringer in Burgund wurden jetzt befriedigt.

Nichts beweist aber besser Friedrichs scharfen Blick für politische Machtlagen, als daß er auch die günstigen Möglichkeiten seiner schwierigen Anfangsstellung wahrnahm. Den Rückhalt, den ihm der gute Wille der Fürsten doch auch bot, nutzte er sofort zur Zurückdrängung des Papsttums, das neben den Partikularmächten seit dem Investiturstreit das deutsche Königtum einengte. Dabei stand der allgemeine Zeitgeist gleichsam in ständiger Hilfsstellung; denn der mißglückte zweite Kreuzzug hatte zu einem Zurücktreten der hierarchisch-asketischen Gedankenwelt und damit des päpstlichen Ansehens im Abendland geführt. Und darüber hinaus war es die Zeit, wo die „Gravamina der deutschen Nation" gegen Rom einsetzten. Der Versuch der Kurie, eine zentralistische Herrschaft über die Kirche auszubilden, mit ihren Folgen ständiger Einmischung und häufiger finanzieller Forderungen brachte ebensosehr die weltlichen wie die geistlichen Fürsten gegen die päpstlichen Ansprüche auf. So konnte Friedrich es bald versuchen, den päpstlichen Einfluß auf die Reichskirche zurückzudämmen. Hier liegen die ersten Einsatzstellen seiner Machtbildung und überhaupt seiner großen Aufbautätigkeit in Deutschland. Neben die Politik des „Fürstenbündnisses", die an den frühen Otto I. erinnert, trat gleichzeitig als Ergänzung und als Gegengewicht die Wiederaufnahme des durchgebildeten ottonischen Systems, das auf dem Reichsdienst der Bischöfe beruhte. Mit sehr weiter Auslegung des Wormser Konkordats wirkte der König seit den ersten Monaten seiner Regierung bei den Bischofswahlen ein. Es gelang ihm im Laufe der Zeit fast völlig, die Reichskirche wieder zu einer Stütze des Königtums auszubilden. Erzbischof Wichmann von Magdeburg, die großen Reichskanzler und Erzbischöfe Rainald von Dassel und Christian von Mainz und der allzu ehrgeizige, schließlich verräterische Philipp von Köln waren Männer, die sich den streitbaren, herrschbegabten ottonischen Kirchenfürsten an die Seite stellten und die große Reichspolitik eigentlich trugen.

Die Förderung des bischöflichen Besitzes und sein Schutz gegen die weltlichen Fürsten aber ging Hand in Hand mit der sehr kräftigen Anspannung der königlichen Rechte auf das Reichskirchengut. Friedrich war hier wie in seiner gesamten Bischofspolitik vom Geist des germanischen Eigenkirchenrechts erfüllt, das dem Eigentümer des Altargrundes und in Anwendung auf die Reichskirchen dem König die Einsetzung der Priester und wichtige Einnahmen zuwies. Er führte diese Grundsätze vor allem in scharfer Wiederbelebung des Regalien- und Spolienrechtes durch, des Rechts, während der Zeit der Nichtbesetzung eines Bischofssitzes

die Einkünfte einzuziehen und sogar die bewegliche Hinterlassenschaft der verstorbenen Bischöfe zu erben. Da der Eigenkirchengedanke im Investiturstreit durchlöchert war, wurde er in steigendem Maße durch die lehensrechtliche Konstruktion ersetzt, die den Bischof als Lehnsträger des Königs auffaßte, wie das Lehnsrecht ja schon länger auch dazu diente, die weltlichen Amtsfürsten wieder mehr an den König zu binden. Diese lehensrechtliche Treuebindung der Bischöfe wurde nicht erst von Friedrich erfunden, aber von ihm doch besonders folgerichtig durchgeführt.

Auch in umgekehrter Richtung wandte er das Lehnsrecht auf die Güter der Kirchen an, indem er sich selbst in den Lehnsverband der Kirchen einordnete, wie es andere Fürsten gleichfalls schon taten. Er zuerst wußte als König in zusammenhängender Politik von den Bischöfen Kirchenlehen zu erhalten, obwohl er der oberste Lehnsherr im Reiche war und den Bischöfen natürlich nicht Mannschaft und Heeresfolge, sondern höchstens geldliche Gegenleistungen und sonstige Vorteile gewährte; auf diese Weise dehnte er seinen politischen und wirtschaftlichen Machtbereich auch auf einen Teil des Kirchengutes aus, das nicht Reichsgut war, und ergänzte manche Lücke in dem zerstreuten Königsbesitz. Und wie er hier schon die Fürsten mit ihren eigenen Methoden bekämpfte, so tat er es auch durch die planmäßige Erwerbung von Kirchenvogteien, von einträglichen Schutzherrschaften, deren die Bischöfe und Äbte für die Ausübung ihrer weltlichen Hoheitsrechte und zum Schutz gegen äußere Feinde bedurften.

Vor allem aber schuf er gegen die Macht der großen Dynasten ein weiteres Gegengewicht durch die Anwendung ihres territorialen Prinzips auf seine eigenen Besitzungen und das Reichsgut. Der Landbesitz mußte für das Königtum in dem Maße besonders wichtig werden, als die andern Stützen seiner Herrschaft sich abschwächten. Schon Lothar ist ein Vorläufer der spätmittelalterlichen Könige, die von ihrer Hausmacht aus das Reich zu führen versuchten. Die Reste des Reichsguts bildeten mit dem gedrängteren Hausgut der Staufer vor allem in Süddeutschland einen beträchtlichen Machtbestand, der sich im Elsaß und in der Pfalz, in Schwaben selbst und in Ostfranken zu größeren Gebieten zusammenballte. Das Herzogtum Schwaben verlieh er allerdings seinem Neffen, dem die Krone entgangen war. Dehnte Friedrich durch die Mitgift seiner ersten, später von ihm geschiedenen Gattin Adela von Vohburg seinen Besitz nach Osten, ins Egerland, aus, so wies seine zweite Ehe (1156) mit Beatrix, der Erbin der hochburgundischen Grafschaft, in dieses südwestliche Reichsgebiet, das dadurch wieder fest dem Reich verbunden wurde, und nach Italien.

Und innerhalb des deutschen Königreiches, besonders in Schwaben, rundete der König sein Gebiet durch zahlreiche Erbschaften, die er sich verschreiben ließ, durch Tausch und Kauf ab. Diese im allgemeinen westöstlich gelagerte Macht sollte Sachsen und Bayern voneinander abriegeln, die schon jedes für sich geschlossener und ausbaufähiger als die Grundlage der staufischen Reichsmacht,

Schwaben und Franken, waren. In dieser Richtung liegt es auch, wenn Friedrich den östlichen Verbindungsweg von Süd- nach Norddeutschland in dem Einschnitt zwischen Frankenwald und Fichtelgebirge durch Erwerbungen im Vogtland und bei Altenburg zu beherrschen versuchte, ebenso wie er an der Straße vom Main nach Sachsen durch die Wetterau die Pfalz in Gelnhausen anlegte und an der Rheinstraße als bedeutendster Süd-Nord-Verbindung die karolingischen Pfalzen neu herstellte. Schon Friedrichs Vater war für seine Politik straffer Sicherung seines oberrheinischen Gebietes durch Burgenbau bei den Zeitgenossen bekannt, und diese Überlieferung führte Friedrich weiter. Überall lagen seine Burgen und Pfalzen an wirtschaftlich und militärisch wichtigen Landstraßen; die meisten waren Verwaltungsmittelpunkte inmitten geschlossenen Haus- und Reichsgutes.

Denn staufische Güter und Königsgüter wurden zu möglichst geschlossenen Bezirken sogar mit Überschneidung der Stammesgrenze unter besonderen Beamten vereinigt; darin zeigt sich der gebietshoheitliche Sinn dieser Maßnahmen, der über die alte wirtschaftliche und strategische Nutzung der zerstreuten Reichsdomänen hinausging. So wird auch schon für Barbarossas Zeit trotz der trümmerhaften Überlieferung greifbar, daß Verwaltung und Verteidigung dieser Gebiete möglichst nicht großen aristokratischen Lehnsmännern übertragen wurden, die diese Befugnisse erblich gemacht und dadurch dem König entfremdet hätten, sondern den Ministerialen, das heißt unfreien, allerdings gehobenen, mit erblichen Gütern ausgestatteten Dienstmännern ohne Erblichkeit ihrer Amtsgewalt. Die Reichsministerialen, auf die sich schon Heinrich IV. gegen die Dynasten gestützt hatte, wurden durch Friedrich neben den Bischöfen zu den großen Regierungsaufgaben des Reiches, der Verwaltung von Grafen- und Vogteirechten, herangezogen und zu jener reichstreuen Führerschicht herangebildet, die dann unter seinen Nachfolgern erst ihre größten Leistungen und leuchtendsten Namen aufwies. Auch sie beruhten noch weitgehend auf naturalwirtschaftlicher Ausstattung, aber schon gegen das Ende von Friedrichs Regierung traten dafür gelegentlich leichter entziehbare Geldlehen auf. Hier wird es besonders deutlich, daß dieses Ministerialentum einen Abschnitt auf dem Wege vom großen, grundherrlichen Amts- und Lehnsfürstentum zum geldlich entlohnten, unmittelbar abhängigen, fest von der Hand des Herrschers gelenkten Beamtentum bedeutet. Überhaupt weist ja diese königliche Landesherrschaft erste Züge einer rational durchgebildeten Staatsgewalt in monarchischem Sinne auf.

Für die Kriegführung war er in der Hauptsache auf das Lehnsheer angewiesen, und so versuchte er, das fürstliche Lehnskriegertum durch neue Anspannung seiner Verpflichtungen wieder mobil zu machen. Dazu kamen dann die Reichsministerialen, die zwar nicht als Geburtsstand, aber doch nach Befugnissen und Lebensstimmung zu dieser aristokratischen Gesellschaft gehörten und mit ihr im Rittertum verschmolzen. Die ständische Abgeschlossenheit, zu der diese Schicht von Berufskriegern strebte, die Ausschließlichkeit, mit der sie die Ehre des Kriegertums

für sich in Anspruch nahm, trug zwar die Gefahr hochmütiger Erstarrung in sich, führte aber auch zur Formung einer Auslese, die sich durch hohe kriegerische Tugend, dienende Treue, gehobene Zucht und Lebensformung auszuzeichnen trachtete. In diesem Rittertum fand Friedrich nicht nur eine Macht vor, die er in seinen Staat einbauen mußte, sondern in ihm erkannte er die stärksten staatsbildenden und kulturtragenden Kräfte des Zeitalters, und so gab er dem Drang dieser Schicht zur Abschließung und Ausbildung hochgezüchteter Standestugenden wohl allzusehr nach.

Den Bauern wurde demgemäß durch die Landfriedensgesetzgebung das Waffenrecht endgültig genommen. Das war zunächst eine Maßnahme des Bauernschutzes, denn sie entzog den nicht mehr genügend geübten Bauernstand dem Fehderecht und schützte ihn dadurch als Nährstand. Gerade in der Stauferzeit brachte er es ja zu wirtschaftlicher Blüte. Aber zugleich wurden die Bauernsöhne den Priesterbastarden gleichgestellt und ihnen der Eintritt in den Ritterstand verwehrt. Die Bauernfürsorge seit Karl dem Großen, die Friedrich fortsetzte, ist nur die andere Seite des politisch-sozialen Herabsinkens des Bauerntums im Feudalismus. Diese Entwicklung entspricht dem Rückgang und schließlich dem völligen Aufhören seiner kriegerisch-politischen Leistung für das Großreich. Gerade in diesen Jahren der höchsten Kraftanspannung und Glanzentfaltung bedurfte das Reich seines ritterlichen Berufskriegertums in besonderem Maße, ja, es zog schon das freie Söldnertum in stärkerem Umfang heran, das noch weniger bodengebunden war als das Ritterheer. Dabei war es die Zeit der großen Leistung des Bauerntums für das deutsche Volk durch die Ostsiedlung. Hier konnten fürstliches Machtwollen und bäuerlicher Siedlungswille anders als in dem kaiserlichen Ausdehnungsgebiet, dem dicht bevölkerten Italien, Hand in Hand gehen; in schwäbischen Waldgegenden setzte auch Friedrich freie Bauern an.

Auch das städtische Bürgertum, das im 12. Jahrhundert schon zu einer gewissen Entfaltung seiner Geldwirtschaft und Bürgerfreiheit gekommen war, wurde ebenso wie der Bauernstand von Friedrich doch hauptsächlich als wirtschaftlicher, aber kaum als politischer Mitträger des Reiches gewertet. Zwar steht Friedrich an Gründung und Privilegierung von Städten keineswegs hinter Heinrich dem Löwen und den Zähringern zurück; es ist nachgewiesen worden, daß Hagenau, Aachen, Duisburg, Frankfurt a. M., Wetzlar, Rothenburg, Friedberg, Gelnhausen, Ulm und eine ganze Reihe kleinerer schwäbischer Städte in ihrem Recht als Stadt auf ihn zurückgehen. Von ihnen waren mehrere Pfalz- und Burgstädte, die zunächst vor allem den Bedürfnissen der Hofhaltung Handel und Gewerbe verdanken und sich teilweise auch nicht recht entwickelt haben; einige kleine schwäbische Orte waren vorwiegend militärisch-strategische Stützpunkte; eine Zusammenarbeit von fernhändlerisch-bürgerlicher Planung und fürstlichem Interesse, wie bei der Gründung Freiburgs und Lübecks, ist wohl bei Anlagen an bedeutenderen Handelsknotenpunkten anzunehmen, aber nicht nachzuweisen. Wie

sehr der König den Handel auch in Deutschland fiskalisch zu nutzen verstand, zeigt seine kräftige Anwendung der königlichen Hoheitsrechte gerade in der Anlage neuer Münz- und Zollstätten und in der Beanspruchung von Geleitzöllen auf den Landstraßen. Zu einer Einbeziehung auch der politischen Kräfte des Bürgertums in seinen Reichsaufbau, wie er sich unter Heinrich IV. in der Kampfgemeinschaft gegen die bischöflichen Stadtherren schon anbahnte, aber kam Friedrich nicht. Denn er hatte im Gegensatz zu Heinrich gerade die Bischöfe wieder fest auf seiner Seite und stützte sich auf sie. Und was ihm der deutsche Episkopat und auch die weltlichen Fürsten an Machtmitteln und vor allen Dingen an politischem Führertum boten, dem konnte damals Bauerntum und Bürgertum nichts Gleichwertiges an die Seite stellen. Auf die alte feudale Oberschicht, die im Investiturstreit mächtig erstarkt war, war der König doch vor allem angewiesen, und in seinen Versuchen, auch die übrigen Volkskräfte der Reichspolitik nutzbar zu machen, konnte er damals noch kaum weiterkommen, als ihm gelungen ist. Etwa ein Bürger- oder Bauernkaiser zu werden oder auch nur werden zu wollen, dazu fehlten für Friedrich I. die Voraussetzungen der Wirklichkeit.

*

Was sich so in der Zusammenfassung fast als folgerichtige Auswirkung eines Systems spiegelt, war doch das Ergebnis immer neuer politischer Entscheidungen in einem von Widerständen erfüllten Bereich, in den noch die Schwankungen der Außenpolitik hineinwirkten. Aus bloßer kluger Ausnutzung der Machtkonstellationen und Interessen aber läßt sich das Aufsteigen Friedrichs nicht verstehen. Man fühlt sich an ein Wort Jakob Burckhardts erinnert: „Autorität ist ein Mysterium, wie sie entsteht, ist dunkel." In besonderem Maße beruhte das mittelalterliche Königtum mit seinem noch nicht durchgebildeten Staatsapparat auf der Persönlichkeit des Herrschers und ihren gemeinschaftsbildenden Kräften. An niemand wird das so deutlich wie an Friedrich I. Sein Verhältnis zu seinen großen Beratern und Kriegsmännern, etwa zu Rainald von Dassel, trug ganz das Gepräge persönlichster germanischer Gefolgschaftsbindung.

Für diesen Geist gegenseitiger Treue in Verbindung mit dem neuen ritterlichen Gefühl für hohen Persönlichkeitswert und Ruhm ist Friedrichs Würdigung seines Reichskanzlers nach dessen Tod 1167 ein Zeugnis von bezauberndem Glanz: „Sein höchster Wunsch und sein ständiger Vorsatz war immer, die Ehre des Reiches und die Mehrung des Gemeinwesens allen eigenen Vorteilen voranzustellen und mit glühender Seele alles zu fördern, was unserem Ruhme dienlich war." Und über die engere Gefolgschaft hinaus ergriff die Wirkung von Friedrichs Persönlichkeit auch immer wieder die übrigen Fürsten des Reiches, deren Machtberechnungen sie allerdings nicht stets zu überwinden vermochte; selbst die feindlichen Italiener hatten ein gewisses Vertrauen zum Kaiser. Auch von Friedrich so verschiedene Naturen wie der charakterschwache Abt Wibald von Stablo, Konrads III. Rat-

geber, und der grübleriſch-beſchauliche Biſchof Otto von Freiſing wurden von ihr berührt. Otto, Friedrichs Oheim, hatte in ſeiner Weltchronik aus der düſteren Zeit Konrads III. ſich ganz in das Allgemeine des göttlichen Heilsgeſchichtsplans zu erheben verſucht, um aus ihm den Niedergang des Reiches, an dem doch das Herz des biſchöflichen Reichsfürſten und Kaiſerenkels hing, als ſchmerzlich-notwendigen Vollzug zu verſtehen. Schon der Titel ſeines anderen Geſchichtswerkes, der „Taten Friedrichs", aber zeigt, daß jetzt in dem ſchwerblütigen, zarten Ziſterzienſer durch Friedrichs lebenſpendende Wirkung die Tatfreude und der hohe Mut des alten Salierblutes, der Sinn für die „Ehre des Reiches und die Hoheit der kaiſerlichen Perſon", wieder geweckt wurden.

Friedrichs feingliedrige, nur mittelgroße, aber ſtraff durchgebildete nordiſche Geſtalt, ſein regelmäßig geſchnittener Kopf mit blauen Augen, blonden Haaren und dem rötlichen Bart, der ihm den italieniſchen Beinamen „Barbaroſſa" eintrug, ſeine ganze äußere Erſcheinung entſprach ſchon dem ritterlichen Zeitideal, das den germaniſchen Recken durch ſchöne „mâze" verfeinert wünſchte. Friedrich war ein in allen Leibesübungen erfahrener, ritterlicher Held, der noch als Sechziger im fröhlichen Turnier focht und oft mit ſeinen Mannen in den Nahkampf ging. „Mâze" bewies er in lächelnder Beherrſchung ſeiner Gemütsregungen ſelbſt in Augenblicken, da ihm ſchlimmſte Nachrichten überbracht wurden. Aber gerade weil er ſo ganz im ſtrengen Gefühl ſeiner Würde lebte, konnte doch zuweilen, wenn er ſie verletzt glaubte, der Furor Teutonicus ſchrecklich aus ihm hervorbrechen; auf dem heißen Boden der italieniſchen Stadtkämpfe ließ auch er ſich zu Grauſamkeiten hinreißen. Er war wohl mild im Sinne der Freigebigkeit, die das germaniſche Herrſcherideal forderte, und er war auch leutſelig und liebenswürdig; aber Beleidigungen ſeiner kaiſerlichen Perſon verzieh er nur ſchwer. Auch als Richter ſtellte er über die Gnade ſtrenge Gerechtigkeit. Dieſe Grundtugend des Königs ebenſo nach der germaniſchen wie der auguſtiniſch-chriſtlichen Auffaſſung empfand er als beſondere Verpflichtung. Damit verband ſich ihm die andere Hauptaufgabe des mittelalterlichen Herrſchers, die Sorge für den Frieden, den er durch ſtrenge Landfriedensordnungen förderte. Wie er als Heerkönig gern in den Kampf voranging, ſo erfüllte er auch das oberſte Richteramt des germaniſchen Königtums wieder mit perſönlichem Gehalt; wie die fränkiſchen Herrſcher, ſaß er ſelbſt dem Königsgericht vor. Auch ſonſt war er ſtets tätig und ebenſo zum Ergreifen günſtiger Augenblicke wie zur Meiſterung ſchwieriger Lagen ſchnell entſchloſſen; im Unglück verzagte er auch dann nicht, wenn er Gottes ſtrafende Hand zu erkennen glaubte. Mittelalterlich-chriſtlich war er bei aller weltfrohen, ritterlichen Haltung durchaus; die Meſſe beſuchte er täglich.

Das Gefühl für Gerechtigkeit leitete ihn beſonders auch bei der Wahrung ſeiner Herrſcherrechte, die ja zugleich Dienſt am Reich war. „Justitia" bedeutete für ihn jedoch nicht neue Rechtsſetzung aus ſchöpferiſcher herrſcherlicher Machtvollkommenheit, wie weitgehend ſchon bei ſeinem Enkel, Friedrich II., ſondern im

germanischen Sinn für das unverbrüchliche gute alte Recht das Richten nach den vorhandenen Satzungen, ihre Beobachtung und Durchsetzung. Auf Karl den Großen, wie ihn die zeitgenössische Anschauung als machtvollen Vater und Schützer des Rechts festhielt, griff überhaupt sein Herrscher- und Reichsgedanke zurück; ihn, den schützenden Beherrscher der Kirche, ließ er durch seinen Gegenpapst heilig sprechen. Über die Salier war er mit ihm blutsverwandt, und dieser Abstammung, die das Geblütsrecht vom mittelalterlichen deutschen König wünschte, war er sich besonders kräftig bewußt.

So lebte er aus der Tradition und wollte nur „Erneuerung" alter Reichsrechte, aber dadurch schuf er, wie etwa in Italien, Neues. Das war schon durch die Planmäßigkeit gegeben, mit der er die alten Herrscherbefugnisse sammelte und durchbildete, und vor allem dadurch, daß er als Nachfolger der altrömischen Kaiser zu diesem alten Recht auch das Gesetzbuch Justinians rechnete. Dessen Auslegung in größerem wissenschaftlichem Stil begann im 12. Jahrhundert in Bologna und wurde dem Kaiser schon auf seinem ersten Romzug nahegebracht. Es wirkte auf ihn weniger mit einzelnen Bestimmungen als mit seiner absolutistisch-monarchischen Auffassung vom Herrschertum. So war gerade Friedrichs germanische Grundanschauung von dem altgeheiligten Recht die Ansatzfläche für die neuen staatlich-herrschaftlichen Grundsätze, die seine Nachfolger dann weiter ausbildeten. Bei ihm sollte die Übernahme des antiken, staatsvergottenden Begriffs des „sacrum imperium" nicht Vergöttlichung des Reichs, sondern nur verstärkte Betonung seiner hohen christlichen Aufgabe und Weihe bedeuten. So war selbst der Archipoeta, der Sänger der Weltfreude und des Cäsarenglanzes, doch ein Sänger des christlichen Reiches, das am erhabensten im „Spiel vom Antichrist" in seiner politischen Größe wie in seiner heilsgeschichtlichen Sendung gesehen wird. In dem vollen Klang, der dem Begriff der „Ehre des Reichs" bei Friedrich eigen ist, tönen germanisches und christliches Dienstethos, die neue weltfrohe Bejahung von Persönlichkeit und Tatenruhm und das spätantike Majestätsbewußtsein zu bruchlos-großzügiger Einheit zusammen.

Die kaiserlichen Weltherrschaftsideen der Dichter und Literaten darf man nicht ohne weiteres als politische Ziele Barbarossas ansehen. Bei allem verstärkten Bewußtsein von dem gottgesetzten Vorrang des römischen Kaisers vor den „Provinzkönigen" bedeutete doch auch für Friedrich letzten Endes das Reich wohl die Vormacht, die für Ordnung und Schutz der Kirche zu sorgen hatte, nicht aber unmittelbare Herrschaft über die Völker. Ein germanisch-genossenschaftlicher Ordnungsgedanke lag dem Imperium noch immer zugrunde, wenn auch der herrschaftliche Einschlag gegen früher verstärkt war, weil überall die Gegenkräfte stärker geworden waren.

Dieses Lebensgefühl Friedrichs, in dem christlicher Dienst und herrschaftlich-stolzes Planen im Irdischen sich verbanden, schlug sich viel stärker als bei den früheren Kaisern auch in einer höfischen, teilweise vom Kaiser selbst angeregten

Geschichtsschreibung nieder, die den Ruhm seiner Werke in Prosa und dichterischer Form verkündigten. Vor allem aber äußerte es sich in der Baufreude und besonders im großen Monumentalbau weltlichen Machtausdrucks. Es ist kennzeichnend, daß hinter dieser Tätigkeit die Einwirkung des Kaisers auf den Kirchenbau zurücktrat; vor allem am Oberrhein stiftete der Kaiser auch kirchliche Neubauten und Ausstattungen. Wie sehr auch hier der weltliche Ruhm Ausdruck suchte, bekundet die Aufschrift auf den Glasfenstern von St. Fides in Schlettstadt: „Nach der Rückkehr vom Sieg über die Mailänder ließ uns der römische König anfertigen." Der Dom zu Worms aber, der in seiner zusammengefaßten Kraft und zugleich edel-gemessenen Gliederung und festlichen Schönheit den Geist der Barbarossazeit am vollkommensten spiegelt, stand zu dem Herrscher wohl nicht in unmittelbarer Beziehung.

In seiner weltlichen Bautätigkeit schwebte dem Kaiser ebenso wie in der Hofhistoriographie die karolingische Tradition vor. Er ließ die Pfalzen in Aachen, Nimwegen und Ingelheim wiederherstellen und faßte überhaupt die Pfalz wie die fränkischen Könige mehr als repräsentativen Wohnbau und weniger als Wehrbau auf. Die Überreste von Gelnhausen tragen noch heute die Prägung seines weltoffenen und heiter-schmuckfreudigen Sinnes für großen festlichen Ausdruck.

Die Hofhaltung Barbarossas in diesen Pfalzen aber war der bedeutendste Brennpunkt deutschen Ritterlebens, wo die französisch- und provenzalisch-mittelmeerischen Formen der schönen Darbietung und der verfeinerten Seelenhaltung mit deutscher Innerlichkeit und christlicher Sorge um Gottes Huld verschmolzen wurden. Der staufische Hof war durch die Verbindung mit Burgund besonders geeignet, diese Einflüsse aufzunehmen und zu verarbeiten.

So wurde er mit Heinrich VI., Friedrich von Hausen und anderen auch ein Sammelpunkt des neuen Minnesangs, der die Erhöhung und ethische Formung des Lebens durch den Frauendienst zum Gegenstand hatte. Wie Friedrich selbst sich im kirchlichen Latein kaum aussprechen konnte, aber in seiner Muttersprache die Beredsamkeit des germanischen Führers entfaltete, so kam in der Zeit selbstbewußter Laienkultur, die er mit heraufführte, nun das Deutsche als Sprache großer weltlicher Dichtung zum vollen Durchbruch. Aber auch die Fragwürdigkeit dieser staufischen Ritterkultur, ihr Wesen als Ausdruck einer sich abschließenden Schicht, zeigte sich schon damals in ihrem Mangel an volkhafter Frische und in ihrer bewußten Formung eines allzu vergeistigten seelischen Gehalts. Sie war nur gelegentlich von politischem Wollen berührt, obwohl sie unmittelbar aus einer willenskräftigen Führerschicht stammte; sie war, auch die höfische Epik, Schmuck, Selbstgenuß und Selbstveredlung eines souveränen Herrentums, das in der letzten Zeit der Reichsherrlichkeit Barbarossas im Gefühl der Fülle lebte. Staatlich ward diese Dichtung erst mit Walther von der Vogelweide zu einer Zeit, als das Reich in Frage gestellt wurde. Mehr gewollt politisch war in Barbarossas Zeit



Die Ruine der Kaiſerpfalz Barbaroſſas in Gelnhauſen, erbaut um 1210

die Dichtung in der lateiniſchen Sprache des Römiſchen Reichs, der europäiſchen Kanzleien und der Geſchichtsſchreibung; die geſellſchaftlich niedriger geſtellten Kleriker und Vaganten befleißigten ſich, die Größe des Reiches und des Herrſchers, des „Herrn der Welt", zu beſingen.

*

Der Boden der großen Außenpolitik Friedrichs war vor allem Italien. An den Grenzen im Norden und Oſten des Reiches trieb er vorwiegend Grenzſchutzpolitik und griff gelegentlich in den Randländern zur Herſtellung der Ordnung ein. So entſchied er den däniſchen Thronſtreit und machte den König zu ſeinem Lehnsmann; durch einen Feldzug nach Polen verhalf er einem reichsfreundlichen, ihm verwandten Fürſten aus dem polniſchen Herzogsgeſchlecht der Piaſten zur Herrſchaft in Schleſien, wodurch das ſchleſiſche Fürſtenhaus dem Reich beſonders verpflichtet wurde und in einen gewiſſen Gegenſatz zu ſeinem polniſchen Lehnsherrn kam. Das begünſtigte ſpäter die deutſche Koloniſation in Schleſien und erleichterte ſchon zu Friedrichs Zeiten die Eroberung des angrenzenden Brandenburg durch Albrecht den Bären; Ranke nennt deswegen dieſen polniſchen Zug Friedrichs „von allen ſeinen Heerfahrten die wirkſamſte". Mit der Erneuerung der Abhängigkeit Polens und der Anſpannung der loſen Zugehörigkeit Böhmens zum Reich ſetzte Friedrich die alte königliche Oſtpolitik gegenüber den größeren, in ſich geſchloſſeneren, ſchon chriſtlichen Slawenſtaaten fort, in denen erobernde

Kolonisation nicht wie bei den zersplitterten wendischen Völkerschaften möglich war. Von ihnen war der König durch das Herzogtum Sachsen und die großen Markgrafen der Nordmark und der Mark Meißen, die in der Zeit der Schwäche des Reichs erst recht emporgekommen waren, abgeschnitten. Und so wurde seine Italienpolitik wohl von dem alten Gedanken der Schutzpflicht für den Papst und auch der Erneuerung der römischen Reichsherrlichkeit mitgetragen, aber bei ihm in ganz besonderem Maße hatte sie ihren realpolitischen Sinn. Sie bedeutete für Friedrichs politisches System in Deutschland dasselbe und noch mehr als Heinrichs Ausdehnung seiner Herrschaft im Kolonialland Mecklenburg. Denn für Friedrich handelte es sich ja nicht nur um die Erhaltung und den Ausbau von Territorialherrschaft und Stammesherzogtum, sondern um die Führung des gesamten Reichs. In Italien suchte er den Standort zu gewinnen, von dem aus er später in Deutschland den Hebel ansetzen konnte.

Zunächst führte ihn ebenso wie die fränkischen Herrscher und Otto den Großen die Schutzvogtei über den Papst nach Rom. An die Stelle der Adelsparteien Roms und seiner Umgebung, die früher den Papst bedrängten, war jetzt das Bürgertum der Stadt getreten, das in altrömisch-republikanischen Vorstellungen lebte und, wie schon unter Konrad III., die päpstliche Stadtherrschaft bekämpfte. Das war nur ein Ausdruck jenes allgemeinen Emporkommens der Städte und des Bürgertums in Europa; in Italien, dem Land des großen Mittelmeerhandels, war in der Zeit der gesteigerten Mittelmeerpolitik der Kreuzzüge dieser Vorgang besonders schnell vorangeschritten. Vor allem auf dem Boden des früheren Langobardenreiches entwickelten sich mit dieser Handelsbedeutung bürgerlicher Freiheitsstolz und germanisch-genossenschaftliche Selbstverwaltung, die sich in eigenartiger Weise mit der zähen Triebhaftigkeit und tyrannischen Grausamkeit des mittelmeerländischen Menschen vermischten; alles, was auch die späteren deutschen städtischen und territorialen Kämpfe auszeichnete, spielte sich in Norditalien mit wilderer Buntheit und großartigerer Ausdruckskraft ab. Und neben dem Bürgertum war im Süden eine modern-herrschaftliche Staatsbildung entstanden, mit der der deutsche König sich auseinanderzusetzen hatte, das Normannenreich in Sizilien und Unteritalien, das Rom bedrohte.

Gegen die römischen Bürger, die Normannen und das alte oströmisch-byzantinische Kaiserreich, dessen Wiederfestsetzung in Italien zu befürchten war, versprach Friedrich im Konstanzer Vertrag von 1153 den Papst zu schützen, wofür er die Kaiserkrone erhalten sollte. Seine erste Romfahrt 1154/55, die er mit nur 1800 Rittern unternehmen konnte, zeigte schon die Grundlinien seiner italienischen Politik. Arnold von Brescia, den asketisch-radikalen Bekämpfer der päpstlichen Herrschaftsansprüche und daher Mitführer der stadtrömischen Bewegung, aber auch Gegner der weltlichen Amtsaufgaben der Bischöfe, lieferte Friedrich dem Papsttum aus; von diesem und nicht von dem souveränen römischen Volk, das trotz seiner ständigen Bedrohung der Kurie sich als politische Macht

und abendländische Autorität mit ihr nicht entfernt messen konnte, nahm er die Kaiserkrone entgegen. Am Zuge gegen die Normannen hinderten ihn die Fürsten und die Sommerhitze; das war dann der Grund für Papst Hadrian IV., 1156 eine kaiserfeindliche Schwenkung zu vollziehen, sich die Normannen als Schutzmacht zu sichern und ihren unteritalienischen Besitz anzuerkennen, wobei Reichsrechte kühl übergangen wurden. Und auch die andere Gegnerschaft Friedrichs in seiner italienischen Politik trat im ersten Romzug schon ganz deutlich hervor. Die lombardischen Städte, vor allem das mächtige Mailand, verhöhnten den Kaiser, der die Reichsrechte wahrnehmen wollte, ohne daß Friedrich schon viel gegen sie unternehmen konnte. Gerade die wirtschaftliche Bedeutung dieser Städte aber verlieh den königlichen Rechten und Gefällen, die die Bürgerschaften in der Zeit der Machtlosigkeit des Reichs an sich gerissen hatten, erst recht großen finanziellen Wert, so daß für den Kaiser Oberitalien von besonderer Bedeutung sein mußte.

Der zweite Romzug, den Friedrich 1158 mit großem Aufgebot antrat, sollte die Lombardei fest in seinen Besitz bringen und durch eine straffere Verwaltung als unter den früheren Kaisern sichern. Das stolze Mailand ergab sich nach kurzer Belagerung. Auf dem Reichstag in Roncaglia wurden unter römisch-rechtlichen Vorstellungen von der Unverjährbarkeit kaiserlicher Rechte die entfremdeten Regalien, die an sich nicht römisch-rechtlicher Herkunft waren, mit Hilfe der Professoren von Bologna dem Kaiser zugesprochen. Die Städte fügten sich, obwohl sie ihre Selbstverwaltung damit wieder aufgeben mußten. Friedrich versuchte also anscheinend, einen überwundenen Zustand wiederherzustellen. Aber es war keine Rückkehr zum Feudalismus; denn Träger dieser Rechte wurden nicht wieder die großen Vasallen, sondern in diesen geldwirtschaftlichen Verhältnissen geldlich besoldete und absetzbare Beamte, die Podestàs, darunter besonders Reichsministeriale. Es war also ebenfalls ein moderner Staatsgedanke, den Friedrich hier gegen die kommunale Selbstverwaltung, aber auch gegen den anarchischen Konkurrenzkampf der Städte untereinander und die Zersplitterung Italiens durchzusetzen versuchte. Daß er nicht in überholten feudalen Vorstellungen steckte, zeigt auch der durchaus fortschrittliche Versuch einer Einheitsmünze für Italien. Seine Souveränität aber fest durchzusetzen, war der Kaiser auch hier nicht imstande. Wie er sich in Deutschland auf die welfische Fürstengruppe besonders stützte, so hier in Italien zunächst auf diejenigen Städte, die Mailand und dessen Anhängern feindlich waren. Denn bald begannen sich die meisten Städte gegen Friedrichs neues Herrschaftssystem zu empören.

Auch die Kurie sah diese feste deutsche Herrschaftsbildung mit ihrem Ausbreitungsdrang nach Mittelitalien mit Besorgnis an. Schon 1157, auf dem Reichstag in Besançon, war es zum Zusammenstoß zwischen neuer Reichsenergie und päpstlichem Herrschaftsanspruch gekommen, als in einem päpstlichen Schreiben von „Beneficia" des Papstes an den Kaiser die Rede war und Rainald von Dassel, seit 1156 Reichskanzler, dieses wohl bewußt doppeldeutige Wort absichtlich

nicht mit „Wohltaten", ſondern mit „Lehen" überſetzte; in einem Sturm der Entrüſtung äußerte ſich bei den Fürſten das neue Reichsbewußtſein, das Friedrich geweckt hatte. Die Kurie wich zurück, aber Streitigkeiten in Italien kamen hinzu; ſo näherte ſie ſich den Lombarden. Nur der Tod Hadrians IV. (1159) verhinderte den Ausbruch des neuen Kampfes zwiſchen Kaiſer und Papſt.

Die Gegenſätze aber offenbarten ſich nun in einer doppelten Papſtwahl. Ein Anhänger Friedrichs wurde von einer kaiſerlich beeinflußten Minderheit etwas gewaltſam als Viktor IV. eingeſetzt; die Mehrheit der Kardinäle wählte ſpäter den Kanzler Roland, der mit ſeiner juriſtiſch-machtpolitiſchen Tatkraft unter Hadrian IV. gleichſam der päpſtliche Rainald von Daſſel geweſen war. Als Alexander III. regierte er von 1159 bis 1181. Das Konzil zu Pavia, das Friedrich zur Entſcheidung der ſtrittigen Papſtwahl einberief, nahm die Reihe der fränkiſchen und deutſchen Reichsſynoden wieder auf, aber wie alle Erneuerungstaten Friedrichs in die Zukunft deuten, ſo wies es ſchon auf die großen ökumeniſchen Konzile der Päpſte und leiſe auch auf die Reformkonzilien des 15. Jahrhunderts hin, indem den emporkommenden Nationalſtaaten ſchon Rechnung getragen und ihre Geiſtlichen vom Kaiſer als Schirmvogt der Kirche beſonders eingeladen wurden. Der Papſt aber empfand die grundſätzliche Bedeutung im Anſpruch des Konzils, über ihn zu richten, und wies ihn zurück. Der Kampf gegen die Lombarden ſpielte hinein; Friedrichs Erfolge beſtimmten die Anerkennung ſeines Papſtes mit. Aber Alexander trat nicht zurück, ſondern bannte Friedrich, und ſelbſt in Deutſchland fand er einige mächtige Anhänger. Friedrichs Erfolge gegen die Städte, ſeine Eroberung Mailands und die Aufſiedelung der ſtolzen Stadt in vier Dörfer, überhaupt ſeine und zumal Rainalds ſchroffe Betonung der kaiſerlichen Macht rief in Europa Gegenſtrömungen hervor. Sie verdichteten ſich ſchließlich zur förmlichen Anerkennung Alexanders durch die meiſten Länder.

Mit der Wahl eines neuen Gegenpapſtes, als Viktor IV. 1164 ſtarb, und mit dem Hoftag in Würzburg, auf dem die Fürſten auf Veranlaſſung des Kaiſers beſchworen, nie Alexander III. anzuerkennen, ſpitzten ſich die Gegenſätze weiter zu. Inzwiſchen hatten die Städte den Veroneſer Bund gegen den Kaiſer gegründet, auf deſſen Seite ſelbſt Cremona und andere ſonſt kaiſerfreundliche Städte traten; Mailand wurde wieder aufgebaut. Friedrich war ſeit November 1166 zum viertenmal in Italien, nachdem er bei dem dritten Italienaufenthalt 1163 nur kurze Zeit ohne Heer dageweſen war, nahm Rom ein, erreichte die feierliche Einſetzung ſeines Papſtes und ſchien damit auch die lauernden Lombarden eingeſchüchtert zu haben; da packte in der Auguſtſchwüle eine furchtbare Seuche das deutſche Heer; ſie machte vor Rainald und vor anderen der vornehmſten Reichsfürſten und Anhänger Friedrichs nicht halt und rieb das Heer faſt auf. Die Unerſchütterlichkeit des Kaiſers bewährte ſich im Unglück großartiger als im Glück, wo er zuweilen, wohl unter dem Einfluß von Rainalds ſchrankenloſem Erfolgsglauben und niederſächſiſch ſtarrem Willen, nicht das nötige Maß gezeigt hatte.

Er sammelte die Reste des Heeres, und es gelang ihm, sich durch die feindliche Lombardei, wo jetzt der große Lombardenbund gegründet wurde, nach Deutschland durchzuschlagen.

Hier suchte er nach dem Verlust Italiens seine territoriale Machtstellung erst recht zu festigen und wußte dabei der verhängnisvollen Seuche auch günstige Seiten abzugewinnen, indem er den Nachlaß seines verstorbenen Neffen Friedrich von Rotenburg, das Herzogtum Schwaben und die Eigengüter, einzog; Schwaben erhielt sein Sohn Friedrich. In Italien aber breitete sich unterdessen der Lombardenbund aus, zeigte allerdings auch bald wieder die üblichen Gegensätze unter den Städten. Als Friedrich 1174 zum fünftenmal nach Italien ging, rechnete er zu stark mit diesen Spannungen und entließ nach dem vorläufigen Frieden von Montebello mit den Städten (1175) sein Heer zu früh. Der Kampf flammte wieder auf, und nun wandte sich der Kaiser in seiner Notlage um Hilfe an Heinrich den Löwen, seinen größten Vasallen.

Heinrich hatte 1154/55 mit Ruhm und entscheidendem Einsatz am Romzug teilgenommen, war 1159 zu dem Aufgebot des zweiten Italienzuges mit 1400 Rittern später hinzugestoßen und hatte tapfer mitgekämpft; er war auf Werbung Rainalds von Dassel der Schwiegersohn Heinrichs II. von England geworden, der damals als natürlicher Gegner seines Lehnsherrn Ludwig von Frankreich und als Kämpfer gegen die kurialen Ansprüche in der englischen Kirche für die staufische Politik gewonnen wurde; 1165 hatte der Herzog den Würzburger Eid als erster mitgeschworen, und 1168 suchte er als Gesandter Friedrichs bei seinem Schwiegervater die schon wieder gelockerten englisch-staufischen Beziehungen neu zu festigen. Aber an dem unglücklichen Romzug von 1166/67 hatte er schon nicht mehr teilgenommen, da immer ausschließlicher das Gesetz seiner eigenen nordöstlichen Machtpolitik ihn beherrschte. Das zeigte sich nun 1176 bei der Zusammenkunft in Chiavenna, wo der stolze Kaiser sogar das Knie vor ihm gebeugt haben soll und doch keine Gefolgschaft erlangte.

Die Folge war die Vernichtung seiner schwachen Truppen durch die Lombarden bei Legnano (1176); kaum konnte der Kaiser nach Pavia entkommen. Trotzdem gelang es Friedrich, dessen großer Gefolgsmann Christian von Mainz inzwischen einen Sieg gegen die Normannen, die Schutztruppe des Papstes, erfochten hatte, durch großartig staatsmännische Kunst die finanziell zerrüttete Kurie von den Lombarden zu trennen; nach einem Vorfrieden in Anagni wurde 1177 der Frieden in Venedig geschlossen.

Die Hauptbedingung war natürlich die Anerkennung Alexanders III., und dieser Sieg des Papstes wurde besonders betont, als der Kaiser ihm auf dem Friedensfeste zu Füßen fiel und nun vom Papst mit dem Friedenskuß aufgehoben wurde. Aber die vom Gegenpapst geweihten Bischöfe in Deutschland wurden bestätigt, so daß Friedrich die deutsche Kirche fest in der Hand behielt; das war im Grunde ebenso ein Verzicht auf päpstliche Herrschaftsansprüche, selbst auf die

Erfolge des Investiturstreites, wie Friedrichs Anerkennung Alexanders einen Verzicht auf die Beeinflussung der Papstwahlen in der Art der salischen Kaiser bedeutete. Es war also ein Kompromißfriede, der die Gleichstellung der beiden von Gott der Christenheit verliehenen Schwerter, des geistlichen und des weltlichen, wiederherstellte, aber als sehr hinfälligen, fein abgegrenzten politischen Gleichgewichtszustand, nicht als jene schlicht-vertrauensvolle Zusammenarbeit, die die germanisch-frühmittelalterliche Vorstellung meinte.

Den lombardischen Verbündeten des Papstes wurde ein Waffenstillstand gewährt; dafür vertagte man zunächst die Regelung der territorialen Fragen in Mittelitalien, die dem Papst ja sehr wichtig sein mußte, und beließ die Gebiete in der Hand des Kaisers.

Im Zusammenhang der Lage nach Legnano, da Friedrich völlig gescheitert schien, war dieser Friede ein beachtlicher Erfolg. Das zeigte sich auch darin, wie der Kaiser nach der Aufgabe der Beschlüsse von Roncaglia nun sogleich in Mittelitalien und Piemont die Politik straffer Herrschaftszusammenfassung wieder aufnehmen konnte; denn der Papst war auf seinen Schutz gegen die Römer angewiesen. Vor allem aber hatte der Kaiser jetzt die Hand frei, um die Machtstellung Heinrichs des Löwen, deren Gefahren sich in Chiavenna gezeigt hatten, zu zertrümmern.

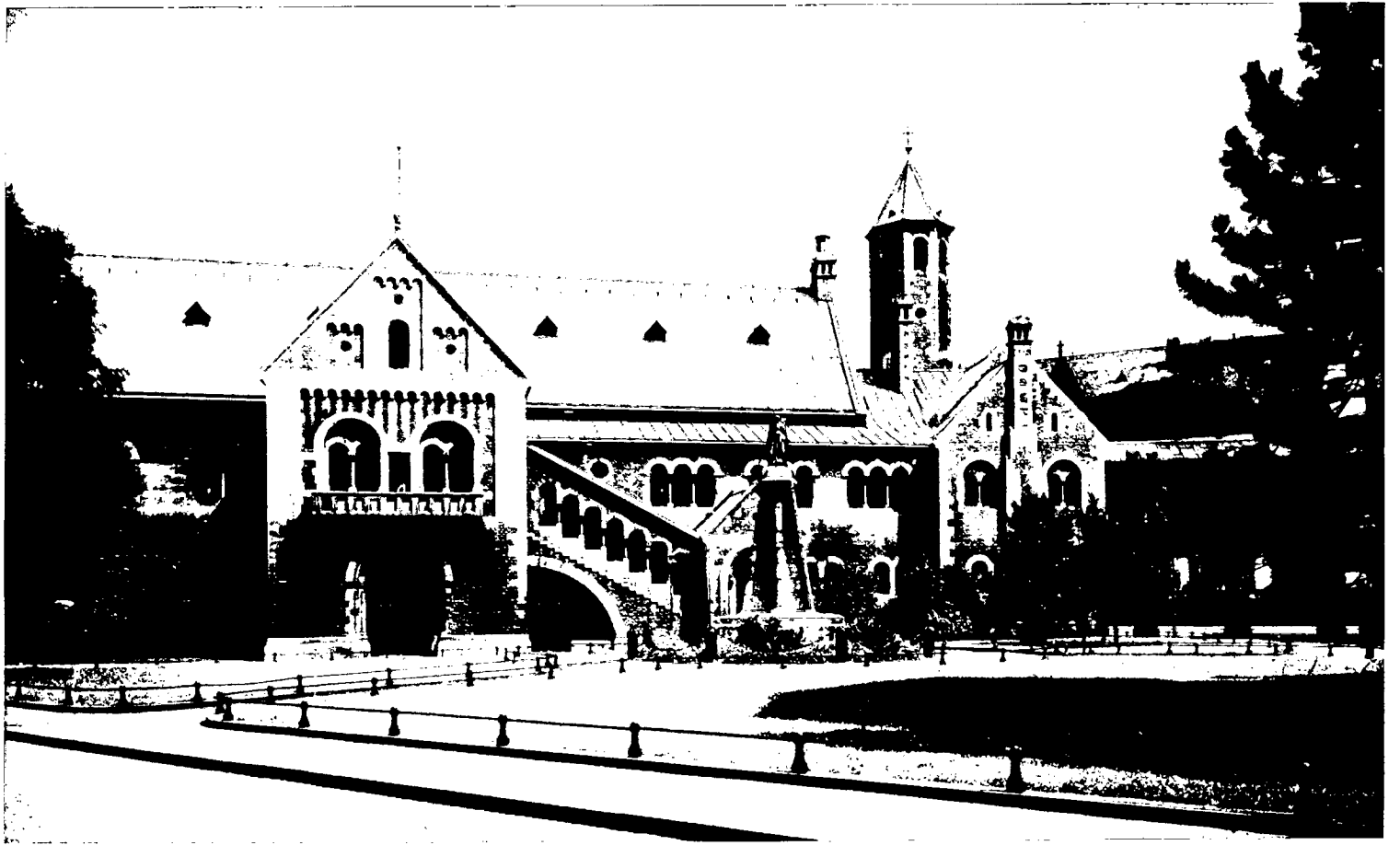
*

Auf zwei Machtgrundlagen hatte Heinrich der Löwe aufgebaut, auf dem stammesherzoglichen Amt in Sachsen und Bayern und auf seinem ausgedehnten Eigenbesitz, wo er der unmittelbare Herr war. In Bayern betonte er mehr das hier sehr feste Stammesherzogtum, da sein Grundbesitz hier geringer und Neugewinn auf Kolonialboden durch die Abtrennung Österreichs nicht möglich war. Seine bayerische Politik war vor allem Finanzpolitik, die ihm Erträge für seine große Machtbildung in Sachsen sichern sollte, und sie wandte dabei Mittel an, wie sie von Friedrichs Territorialpolitik in so verbissener Rücksichtslosigkeit nicht überliefert sind. Unbekümmert zerstörte Heinrich Bischof Ottos von Freising wertvollen Markt Föhring an der Isar und übertrug Marktrechte und Brückenzoll auf seinen eigenen neuen Markt München, über den er damit die alte Salzstraße Reichenhall—Augsburg lenkte; das Salz war ja eines der wichtigsten Fernhandelsgüter des Mittelalters. Diese Gründung Münchens ist keine Städtepolitik, sondern nur Einrichtung einer Zollhebestelle. Stadt wurde München erst unter den Wittelsbachern. Im Salzstraßennetz Bayerns versuchte Heinrich sich auch sonst festzusetzen, und für sein Interesse an der Handelsstraße von Augsburg über den Brenner nach Italien sprechen seine südbayerischen Gütererwerbungen.

Wie in Bayern bei der Gründung Münchens, so war auch in Sachsen Friedrich oft gezwungen, zugunsten des Systems stillschweigender Herrschaftsteilung mit gegenseitiger Hilfsstellung für Heinrich zu entscheiden und gegen seinen eigenen Gerechtigkeitssinn zu handeln. Auch innerhalb Sachsens aber waren Heinrichs



Der Löwe zu Braunſchweig,
von Heinrich dem Löwen 1166 auf dem Platz vor der Burg errichtet



Burg Dankwarderode in Braunschweig, um 1175 von Heinrich dem Löwen erbaut
Ende des 19. Jahrhunderts wiederhergestellt und ergänzt. Auf dem Burgplatz der Bronzelöwe

Machtmöglichkeiten verschieden. Zwischen Weser und Elbe lagen seine großen Eigenbesitzungen. In Westfalen dagegen hatte er fast nur seine herzoglichen Machtbefugnisse. Er übte sie als höchster Richter und Friedenswahrer eifrig aus und suchte nach bayerischem Muster auch in Sachsen die Befugnisse des obersten Lehnsherrn unter dem König für den Herzog durchzusetzen; heimgefallene Grafschaften zog er ein, wo er es irgend konnte. Im eigentlichen Sachsen rechts der Weser aber spitzte sich die Wahrnehmung seiner stammesherzoglichen Rechte besonders auf eine Vergrößerung und Abrundung seiner ungeheuren Eigengüter zu. Das Recht des Heimfalls erbenloser Güter an den Herzog benutzte der Löwe, die bedeutenden Hinterlassenschaften mehrerer Grafengeschlechter seinem Hause zu sichern. Mit diesen Eigengütern erwarb er einträgliche Klostervogteien; wie Barbarossa ließ auch er sich Kirchenlehen übertragen. Auch er scheint seine eigenen abhängigen Dienstmänner zur Verwaltung seiner Territorien von den Burgen aus, die in einem geschickten Netz verteilt waren, besonders herangezogen zu haben. Durchaus herzoglich und keineswegs ursprüngliches Hausgut war das kolonisierte Wendenland westlich der Elbe um Lüchow und Dannenberg, das Heinrichs Söhne aber später doch hielten; so sehr waren hier Eigenterritorium und Herzogtum schon ineinandergeflossen.

Die Gegenwirkungen gegen diese harte und nicht eben juristisch gewissenhafte Anspannung der stammesherzoglichen Rechte blieb nicht aus. Schon 1163 hatte der Kaiser Mühe gehabt, eine sehr weitgespannte, geradezu reichsgefährliche Fürstenverschwörung gegen Heinrich, der auch sein alter Gegner Albrecht der Bär angehörte, auseinanderzubringen. 1166/67, als der Kaiser in Italien weilte, brach eine neue Verschwörung offen aus. Auch Rainald von Dassel, der in Italien war, ließ das Bündnis als Erzbischof von Köln mitbeschwören. Heinrich wehrte sich nach allen Seiten hin, aber seine Lage war doch ziemlich ungeklärt, als der Kaiser von Italien her Frieden gebot. Es war jetzt deutlich geworden, wie sehr diese übergreifende stammesherzogliche Politik des Kaisers als Rückhalt bedurfte.

Man hat Heinrichs Wiederherstellung des Stammesherzogtums in einer Zeit der fast schon ausgebildeten selbständigen Territorialmächte entweder als im Grunde historisch überholt angesehen oder sie hinwegzudeuten versucht, indem man ihren herrschaftlich-monarchischen Zug betonte und dabei an die Normannenstaaten und vor allem an das England seines Schwiegervaters Heinrich II. erinnerte. Die eigentlich zukunftsreichen Teile seines Werks, seine Hausmachtbildung, seine Städtepolitik, seine Eroberung und Einrichtung der slawischen Gebiete weisen solche Merkmale auf. Aber die herzogliche Amtsmacht gab doch den Boden und die innere Geltungsgrundlage, die neben Heinrichs Persönlichkeit auch für uns noch diese Unternehmungen mit jenem Zug von besonderer Größe über die Städtepolitik der Zähringer und die Kolonialpolitik der Askanier und Wettiner hinaus durchdringt. Und auch die Zukunftswirkungen Heinrichs sind mit seinem sächsischen Herzogtum verbunden.

Denn gerade damals verband die große West-Ost-Bewegung des deutschen Volkes, dessen überschüssige Kräfte sich in Landnahme und wirtschaftlicher Expansion im wenig besiedelten Osten auswirkten, das sächsische Gebiet zu einer neubelebten Einheit. Von Köln, dem Handelsmittelpunkt an der nordsüdlichen Rheinachse des Reiches, führte die alte Straße quer durch Sachsen nach Bardowiek oder Schleswig, und an diesen Grenzorten hatte bisher im allgemeinen der deutsche Kaufmann die Fertigwaren aus dem gewerblichen Westen, besonders Flandern, mit den Rohstoffen Nordosteuropas getauscht. Nun eroberte er sich im mächtigen Schwung dieser neuen Bewegung auch die Verlängerung dieser Straße über die Insel Gotland nach Nowgorod am Ilmensee, dem großen Umschlagplatz des Nordostens, indem seine arbeitsteilige Stadtkultur und seine besseren Schiffe jetzt den nordischen seefahrenden Bauernkaufmann verdrängten. Hier im deutschen Nordosten gab es größere Möglichkeiten für Handel und Städteentwicklung als in Friedrichs Südwestdeutschland, das nicht ein weites koloniales Vorfeld zu durchdringen hatte, sondern eher selbst Absatzgebiet für den ausgebildeten oberitalienischen Großhandel war und in seinem Schatten lag.

Westfälische Unternehmer waren die Hauptträger dieser östlichen Entwicklung; sie waren auch die gedanklichen Urheber der Gründung Lübecks; Heinrich der Löwe hat sich in diesen Zusammenhang mit großartigem Blick eingeschaltet, hat ihn gefördert und genützt. Schon etwa 1143 hatte Adolf II. von Holstein, der fast selbständige große Grenzgraf, den deutschen Markt Lübeck gegründet. Durch seine Lage am Übergang des großen Handelsweges auf die Ostsee zog Lübeck von Heinrichs Stadt Bardowiek die Kaufleute ab. Nach nutzlosen Verhandlungen mit Adolf, nach dem Zwischenspiel einer Verlegung der niedergebrannten Stadt an eine andere Stelle, die Heinrich gehörte, aber nicht günstig lag, erreichte der Löwe es schließlich, daß ihm der Platz des alten Lübeck abgetreten wurde, und nun wurde Lübeck 1158 als Ersatz für Schleswig, dessen Handelsfreiheit von den Dänen gestört wurde, erst eigentlich als Großhandelsplatz gegründet.

Auch sonst richtete sich die Städtepolitik Heinrichs auf Orte von Fernhandelsbedeutung. Stade war Festung, aber auch als Elbübergang für den Handel wichtig, und Braunschweig, die Stadt seiner großen Hofhaltung, war doch nicht weniger eine bürgerliche Fernhandelsstadt, die jetzt um die Hagenstadt und die Neustadt vermehrt wurde. Schwerin sollte mehr Zwing- und Verwaltungsburg im eroberten Slawenland sein.

Heinrich ließ sich also in seiner Städtepolitik vor allem von dem großen planenden Schwung der norddeutschen Kaufleute tragen, und so behielt der Herzog von den üblichen Befugnissen des Stadtherrn nur die höchste Gerichtsbarkeit in seiner Hand, während im übrigen bürgerliche Eigenständigkeit und händlerisches Interesse mit zinsfreiem Besitz von Grund und Boden, der üblichen Zollfreiheit im ganzen Herrschaftsbereich, Anteil an den Gerichtseinnahmen, Pfarrwahl und sonstiger Selbstverwaltung die Verfassung dieser Städte

bestimmten; auf dieser Grundlage kam später zuerst in Lübeck die Ratsverfassung zur vollen Ausbildung.

Durch seine Erneuerung eines Privilegs Lothars für die handeltreibenden Gotländer in seinem „Regnum" (1161), durch die Einsetzung eines Vogts für die deutschen Händler auf Gotland, die Gründer Wisbys, durch die Handelsverträge mit Schweden und mit dem Russischen Reich von Nowgorod aber wird Heinrichs Stammesherzogtum ein Vorläufer der Hanse, die später die zertrümmerte norddeutsche Machteinheit wenigstens als wirtschaftspolitischer Kampfbund zu ersetzen versuchte.

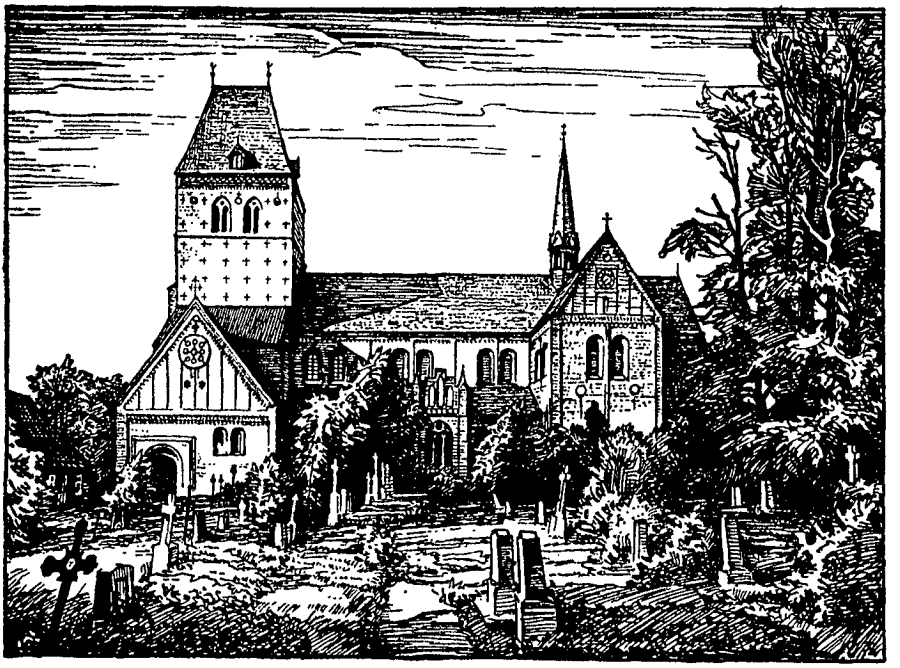
Am großartigsten aber fielen sächsische Machtpolitik und deutsche Volkspolitik in der Eroberung und bäuerlichen Besiedelung der angrenzenden Slawengebiete durch Heinrich zusammen. Er stieß ins Polaben- und Obotritenland und weiter nach Pommern bis zur Oder vor. Ein nationaldeutscher Gesichtspunkt der Gewinnung neuen Siedlungslandes für Deutsche leitete seine Politik nicht. Wie Friedrichs Italienpolitik, so war seine Slawenpolitik zunächst besonders auf das Geld abgestellt, das er aus den unterworfenen Stämmen herauspreßte. Diese Unterdrückungspolitik war keine Werbung für das Christentum unter den Wenden, wie denn Heinrich auch die Missionsbestrebungen der Bischöfe nur lau unterstützte. Einmal ließ er sich doch auf einem Landtage von Bischof Gerold zu einer Mahnrede an die abhängigen Slawenfürsten wegen ihres Heidentums drängen und schilderte dabei wohl die Vorzüge des gütigen Christengottes. Mit einer Mischung von ironischer Bitterkeit und slawischer Unterwürfigkeit erwiderte ihm der Obotritenfürst Niklot: „Der Gott, der im Himmel ist, mag dein Gott sein; sei du nur unser Gott, dann sind wir zufrieden. Verehre du ihn; wir wollen dich verehren." Unter Niklots und seiner Söhne Führung kam es denn auch seit etwa 1160 zum grausamen Entscheidungskampf zwischen Heinrich und den Slawen, in dem der tapfere und zähe Niklot schon im Jahre des Beginns für die nationalwendische Sache fiel.

Sogleich begann der Herzog die straffe Neueinrichtung des eroberten Gebietes um Schwerin als Mittelpunkt und die anderen wendischen Burgen als Stützpunkte der sächsischen Herrschaft, wobei welfische Ministeriale mit herangezogen wurden. Die kirchliche Organisation hatte Heinrich ja schon früher mit dem Recht der Bischofsernennung fest in seine Hand bekommen. Nicht beschränkt durch die alten Rechtsverhältnisse des Stammlandes, schaltete und waltete er nun frei in diesem Gebiet und stärkte dadurch auch seine Herzogsmacht auf altsächsischem Boden. Die Slawen wurden auch jetzt nicht planmäßig vertrieben; aber Krieg und Flucht minderten sie. Auch hier wurden jetzt, wie schon vor zwanzig Jahren in Wagrien und um Ratzeburg, deutsche Bauern aus den Niederlanden, Westfalen und Ostsachsen angesetzt. Allerdings mußte man ihnen den Boden zu günstigeren Bedingungen überlassen, als es die Slawenzinse gewesen waren. Die deutsche Kolonisation beschränkte sich zunächst auf die Gegend um Schwerin.

Denn um den immer noch nicht kampfesmüden Pribislaw, den Sohn Niklots, im Sachsenkrieg von 1167 nicht zu seinem Gegner zu haben, gab Heinrich ihm den Osten des Landes als Lehen zurück. Und er siedelte wieder Wenden an, so daß hier zunächst das Slawentum erhalten blieb.

Wie Friedrichs Erneuerung des alten Heiligen Reichs mit seiner überweltlichen Idee, mit seiner Rompolitik und seinem antiken Bildungsgehalt ihren Niederschlag fand in Otto von Freisings vornehm-gebildetem Werk, so lebte auch Heinrichs des Löwen niedersächsischer Stammesstaat mit seinem erdverbundenen Kolonisations- und Erwerbsgeist, mit seiner Frische des Anfangs auf Neuland in einem zeitgenössischen Geschichtswerk fort, in der „Slawenchronik" Helmolds, des schlichten Priesters in Bosau am Plöner See. In dem Wirklichkeitsgefühl des Kolonisten bejahte Helmold den Löwen, „mächtig unter den Tieren, und kehrt nicht um vor jemand"; sein christlicher Scharfblick für die Ursünden der Überhebung und Habsucht aber ließ ihn gerade auch die gewaltsamen und ungewöhnlichen Züge des Herzogs erkennen. Denn Heinrich fehlte die heitere königliche Ausgeglichenheit seines Vetters Friedrich.

Von mittlerer Gestalt und mächtigen Körperkräften, mit dunklem Haar und schwarzen Augen wohl von seinen italienischen Ahnen her, scheint er auf die Zeitgenossen düsterer und gröber gewirkt zu haben als der Kaiser. So war er auch bei aller Berechnung, die einzig seine Machtleidenschaft lenkte, in seinen politischen Mitteln doch nicht so biegsam wie Friedrich, der sich an größeren Gegnern weltpolitisch schulte als Heinrich in seinen Kämpfen gegen Slawen, Dänen und innerdeutsche Fürsten. Sein Machtwille artete oft in starren Hochmut, seine niedersächsisch-rechnende Nüchternheit in kleinliche Bauernschlauheit aus, die gern zuviel verlangte und zu wenig geben wollte und dann ihr Ziel verfehlte. Auch in diesen Eigenschaften aber spürt man stets die Leidenschaft seiner Persönlichkeit, die alle Handlungen durchdringt. Sie äußerte sich in reckenhafter Kampffreude ebenso wie zuweilen in wilder Rachsucht. Wie Friedrich, so lebte auch Heinrich in kräftigem Selbstgefühl seiner Größe und Herrscherwürde. Er suchte sie durch den Bau der Burg Dankwarderode in Braunschweig zu verkörpern, die mit ihrem großen Palas und mit dem Verbindungsgang zum Blasiusdom wohl unmittelbar an den Palast Karls des Großen in Aachen anknüpft, wie denn auch sonst bei ihm die Erinnerung an Karls Herrschergröße spürbar ist. Die Burg aber, Heinrichs Kirchenbauten, vor allem der weiträumige, formenherbe Blasiusdom, seine großartigen Stiftungen von kirchlichen Ausstattungsgegenständen zeigen innerhalb des Rahmens der politischen Repräsentation und der Ergebenheit gegen Gott und die Kirche einen mächtigen persönlichen Ausdrucks- und Kulturwillen. In seinem Psalter und dem Evangeliar aus der Werkstatt des Klosters Helmarshausen wirkt sich herrenmäßiger Sinn für schöne Lebensform in Bildern aus, die in ihrem Inhalt von der großen westeuropäischen Hofkultur beeinflußt sind. Vor allem durch englische Stilmerkmale erhielt die Kunst um Heinrich, aus so



Der Dom zu Ratzeburg, gegründet von Heinrich dem Löwen 1173, ausgebaut Mitte des 13. Jahrhunderts

verſchiedenen Schulen ſie ſonſt ſtammen mag, ein einheitliches Gepräge. Denn der Herzog konnte in Braunſchweig einen weltlichen Kulturmittelpunkt ſchaffen, während dem ſtaufiſchen Kaiſertum die feſte Reſidenz fehlte und es wohl in Bauten und Einzelaufträgen, aber nicht in einem perſönlich geprägten Kunſtkreis ſich auswirken konnte. Am großartigſten lebte der welfiſche Geiſt in dem ehernen Löwen, den der Herzog 1166 in Braunſchweig errichten ließ. Auch hier blieb Heinrich im Bereich des Symbols und politiſch-rechtlicher Repräſentation. Aber innerhalb dieſer Grenze ſpricht ſich der Selbſtdarſtellungswille eines gehobenen Kraftgefühls aus, das von dem Auftraggeber auf den Künſtler ausſtrahlte. Die angriffsbereite Spannung in der Haltung des Tieres gibt den Gehalt von Heinrichs Daſein, das nicht in ſich ruhte, ſondern ſtets von Gegnerſchaft und Kampf beſtimmt war.

Nach ſeinem Sturz erwies ſich die tiefe Echtheit dieſer geiſtigen Lebensäußerungen. Der Minneſang, der gerade in dieſem Jahrzehnt nach 1180 am Hof Barbaroſſas aufblühte, konnte in der herberen ſächſiſchen Luft und in der ſchwer laſtenden Stimmung des Braunſchweiger Hofes nicht gedeihen. Aber Heinrichs umfaſſendem Wirklichkeitsdrang entſprach es, wenn er an dem damals überall erwachenden wiſſenſchaftlichen Erkennen der natürlichen Welt Anteil nahm. Das zeigt der „Lucidarius", eine deutſch geſchriebene Enzyklopädie, die ſeine Kapläne

des sachlichen Wahrheitsgehalts halber nicht in Reimen abfassen durften. Einen geradezu Bismarckschen Zug nicht literarischen Bildungsempfindens, sondern unmittelbarster Ursprünglichkeit auch des geistigen Erlebens aber hat es, wenn der gestürzte große Mann nachts nicht schlafen konnte und sich seine immer noch nicht unterdrückte Machtleidenschaft und sein niedersächsisch-epischer Wirklichkeitssinn in alte Chroniken versenkten, die er sich oft die ganze Nacht hindurch vorlesen ließ. Und neben der Betätigung in Machtkämpfen sorgte er bis zuletzt für sein Seelenheil durch Stiftungen, die jetzt noch zunahmen.

*

Als Kaiser Friedrich 1178 aus Italien zurückkehrte, stand Heinrich wieder in schwierigem Kampf mit seinen fürstlichen Gegnern. Der Herzog selbst und auch seine Feinde klagten beim Kaiser. Heinrich merkte wohl bald, daß dieses Mal keine günstige Entscheidung für ihn zu erwarten sei. So ließ er es jetzt auf die Machtauseinandersetzung ankommen. Alle Termine des Landfriedensverfahrens ließ er verfallen und kam dadurch, wegen seiner Kontumaz, in die Reichsacht. Die Weigerung von Chiavenna konnte nicht rechtlich verwertet werden. Denn die Teilnahme an diesem Italienzug war von den Fürsten nicht beschworen worden, und so bestand kein rechtlicher Zwang dazu. Aber in seinem Verhalten gegen das Gericht des Königs lag eine solche Achtungsverletzung gegenüber dem Kaiser als oberstem Lehnsherrn, daß nun auch das lehnsrechtliche Verfahren in Gang gebracht wurde. Als Heinrich sich auch ihm entzog, wurde er im Januar 1180 seiner Reichslehen für verlustig erklärt und damit als Herzog von Sachsen und Bayern abgesetzt. In der Oberacht verlor er nach einem Jahr der Acht im Juni 1180 mit allen Rechten und Ehren auch seine eigenen Güter. Die Herzogtümer aber, deren geschlossene Gewalt sich als so gefährlich erwiesen hatte, wurden stückweise an die Feinde des Welfen verteilt. Von Sachsen wurde auf dem berühmten Reichstag von Gelnhausen (April 1180) das Herzogtum Westfalen, von Bayern etwas später vor allem das Herzogtum Steiermark, wie 1156 schon Österreich, abgetrennt.

Dieser Neuaufbau des Reiches in Gelnhausen war die folgenreichste Tat Friedrichs für die innere Geschichte des deutschen Volkes und Staates. Welch starken außenpolitischen Sinn die große Machteinheit Heinrichs für die deutsche Herrschaft in der Ostsee gehabt hatte, das zeigte das Emporkommen Dänemarks, als sie nun fehlte und durch das Reich doch nicht ersetzt wurde. Denn nicht die einheitliche Reichsgewalt war ihr Erbe, sondern die mittleren Fürsten, auf deren Hilfe der Kaiser in seinem Kampf gegen den Herzog angewiesen war. Dadurch erhielt auch die Neuordnung der deutschen Verfassung, die mit der Zerschlagung der stammesherzoglichen Zwischengewalt notwendig wurde, ihr Gepräge. Die Fürsten standen jetzt in großer Zahl mit der Vielfältigkeit und Verschiedenheit ihrer Macht und ihrer Rechte, die keineswegs alle von der Reichsgewalt abgeleitet

waren, dem Kaiser gegenüber. Nicht mehr die Stämme, sondern diese Fürsten bildeten das Reich. Es war nötig, sie durch einen festen und einheitlichen Rechtszusammenhang mit dem Kaiser zu verbinden. Auch hier setzte Friedrich die Lehnsordnung, die ihm schon die Handhaben zur Vernichtung Heinrichs geboten hatte, planvoll für den Reichsaufbau ein, wie er es seine ganze Regierung hindurch im einzelnen getan hatte. Die allgemeine Entwicklung, die zur immer stärkeren Durchdringung alles öffentlichen Lebens mit dem Lehnsgedanken geführt hatte, suchte er zugunsten der königlichen Gewalt auszuwerten, während seine landesherrliche Stellung in Süddeutschland und Italien ja schon über den Feudalismus hinausstrebte. Der Fürstenstand wurde jetzt auf Lehnsrecht begründet. Fürst sollte nur sein, wer unmittelbarer Lehnsmann des königlichen Oberlehnsherrn war. Damit wurden Land und Amtsrechte der Fürsten, die schon sehr selbständiger Besitz geworden waren, einheitlich zum König als eigentlichem Obereigentümer in Beziehung gesetzt. Und wenn der Fürst von keinem anderen weltlichen Reichsfürsten als dem König lehnsabhängig sein durfte, so sollte damit die Bildung gefährlicher Zwischengewalten, wie die Heinrichs des Löwen, und Bündnisse gegen den König verhindert werden. Aber die Macht der Fürsten war doch so groß und Friedrich war ihnen so sehr verbunden, daß er ihre Abhebung und ihren Abschluß nach unten hin, gegenüber den kleineren Mitgliedern ihres edelfreien Geburtsstandes, zulassen mußte. Zur Fürsteneigenschaft gehörte jetzt auch die Lehnsherrschaft über edelfreie Lehnsmänner, und davon wurden die Grafen betroffen. Auf diese Weise waren sie jetzt nicht mehr unmittelbar vom König abhängig; zur fürstlichen Landeshoheit ist damit der erste gesetzmäßig festgelegte Schritt getan. Und gerade das Hauptmittel, das der Lehnsgedanke dem Herrscher zur Stärkung seiner Macht an die Hand gab, die Einziehbarkeit der heimgefallenen Lehen, wurde Friedrich von den Fürsten durch den „Leihezwang" entwunden. Der König wurde verpflichtet, heimgefallene Lehen nach Jahr und Tag wieder auszutun; eine Entwicklungsmöglichkeit zum geschlossenen Gebietsstaat, die besonders in Frankreich zum glücklichen Ziel führte, wurde für das Reich damit abgeschnitten. Es war eine schwere Hypothek, mit der Friedrich den Reichsbau für die Zukunft belasten mußte.

Er selbst aber faßte dieses Lehnsfürstenreich noch kraftvoll zusammen und hatte es nun bei der Vollstreckung des Urteils gegen Heinrich den Löwen durchaus zu seiner Verfügung. Der Löwe wehrte sich mit seiner ganzen hartnäckigen Tapferkeit nach allen Seiten. Aber gerade in der Not verschärften sich die düsteren Züge seines Wesens. Seine Habsucht und sein furchtbares Mißtrauen trieben selbst treue Anhänger auf die Seite des Kaisers, während Friedrich damals wie überhaupt in seinem ganzen Vorgehen gegen Heinrich seine gereifte Kunst der Menschenbehandlung großartig bewährte. So wurde der Herzog von dem Reichsheer, das der Kaiser selbst anführte, bis nach Stade hinaufgedrängt und suchte nun schließlich durch Unterwerfung zu retten, was noch möglich war. Auf dem

Reichstag in Erfurt 1181 beugte er sein Knie vor dem Kaiser und erhielt wenigstens seine Eigentümer Braunschweig und Lüneburg zurück. Zugleich wurde ihm eine dreijährige Verbannung auferlegt, die er an dem üppigen Hofe seines Schwiegervaters Heinrich II. in der Normandie und in England verlebte.

*

Friedrich jedoch konnte nun seine Macht einsetzen, um die Lombardenfrage auf einer mittleren Linie, aber unter voller Wahrung der kaiserlichen Würde, zu lösen. Im Frieden von Konstanz (1183) wurde den Städten ihre Selbstverwaltung, die sie sich bei Legnano erkämpft hatten, bestätigt; auch die Ausübung der Regalien wurde ihnen zugestanden. Sie mußten sie aber alle fünf Jahre wieder vom Kaiser zu Lehen nehmen und außer einer einmaligen großen Summe jährlich hohe Abgaben zahlen. Sie blieben also weiterhin die Geldquelle, die sie während der Zeit ihrer unmittelbaren Beherrschung in ergiebigem Maße gewesen waren, und der Kaiser lockerte seine Herrscherrechte über sie wohl, aber er gab sie nicht auf, wie gerade die Erhaltung des königlichen Gerichts als Berufungshofes zeigt. Es war eine Lösung, die sich für beide Gegner erst aus den Erfahrungen langer Kämpfe ergeben hatte. Zweifellos hat Friedrich in der ursprünglichen Einschätzung der Städte und der Berechnung ihrer Kraft den stärksten Fehler seiner Politik gemacht. Aber es ist nicht anzunehmen, daß er bei richtiger Sicht sehr viel anders hätte handeln und etwa von Anfang an sich mit den mächtigsten Städten hätte vereinbaren können. Dagegen spricht das gesamte Wesen ihrer Politik auch untereinander; sie läßt, jedenfalls bei den Städten, auf die es besonders ankam, in ihrem wilden Egoismus kaum Kräfte erkennen, die zu schöpferischer Zusammenarbeit für die Bildung eines größeren Staatswesens vom Kaiser hätten geweckt werden können; auch für die Städte war erst die harte Schule des langen Kampfes nötig. Friedrichs Italienpolitik krankte, auf die Dauer gesehen, bei aller Zeitnotwendigkeit daran, daß sein Werk einmal an der Landfremdheit seiner Träger scheitern mußte, was damals allerdings sich kaum schon andeutete. Im übrigen aber ist diese staufische Politik in Italien nicht verspätet, sondern eher verfrüht; denn sie versucht sich an der Aufgabe der Einheit Italiens und kommt ihrer Lösung näher als alle Politik der Italiener bis zum neunzehnten Jahrhundert; sie deutet vor auf Cavour und noch mehr auf Mussolini.

In Piemont und noch straffer in Mittelitalien, wo Friedrich die Besitzrechte Welfs VI. — nach dem Tode von dessen einzigem Sohn an der Seuche von 1167 — schon früher aufgekauft hatte und die strittigen, von der Kirche beanspruchten Güter aus der Erbschaft Mathildes von Toskana schließlich fest behielt, wurde jetzt die kaiserliche Herrschaft, nachdem sie in Oberitalien gelockert war, erst recht eingerichtet. Und 1184 kam die Verlobung seines Sohnes Heinrich mit Konstanze, der Erbin von Sizilien, zustande, die auch den Süden der Halbinsel nun in ihren politischen Zusammenhang mit einbezog. Damit sollte zunächst nur der alte Kampf mit dem

sizilischen Normannenreich beendigt, die Grenzen Reichsitaliens nach Süden geschützt und keineswegs ein Schlag gegen den Papst geführt werden. Ob der Erbfall jemals eintreten würde, war damals ganz unsicher, da der regierende König zwar kinderlos, aber noch jung war. In ihren Folgen allerdings entfremdete diese sizilische Heirat dann die Staufer ihrer deutschen Heimat, da das sizilische Reich günstigere Möglichkeiten der Machtbildung bot, und diese Umklammerung des Papsttums, das als Kirchenstaat jeder fest geschlossenen italienischen Einheit feindlich gewesen ist, entfachte dann jenen Vernichtungskampf gegen die Staufer, der Friedrich II. zwang, die deutsche Königsmacht den Fürsten für ihren Beistand vollends zu verkaufen. Alles das konnte Barbarossa nicht vorausberechnen, der 1184 die deutschen Fürsten in nie gesehener Anzahl zu dem glanzvollen Pfingstfest in Mainz um sich versammelt hatte.



Friedrich Barbarossa als Kreuzfahrer. Nach einer Miniatur aus Kloster Schäftlarn, 1188/89. Rom, Vatikanische Bibliothek

In Italien allerdings versuchte Papst Urban III. schon wieder, einen Aufstand der Lombarden gegen den Kaiser in Gang zu setzen; aber er, der Mailänder, scheiterte gerade an der Haltung Mailands, das mithalf, das unzufriedene Cremona niederzuwerfen, und damit auch den Papst völlig mattsetzte.

Unter den Nachfolgern Urbans wurde die Einigkeit zwischen Kaiser und Papst vollends wiederhergestellt, als Barbarossa sich zur Führung des dritten Kreuzzuges bereit erklärte, der damals für die Befreiung der von Sultan Saladin eroberten heiligen Stätten unternommen werden sollte. Dieser Kreuzzug war die Krönung von Friedrichs christlichem Rittertum und seinem Kaisertum, zu dessen Aufgaben der Schutz der Gesamtkirche gegen die Ungläubigen ja gehörte. Er konnte diese ideenpolitische Aufgabe auf sich nehmen, weil er das Reich in fester Ordnung zurückließ. In seinem Sohn Heinrich hatte er wahrlich einen Mitkaiser,

einen Cäsar, wozu er ihn nach spätrömischem Brauch schon ernannt hatte. Von diesem Kreuzzug sollte der fünfundsechzigjährige Kaiser nicht zurückkehren. Am 10. Juni 1190 ertrank er bei einem Bade in den Fluten des Saleph in Kleinasien.

Heinrich der Löwe, der in den Jahren nach der Rückkehr aus der Verbannung sich in Plackereien mit kleinen Feinden herumgeschlagen hatte, benutzte die Abwesenheit Friedrichs und den Kreuzzugsfrieden, um seine Machtstellung in Sachsen wieder zu erweitern. In den Kämpfen, die nun mehrere Jahre hindurch währten, ergab sich schon die erste Vernachlässigung einer wichtigen deutschen Frage durch die sizilische Ablenkung. Der Erbfall trat Ende 1189 ein, und Heinrich ging nach Italien, um seine Rechte zu sichern. So konnte es geschehen, daß der alte Welfe sich nach dem Tode Friedrichs mit der Kurie gegen Kaiser Heinrich verband und mit in die vorderste Reihe eines Fürstenbundes trat, der sich gegen die harte Politik des neuen Kaisers verschworen hatte. Aber die Gefangennahme von Heinrichs Schwager Richard Löwenherz auf der Rückkehr vom Kreuzzuge gab dem Kaiser ein Druckmittel gegen den Welfen in die Hand, das er mit größter Klugheit ausnutzte, um den Bund zu sprengen.

Der Kampf zwischen den beiden Männern, die wie wenige in der deutschen Geschichte ganz von der Räson der Macht besessen waren, wurde schließlich durch das Hineinspielen menschlich-liebenswürdiger Empfindungen beigelegt. Heinrichs gleichnamiger Sohn überraschte seinen Vater ebenso wie den Kaiser durch seine Heirat mit dessen Base Agnes, der Tochter des staufischen Pfalzgrafen bei Rhein. Nun suchte der alte Löwe die Versöhnung, um seinem Sohn zu einem Territorium zu verhelfen; sie fand im März 1194 statt. Etwa ein Jahr später erlitt Heinrich einen Schlaganfall und starb am 6. August 1195 in Braunschweig. Die herrliche Grabplatte im Dom aus späterer Zeit zeigt ihn nicht porträtähnlich, was damals noch kaum erstrebt wurde, sondern sie gestaltet ihn nach dem niedersächsischen und deshalb wirklichkeitsnah wirkenden Idealtyp eines kraftvollen Tatmenschen; insofern ist sie Geist von seinem Geiste.

*

Während Friedrich Barbarossa auf der Höhe seiner Kaisermacht, vom Glanz der Ferne und der Kreuzzugsidee umstrahlt, den Augen der Mitwelt entrückt wurde und später in Sage und Dichtung der Sehnsucht seines Volkes voranleuchtete, waren die letzten fünfzehn langen Jahre im Leben Heinrichs des Löwen vom Groll unerfüllter Machtleidenschaft, von der alltäglichen Hetze kleinlicher Besitzkämpfe, von erfolglosen Verschwörungen erfüllt. Und doch fragt es sich, ob die eigentliche realpolitische Würde und nationale Gestaltungskraft wirklich beim Kaiser mit seiner universal und ideell beeinflußten Italienpolitik und nicht vielmehr bei dem Sachsenherzog mit seiner unverhüllten Ausrichtung auf eine große geschlossene Macht lag. National im Sinne gewollter Arbeit für die Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes oder der Vertreter zum mindesten eines bewußt volksbezogenen

Stammesführertums ist auch Heinrich nicht. Auch wenn er die Kräfte des Stammesherzogtums lebendig zu machen wußte, so tat er es doch im Sinne dynastischer Herrschaftsbildung. Er hat auch in seiner Persönlichkeit eher weniger germanisch-genossenschaftliche Züge als Barbarossa.

Aber es kann nicht zweifelhaft sein, daß Heinrichs Ostpolitik bleibende Erfolge für unser Volk errungen und die kaiserliche Italienpolitik auf die Dauer zu seinem Verderben geführt hat. Friedrichs Verdienste um das deutsche Schlesien sind doch zufälligere und mehr mittelbare Erfolge der Ostpolitk, die auch er trieb, als Heinrichs Eindeutschung Mecklenburgs. Gerade aber in dieser ordnenden und schlichtenden Zusammenfassung auch der größeren Ostmächte, die einem deutschen Volkskönig nicht in dieser Weise möglich gewesen wäre, bewies Friedrich die Bedeutung des Kaisertums für das deutsche Volk. Sie zeigte sich gerade in seiner Zeit auch in der Ausbildung des deutschen Nationalbewußtseins durch den Stolz auf die universale Sendung und Größe. Es ist die tiefste Tragik der deutschen Geschichte, daß an dieser Aufgabe unser Volk sich zugleich als erstes Großvolk in Europa aufgerichtet und überanstrengt hat; auch das zeigt sich an Friedrich I. An seiner Beurteilung darf das nicht irre machen. Er konnte sich wie auch seine Vorgänger seine Aufgabe nicht frei stellen, sondern mußte von den Gegebenheiten seiner Macht ausgehen, wobei für ihn Italien und Burgund dieselbe Stelle einnahmen wie für Heinrich den Löwen Holstein und Mecklenburg. Ein geopolitisch so vielspältiges, nach verschiedenen Richtungen weisendes Land wie Deutschland, dessen Zusammenhalten durch die Kaiser bei schwerfälligsten Organisationsmöglichkeiten schon eine ungeheure Leistung ist, wies ohne geschichtliche Erfahrung die Politik nicht in eine einheitliche Richtung. Die Alpen waren keineswegs ein natürlicher Grenzwall, sondern sie waren deutsch besiedelt, und die süddeutschen Stämme blickten ungehinderter in die noch immer stark langobardisch-germanisch bestimmte Poebene hernieder als die Sachsen hinüber in das Slawenland jenseits der Elbe. Diese Möglichkeit mußte durch die Geschichte erprobt werden; sie ist heute endgültig erledigt. So kann Friedrich Barbarossa kein politisches Vorbild sein, aber wie sein Gegenspieler ist er eine großartige und verpflichtende Ausprägung deutschen Menschentums, auch heute noch wie schon zu seiner Zeit „unendlich Licht mit seinem Licht verbindend".

Kaiser Friedrich II.

1194—1250

Von

Herbert Grundmann

Der letzte Staufenkaiser Friedrich II. hat seinen Zeitgenossen und der Nachwelt immer als eine Erscheinung von außergewöhnlichem, fast übermenschlichem Ausmaß gegolten. Als Wunder der Welt, als Umgestalter und Erretter der Welt ist er gepriesen, als der leibhaftige Widerchrist und das Untier der Apokalypse ist er geschmäht und gehaßt worden. Als einer, der nicht sterben wird, sondern sich nur verborgen hält, bis er wiederkommt, um das Reich zu erneuern, lebte er in Hoffnungen und Verheißungen nach seinem Tode fort. Als Völkergeißel, Tyrannen und Ketzer, als Hammer der Welt, wie man einst Attila nannte, hat ihn die Papstkirche über das Grab hinaus verrufen und verfolgt. Die Neuzeit aber hat ihn, den vermeintlichen Aufklärer, den „ersten modernen Menschen auf dem Thron", zu den ihren gerechnet oder ihn wenigstens als einen Menschen zwischen den Zeiten bewundert. Vergöttert und verlästert wie kaum ein anderer Herrscher, gerühmt als schöpferischer politischer Geist aus einer neuen Staatsgesinnung und zugleich angeprangert als Verderber des Reichs — so widerspruchsvoll und umstritten hat sich sein Bild dem Gedächtnis der Geschichte erhalten. Niemals aber, wie man ihn auch beurteilen mochte, hat man im Guten oder im Bösen seine geschichtliche Größe und Bedeutung und das Einzigartige seiner Persönlichkeit verkannt.

Ist aber dieser gewaltige, unvergleichliche Herrscher eine Gestalt der deutschen Geschichte? Ist er ein Deutscher? In dem italienischen Städtchen Jesi bei Ancona nahe der adriatischen Küste ist er am 26. Dezember 1194 geboren; in Fiorentino in Apulien ist er am 13. Dezember 1250 gestorben. Am sizilischen Hof in Palermo ist er aufgewachsen, früh verwaist, päpstlicher Vormundschaft unterstellt, allen Einflüssen eines fremdartigen Geisteslebens von verwirrender Fülle ausgesetzt, in dem sich die Grenzen der Kulturen und Religionen, die das Mittelmeer umsäumen, zu verwischen und aufzulösen scheinen, so daß christlicher, jüdischer, mohammedanischer Glaube, die französische Bildung des Westens, die griechische des Ostens und die arabische des Südens nebeneinander bestehen, sich überschneiden und durchdringen können. Italienisch ist seine Muttersprache, in der er selbst als einer der ersten zu dichten versteht, so daß ihn Dante als Vater der italienischen Poesie rühmen kann. Lateinisch ist seine Staats- und Bildungssprache, in der er kunstreich und klangvoll seine politischen Erlasse verkünden läßt, auch selbst die wissenschaftlichen Beobachtungen seiner Mußestunden nieder-

schreibt. Daneben beherrscht er mit einer viel bestaunten Sprachbegabung Griechisch und Arabisch, Französisch und Provenzalisch; ob er aber auch deutsch verstanden und gesprochen hat, ist uns nicht einmal sicher bezeugt. Das sizilische Königreich in Süditalien ist sein Erbe. Als sein wahres Herrscheramt aber gilt ihm das römische Kaisertum der Cäsaren, und wenn die Gegner ihn als neuen Nero verunglimpften, so sah er selbst kein höheres Ziel, als ein neuer Cäsar, Augustus oder Justinian zu sein. Gewiß war er auch deutscher König, dreimal gewählt von den Fürsten des Reichs. Aber in den achtunddreißig Jahren, in denen er die deutsche Krone trug, in den sechsundfünfzig Jahren seines Lebens hat er nur dreimal deutschen Boden betreten; nur das erste Mal, in den Anfängen seiner Herrschaft, als er sich die Anerkennung seines Königtums erst erkämpfen mußte gegen den welfischen Kaiser Otto IV., zu längerem, achtjährigem Aufenthalt (1212—1220); erst fünfzehn Jahre später kehrt er noch einmal nach Deutschland zurück, unterbricht selbst diesen zweijährigen Aufenthalt durch einen Kriegszug nach Italien und sieht dann in den letzten dreizehn Jahren seines Lebens sein deutsches Königreich niemals wieder. In Norddeutschland, in Niedersachsen und Thüringen, den weiten Ländern nördlich des Mains und östlich des Rheins ist er nach einigen kurzen Heerfahrten im Kampf gegen Otto IV. und zwei flüchtigen politischen Besuchen seit 1219 nie mehr erschienen. Das zukunftsreiche Neuland östlich der Elbe, das deutsche Bauern und Bürger, Ritter und Mönche eben damals dem Reich und dem Deutschtum gewannen, hat er nie betreten.

War er also der Heimat seiner Ahnen entfremdet? Aber auch seine Ahnen sind nur zum kleinen Teil Deutsche. Seine Mutter Konstanze, die dem elf Jahre jüngeren Kaiser Heinrich VI. in ihrem vierzigsten Jahr diesen einzigen Sohn gebar, ist eine Tochter des normannischen Königs Roger II. von Sizilien, und keiner ihrer Vorfahren war ein Deutscher. Und auch von seinem Vater her hat Friedrich nicht nur deutsches Blut in den Adern. Denn dessen Mutter, Barbarossas Gemahlin Beatrix, stammt aus burgundischem Grafengeschlecht und mütterlicherseits aus dem Herzogshaus von Lothringen, das nur noch locker mit dem Reich verbunden, in Sprache und Kultur französisch geworden war. Nur durch seinen Großvater Barbarossa ist Friedrich II. also blutsmäßig mit Deutschland verknüpft; ihm glich er auch äußerlich in seiner mittelgroßen Gestalt mit dem rotblonden Lockenhaar der Staufer. Aber selbst Barbarossa hatte durch seine Mutter, die Welfin Judith, und seine Großmutter Agnes, die Tochter Kaiser Heinrichs IV. und der Markgräfin Berta von Turin, bereits einen Einschlag außerdeutschen, norditalienischen Adelsblutes. Im Stammbaum Friedrichs II. ist also das staufisch-deutsche Erbe nur noch gering gegenüber dem Anteil auswärtiger Adels- und Herrschergeschlechter. Kein Wunder, wenn den Deutschen, den Norddeutschen zumal dieser Herrscher fremd blieb, der zuerst als das „Kind von Apulien" wie ein Märchenprinz aus der Ferne zu ihnen kam und später als Kaiser noch einmal zu ihnen zurückkehrte, begleitet von dem seltsam exotischen

Gepränge seines Hofstaates von Sarazenen, Äthiopiern, maurischen Tänzerinnen und Eunuchen, und von dem fremdartigen Getier, das man in Deutschland noch nie gesehen hatte, Elefanten und Kamelen, Löwen, Leoparden und Affen. Nach Blut und Heimat, nach Wesensart und Gesinnung und nach seinem eigenen Empfinden gehörte dieser Kaiser nicht zum deutschen Volk.

Darf also ein anderes Volk ihn mit besserem Recht für sich in Anspruch nehmen als die Deutschen? Er war Italiener, Sizilianer, hat man oft gesagt, und gewiß gibt die Eigenart des italienischen Südens, wo damals das mittelmeerische Gemisch verschiedenster Völker, Rassen und Sprachen, Kulturen und Religionen am buntesten war, die Erklärung für viele Züge seines Wesens, für seine den Deutschen befremdlichen Neigungen und seine den Zeitgenossen unbegreifliche, oft unheimliche Geisteshaltung und Gesinnung. Er hat dieses Land seiner Kindheit und Jugend als seine wahre Heimat geliebt, er hat ihm auch die besten Kräfte seiner Herrscherbegabung zugewandt. Aber wie sich sein Herrschaftswille nicht auf sein sizilisches Erbreich beschränkt, so wirkt in seinem Wesen und in seinen Taten überhaupt noch etwas ganz anderes als die Jugendeinflüsse seiner heimatlichen Umgebung.

Will man die Herkunft seiner Vorfahren nennen, so muß man gewiß viele Länder Europas aufzählen. Aber eines ist allen gemeinsam: sie alle sind Abkömmlinge des germanischen Erobereradels aus der Zeit jener Völkerwanderung, die in ihren letzten Ausläufern mit der Ankunft normannischer Ritter in Süditalien und England bis ins elfte Jahrhundert hinabreicht. Dieser germanische Erobereradel hatte sich zwar im Laufe der Zeiten der älteren Bevölkerung der europäischen Länder in Sprache, Bildung und Kultur vielfach angeglichen. Überall aber bildet er fast unvermischt die herrschende Adelsschicht, die sich über die Länder-, Völker- und Sprachgrenzen hinweg allein als ebenbürtig anerkennt und in immer neuen Verbindungen ihre Blutsgemeinschaft stetig erneuert. Deutsch sind wenige von Friedrichs Ahnen; germanisch sind sie wohl alle.

Eine germanische Schöpfung ist aber auch das Reich, das er beherrschen sollte. Es heißt zwar das römische Reich, seitdem ein Papst dem größten Herrscher des Frankenreichs den Kronreif der römischen Cäsaren auf die Stirn gedrückt hat. Aber geschaffen, getragen, erhalten und immer wieder erneuert hat es die Kraft germanischen Adels. Frankreich, Burgund, Lombardei — die Namen sagen schon, daß es Germanenländer sind, die mit Deutschland unter der gemeinsamen Führung fränkischer Herrscher zu einem Reich vereinigt wurden. Nur in Deutschland ruhte allerdings die Herrschaft der germanischen Adelsschicht auf einem Volkstum gleichen Bluts und gleicher Sprache; nur die Deutschen sind in diesem Reich von Anfang an im wahren Sinn ein Volk — „deutsch" heißt: volkhaft. Eben diese völkische Geschlossenheit gab den Deutschen im zehnten Jahrhundert vor anderen die Kraft, den völligen Zerfall der karolingischen Reichseinheit in willkürlich-zufällige Herrschaftsgebilde zu verhindern durch eine Erneuerung des

Reichs. Aber dabei blieb Frankreich ausgeschlossen und wurde zu einem Staat neben dem Reich, von dem alle Gegnerschaft gegen die abendländische Führerstellung des Reichs ihren Ausgang nehmen konnte. Von französischem Boden greift jene kirchliche Unabhängigkeitsbewegung auf das römische Papsttum über, die im Investiturkampf die Kirche aus der Reichseinheit herauslöst, um sie unter eigener päpstlicher Führung gegen und über das Reich zu erheben. Papsttum und französisches Königtum haben sich bald genug als Bundesgenossen im Kampf gegen das Reich gefunden — aber gerade diesem Bund verdankt dann Friedrich II. die deutsche Krone! Der Papst als Herr der Kirche und die französische Ritterschaft als ihr Waffenträger entwinden in den ersten Kreuzzügen dem deutschen Kaisertum die Führung der abendländischen Christenheit — aber die großen Staufenkaiser drohen dann eben dadurch dem Papsttum so gefährlich und überlegen zu werden, daß sie im Kampf gegen die Ungläubigen die Führung des christlichen Abendlandes wieder an sich reißen! Von Frankreich aus hat auch die letzte Welle germanischer Eroberer staatengründend die Randländer Europas, England und Sizilien erreicht, und das Papsttum versucht sie in seinen Dienst zu stellen — aber gerade in diesen Normannenstaaten findet das Reich die Grundlage und den Rückhalt zu neuer Machtentfaltung über die Papstkirche und ihre Verbündeten. Die Aussicht auf eine Vereinigung mit England, die schon der letzte Salier, Kaiser Heinrich V., dem Reich durch seine Ehe mit der englischen Thronerbin eröffnete, zerschlug sich zwar, weil dieser Kaiser ohne Erben starb. Aber die Welfen haben aufs neue enge verwandtschaftliche Beziehungen zur englischen Krone geknüpft; und den Staufern glückt die Verbindung des Reichs mit dem süditalienischen Normannenstaat: Barbarossa vermählt seinen Sohn Heinrich VI. mit der Erbin von Sizilien. Wenn es gelingt, den Nachkommen dieser Ehe mit dem erblichen Königreich Sizilien auch den Thron des deutschen Wahlreiches zu sichern oder — wie Heinrich es plante — auch die deutsche Krone dem staufischen Hause erblich zu machen, dann werden sie ein Reich beherrschen von der Nordsee bis zur Südspitze Italiens, das den Papst in Rom und seinen Kirchenstaat umklammert und dem Willen des Kaisers gefügig machen kann, das die ganze Mitte Europas, das Mittelmeer und die Aufmarschwege nach dem Osten beherrscht, und keine Macht wird ihnen die Führung im Kampf des Abendlandes zur Befreiung Jerusalems von den Ungläubigen mehr streitig machen können.

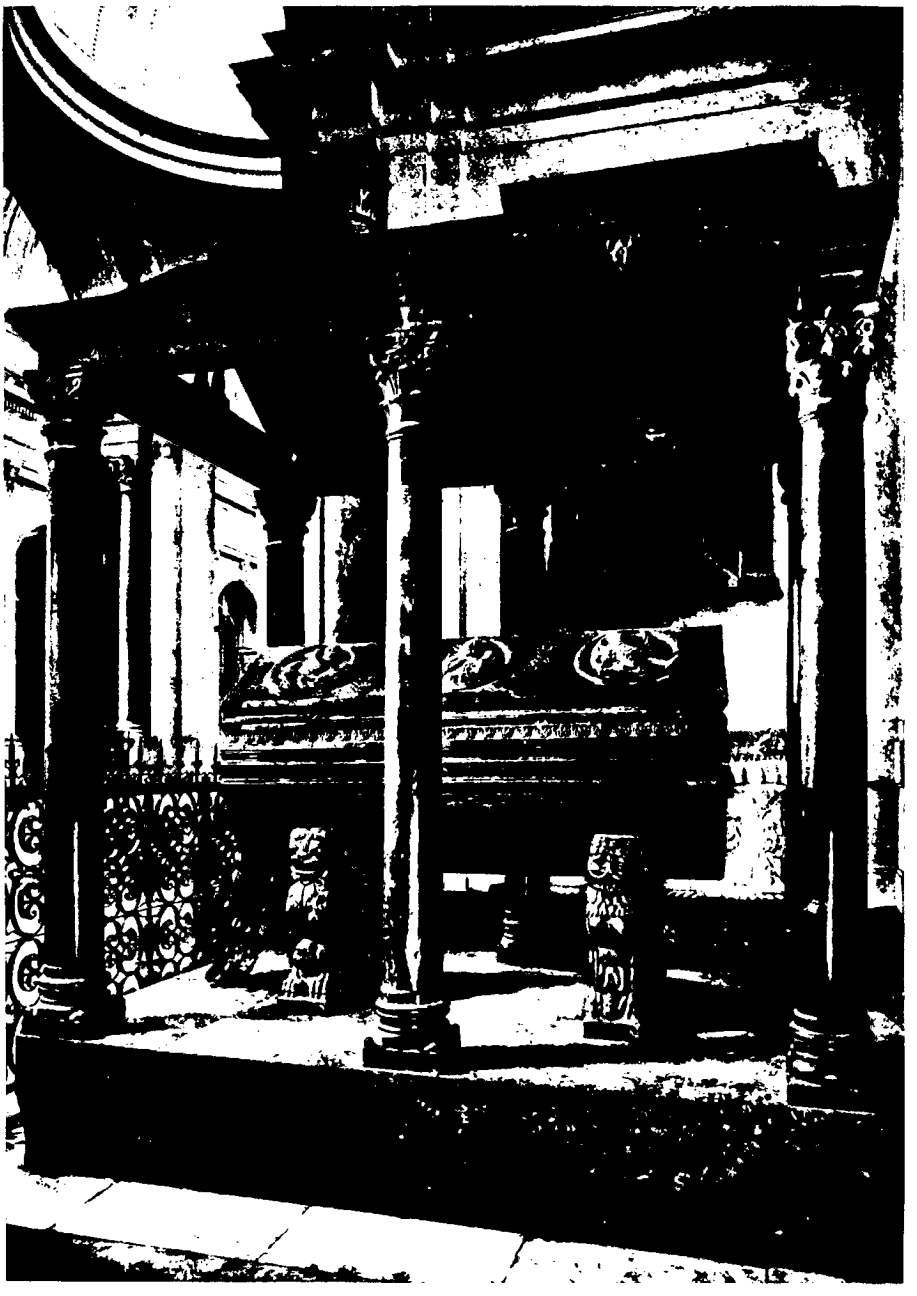
Das Reich schritt also einer neuen Gipfelhöhe seiner Macht entgegen, als Kaiser Heinrich VI. am Weihnachtstag 1196 seinen zweijährigen Sohn Friedrich, den künftigen Erben Siziliens, von den deutschen Fürsten zu seinem Nachfolger im deutschen Königtum wählen ließ. Als man sich aber neun Monate später anschickte, das Kind zur Krönung nach Deutschland zu holen, hat ein entsetzlicher Schicksalsschlag die Grundfesten dieses Reiches erschüttert und alle Berechnungen der staufischen Reichspolitik durchkreuzt. Während die deutschen Ritterscharen auf dem Weg ins Heilige Land waren, um dem Kaiser durch einen Sieg über den

großen Sultan Saladin zugleich die unbestreitbare Führerschaft in der abendländischen Christenheit zu verschaffen, ist Heinrich VI. am 28. September 1197 in Messina plötzlich mit zweiunddreißig Jahren gestorben. Das kühn gewölbte, straff gespannte, aber unvollendete Gefüge seiner Herrschaft brach sofort klaffend auseinander, und niemand, auch nicht der sterbende Kaiser selbst, konnte hoffen, daß sein Sohn und Erbe es jemals wieder aufzurichten vermöchte. Denn nun trat deutlich zutage, wie stark die Herrschaftseinheit dieses Reiches bereits durchwachsen war mit eigenständigen Kräften, die sich nicht mehr von einer germanischen Herrenschicht zusammenhalten, formen und führen lassen wollten, die nach Selbständigkeit, Entfaltung ihrer Eigenart, politischer Unabhängigkeit drängten und die Stunde wahrnahmen, um das Reich, dem der Führer fehlte, zu sprengen. Diese Gegenbewegungen gegen die staufische Reichsgewalt, die bei Heinrichs Tod in ganz Italien von Sizilien bis zur Lombardei und selbst in Deutschland hervorbrechen, werden vollends gefährlich und unbezwingbar, weil sofort das Papsttum bereitsteht, sie zu schüren und zu nutzen, um nicht nur Rom und den Kirchenstaat von der bedrohlichen Umklammerung zu befreien, sondern sich selbst zur Vormacht in Italien und darüber hinaus in Europa zu erheben.

Die Zeit der erzwungenen Nachgiebigkeit päpstlicher Greise gegen ein übermächtiges Kaisertum ist zu Ende, als ein Vierteljahr nach Heinrichs Tod mit Innozenz III. der jüngste Kardinal den päpstlichen Stuhl besteigt, vielleicht der begabteste und gewandteste Politiker unter allen Päpsten, gewiß einer der bedeutendsten und entschiedensten Vorkämpfer päpstlicher Allmacht. Mit politischen Zugeständnissen an päpstliche Wünsche, wie sie Heinrich VI. selbst auf seinem Sterbebett empfahl, um seinem Sohn die Krone zu retten, konnte Innozenz sich nicht zufrieden geben, als ihm die Gunst des Schicksals die Hand bot, um die päpstliche Gewalt allen irdischen Mächten überzuordnen und die Zügel der Weltherrschaft zu ergreifen. Mühelos kann er mit der vollen Herrschaft über Rom und den Kirchenstaat auch die angrenzenden Gebiete des Herzogtums Spoleto und der Mark Ancona in seine Gewalt bringen, so daß sich der unmittelbare päpstliche Machtbereich nun quer über die Halbinsel von einer Küste zur anderen als breite Schranke zwischen Reichsitalien und Sizilien lagert. Mit den staufer-feindlichen, nach Unabhängigkeit ringenden Städten in Toskana und der Lombardei verständigt er sich, daß sie ohne päpstliche Zustimmung keinen künftigen Kaiser als Herrn anerkennen werden. Im sizilischen Königreich kommt gleich nach Heinrichs Tod die Partei ans Ruder, die jede Verbindung mit dem Reich bekämpft. Die Kaiserwitwe Konstanze selbst schließt sich ihr rückhaltlos an. Unter Preisgabe seiner Rechte auf die deutsche Krone läßt sie ihren Sohn Friedrich durch einen päpstlichen Legaten zum sizilischen König krönen, erkennt für ihn die Lehnshoheit des Papstes über das sizilische Erbreich an und verzichtet noch obendrein auf die kirchlichen Vorrechte früherer sizilischer Könige. Und als sie ein Jahr nach ihrem Gatten gleichfalls stirbt, setzt sie den Papst Innozenz III. zum



Friedrich II. Miniatur aus dem Falkenbuch des Kaiſers
Rom, Vatikaniſche Bibliothek



Grabmal Friedrichs II. im Dom zu Palermo

Vormund ihres Sohnes ein — der staufische Erbe der deutschen Kaiser ist zum Mündel des Papstes geworden!

Wohl haben die deutschen Getreuen Heinrichs VI., obgleich Konstanze sie aus Sizilien ausweisen ließ, zäh und verzweifelt für die Aufrechterhaltung der deutschen Herrschaft im Süden gekämpft. Aber ihre Sache schien verloren; denn auch das Reich, die deutschen Fürsten selbst hielten sich nicht an ihre Zusage gebunden, den jungen Friedrich als deutschen Thronfolger anzuerkennen. Ein unmündiges Kind in der Hand reichsfeindlicher Mächte schien nicht tauglich, in dieser gefährdeten Lage das Reich zu erhalten. Als vollends die Welfen und ihr norddeutscher Anhang das staufische Mißgeschick zu einer Vergeltung für den Sturz Heinrichs des Löwen auszunutzen suchten und die Königswahl seines Sohnes Otto betrieben, da konnten auch die treuesten Stauferfreunde nichts mehr von einem Festhalten an dem Thronanspruch des Kaiserkindes in Palermo erwarten. Um wenigstens seinem Geschlecht die Krone zu erhalten, ließ sich Heinrichs VI. jüngster Bruder Philipp am 8. März 1198 in Nordhausen zum Kaiser wählen. Die norddeutschen Fürsten aber mit dem Kölner Erzbischof an der Spitze versagten ihm ihre Zustimmung und wählten drei Monate später in Köln den Welfen Otto. Diese unselige Doppelwahl hat Deutschland, während seine Weltgeltung auf dem Spiele stand, während als reiche Ernte der staufischen Glanzzeiten deutscher Minnesang, höfische Ritterdichtung und die Erneuerung der Heldenlieder aus germanischer Vorzeit zu höchster Reife gedieh, zwei Jahrzehnte lang zum Schauplatz innerer Kriege gemacht, die der Macht des deutschen Königtums für immer das Grab schaufelten, und schlimmer noch: zum Spielball auswärtiger Mächte. Denn mit englischem Geld hat der Welfe Otto, der Neffe des englischen Königs Richard Löwenherz, den Kampf gegen die Staufer um die deutsche Krone geführt. Weil aber England damals Frankreichs schlimmster Feind war, verbündete sich der französische König mit dem staufischen Gegner des Welfen, um Englands Verbündeten nicht Kaiser werden zu lassen. So verquickte sich der deutsche Thronstreit unheilvoll mit dem Kampf der Westmächte, das Schicksal des Reiches wurde abhängig vom Ausgang des englisch-französischen Krieges. Der stärkste Gewinn aber aus diesem verhängnisvollen Spiel der Mächte fiel dem Papsttum zu. Innozenz war Vormund des staufischen Erben Siziliens geworden; jetzt konnte er Schiedsrichter über die Anwärter auf die deutsche Krone, Schiedsrichter im Kampf der europäischen Staaten werden, und auch da schien ihm das Schicksal in die Hand zu spielen. Zwar blieb sein Eintreten für den Welfen, sein Bann über Philipp unwirksam und konnte das siegreiche Vordringen des Staufers nicht aufhalten. Schon mußte sich Innozenz bereit finden, den staufischen Erfolgen Rechnung zu tragen und seinen welfischen Schützling fallen zu lassen: da wurde König Philipp am 21. Juni 1208 in Bamberg ermordet, und die Fürsten des Reichs erklärten sich einmütig für Otto, um dem Streit ein Ende zu machen. Was konnte dem Papst erwünschter sein als dieser

unverdiente Erfolg des Welfen, der ihm in den Jahren des Thronkampfes als Preis für die päpstliche Unterstützung gegen den Staufer so bereitwillig zugesichert hatte, daß er als Kaiser die Unabhängigkeit Siziliens vom Reich und die Erweiterung des Kirchenstaates anerkennen, auch auf die Kronrechte in der Reichskirche weitgehend verzichten werde, und der diese Zugeständnisse wiederholte, ehe er am 4. Oktober 1209 in Rom zum Kaiser gekrönt wurde? Von diesem Herrscher glaubte Innozenz für die päpstliche Macht nichts fürchten zu müssen. Aber an ihm hat er seine schwerste Enttäuschung erlebt. Denn kaum war Otto IV. Kaiser, erwachte in ihm der Herrschaftsdrang seiner staufischen Vorgänger. Als ihn eine Botschaft aus Sizilien aufforderte, die deutschen Rechte über das süditalienische Königreich wahrzunehmen, rüstete er zum Angriff. Im Herbst 1210 begann der Vormarsch, der bald bis Messina vordrang und dem jungen staufischen König von Sizilien, der einst zum deutschen König und künftigen Kaiser bestimmt war, auch sein eigenes Erbland zu entreißen drohte. Der Papst vollends sah alle Erfolge seiner Politik vernichtet, wenn Otto IV. unter Mißachtung seiner Zusagen und ohne Rücksicht auf die päpstliche Lehnshoheit die Machtstellung Heinrichs VI. auf der italienischen Halbinsel erneuerte. Sofort hat er den Bann über den Kaiser verhängt und auf Mittel zu seinem Sturz gesonnen. Es war ein fast verzweifeltes Wagnis, zu dem sich der vielgewandte Politiker Innozenz III. in dieser schwierigen Lage entschloß. Er, dem soviel daran liegen mußte, die sizilische und die deutsche Krone nicht wieder auf einem Haupt vereinigt zu sehen, empfahl jetzt den deutschen Fürsten die Absetzung des Welfenkaisers und die Erhebung des staufischen Königs Friedrich von Sizilien zum deutschen König! Ausgegangen ist dieser überraschende Vorschlag vom französischen König, dem die kaiserliche Machtentfaltung Ottos IV. nicht weniger gefährlich schien als dem Papst. Der Entschluß zu diesem Schritt mag Innozenz schwer genug gefallen sein. Aber er sah keinen andern Ausweg. Denn wer sonst hätte gegen Otto IV. in Deutschland auftreten und sich durchsetzen können wenn nicht der einzige Erbe des staufischen Namens, den die Fürsten schon einmal zum König gewählt hatten? Nur ihn konnte man gegen den gefährlichen Kaiser ausspielen, in der Hoffnung, der junge Staufer werde leichter lenkbar, dem päpstlichen Willen gefügiger sein als der wortbrüchige Welfe. Wirklich fanden sich deutsche Fürsten bereit, den französischen und päpstlichen Wünschen entsprechend, ihrem gebannten Kaiser, der sich ohnehin durch sein schroffes, ungelenkes Wesen zumal in Süddeutschland wenig beliebt gemacht hatte, den Gehorsam aufzukündigen. Im September 1211 wurde in Nürnberg Friedrich von Sizilien zum deutschen König erkoren.

Damals war Friedrich siebzehn Jahre alt, nach dem Willen seines päpstlichen Vormunds mit einer zehn Jahre älteren aragonesischen Prinzessin verheiratet und bereits Vater eines einjährigen Knaben. Aufgewachsen ohne Eltern, Verwandte und Freunde inmitten der Wirrnisse seines völlig zerrütteten Königreichs, den Ränken, Gewalttaten und Schmeicheleien eines selbstsüchtigen Adels

ausgesetzt, war er ganz auf sich allein gestellt und früh gereift, durch trübe Erfahrungen zu Mißtrauen und Menschenverachtung erzogen, um so leidenschaftlicher aber erfüllt von dem Drang nach unbedingter Überlegenheit und Selbstherrlichkeit und dem Willen, geistig und körperlich den höchsten Anforderungen gewachsen zu sein. Die Ereignisse in Deutschland, die für sein weiteres Schicksal so bedeutungsschwer wurden, hatten ihn bis dahin kaum berührt. Jetzt trat die erste große Entscheidung seines Lebens an ihn heran. Der Papst, der Franzosenkönig und die deutschen Fürsten, die ihren Kaiser verrieten, forderten ihn zu einem Zug ins Ungewisse auf. Seine sizilischen Berater warnten ihn dringend davor. Friedrich hat kaum geschwankt. Der Zugriff Ottos IV. auf Sizilien zeigte klar genug, daß er nur die Wahl hatte, alles zu verlieren oder alles zu gewinnen. Er war seines sizilischen Erblandes nie sicher, wenn ein anderer deutscher König und Kaiser war. Denn jeder Kaiser würde versucht sein, in die Fußtapfen der großen Staufer zu treten und seine Macht über ganz Italien wiederherzustellen.

Friedrich mußte deutscher König werden, wollte er König von Sizilien bleiben. Die stolze Erinnerung an seine Vorfahren, das hohe Ziel des Kaisertums lockte ihn über alle Bedenken und Schwierigkeiten hinweg. Im März 1212 brach er nach Deutschland auf. In Rom traf er, vom Volk als künftiger römischer Kaiser begrüßt, mit seinem einstigen Vormund Innozenz zusammen, leistete ihm noch einmal die Lehnshuldigung für Sizilien und wurde von ihm für die Reise nach Norden ausgerüstet. Auf einer abenteuerlichen Fahrt, mit wenigen Begleitern, unter stetigen Gefahren, erreichte er im September Konstanz, wo ihn Otto IV., den die Nachricht vom Abfall der deutschen Fürsten eilends aus Italien zurückgerufen hatte, beinahe abgefangen hätte. Aber Friedrich kam ihm zuvor, und als er erst einmal in Süddeutschland Fuß gefaßt hatte, fand er unter den alten Stauferfreunden im Elsaß und in Schwaben und bis nach Mitteldeutschland rasch Anhang. Schon im Dezember konnte er sich in Frankfurt noch einmal wählen und in Mainz krönen lassen. Für ihn warben ja nicht nur der Glanz seines Namens und der gewinnende Zauber seiner Persönlichkeit, sondern nachdrücklicher noch die päpstlichen Bullen und das französische Geld. Denn noch war er nur ein Stein im politischen Spiel fremder Mächte, ein gefügiges Werkzeug, um Frankreich und das Papsttum vom Druck der kaiserlichen Übermacht des Welfen zu erlösen. Auf einem Schlachtfeld in Nordfrankreich ist durch einen französischen Sieg auch der deutsche Thronstreit zu Friedrichs Gunsten entschieden worden. Denn als Otto IV. zur Unterstützung seines englischen Verbündeten 1214 in Frankreich einrückte, ist er am 27. Juli bei Bouvines (in der Nähe von Lille) von König Philipp II. von Frankreich geschlagen worden, und der Sieger schickte den erbeuteten Reichsadler der Kaiserstandarte als Geschenk an seinen Verbündeten Friedrich II. Sinnfällig kam damit zum Ausdruck, daß diese Schlacht, die Otto IV. für England verlor, und die doch Friedrich II. nicht selbst gewann, gleichwohl den Ausschlag darüber gab, wer in Deutschland herrschen sollte. Denn Ottos

Macht war seitdem gebrochen. Er hat sich zwar bis zu seinem Tode (1218) in seinen braunschweigischen Ländern noch gegen Friedrich halten, ihm die Herrschaft aber nicht mehr streitig machen können. Ein Jahr nach der Entscheidung von Bouvines, als auch Aachen dem jungen Staufer die Tore öffnete, hat er sich an der Stätte, wo Kaiser Karls Thron stand, „der Hauptstadt und dem Sitz des deutschen Königtums", wie Friedrich Aachen nannte, noch einmal krönen lassen. Dadurch erst gewann nach den Anschauungen der Zeit der deutsche Herrscher die volle Rechtmäßigkeit und den Anspruch auf die römische Kaiserkrone.

Als sei an diesem Aachener Krönungstage im Juli 1215 das eigene Herrscherbewußtsein in Friedrich erwacht und das Leitseil gerissen, an dem ihn bislang fremde Mächte gegängelt hatten, überraschte der junge König die Welt damals zuerst durch einen eigenmächtigen Entschluß: er nahm das Kreuz, er verpflichtete sich zur Heerfahrt ins Heilige Land. Gewiß konnte es dem Papst erwünscht sein, in Friedrich einen neuen Streiter für die Kirche gegen die Ungläubigen zu gewinnen. Hatte doch Innozenz III. in den Jahren des deutschen Thronstreites selbst einen Kreuzzug aufgeboten, der sein Ziel aber nicht erreichte. Aber den Papst mußte der erste selbständige Schritt seines Schützlings auch daran erinnern, daß die Staufenkaiser den Kreuzzug nicht nur im Dienst der Kirche, sondern immer auch zur Steigerung ihrer eigenen Macht unternommen hatten, um als Führer der Christenheit im Kampf gegen die Glaubensfeinde auch über die Papstmacht selbst emporzuwachsen. Barbarossa und Heinrich VI. waren vom Tod ereilt worden, als sie sich diesem Ziel näherten. Lebte in ihrem Erben der gleiche Geist wieder auf, als er mit der deutschen Krone zugleich das Kreuz nahm? Innozenz III. war Politiker genug, um argwöhnisch zu sein gegen die erste Regung staufischen Machtstrebens in dem jungen König, der sein Geschöpf, sein Mündel und Lehnsmann war und bleiben sollte. Als sich drei Monate nach der Aachener Krönung das große Konzil der abendländischen Kirche zur geistlichen Heerschau vor dem Papst im Lateran versammelte, hat er die Absetzung des welfischen Kaisers Otto IV. noch einmal feierlich vor aller Welt verkündet — für das Reich ein höchst bedenklicher Vorgang, der sich dreißig Jahre später gegen Friedrich II. selbst wiederholen sollte! Über des neuen Königs Entschluß zur Kreuzfahrt aber ist Innozenz damals mit Stillschweigen hinweggegangen. Denn ehe Friedrich zur Kaiserkrönung nach Rom kommen und an der Spitze eines Kreuzheeres nach dem Osten ziehen sollte, wollte Innozenz alles versuchen, um diesem künftigen Kaiser und Führer des Abendlandes den Weg zu einer Erneuerung jener Machtstellung in Italien zu versperren, durch die Heinrich VI. und Otto IV. für Rom so gefährlich geworden waren. Am 1. Juli 1216 hat er sich von Friedrich versprechen lassen, daß er, sobald er Kaiser werde, für sich selbst auf die Herrschaft in Sizilien verzichten wolle. Sein Sohn Heinrich, der auf päpstlichen Wunsch schon bei Friedrichs Aufbruch nach Deutschland zum König von Sizilien gekrönt worden war, sollte dann aus der väterlichen Gewalt entlassen und bis zu seiner Mündigkeit einem Vormund

unterstellt werden, der mit Zustimmung des Papstes und unter voller Anerkennung der päpstlichen Lehnshoheit Sizilien zu verwalten hätte. Das war der letzte Zug des Papstes Innozenz auf dem Schachbrett der Reichspolitik, durch den er sein Spiel doch noch zu gewinnen, Sizilien vom Reich zu trennen hoffte. Zwei Wochen später ist er gestorben, und sogleich folgte Friedrichs klug berechneter Gegenzug. Noch im Herbst 1216 ließ er seinen Sohn nach Deutschland bringen, belehnte ihn im folgenden Jahr mit dem Herzogtum Schwaben, übertrug ihm 1219 die Würde des Rektors über das Nebenreich Burgund und arbeitete eifrig und geschickt darauf hin, die deutschen Fürsten für die Königswahl seines Sohnes zu gewinnen, noch ehe er selbst zum Kaiser gekrönt war. Denn wenn sein Nachfolger, der nach dem Willen des Papstes Sizilien übernehmen sollte, durch die Wahl der Fürsten zugleich deutscher König wurde, dann wurde Friedrichs eigener Verzicht auf die Herrschaft in Süditalien wertlos. Da die Wiedervereinigung Siziliens mit dem Reich dann für die Zukunft doch gesichert war, hatte es wenig Sinn, Friedrich selbst an seine frühere Zusage zu binden. Er hat jenes Versprechen zwar am 10. Februar 1220 dem neuen Papst Honorius III. wiederholt, zugleich aber die Hoffnung ausgesprochen, der Papst werde ihn trotzdem auch in Sizilien herrschen lassen. Und bald darauf mußte man in Rom zur größten Bestürzung erfahren, daß die deutschen Fürsten im April 1220 in Frankfurt Friedrichs Sohn Heinrich zum deutschen König gewählt hatten. Honorius III., der seinem Vorgänger an politischer Begabung nicht ebenbürtig war, hat seinen Widerspruch bald fallen lassen. Friedrichs erneutes Versprechen des baldigen Aufbruchs zum Kreuzzug und andere Zugeständnisse an päpstliche Wünsche schienen ihm wertvoll genug, um die Bedingung preiszugeben, an die Innozenz die Kaiserkrönung knüpfen wollte: die Trennung Siziliens vom Reich. Schon im Herbst 1220 konnte Friedrich nach Rom ziehen, wo er am 22. November gekrönt wurde. Erst fünfzehn Jahre später hat er Deutschland wiedergesehen.

Während seines ersten Aufenthalts in Deutschland hat also Friedrich II. die päpstliche Politik völlig durchkreuzt und eine Lage geschaffen, die die Pläne Innozenz' III. in ihr Gegenteil verkehrte. Statt seinem Sohn Sizilien zu überlassen, machte er ihn zum deutschen König; statt sich selbst auf Deutschland und Reichsitalien zu beschränken, nahm er sofort nach der Kaiserkrönung sein sizilisches Erbreich in Besitz und schuf sich dort die feste Grundlage seiner Herrschaft. Er hat es sich allerdings sehr viel kosten lassen, dieses Ziel zu erreichen. Um seinem Sohn die deutsche Krone zu sichern und sich selbst dadurch den Weg nach Sizilien freizumachen, hat er den deutschen Fürsten gefährlich hohe Zugeständnisse gemacht. Von Anfang an unterließ er jeden Versuch, die Fürstenmacht in Deutschland einzudämmen und die Reichsgewalt gegen sie wieder zur Geltung zu bringen. Freilich ist schwer zu sagen, ob ein solcher Versuch damals noch Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Denn seit den Zeiten des Investiturkampfes war die Eigenmacht und die politische Selbständigkeit der geistlichen und weltlichen Reichsfürsten so unheilvoll

gewachsen, daß selbst ein Barbarossa nur mit den Fürsten, nicht gegen sie herrschen und die Reichsgewalt nur durch auswärtige Unternehmungen, nicht durch innere Maßnahmen stärken konnte. Der zwanzigjährige Kampf um die Krone nach dem Tod Heinrichs VI. hatte vollends die Königsmacht zugunsten der Fürsten tödlich geschwächt. Der große Hausbesitz der Staufer in Südwestdeutschland war verschleudert worden, um Anhänger gegen die Welfen zu werben, das Reichsgut zersplittert und großenteils entfremdet. Um den Papst und die Kirchenfürsten auf seine Seite zu ziehen, hatte Otto IV. fast alle Rechte preisgegeben, die dem Königtum in der Reichskirche noch geblieben waren: die Mitwirkung bei den Bischofswahlen, den Anspruch auf den Nachlaß der Bischöfe und auf die Einkünfte der Bischofsstädte, in denen der König sich aufhielt. Diese Zugeständnisse hatte dann Friedrich bestätigen und noch übertrumpfen müssen, um seinem welfischen Gegner den Rang abzulaufen. Von allen früheren Machtmitteln der Krone war daher dem deutschen Königtum fast nichts mehr geblieben, und was es verloren hatte, das hatte das Fürstentum gewonnen. Nur einen Weg hätte es vielleicht gegeben, dem Königtum wieder Macht und Geltung im Reich gegenüber den Fürsten zu verschaffen. Seit Heinrich IV. und besonders unter den Staufern war ein neuer Stand ritterlicher Dienstmannen auf dem Schauplatz der Reichspolitik erschienen, meist aus unfreien Schichten aufgestiegen und großenteils von ausgeprägtem Reichsbewußtsein erfüllt, staufisch gesinnt, politisch und kriegerisch geschult: bei ihnen hätte ein deutscher König auf Gefolgschaft rechnen können, wenn er die Reichsgewalt zu neuer Kraft über das Fürstentum hätte erhöhen wollen. Ebenso wuchs in den jungen Städten am Rhein und in Süddeutschland ein Bürgertum zu wirtschaftlicher Bedeutung und politischem Selbstbewußtsein heran, das gleichfalls zum Bundesgenossen des Königtums gegen bischöfliche und fürstliche Landesherren hätte werden können. Es wäre freilich ein langer, mühsamer und ungewisser Weg gewesen, diese ritterlichen und bürgerlichen Kräfte zur Stärkung der Reichsgewalt gegen die überhand nehmende Fürstenmacht aufzubieten, nur gangbar für einen Herrscher, der seine ganze Kraft an die Aufgabe setzen konnte und wollte, eine Umkehr der verderblichen Entwicklung zu erzwingen, die das deutsche Königreich nahezu in Fürstentümer aufgelöst hatte.

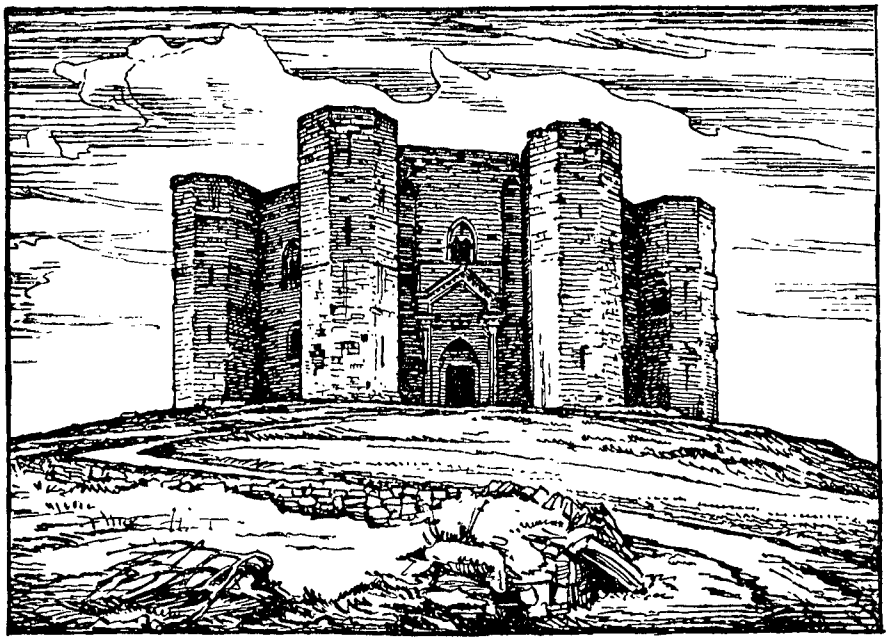
Friedrich II. hat diesen Weg nicht beschritten. Als römischer Kaiser und unbeschränkter Herr über die reichen Länder Süditaliens glaubte er höhere Ziele erreichen zu können, als in einem mühsamen Ringen mit den Reichsfürsten um die Macht in Deutschland. Ihm genügte es, wenn Deutschland ihn als seinen König und als Kaiser anerkannte und ihm Truppen stellte für seinen Kampf um Italien. Um das bei den Reichsfürsten zu erreichen, hat er ihnen bereitwillig die Ansätze aufgeopfert, die ihm ein Gegengewicht gegen die Fürstenmacht hätten bieten können. Unmittelbar nach der Königswahl seines Sohnes, am 26. April 1220, hat er den geistlichen Fürsten, die sich aus Rücksicht auf das Papsttum am schwersten zu diesem Schritt verstehen konnten, als Preis für ihre Willfährigkeit

jenes berühmte Privileg ausgestellt, das sie zu unbeschränkten Herren ihres Gebietes machte, ihnen die Hoheitsrechte über Zoll, Münze, Markt und Burgenbau überließ und ihnen zugleich die Mittel in die Hand gab, um der städtischen Entwicklung zu wirtschaftlicher und politischer Selbständigkeit entgegenzuwirken. Das Reichskirchengut, einst die stärkste Grundlage des deutschen Königtums, wurde dadurch der Reichsgewalt endgültig entzogen; und die Städte, die dem Königtum einen neuen politischen Rückhalt, neue Einkünfte und Streitkräfte hätten geben können, wurden den bischöflichen Stadtherren preisgegeben. Das konnte nur ein Herrscher tun, der gar nicht ernsthaft in Deutschland regieren wollte, der aber alles daran setzte, von den Reichsfürsten in seiner außerdeutschen Politik unterstützt zu werden. In den Jahren nach Friedrichs Aufbruch nach Italien, als fürstliche Reichsverweser in Deutschland für den Kaisersohn die Herrschaft führten, stand dem Landesfürstentum überhaupt keine höhere Staatsgewalt mehr hemmend im Wege. Der junge König Heinrich versuchte zwar, als er mündig wurde und selbständig zu regieren begann, sich dieser Entwicklung entgegenzustemmen. Trotz seiner sizilischen Herkunft wuchs er viel stärker als sein Vater in die Aufgaben seines deutschen Königtums hinein. Auf die Städte und den ritterlichen Dienstadel gestützt, glaubte er sich gegen das Fürstentum durchsetzen zu können. Da sich aber der Kaiser auch seinem Sohn gegenüber unbedingt hinter die Fürsten stellte, mußte Heinrich dieses eigenmächtige Streben teuer bezahlen. Auch den Laienfürsten mußte er 1231 alle jene landesherrlichen Rechte verbriefen, die Friedrich früher den Kirchenfürsten eingeräumt hatte, dazu die volle Gerichtshoheit und das unbeschränkte Geleitsrecht in ihrem Gebiet, den Verzicht auf die Anlage neuer, ihnen unerwünschter Städte, Märkte, Burgen; und zugleich wurde den Städten, die zu einer neuen Kraftquelle der Reichsgewalt hätten werden können, jede politische Verbindung untereinander verboten. Damit lieferte das Königtum alle Mittel einer selbständigen Politik in Deutschland an die Landesfürsten aus. Als sich aber Heinrichs junger Herrscherwille gegen diese Verzichtspolitik seines Vaters aufbäumte, als er ihm den Gehorsam aufsagte und mit den kaiserfeindlichen Städten der Lombardei in Verbindung trat, da ist Friedrich nach fünfzehnjähriger Abwesenheit notgedrungen noch einmal nach Deutschland zurückgekehrt, ohne Heer, aber in der ganzen Pracht seiner Kaiserherrlichkeit, und mühelos hat er den aufsässigen Sohn überwältigt und gefangen nach Italien führen lassen, wo Heinrich nach einigen Jahren selbst seinem Leben ein Ende machte. An seiner Stelle wurde im Februar 1237 in Wien Friedrichs zweiter Sohn Konrad zum König gewählt, der damals erst neun Jahre zählte; wieder führte für ihn ein fürstliches Reichsregiment in Deutschland die Herrschaft.

Zwar hat Friedrich II. noch einmal versucht, sich und seinem Hause auch auf deutschem Boden eine neue Machtstellung zu schaffen. 1236 empörte sich der Herzog Friedrich der Streitbare von Österreich gegen den Kaiser; zehn Jahre später erlosch mit seinem Tod das Babenberger Herzogshaus. Beide Male

wollte der Kaiser die Herzogtümer Österreich und Steiermark als erledigtes Reichslehen einziehen und nicht wieder ausgeben, sondern als kaiserliches Hausgut beim Reich behalten und unmittelbar durch Reichsbeamte verwalten lassen. Aber der Widerstand der deutschen Fürsten gegen eine solche Stärkung der staufischen Kaisermacht im Reich und die Beanspruchung aller Kräfte des Kaisers im Kampf um Italien und im Ringen mit dem Papsttum haben auch diesen letzten Versuch Friedrichs II., nördlich der Alpen wieder Fuß zu fassen, mißlingen lassen. Das Kaisertum gab seine Macht in Deutschland auf, um Italien zu gewinnen.

Früher hatten deutsche Könige Italienzüge unternommen, um sich die Kaiserkrone zu holen und durch die Beherrschung Roms und Norditaliens die kaiserliche Machtstellung und Weltgeltung des deutschen Königtums zu sichern. Das Herrschaftsstreben Friedrichs II. geht von Anfang an in umgekehrter Richtung. Von seinem sizilischen Erbreich aus hat er seine Züge nach Deutschland unternommen, um mit der deutschen Königskrone den Anspruch auf die Kaiserkrone zu erwerben und sich die Waffenhilfe der Reichsfürsten für den Kampf um Italien zu sichern. Die deutschen Fürsten hat er manchmal als die tragenden Säulen seines Reichs bezeichnet; das feste Fundament aber, die Machtgrundlage seiner Kaiserherrschaft ruhte nicht mehr in Deutschland, sondern in Süditalien. Nur hier hat er wirklich als Herrscher und Staatsmann gewaltet, in Deutschland hat er nur als Politiker und Diplomat für seine außerdeutschen Ziele gewirkt und geworben. Alle staatlichen Machtmittel, die er als deutscher König allzu bereitwillig aus der Hand gab, um sich die Reichsfürsten zu verpflichten, hat er als König von Sizilien straff und unnachsichtig für die Stärkung seiner monarchischen Gewalt eingesetzt. Dieser Unterschied seines Verhaltens in Deutschland und Sizilien tritt um so schroffer in Erscheinung, weil die entscheidenden Maßnahmen hier und dort in merkwürdiger Gleichzeitigkeit erfolgen. Im selben Jahre 1220, in dem Friedrich durch die Preisgabe staatlicher Hoheitsrechte an die deutschen Kirchenfürsten die Königswahl seines Sohnes und damit sich selbst die Möglichkeit zur Rückkehr in sein Erbreich erkaufte, hat er in Sizilien durch die „Assisen von Capua" alle Güter, Rechte und Einkünfte, die der Krone seit einem Menschenalter entfremdet worden waren, bedingungslos zurückgefordert, alle Neuerungen, die seine Herrschgewalt beschränken konnten, beseitigt und die Macht des Königtums gegen alle inneren Widerstände durchgesetzt und neu gesichert. Und im gleichen Jahre 1231, als sein Sohn auch den Laienfürsten die volle landesherrliche Gewalt in ihren Gebieten einräumen mußte, hat Friedrich das große sizilische Gesetzbuch der „Konstitutionen von Melfi" veröffentlicht, das seinem Staat eine straff gegliederte, einheitliche, in die Zukunft weisende Verfassung gab. Alles, was dem Königtum in Deutschland an echter Staatsgewalt fehlte und seit Heinrich VI. vollends verlorengegangen war, hat sich Friedrich in seinem sizilischen Staat mit starker Hand geschaffen. Dabei konnte er gewiß an das politische Vermächtnis seiner normannischen Vorfahren anknüpfen; er konnte sich das römische Rechtsbuch



Castel del Monte, Jagdschloß Friedrichs II. bei Andria in Apulien, 1240 erbaut nach dem persönlichen Geschmack des Kaisers

Justinians zum Vorbild nehmen; er konnte auch von der hierarchischen Ordnung, die sein einstiger Vormund Innozenz III. der päpstlichen Verwaltung gegeben hatte, vieles lernen. Aber im wesentlichen hat er doch aus eigener Kraft und aus klarer Einsicht in die Natur und in die Notwendigkeiten staatlichen Lebens und politischer Macht das Recht und die Verfassung seines sizilischen Staates schöpferisch, großzügig und einheitlich gestaltet. Derselbe Herrscher, der in Deutschland die Machtmittel der Staatsgewalt dem fürstlichen Lehnsadel, geistlichen und weltlichen Landesherren überließ, schuf sich in seinem Erbreich eine straff geordnete Staatsverwaltung, die jede Selbständigkeit feudaler Sondergewalten ausschloß, mit einer nur vom König abhängigen, großenteils aus nichtadligen, einheimischen Männern bestehenden, besoldeten und absetzbaren Beamtenschaft, die auf der von Friedrich gegründeten Staatsuniversität in Neapel juristisch ausgebildet wurde; mit einem zuverlässigen, schlagfertigen Söldnerheer und einer Kriegsflotte; mit sicheren und bedeutenden Staatseinkünften aus Verkehrsabgaben, Steuern und staatlichen Betrieben; und alle wirtschaftlichen, finanziellen und kriegerischen Kräfte seines Landes ließ er so streng überwachen und so einheitlich regeln, wie es kein mittelalterlicher Herrscher vor ihm vermocht hatte. Diese staatliche Neuordnung Siziliens ist weitaus seine bedeutendste Leistung. Sie hat ihm den Ruhm des Staatsschöpfers und des ersten modernen Monarchen eingetragen. Aber sie liegt weitab von den Wegen deutscher Geschichte. Schwerlich hat Friedrich

daran denken können, diesen schöpferischen und tatkräftigen Willen zur Staatsgestaltung jemals auch auf das deutsche Reichsgebiet auszudehnen, nachdem er selbst dort die fürstlichen Gegner jeder einheitlichen, durchgreifenden Staatsgewalt so sehr gefördert hatte. Die schwachen Ansätze zu einer Übertragung der in Sizilien gültigen Staatsordnung auf deutsche Verhältnisse, die sich in Friedrichs Mainzer Landfrieden von 1235 und später in der unmittelbaren Reichsverwaltung des Herzogtums Österreich zeigen, mußten hier unwirksam bleiben und verkümmern. Nur ein entschlossener Herrscherwille, der seine ganze Kraft auf Deutschland richtete, hätte solche staatliche Reformen vielleicht auch gegen die fürstlichen Widerstände durchführen können. Kaiser Friedrich aber wurde durch seinen Machtkampf mit dem Papsttum um Italien immer mehr von Deutschland abgelenkt.

Auch sein gewaltiges Ringen mit der Papstkirche ging nicht, wie einst der Investiturkampf, um Deutschland und die deutsche Reichskirche, sondern ausschließlich um die Beherrschung Italiens. In kirchlichen Fragen ist Friedrich den Päpsten, um sie seinen politischen Wünschen gefügig zu machen, weiter entgegengekommen als irgendeiner seiner Vorgänger. Die Mitwirkung des Königs bei den deutschen Bischofswahlen, die das Reich seit anderthalb Jahrhunderten so zäh gegen päpstliche Einsprüche verteidigt hatte, hat er nicht mehr beansprucht. Bei seiner Kaiserkrönung räumte er der Kirche und den Geistlichen weitgehende Freiheiten von weltlichen Gerichten und Steuerpflichten ein und stellte andererseits der Kirche die Machtmittel des Staates gegen Ketzer und Gebannte zur Verfügung, verhalf dem Papst zur Herstellung der Ordnung in Rom und im Kirchenstaat und wiederholte noch einmal sein Kreuzzugsgelübde; und Honorius III. hielt diese Zugeständnisse für wertvoll genug, um an Friedrich die Kaiserkrönung zu vollziehen, ohne auf seinem Verzicht auf die Herrschaft in Sizilien zu bestehen. Die lange Verzögerung des Aufbruchs zum Kreuzzug gab dann zwar dem neuen Papst Gregor IX. im Jahre 1227 den Vorwand, um den Kampf gegen Friedrich zu eröffnen und den Bann über ihn zu verhängen. Aber die wahren Gründe lagen tiefer. Gregor IX., mit Innozenz III. blutsverwandt und ihm auch an politischer Begabung ebenbürtiger als sein Vorgänger, ließ sich von Friedrichs Entgegenkommen in kirchlichen Fragen nicht blenden. Er erkannte klar, wie gefährlich dieser Kaiser der päpstlichen Macht werden mußte, wenn er von Sizilien aus Italien seiner Herrschaft unterwerfen und das päpstliche Rom von neuem umklammern würde. Er sah, daß auch der Kreuzzugsplan dem Kaiser als Handhabe und Vorwand diente, um seine Macht in Italien als der Ausgangsstellung des großen Unternehmens immer mehr zu festigen und auszubauen. Schon 1226 hatte Friedrich, um die Verbindung zwischen Süditalien und Deutschland zu sichern, die kaiserlichen Rechte in der Lombardei wieder zur Geltung zu bringen versucht. Sofort hatten sich aber die lombardischen Städte von neuem feindlich gegen den Kaiser zusammengeschlossen, und nur durch päpstliche Vermittlung war mit Rücksicht auf den bevorstehenden Kreuzzug die Machtprobe zwischen dem Kaiser und

dem Lombardenbund aufgeschoben worden. Aber Friedrichs Absicht war klar zutage getreten, und je länger er seinen Aufbruch nach dem Heiligen Land verzögerte, um so bedrohlicher steigerte sich seine Macht in Italien. Um das zu verhindern, ging Gregor zum offenen Angriff gegen den Kaiser über. Er setzte ihm unter Androhung des Kirchenbanns eine letzte Frist für die Kreuzfahrt, und als Friedrich sie nicht einhalten konnte, sprach der Papst den Bannfluch über ihn aus. Der gebannte Kaiser ist trotzdem im Juni 1228 nach Palästina aufgebrochen. Durch kluge Unterhandlungen mit dem ägyptischen Sultan erreichte er die gütliche Überlassung der heiligen Stätten an die Christen, und in der befreiten Grabeskirche konnte er sich mit eigener Hand zum König von Jerusalem krönen. Währenddessen ließ aber Gregor IX. ein Heer in Friedrichs sizilisches Erbreich einmarschieren, um ihn an der Wurzel seiner Macht zu treffen und zu vernichten. Doch dieser Schlag ging fehl. Eilends kehrte der Kaiser zurück, brachte den Vormarsch der päpstlichen Truppen zum Stehen und nötigte Gregor nach langwierigen Verhandlungen zu einem Friedensvertrag, der zwar einzelnen päpstlichen Forderungen weit entgegenkam, im ganzen aber als eine Niederlage der päpstlichen Politik erscheinen mußte: Friedrich wurde vom Bann gelöst; die Erfolge seines Kreuzzuges, den Gregor als Piratenzug eines Gebannten verlästert hatte, wurden von der Kirche anerkannt; der Kaiser blieb, von Zugeständnissen in kirchlichen Fragen abgesehen, unbeschränkter Herr in Sizilien und konnte von dort aus seine Machtpolitik fortsetzen. Der erste große Angriff des Papsttums war gescheitert.

Aber damit war der Kampf nur vertagt, nicht geschlichtet. Je mehr sich Friedrichs Herrschaft in Süditalien festigte, je mehr er sich die deutschen Fürsten zur Gefolgschaft verpflichtete, um so entschiedener mußte sich seine Politik auf das Ziel richten, die Brücke zwischen diesen beiden Pfeilern seines Kaisertums zu schlagen, die Reichsgewalt in Nord- und Mittelitalien wiederherzustellen. Diese Politik aber führte unvermeidlich zur Todfeindschaft mit dem Papsttum — nicht aus religiösen und kirchlichen, sondern aus machtpolitischen Gründen. Gregor IX. hat sich lange bemüht, zwischen den reichsfeindlichen Städten des Lombardenbundes und dem Kaiser den Vermittler zu spielen, um zu verhüten, daß Friedrich gewaltsam das volle Übergewicht in Norditalien erlangen könnte. Als aber 1235 die lombardischen Städte in hochverräterische Verbindung mit Friedrichs aufständischem Sohn Heinrich traten, ließ sich der Kaiser auf päpstliche Vermittlung nicht mehr ein. Mit einmütiger Zustimmung der Reichsfürsten eröffnete er den Reichskrieg gegen den Lombardenbund, und nach einem glanzvollen Sieg bei Cortenuova am 27. November 1237 glaubte er die bedingungslose Unterwerfung der Städte unter seine kaiserliche Gewalt fordern zu dürfen und auch in Norditalien wie in Sizilien ein straffes monarchisches Beamtenregiment unter Ausschaltung der städtischen Selbstverwaltung errichten zu können. Angesichts dieser kaiserlichen Erfolge und Absichten blieb dem Papsttum, wollte es sich als politische Macht in Italien behaupten und dadurch seine Unabhängigkeit retten, nichts

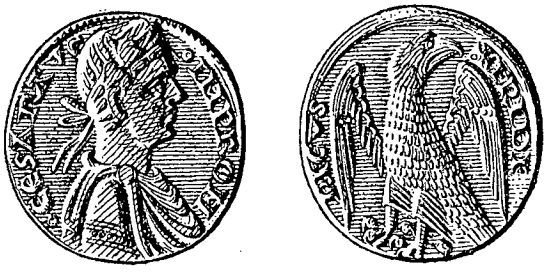
andres übrig als der Kampf gegen diesen Kaiser auf Leben und Tod. Friedrich selbst hat durch unbedachte Rücksichtslosigkeiten im Vollgefühl seiner Übermacht den Bruch vollends unvermeidlich gemacht. Nach gereizten Verhandlungen, in denen die Kurie die politischen Gründe ihrer Feindschaft durch religiöse Anklagen gegen den Kaiser zu bemänteln suchte, kam es zur offenen Kampfansage: am 20. März 1239 verhängte Gregor IX. zum zweitenmal über Friedrich den Kirchenbann.

Den Existenzkampf, der damit zwischen Kaisertum und Papsttum ausbrach, hat erst Friedrichs Tod gegen ihn entschieden. Unter Anspannung aller Kräfte hielt er während des letzten Jahrzehnts seines Lebens allen päpstlichen Angriffen und Machenschaften zäh und unüberwindlich stand. Aber mit allen Reichtümern Siziliens und den kriegerischen Kräften Deutschlands, trotz allen Machtgewinns und immer höher gesteigerter Herrscherkraft konnte er doch seinen päpstlichen Gegner nicht niederzwingen. Denn jeder Versuch, unter dem Eindruck seiner politischen und militärischen Erfolge und selbst durch das Angebot bedeutender Zugeständnisse zu einer friedlichen Verständigung mit dem Papsttum zu kommen, scheiterte an der unversöhnlichen Entschlossenheit Gregors IX. und seines Nachfolgers Innozenz IV., den Kampf gegen den Staufer bis zur Vernichtung durchzuführen. Mochte Friedrich den Kirchenstaat besetzen und den Papst selbst in Rom bedrohen, mochte er die Kardinäle und Prälaten, die Gregor 1240 zu einem Konzil nach Rom berief, unterwegs auf hoher See abfangen und in seine Gewalt bringen lassen, mochte er mit Gregors geschmeidigerem Nachfolger Verhandlungen anknüpfen und sich zu großen Opfer bereit erklären: je mächtiger er wurde, um so weniger glaubten sich die Päpste mit ihm auf eine Verständigung einlassen zu dürfen. An ihrer zähen Unversöhnlichkeit mußte alle Hoffnung auf Frieden oder Sieg scheitern. Innozenz IV. entwich aus Rom. In Lyon versammelte er 1245 ein Konzil und verkündete die Absetzung des Kaisers. Das Schicksal Ottos IV., den dreißig Jahre zuvor das Laterankonzil für abgesetzt erklärt hatte, sollte sich an Friedrich II. wiederholen. Nur fehlte diesmal ein bedeutender Gegenspieler, der den Kaiser verdrängen und ersetzen konnte wie einst der junge Staufer den Welfen. Erst nach langem Suchen fand sich der Thüringer Landgraf Heinrich Raspe bereit, die Rolle des Gegenkönigs zu übernehmen. Aber so sehr der Papst seine Einflüsse spielen ließ und sein Geld verschwendete, so heftig seine Legaten gegen den abgesetzten Kaiser wie gegen einen Ungläubigen den Kreuzzug predigten, der „Pfaffenkönig" fand unter den weltlichen Reichsfürsten doch nur geringen Anhang, und als er 1247 bereits starb, hatte der Graf Wilhelm von Holland als sein Nachfolger keinen besseren Erfolg. Da die Waffen keine klare Entscheidung brachten, steigerte sich der Kampf der Worte um so maßloser zu unerhörter Schärfe und Gehässigkeit, Verleumdung und Verhetzung. In grausigen Farben entwarf die päpstliche Partei ein Schreckensbild des Kaisers als eines Gottesleugners, Lästerers und Frevlers gegen alle heilige Scheu, eines Unmenschen voll satanischer

Verderbnis. Friedrich hat kaum weniger leidenschaftlich mit Anklagen gegen die Verweltlichung und die unchristliche Entartung der Papstkirche geantwortet, die religiöse Entrüstung gegen die unwürdigen, habgierigen, hochmütigen Vertreter der Kirche Christi zu wecken gesucht und die politische Anmaßung der Hierarchie als eine gemeinsame Gefahr der europäischen Staaten gebrandmarkt. Sich selbst aber hat er in feierlichen Manifesten als gottgesandten Weltenherrscher, als Friedensfürst und Kaiser der Gerechtigkeit dargestellt. Die beiden höchsten Gewalten der abendländischen Christenheit, deren Eintracht den Menschen dieser Zeit als Bürgschaft für das Heil, den Frieden, die Ordnung auf Erden galt, suchten einander in diesem entfesselten Kampf der Geister mit Verdächtigungen und Beschuldigungen zu überbieten. Keine vermochte die andere zu überwinden; beide aber erschütterten und zerstörten für alle Zeiten den Glaubensgrund in den Herzen der Völker, auf dem ihre Geltung, ihr geschichtlicher Anspruch verankert war.

Ein erreichbares Ziel, ein politisches Ergebnis dieses gewaltigen Ringens war für Friedrich kaum mehr abzusehen. Auch wenn er ganz Italien seiner Herrschaft unterworfen hätte — und daran schien nicht mehr viel zu fehlen, als er plötzlich mit sechsundfünfzig Jahren starb —, hätte das Papsttum sich gewiß nicht besiegt gegeben, sondern nur um so unerbittlicher nach der Vernichtung dieses Kaisers und seines ganzen Geschlechts und seines übermächtigen Reiches trachten müssen, damit die päpstliche Macht in Rom wiederhergestellt und nicht mehr bedroht werde. Mit Friedrichs Tod aber brach unvermeidlich das ganze politische Gefüge auseinander, für das er gewirkt und gekämpft hatte. Denn nur seine gewaltige Herrscherkraft vermochte das ganze weite Reich, das Deutschland mit Burgund, der Lombardei und dem sizilischen Normannenstaat zur abendländischen Vormacht vereinigt hatte, noch einmal *einem* Willen gefügig und *einem* politischen Ziel dienstbar zu machen. Auch er aber hat diese Länder einstiger Germanenherrschaft, die völkisch, politisch, kulturell und wirtschaftlich so weit auseinandergewachsen waren, nicht mehr zu einer staatlichen Einheit verschmelzen und zusammenfügen können, die ihn überdauert hätte. Nur in Süditalien blieb seine Leistung als Staatsschöpfer von langer, nachhaltiger Wirkung. Den Deutschen dagegen blieb nicht sein Werk, sondern nur seine Gestalt gegenwärtig und bedeutsam, das Gedächtnis an den letzten großen Kaiser, der einst wiederkehren würde zur Erneuerung des Reiches. Er selbst aber hatte die Macht dieses Reiches für seinen Kampf mit dem Papsttum um Italien aufs Spiel gesetzt und verloren, er selbst hat auch um dieses Kampfes willen die Kräfte der Auflösung gestärkt, die den deutschen Staat mit fürstlicher Eigenmacht überwucherten. An der verheißungsvollen, in die Zukunft weisenden Bewegung aber, die das deutsche Volk damals über seine alten Grenzen hinaus in das Neuland östlich der Elbe führte, von wo dereinst der Neubau des deutschen Staates und die Wiederherstellung des Reiches ausgehen sollte, hat Friedrich II. kaum Anteil genommen. Nur symbolhaft verbindet sich der Name dieses letzten großen Kaisers des mittelalterlichen Reiches mit einer künftigen

Reichserneuerung. Als Friedrich im Jahre 1226 in Rimini dem Hochmeister des Deutschritterordens, Hermann von Salza, die Goldbulle ausstellte, die dem Orden alle künftigen Erwerbungen und Eroberungen im heidnischen Preußenland als freien, reichsunmittelbaren Besitz übertrug und dem Ordensmeister eine reichsfürstliche Stellung zuerkannte, da konnte er gewiß nicht ahnen, daß er damit den Grundstein legte zu einem neuen Staatsgebilde, das nach Jahrhunderten neu schaffen konnte, was unter dem letzten Staufenkaiser verloren ging: die staatliche Einheit des deutschen Volkes in einem Reich. Der schwarze Adler auf Preußens Fahnen und im Wappen des neuen Deutschen Reiches stammt aus dem Reichswappen Kaiser Friedrichs II.



Münze mit dem Bildnis Friedrichs II.

Hermann von Salza

† 1239

Von

Jürgen Uhde

Hermann von Salza stammt aus Thüringen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß seine Familie sich von der thüringischen Stadt Langensalza herleitet. Näheres wissen wir darüber nicht. Seine Jugend und seine Herkunft liegen ebenso dunkel vor uns, wie sein Mannesschicksal hell, klar und eindeutig in all seinen Taten und Motiven uns erkennbar ist.

Unser geschichtliches Wissen um diese große Gestalt des deutschen Mittelalters setzt mit dem Jahre 1209 ein, als er schon als Hochmeister des Deutschen Ordens in Erscheinung trat, der damals in Akkon freilich noch ein bescheidenes und zwischen den großen alten Ordensinstitutionen, die sich viel früher am Mittelmeerkreis herausgebildet hatten, den Templern und Johannitern, sehr eingeengtes Dasein fristete.

Durch fünfzehn Jahre, also ein halbes Menschenalter hindurch, von 1209 bis 1224, deutete nichts darauf hin, daß dieser Hermann von Salza, der übrigens schon der vierte Hochmeister des Ordens war, einmal am Ostseekreis und im Nordosten ein großes Reichsschicksal einleiten sollte. Sein Gesichtskreis war der mittelalterlich-mönchische, in dessen Mittelpunkt der Kampf um das Heilige Land stand. Kaum war er Hochmeister geworden, da reiste er auch schon nach Palästina und von dort nach Armenien. Etwa in die Zeit dieser Reise fiel ein außerordentlich bedeutsames Ereignis: König Andreas von Ungarn rief den Orden in das Burzenland in Siebenbürgen. Der Orden sollte dort den Schutz gegen die Kumanen und gegen die heidnischen Angreifer aus der Walachei übernehmen. Kaum ein Jahrzehnt war vergangen, seitdem Innozenz III. im Jahre 1199 die Umwandlung des Ordenshospitals in Akkon in einen Ritterorden verfügt hatte. Schon deshalb bedeutete es ein gewisses Wagnis, wenn der Hochmeister darauf einging.

Er hätte es auch nicht wagen können, wenn er nicht seit seinen Gründungstagen zu den Staufern besonders gute Beziehungen unterhalten und zugleich gegenüber dem Konkurrenzneid von Johannitern und Templern den weitgehenden Schutz des Papstes gehabt hätte. So schritt denn in den ersten Jahren nach der Niederlassung im Burgenlande das dortige Werk des Ordens, der vor allem auch viele Deutsche nach sich zog, kräftig voran. Der Hochmeister hatte nicht etwa die Absicht, in Siebenbürgen mehr als einen in sich gefestigten Kolonialstaat einzurichten. Gerade in den Jahren der siebenbürgischen Niederlassungen baute er in Akkon das Hauptschloß Montfort als Hochmeistersitz aus. Für ihn lag auch

Siebenbürgen am vorgeschobenen Rande der Mittelmeerwelt, und erst im weiteren Verlaufe der Entwicklung des Ordens selbst kam der Hochmeister dazu, in dieser Niederlassung eine eigenstaatliche Möglichkeit zu sehen.

Das Jahr 1217 war ein entscheidendes Jahr für den Orden, denn in ihm fielen zwei Ereignisse zusammen, die beide für den Hochmeister gleich bedeutend sind: der Papst erkannte durch eine besondere Bulle die vollkommene Gleichberechtigung des Deutschritterordens mit den Templern und Johannitern an, und dann traf Hermann von Salza in diesem Jahre zum ersten Male den Mann, der sein ganzes Lebensschicksal fortan im Guten wie im Bösen bestimmen sollte: Friedrich II. von Hohenstaufen, der seit 1215 deutscher König war und mit dem Papst — 1216 war Honorius III. Nachfolger des großen Innozenz geworden — allerlei Schwierigkeiten wegen der bevorstehenden Kaiserwahl hatte. Noch waren die Tage Heinrichs IV. und die von Canossa in Rom nicht vergessen, und die große Machtstellung, die Friedrich Barbarossa im 12. Jahrhundert errungen hatte, machte das Papsttum nur noch eifersüchtiger auf die kaiserliche Macht. Im Jahre 1220 trat Hermann von Salza zum erstenmal diplomatisch in Erscheinung. Wesentlich seiner geschickten und biegsamen Verhandlungskunst war es zuzuschreiben, wenn Friedrich die Kaiserkrone am 22. November 1220 aus der Hand des Papstes nehmen konnte.

Damit war der Hochmeister des Deutschen Ordens sichtbar als Mittler zwischen die Fronten des Gegensatzes getreten, der seit den Tagen Heinrichs IV. und Gregors VII. bald mehr, bald weniger deutlich zwischen Kaiser und Papst bestand. Es war nur natürlich, daß der Hochmeister des Ordens, der mit dem Kaiser nicht nur persönlich befreundet, sondern auch sehr wesentlich auf ihn angewiesen war, und der andererseits soeben erst vom Papst ganz bedeutende Privilegien, darunter die Gleichstellung mit Templern und Johannitern bewilligt bekommen hatte, diese Vermittlungsaufgabe übernahm. Nur von einer Überwindung der Spannung zwischen Kaiser und Papst her konnte der Deutsche Orden des frühen 13. Jahrhunderts, das lag nun einmal in der Konstellation jenes Jahrhunderts und dann auch in der Stellung der christlichen Orden des Mittelalters als solcher begründet, für sich selbst zu Macht und Geltung kommen.

Es kam hinzu, daß Friedrich II. eine hochbegabte Natur von großen persönlichen Reizen war; er mußte den Hochmeister, der bald sein engster Vertrauter wurde, schon aus rein menschlichen Gründen ganz außerordentlich anziehen. Salza selbst hat sich später einmal darauf berufen, daß er versucht hätte, mit Vernunftgründen auf den Kaiser einzuwirken, und das war nötig, denn Friedrich war bei aller Fähigkeit und Begabung wie die meisten Hohenstaufen gelegentlich schwärmerisch und leicht zu begeistern, und es bestand immer die Gefahr, daß die päpstliche Kurie diese Begeisterung auf eigene Rechnung ausbeutete. So hatte Friedrich 1215 nach seiner Krönung zum deutschen König das Kreuz genommen

und gelobt, eine Kreuzfahrt ins Heilige Land anzutreten, das seit 1187 verloren war. Wer die mittelalterliche Epoche, um die es hier geht, verstehen will, der darf die Kreuzzugsepisode nicht vergessen: die römische Kirche hat es von Anfang an immer wieder verstanden, bestimmte Bewegungen und Begeisterungswellen nicht nur ihren eigenen Zwecken dienstbar zu machen, sondern sie, wenn es sein sollte und nützlich erschien, auch künstlich und propagandistisch ins Werk zu setzen. Friedrich II. hatte seine so übernommene Kreuzzugsverpflichtung mehrere Male hinausgezögert, aber das Problem wurde brennend, als im Jahre 1222 Graf Heinrich von Schwerin den König Waldemar von Dänemark, der zugleich der Beherrscher fast der ganzen südlichen Ostseeküste war, gefangen nahm.

Damit entstand eine Gefahr, die der Papst sofort überschaute: nämlich die, daß nun an der Ostsee, ähnlich wie zu den Zeiten der nordischen Machtstellung Adalberts von Bremen, ein eigenes und eigenwilliges antirömisches oder doch zum mindesten zu Rom nur in einem sehr lockeren Verhältnis stehendes Kraftzentrum entstand. Der Papst setzte sich also in kluger Berechnung für Waldemar von Dänemark ein, der seinerseits natürlich gern bereit gewesen wäre, dieses Entgegenkommen mit einem Kreuzzug nach dem Heiligen Lande zu quittieren. Wieder einmal trat Hermann von Salza als Vermittler in Erscheinung, als ein fein abwägender, sehr biegsamer und doch sehr zielbewußter Diplomat, der nebenher sehr gut die Angelegenheiten seiner eigenen Politik zu verfolgen wußte: so hat er sich für seine Vermittlerrolle eine Reihe von Zugeständnissen für seine Ordenskolonisation in Siebenbürgen geben lassen.

Im Frühjahr 1224 veranlaßte er den Papst sogar zu einem ganz entscheidenden Schritt: die Kurie erklärte, daß das vom Orden erschlossene siebenbürgische Burzenland in ihr eigenes Recht genommen — mit anderen Worten, daß es nun ein vom Königreich Ungarn unabhängiger Staat geworden sei. Im Mittelpunkt dieser Staatsgestaltung wollte Hermann von Salza eine großzügige deutsche Kolonisten- und Siedlerbewegung entstehen lassen. Aber als diese ganzen umfassenden ersten staatspolitischen Pläne des Ordens gerade heranreiften, mußte Hermann von Salza in den Angelegenheiten Waldemars von Dänemark eine Vermittlungsreise nach dem Norden antreten. Durch diesen Zufall kam der Hochmeister zum erstenmal mit dem großen, damals vom Reich her viel zu wenig erfaßten Ostsee- und Ostproblem in Berührung. Noch im Jahre 1215 hatte Friedrich II. dem König von Dänemark alle Länder östlich der Elbe, ohne eine Ahnung dessen, was er damit eigentlich tat, glatt durch einen Federstrich bewilligt. Der Hochmeister mochte seine Gründe haben, wenn er nun mit großem Geschick bestrebt war, diesen Fehler seinerseits auszugleichen. So kam es dann als Ergebnis von Salzas Reise nach dem hohen Norden zu einem Vertrag zwischen Kaiser Friedrich II. und dem befreiten König von Dänemark, wonach Holstein, Mecklenburg und das 1142 von den Schaumburgern gegründete Lübeck zu Reichslehen erklärt wurden.

Die hier entstehende nord- und ostpolitische Linie des Hochmeisters wurde noch verstärkt durch eine große Schlappe, die sein Orden und damit seine Politik im darauffolgenden Jahr, also 1225, in Siebenbürgen erlitten. Dort hatte der König von Ungarn nicht mit Unrecht erkannt, daß die Entstehung eines selbständigen Ordensstaates im ungarischen Königreiche dessen Macht gewaltig vermindern müsse, und kurz entschlossen hatte der Sohn des Königs Andreas, Bela, die Ritter mit bewaffneter Hand im Frühjahr 1225 aus ihren Besitzungen vertrieben. Die Konsequenz, mit der Hermann von Salza diesem Fehlschlag begegnete, zeigt die ganze staatsmännische Größe dieses Mannes. Alle wahren Staatsmänner haben sich nicht nur durch charakterliche Bewährung im Unglück, sondern vor allem dadurch bewiesen, wie sie Schicksalsschläge auffangen und sie dann zum Nutzen und zum Fortschritt ihrer eigenen Politik verwenden konnten. Die Quittung des Hochmeisters auf die Lehren in Siebenbürgen war das Festsetzen der deutschen, kaiserlichen Politik an der Ostseeküste.

*

Nur Hermann von Salza war es zu verdanken, wenn im Juni 1226 Lübeck vom Kaiser zur reichsfreien Stadt erhoben wurde. Und die Erklärung dafür, warum das geschah, liegt in der einfachen Tatsache, daß im Winter von 1225 auf 1226 Abgesandte des Herzogs von Masovien in der Deutschordenskomturei in Halle erschienen waren und dem Orden die Besitznahme des Kulmerlandes und der Michelau als Schenkung angeboten hatten, falls der Hochmeister dafür dann seinerseits bereit sein wollte, den Herzog Konrad von Masovien in seinem Kampf gegen die heidnischen Pruzzen zu unterstützen. Dazu muß folgendes erklärend bemerkt werden: Die frühen, meist von polnischen Klöstern ausgehenden Versuche einer missionierenden Tätigkeit in Preußen waren gescheitert. Die nach dort oben vorstoßenden Kreuzfahrer hatten, anscheinend weil sie meist mit dem christlichen Herzog von Masovien in Beziehung gestanden hatten, nur zu Gegenangriffen der Pruzzen auf das Herzogtum Masovien geführt, dessen Residenz, Plock an der Weichsel — nordwestlich vom heutigen Warschau — dadurch fortwährend gefährdet wurde. Konrad von Masovien hätte den Orden kaum gerufen, wenn er ihn nicht dringend gebraucht hätte, und im übrigen hatte sein Angebot das eine gegen sich, daß das so großzügig angebotene Kulmerland sich damals nicht mehr in den Händen Konrads, sondern in denen seiner Feinde befand.

Daß der Hochmeister von vornherein bereit war, auf diese Angebote hin etwas zu unternehmen, tut sein Eintreten für Lübeck dar.

Zugleich aber zeigt dieses Eintreten für die lübeckische Reichsfreiheit auch den ganz ungewöhnlichen Weitblick Hermann von Salzas, der als einer der allererster Staatsmänner in der deutschen Geschichte wahrhaft raumpolitisch zu denken verstanden hat. Er wußte, daß die Aufrichtung eines neuen Ordensstaates

im Weichſellande nur dann vor der Wiederholung der in Siebenbürgen ſoeben erlittenen Enttäuſchungen und Fehlſchläge ſicher ſein könnte, wenn es gelänge, dieſem jungen Staatsweſen an der Oſtſeeküſte eine ganz ſtarke rückwärtige Verbindung zu verſchaffen. Hermann von Salza hat, obwohl ſein Leben ihn zunächſt auf viele Jahre in den Mittelmeerkreis verwieſen hatte und er ſelbſt kein Norddeutſcher war, zum erſtenmal die Bedeutung der Oſtſee in ihrer vollen Tragweite begriffen, umfaſſender noch, als Adalbert und Albert von Bremen es getan hatten.

Der Maſovier war bereit geweſen, dem Orden weitgehende Privilegien in rechtlicher und verwaltungsrechtlicher Hinſicht zu geſtatten; keinesfalls hat er daran gedacht, dem Orden eine eigene, unbeſchränkte Staatlichkeit zuzugeſtehen. Das aber und nichts anderes wollte der Hochmeiſter erreichen. Beim Kaiſer fand er bei ſeinen perſönlichen Vorträgen, wie ja die Bewilligung der Reichsfreiheit für Lübeck beweiſt, volles Verſtändnis. Es ſpricht für ſeine ungewöhnliche diplomatiſche Gewandtheit und Konſequenz, wenn er auch den Papſt für ſich gewinnen konnte, deſſen Pläne er doch ſoeben erſt in der däniſch-mecklenburgiſch-holſteiniſchen Frage durchkreuzt hatte. Zwiſchen dem Kaiſer und ſeinem Hochmeiſter kam es im Frühjahr 1226 zur Goldenen Bulle von Rimini, die in eindeutiger programmatiſcher Weiſe den Grund zu einem ſelbſtändigen Ordensſtaat legen ſollte und auch gelegt hat. Das Recht, das Münzweſen, die Verwaltungshoheit, das Einbeziehen des Ordensſtaates in den großen Gedanken des Imperiums — es wurde alles bis ins einzelne hinein feſtgelegt. Unmittelbar im Zuſammenhang mit dieſer hiſtoriſchen Proklamation hat, auch zeitlich, die Verkündung der lübeckiſchen Reichsfreiheit geſtanden.

Während Konrad von Maſovien ſich noch eine Weile ſperrte, weil die volle ſtaatliche Souveränität, wie der aus den ſiebenbürgiſchen Erfahrungen klug gewordene Hochmeiſter ſie nun als conditio sine qua non forderte, ehe er ſeinen Orden reiten ließ, ihm gar zu weitgehend ſchien, kamen die Dinge aus Schleswig-Holſtein her auf neue Art ins Rollen. Waldemar von Dänemark brach zu Beginn des Jahres 1227 den Reichsfrieden, den Salza ihm drei Jahre zuvor vermittelt hatte, und darauf ſetzten ſich die Holſteiner in Verbindung mit Lübeckern, Mecklenburgern und Bundesgenoſſen aus dem Reich zur Wehr und ſchlugen im Juli 1227 bei Bornhöved die alte däniſche Machtpoſition an der Oſtſeeküſte zuſammen. Wieder ging der Hochmeiſter einen Schritt weiter. Lübeck wie auch Halle, wo ja die Verhandlungen mit dem Maſovier geführt wurden, waren alte Stätten des Ordens. Schon vor der Umwandlung in einen Ritterorden hatte das alte Spital zu Akkon ſowohl in Lübeck wie in Halle eine Niederlaſſung gehabt. Jetzt benutzte der Hochmeiſter, der Heinrich den Löwen und die Askanier ſehr genau begriffen hatte, Magdeburg für ſeine Zwecke. Wiederum mit Unterſtützung des Kaiſers traf er alle Verfügungen, die notwendig waren, um Magdeburg zur ſtrategiſchen Zentrale des Nachſchubs nach Oſten zu machen.

Wie weitblickend dieser große raumpolitisch und doch deutsch und nochmals deutsch denkende Hochmeister war, das geht am besten aus der Auswahl der Persönlichkeiten hervor, die er in diesen Jahren für den Orden warb, wo er, immer unverrückbar sein neues großes östliches Ziel im Auge haltend, unablässig das Reich bereiste. So bewog er den Landgrafen Konrad von Thüringen, den Sohn der Heiligen Elisabeth, zum Eintritt. Damit gewann er Marburg als außerordentlich wesentlichen Stützpunkt für sich, der dem Orden denn auch durch die Jahrhunderte hindurch treu geblieben ist.

Nicht weniger wichtig war die Gewinnung des Markgrafen Heinrich von Meißen. Meißen war seit den Tagen König Heinrichs des Ersten, des großen Niedersachsen, die Grenze des Reiches nach Osten hin. Mit der Gewinnung von Lübeck, Magdeburg und Meißen brachte der großzügige Staatsmann, der an die Erschließung der Weichsel dachte, zunächst einmal die Elblinie als rückwärtige Verbindung in seine Hand.

Der niedersächsische Raum war für ihn, der sich anschickte, das Erbe des Löwen und Albrechts des Bären, des ersten Askaniers, anzutreten, von ganz entscheidender Bedeutung. Schon damals gewann er den Markgrafen Otto von Brandenburg als Bundesgenossen, denselben Askanier, der bald danach Brandenburg am Haff gründen sollte. Herzog Otto von Braunschweig, den Welfen, gewann er sogar für den Orden selbst. So hatte er, ehe er überhaupt in die entscheidenden Verhandlungen mit dem Herzog von Masovien eintrat, die besten Kräfte des Reiches, fast alle Geschichte gestaltenden Männer des jungen norddeutschen Raumes für sich gewonnen. Er dachte weit, dachte an Adalbert von Bremen, der schon im 11. Jahrhundert zum erstenmal die baltische Ostseeküste erschlossen hatte, und an Albert von Bremen, der 1201 zum Gründer Rigas geworden war, dachte an Otto von Bamberg, der schon im 11. Jahrhundert mit der Christianisierung Pommerns begonnen hatte, dachte auch daran, daß im Baltikum noch der Schwertbrüderorden saß, der im Jahre 1202 entstanden war und dem vielleicht eine große Zukunft beschieden wäre, wenn es gelänge, von der neuen Kulmer Ordensbasis aus den Anschluß an diese Schwertbrüder zu gewinnen. So spiegelte sich in diesem großen Geist die ganze damalige Welt, die Welt der Ostsee und die Welt des Mittelmeers, und indem er sie beide in ein Verhältnis zueinander brachte, das seinen Plänen günstig war, reifte die östliche Gründung heran, mit der er sich Unsterblichkeit erobern sollte.

Noch einmal mußte der Hochmeister einen Umweg durch die Mittelmeerpolitik antreten, ehe er gegenüber dem masovischen Angebot wirklich zum Handeln kommen konnte. Friedrich II. war 1227 von dem neuen, weit gefährlicheren Papst Gregor IX. mit dem Bannfluch belegt worden, weil er versäumt hatte, die übernommene Kreuzzugsverpflichtung innerhalb der vorgeschriebenen Fristen zu erfüllen. Dann aber fuhr der mit dem Kirchenbann belegte Kaiser doch nach dem Orient, ohne großes Heer, als kluger diplomatischer Vermittler, und er erreichte,

was ihm militärisch vielleicht nicht möglich gewesen wäre: die friedliche und vertragliche Herausgabe Jerusalems durch den Sultan; ein ungeheurer diplomatischer Erfolg. Aber gerade dieser Erfolg sollte den Papst nur noch eifersüchtiger machen, wenn er ihm auch andererseits die mit dem Bannfluch angestrebte Vernichtung des Kaisers unmöglich machte. Wieder einmal mußte also vermittelt werden, und wieder einmal kam dafür niemand anders in Frage als der Hochmeister, der in den letzten Jahren, vor allem durch seine norddeutschen Verträge so sehr an eigenem politischem Schwergewicht gewonnen hatte und längst auch als Hochmeister der Diplomatie seines eigenen Jahrhunderts galt. Nach Jahresfrist, im Spätsommer des Jahres 1230, war auch dieses schwere Vermittlungswerk gelungen: Kaiser und Reich setzten sich in Gegenwart des Hochmeisters zu gemeinsamem Versöhnungsmahl zusammen, und Hermann konnte mit mehr Recht denn je zuvor von beiden die Unterstützung seiner östlichen Pläne erbitten.

Nun ließ der Papst, der schon vorher, 1229, während der Schlichtungsverhandlungen dem Hochmeister die masovischen Schenkungsangebote ausdrücklich kirchlich bestätigt hatte, dem Orden wiederum eine Urkunde ausstellen, die sämtliche Forderungen Salzas unterstützte. Darauf gab dann endlich, nach vier nützlichen Jahren des Zauderns, Konrad von Masovien nach und erteilte auch seinerseits dem Orden ein Patent, das sämtliche hochmeisterlichen Bedingungen anerkannte. Erst daraufhin gab der Hochmeister seinem großen niederdeutschen Mitarbeiter Hermann Balk den Befehl, nach Nordosten zu reiten.

Kaum jemals wurde eine große politische Aktion sorgfältiger und geschickter vorbereitet als die Gründung des Ordensstaates durch Hermann von Salza. Ähnlich wie Bismarck sieben Jahrhunderte später durch sein geschicktes Sich-Einschalten in die schleswig-holsteinische Frage die großen Ziele seiner Reichsgründung angebahnt hat, ist es auch dem Hochmeister gelungen, aus dem Niederbruch König Waldemars von Dänemark den größten aller Gewinne zu ziehen, die es damals überhaupt gab: die Sicherung der Ostseeküste für die Pläne des Deutschen Ordens. Durch seine Verträge mit den Askaniern, mit dem Markgrafen von Meißen, dem Herzog von Braunschweig und dem Landgrafen von Thüringen, durch seine Einflußnahme auf Lübeck und Magdeburg war nicht nur das Ansehen des Ordens in wenigen Jahren ganz außerordentlich gestiegen, sondern das Werk der Ostkolonisation gewissermaßen im voraus gesichert, ehe es überhaupt richtig begann. Wer es verstanden hatte, in dieser Weise ganz Norddeutschland mit einem Netz von Verbindungen und Sicherungen zu überziehen, der konnte mit fast völliger Sicherheit den Kampf an der Weichsel aufnehmen und konnte es doppelt, wenn es ihm schließlich auch noch gelungen war, Kaiser und Papst trotz ihres latenten Gegensatzes für seine Ziele einzuspannen.

Kurz nachdem der Papst zu allem übrigen auch noch zur Kreuzfahrt gegen die heidnischen Pruzzen aufgerufen hatte (Herbst 1230), begann unter Hermann Balk

die historische Reihe der Städtegründungen an der Weichsel. 1231 entstand Thorn, im Jahre darauf Kulm, 1233 Marienwerder. Unter der Patenschaft und Bundesgenossenschaft des Reiches, dem eigentlich Hermann von Salza in weit höherem Maße als der Kaiser eine neue Idee und Gestaltung gegeben hatte, schloß der Hochmeister dann auch noch im Osten selbst ein weitgespanntes Netz von wahrhaft föderativen Staatsverträgen ab. Während Burggraf Burchhard von Magdeburg der jungen Gründung das erste Hilfsheer zuführte, entstanden nacheinander die Bündnisabkommen des jungen Ordens mit den Piasten von Masovien, Kujawien, Großpolen, Breslau und Krakau, die sämtlich mit ihren Hilfstruppen bei dem neugegründeten Marienwerder eintrafen. 1236 siegte der Orden dann am Drausensee, in der Nähe des damals bald nach der Schlacht gemeinsam von Meißener und Lübecker Bürgern gegründeten Elbing zum erstenmal in offener Feldschlacht über die heidnischen Pomesanier. Bald nach der Gründung von Elbing eroberte der Orden die Haffküste und gründete Balga; so heben sich binnen wenigen Jahren die Umrisse des Ordensstaates, wie sie durch drei Jahrhunderte im wesentlichen gültig bleiben sollten, dank der Genialität des großen Hochmeisters deutlich ab.

Ebenfalls im Jahre 1236 hatten die livländischen Schwertbrüder bei Saule eine schwere Niederlage von den Litauern erlitten. Im Jahre darauf konnte Hermann von Salza seinen alten Plan der Vereinigung seines Deutschen Ordens mit dem livländischen Schwertbrüderorden in die Tat umsetzen. Das klingt leichter, als es damals war. Denn der Erzbischof von Riga übte über den livländischen Orden Hoheitsrechte aus, die der Deutsche Orden niemandem als nur dem Papst selbst zugestand. So bestand die Gefahr, daß die rigaschen Autonomiebestrebungen im Verein mit dem Anspruch des Erzbischofs das erste Loch in die Souveränität des Ordens reißen ließen. Wieder einmal bewies Hermann von Salza, der, obwohl er selbst das Ordensland niemals betreten hat, den Ostraum wie kein zweiter übersah, seinen klaren Kopf. Er erkannte, daß die Dänen, wenn er den Kampf mit Riga auf die Spitze triebe, sich gegen ihn einmischen würden, und er wußte nur zu gut, wie bald der Orden mit der Waffe in der Hand seine jungen Gründungen gegen die eben unterworfenen Heiden zu verteidigen haben würde. So bewies er wiederum, daß Außenpolitik nicht immer nur in der Kunst, das Unmögliche möglich zu machen, sondern bisweilen auch in der Kunst des Möglichen liegen muß, und schloß mit den Dänen förmlichen Frieden, wobei er zunächst auf Reval verzichtete. Er war auch ohnedem inzwischen längst zum maßgebenden Staatsmann des Ostseekreises geworden.

Ein Hauptaugenmerk hatte der Hochmeister von vornherein auf die innere staatsrechtliche Sicherung seines Lebenswerks gelegt. Unmittelbar nach den ersten Gründungen, als Thorn und Kulm eben erst als feste Plätze entstanden waren, erließ er die sogenannte „Kulmer Handfeste des Jahres 1233", die nach lübischem und magdeburgischem Rechtsvorbild den nach Kulm und Thorn gezogenen

Bürgern ihre Rechte festlegte und ihnen weitgehende Privilegien bewilligte. Er zog außer dem magdeburgischen Städterecht sogar das schlesische Bergrecht, dazu eine bis ins einzelne gehende Ordnung des Münz-, Maß- und Handelssystems in dieses neue Stadtrecht hinein. Und wenn schon ein Jahrhundert später die meisten Städte des Ostens, die deutschen wie die polnischen, nur kulmisches, magdeburgisches und lübisches Städterecht aufwiesen, und wenn von dieser Tatsache ausgehend die norddeutschen Städterechte den ganzen Osten beeinflußt und gestaltet haben, dann führt sich dieses überragende historische Verdienst auf keinen anderen als auf Hermann von Salza zurück.

*

Die große menschliche und persönliche Tragik, die immer wieder die Geschichte durchzieht, hat es gefügt, daß der Hochmeister, während er mit so unerhörten Erfolgen den Ostseekreis unter seinen Einfluß brachte und den Osten erschloß, in den letzten Jahren seines Lebens auf dem Gebiet der kaiserlich-päpstlichen Mittelmeerpolitik, von der er einst ausgegangen war, eine Fülle von Bitternissen und Enttäuschungen erlebte. Man kann geradezu sagen, daß sich an ihm wieder einmal die Tatsache erwies, daß man nicht auf die Dauer gleichzeitig der Ostsee und dem Mittelmeer dienen und untertan sein kann.

Etwa um dieselbe Zeit, in der sich der junge Orden am Drausensee seinen ersten großen Sieg holte und gleichzeitig die livländischen Ritter bei Saule ihren Nimbus einbüßten, mußte der Hochmeister in den Konflikt zwischen Kaiser Friedrich II. und seinem Sohn, dem deutschen König Heinrich (VII.), eingreifen. Und er, der ein geborener Vermittler und ein Mann mit ungemein weicher und doch fester Hand gewesen sein muß, hatte auch hier Erfolg. Aber gerade dieser Erfolg brachte es mit sich, daß der Kaiser den Hochmeister jetzt mehr denn je als Vermittler in seinen neu auftretenden Schwierigkeiten mit dem Papst beanspruchte. Es ging dabei um die Lombardei. Der Papst hatte mit ganz ähnlicher Methode, wie die Kurie bald genug dem Orden die Litauer auf den Hals hetzen sollte, die lombardischen Städte in ihrem Widerstand gegen den Kaiser ermutigt, zunächst heimlich, dann immer offener. Die Kurie wollte im lombardischen Städtebund sich einen entscheidenden Gegner gegen die kaiserliche Reichsgewalt sichern, einen Gegner, der Friedrich II. um so gefährlicher werden mußte, als dem Kaiser die oberitalienischen Zugänge von und nach Rom verbaut gewesen sein würden, wenn es dem Städtebund gelungen wäre, sich durchzusetzen. Friedrich, der diese Gefahr vollkommen durchschaute, beschloß den Reichskrieg gegen den lombardischen Städtebund. Darüber brach der offene und unheilbare Konflikt zwischen Kaiser und Papst in voller Schärfe aus.

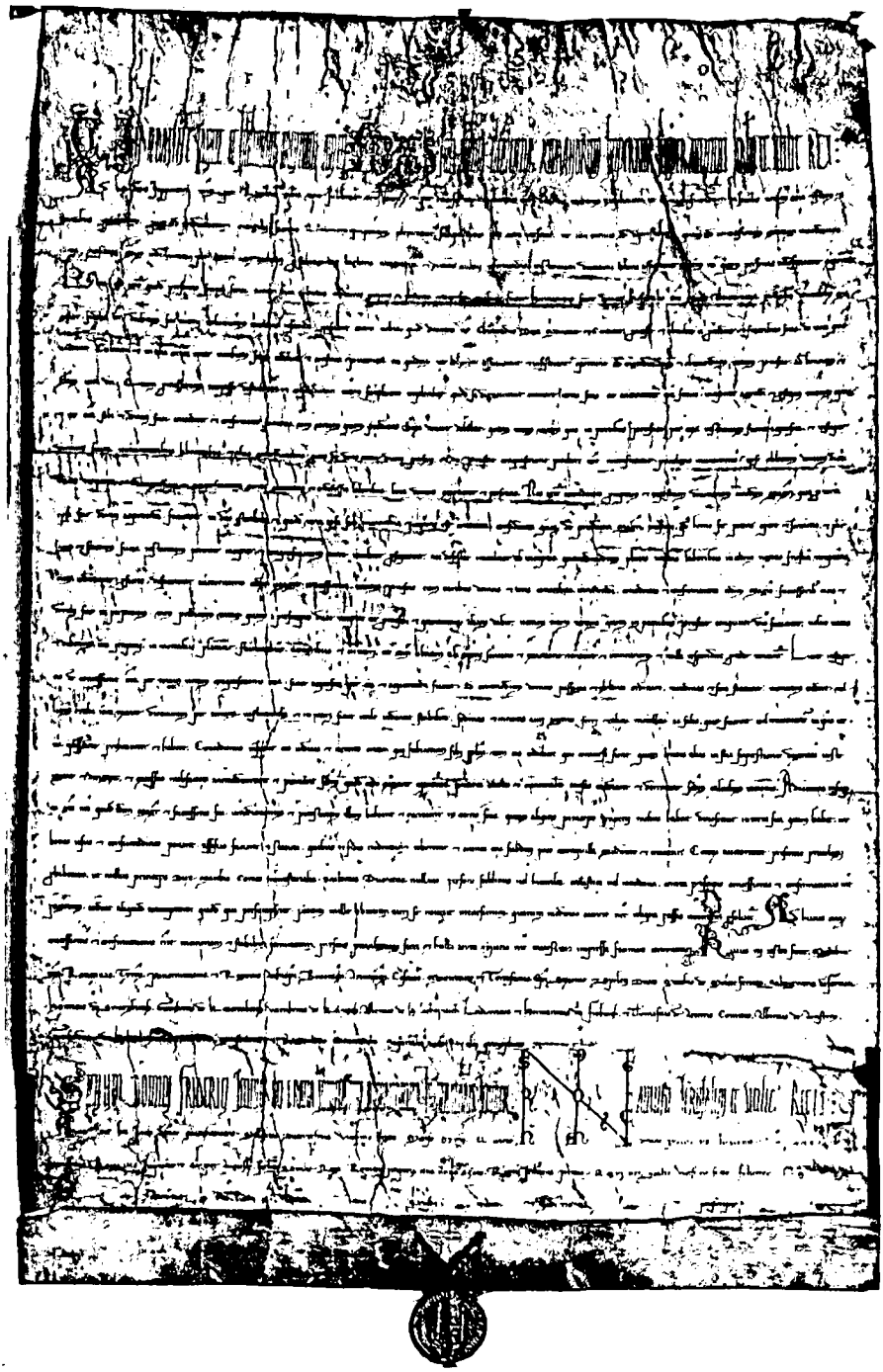
Nun war der Hochmeister, so groß seine menschliche und politische Autorität auch war, doch immerhin abhängig von seinem Generalkapitel. Und gerade die großen norddeutschen Herren, die Hermann von Salza zum Eintritt in den Orden

bewogen hatte, wollten natürlich nicht auf ein gewisses Mitbestimmungsrecht verzichten. So sehr sie die Kolonisation im Osten unterstützten und so sehr ihnen an der Ostseepolitik des Hochmeisters gelegen war, so wenig wollte ihnen diese Einmischung des Hochmeisters in den offenen Konflikt zwischen Kaiser und Papst gefallen. Und man kann es dem Enkel Heinrichs des Löwen, Otto von Braunschweig, und dem Urenkel des großen Askaniers Albrecht des Löwen auch nicht verdenken, wenn sie sich gegen diese lombardische Politik aussprachen. So kam es zu dem Marburger Generalkapitel, das im Jahre 1237 dem Hochmeister untersagte, sich fürderhin in die lombardische Frage einzumischen, und damit zugleich eine weitgehende Mißbilligung der hochmeisterlichen Politik aussprach.

Hermann von Salzas Tragik war sein eigener Werdegang. Er war großgeworden in der Vermittleraufgabe zwischen Kaiser und Papst. Als diese Tätigkeit vorüber war, und als seine ureigenste Schöpfung, der norddeutsch und ostdeutsch ausgerichtete Orden ihm dies bestätigte, da verlor sein eigenes Leben gewissermaßen seinen Sinn. Salza ist ein typisch mittelalterlicher Mensch gewesen, unter dessen Idealen die Heiligen Lande ebenso sichtbar waren wie das große Ziel der Ostseeherrschaft. So groß er den Orden gemacht hatte, so fühlte er sich selbst schließlich doch noch als mehr: als den engsten Vertrauten Kaiser Friedrichs II., dem seine ganzen menschlichen Sympathien gehörten und in dessen Interesse er immer und immer wieder den Ausgleich mit dem Papst gesucht hatte; diesem stand er innerlich viel ferner als dem Kaiser, der seinerseits einmal den Orden als „Unsere besondere Gründung" bezeichnet hat. Hermann von Salza dachte von seinem großen persönlichen Standpunkte aus noch weit über den Orden hinaus. Er betrachtete sich nächst dem Kaiser als den vornehmsten Repräsentanten des Imperiums, dem zu dienen der Orden in der Goldenen Bulle von Rimini einst so feierlich gelobt hatte. Durch dieses Denken zog der nüchterne und kaltherzige Marburger Ordensbrüderbeschluß einen grausamen Strich.

Der alternde Hochmeister, der unter dem Druck der unerhörten Spannungen und Kämpfe, denen fast sein ganzes Leben gegolten hatte, auch noch erkrankt war, hat trotzdem versucht, das wankende Gebäude seiner weltpolitischen Weltanschauung bis zum äußersten zu halten. Er ist darüber schließlich, am 20. März 1239, in Salerno gestorben. Kaiser Friedrich, der ihm persönlich stets die Treue gehalten hat, war an seinem Sterbelager anwesend. Es war derselbe Tag, an dem der Papst in Rom wiederum den Bannfluch der römischen Kirche über den Kaiser aussprach.

So haben sich am Grabe des Hochmeisters die alten Gegensätze von Kaiser und Papst in voller Schärfe gezeigt. Bald genug sollten sie sich auf den jungen Ordensstaat auswirken. Kaum war der Hochmeister gestorben, als der preußische Bischof Christian auch schon den Versuch unternahm, die Supremats-rechte seines geistlichen Bruders von Riga über die Deutschritter auszusprechen. Von diesem



Belehnung des Hochmeisters Hermann von Salza mit dem Lande Preußen
Urkunde Friedrichs II. von 1226. Königsberg, Staatsarchiv



Der Sachſenſpiegel von Eike von Repgow,
Seite aus einer Bilderhandſchrift, 14. Jahrh. Dresden, Staatsbibliothek

Tage an ist dann der Orden in einen fast ununterbrochenen Gegensatz zum römischen Papsttum verwickelt worden, und gerade aus diesem Gegensatz, aus dieser unerhörten Kraft, in Gegensätzen zu leben und zu schaffen, hat er noch weit über das Vermächtnis Hermann von Salzas hinaus an staatlicher und staatsbildender Kraft gewonnen. Es war der unüberbrückbare Gegensatz von Ostseekreis und Mittelmeerkreis, der in diesen Auseinandersetzungen zu Worte kam und der schließlich den Orden — wenn wir die Dinge recht sehen wollen — geradezu zu einer Vorform des Protestantismus werden ließ.

*

Zwei Jahre nach Hermann von Salzas Tod sollte sein Werk die erste große Feuerprobe bestehen. Es war das Jahr des großen Mongoleneinfalls von 1241. Mit offensichtlicher Unterstützung der römisch-kurialen Kreise benutzte Herzog Swantepolk von Pommerellen die günstige Gelegenheit des Reiches, das seinem Orden kaum helfen konnte, und griff die Gründungen Hermann Balks schlagartig an. Dieser Angriff löste dann wiederum einen gewaltigen Aufstand der Pruzzen aus. Zunächst konnten nur die von der See her zugänglichen Festungen Elbing, Kulm, Rheden und Thorn gehalten werden. Swantepolk selbst war in schlauer Berechnung vorher der christlichen Kirche beigetreten, um dem Orden jeden rechtlichen Anspruch auf päpstliche Hilfe zu nehmen, und der Papst hat es anscheinend ganz gern gesehen, daß der alte Bundesgenosse des Kaiser- und Reichsgedankens dort oben an der Ostsee zwischen die Zange seiner verschiedenen neidischen Nachbarn genommen werden sollte.

Und trotzdem blieb der Orden unbesiegt. Die Weichselbasis, die Hermann von Salza als die Grundlage aller Außenpolitik des Ordens angesehen hatte, blieb intakt. Die große Idee des Hochmeisters, der seine deutschen Kolonisationsbestrebungen bei gegebener Gelegenheit auch mit slawischen Bundesgenossen durchsetzen wollte, erwies sich auch hier wiederum als richtig. Die Piasten von Krakau, Masovien und Kujawien erklärten sich sämtlich an einer Machterweiterung Swantepolks nicht interessiert. Das von Hermann von Salza angelegte Bündnissystem erwies sich als tragfähig. Die entscheidende strategische Position des Ordens, Sartowitz an der Weichsel, wurde zurückgewonnen, und 1249 kam der Christburger Friede zustande, der, genau zehn Jahre nach dem Tode des großen Hochmeisters, Europa zum ersten Male bewies, daß hier ein dauerhaftes Fundament gelegt worden war.

Bald schloß sich das von Hermann von Salza angestrebte Netz der Bündnisverträge fester und fester. Neben den Askaniern, unter denen Otto der Fromme der wertvollste Bundesgenosse des Ordens war, gewinnt die hochmeisterliche Diplomatie eines Wüllersleben und Hohenlohe nun vor allem den König Ottokar von Böhmen für sich, der 1255 Königsberg gründet, das nach ihm seinen Namen führt. Mit Hilfe dieser Bundesgenossen wird eine Stadt nach der anderen

erbaut. Während livländische Brüder und Lübecker Kaufleute um die Zeit der Gründung Königsbergs auch Memel erbauen, entsteht im Ordenslande selbst eine Stadt nach der anderen, so z. B. auch Wehlau und Labiau, von denen her dann nach der Eroberung Natangens und Bartens endlich auch das Samland völlig unterworfen wird.

Um das Jahr 1260, nur etwa zwei Jahrzehnte nach dem Tode des großen Hochmeisters, der das alles geplant und gegründet hatte, steht der Orden zum ersten Male als sichtbares Machtzentrum im Schachspiel der großen intereuropäischen Politik. Zwar hetzt ihm der Papst noch einmal die Litauer auf den Hals, deren Führer Mindowe sich vorher in den Schutz Innozenz' IV. begeben hatte. Wieder gehen zunächst die meisten Schlösser verloren, und wieder sind es die alten von Hermann von Salza gepflegten Bundesgenossenschaften, die dem Orden erneut in den Sattel verhelfen. Otto der Fromme von Askanien, der Gründer Brandenburgs, Ottokar von Böhmen, Albrecht von Meißen und Albrecht Welf von Braunschweig: sie erscheinen wieder einheitlich zusammenwirkend an der Spitze ihrer Truppen. Wieder ist es durch sie das Reich und sind es vor allem die norddeutschen Kräfte dieses Reiches, die den Orden als die entscheidende Macht an Ostsee und Weichsel wirksam zeigen.

Von nun an ist der Weg, der nach Danzig und Reval, der (1343) mit dem Kalischer Frieden zum ewigen Verzicht der Polen auf Pommerellen führen soll, der Weg zur Marienburg frei. Hermann von Salzas Name beginnt langsam zu verblassen. Andere, ebenso große Männer, die sogenannten niederdeutschen Hochmeister Lüder von Braunschweig, Werner von Orselen, Winrich von Kniprode und andere, treten auf und treiben ihre eigene, wahrhaft geniale Politik. Der Orden wird Weltmacht, wird das verkörperte Bild eines sozialistischen Staates, in dem der einzelne nichts und die Idee alles gilt, eines Staates, der in seltener Reinheit von einer tragenden Idee beherrscht wird, die in all ihren Grundzügen eben doch die Idee Hermann von Salzas gewesen war.

Diese Idee erfaßte den Ostseeraum und die unerschlossenen Kolonisationsgebiete der östlichen Landschaften. Sie war getragen von der Vorstellung, die zugleich eine Lehre früherer bitterer Erfahrungen darstellte, daß das deutsche Bauern- und Kolonistentum einheitlich und geschlossen im Osten angesiedelt werden müsse, nicht in Verdrängung fremder Völkerschaften, sondern in seiner Eindeutschung und seiner Beherrschung vom germanischen Rassekern her. Dieses Kolonisationsprinzip ist so stark gewesen, daß es später zwei Jahrhunderte der Bitternis und Demütigung — vom zweiten Thorner bis zum Olivaer Frieden — überdauern konnte. Es ist stark genug gewesen, um auf seinen Schultern die Staatswerdung des preußischen Staates zu tragen, bei dem ebenfalls, wie einst beim Orden, die Idee alles galt und der Einzelne nichts. Wenn wir bedenken, wie der Weg der deutschen Geschichte vom Ritterorden über Preußen eingemündet ist in die ganze Hoheit und Vielgestaltigkeit unseres Reichsgedankens, dann müssen

wir Hermann von Salza, der so deutlich am Anfang dieser Entwicklungslinie steht, zu den ganz großen und bleibenden Gestalten unserer Geschichte rechnen.

Neben Adalbert von Bremen und Albrecht dem Bären, Heinrich dem Löwen und Albert von Bremen, hat das frühere deutsche Mittelalter wenige Schattenrisse aufzuweisen, die so ungeheuer einprägsam und schicksalhaft sind, wie der des Meisters Hermann von Salza, den eine unselbständige und unvölkische Geschichtschreibung gar zu lange nur von der staufischen Vorstellung und von der Mittelmeerbasis her gesehen hat.

Zwar liegt sein Grab tief im Süden an der Küste des Meeres, gegen das er die Widersprüche der Ostsee deutlich gemacht hat. Sein Mythos aber steht hoch bei uns im Osten und Norden.

Eike von Repgow

Um 1180—1235

Von

Walther Merk

Als Verfasser des Sachsenspiegels wird in der Reimvorrede Eike von Repgow genannt: „Nu danket al gemeine / dem von Valkensteine, / der greve Hoyer ist genant, / daz an diütisch / (deutsch) is gewant / diz buch durch sine bete: / Eyke von Repgowe iz tete, / ungerne er'z aber an quam (ging daran), / do er aber vornam / so groz dar zu des herren gere, / do ne hatte her keine were; / des herren liebe in gare verwan (überwand ihn), / daz her des buches began, / des ime was vil ungedacht, / do her'z an latin hatte gebracht. / Ane helphe und ane lere / do ducht in daz zu svere, / daz er'z an dütisch wante; / zu lest er doch genante (wagte) / des arbeites unde tete / greven Hoyeres bete."

Über Eikes Lebensschicksale ist fast nichts bekannt. Nicht einmal Zeit und Ort seiner Geburt und seines Todes stehen fest. Kein zeitgenössischer Geschichtsschreiber erwähnt den Namen des größten deutschen Rechtsdenkers des Mittelalters. Die einzige sichere Kunde über seinen Lebensgang verdanken wir sechs Urkunden aus den Jahren 1209 bis 1233, die ihn als Zeugen beim Abschluß von Rechtsgeschäften nennen. Da Eike als Geschäftszeuge 1209 schon im Mannesalter gestanden hat, wird er ums Jahr 1180 oder früher geboren sein. Diese Urkunden geben auch Aufschluß über Landschaft und Umwelt, in der Eike gelebt hat. 1209 weilt Eike im Gefolge des Markgrafen Dietrich von Meißen auf der Dingstätte der Grafschaft Wettin zu Mettine im Gau Serimunt (zwischen Mulde, Elbe und Saale), 1215 zusammen mit dem anhaltischen Vasallen und Stiftsvogt von Quedlinburg Grafen Hoyer von Valkenstein beim Fürsten Heinrich von Anhalt auf dem Schloß Lippehne, am 1. Mai 1218 zugleich mit dem Markgrafen Dietrich von Meißen zu Grimma. 1219 wirkt Eike wieder in Gemeinschaft mit dem Grafen Hoyer von Valkenstein als Zeuge bei einem Vergleich mit, den Graf Heinrich von Anhalt mit den Stiftsherren von Goslar abschließt. 1224 erscheint er in der Umgebung des Landgrafen Ludwig von Thüringen auf dem Landding der Grafschaft Eilenburg (Landsberg) zu Delitzsch, 1233 bei einer Übereignung von Erbe und Eigen zu Billingsdorf, die von den Markgrafen Johann und Otto von Brandenburg an der Brücke zu Salbke in Gegenwart des Grafen Bederich von Dornburg und der Schöffen der Grafschaft vorgenommen wurde. Den Schauplatz von Eikes Wirksamkeit bildet hiernach die Gegend an der Saale und Mittelelbe, das Gebiet der Bistümer Halberstadt und Magdeburg, das von der Sprachgrenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch durchschnitten wird.

Die Urkunde von 1215 reiht Eike unter die Edelfreien (nobiles viri) ein im Gegensatz zu den als Dienstmannen bezeichneten Zeugen; die übrigen Urkunden sagen nichts über seinen Stand. Aus der eingangs genannten Stelle der Reimvorrede zum Sachsenspiegel und aus der Voranstellung der Namen ministerialischer Zeugen in den Urkunden von 1218, 1219 und 1224 hat man folgern wollen, daß Eike nach 1215 in den Ministerialenstand übergetreten und Dienstmann des Grafen Hoyer von Valkenstein geworden sei. Indes bietet die Zeugenanordnung keine genügende Grundlage für diese Vermutung. Auch die Bezeichnung des Grafen Hoyer als „Herr" zwingt nicht zur Annahme, daß Graf Hoyer Eikes Dienstherr gewesen ist. Gegen einen Eintritt Eikes in den Dienstmannenstand spricht schon die Schärfe, mit der sich der Sachsenspiegel gegen jegliche Unfreiheit wendet (Landrecht III, 42 § 3), und die völlige Außerachtlassung des Dienstrechtes im Sachsenspiegel. Wenn Eike sich wirklich in Abhängigkeit vom Grafen Hoyer begeben hat, wird man höchstens an ein freies Lehensverhältnis zu denken haben. Aus der Urkunde von 1233 haben einige Forscher den Schluß gezogen, daß Eike den Schöffenstuhl zu Salbke in der vom Grafen Hoyer verwalteten Grafschaft Billingshohe innegehabt habe. Doch gibt die Urkunde dafür keine Stütze: sie führt Eike erst nach der Bezeichnung der Schöffen und des Fronboten auf. Auch lag Salbke nicht in der Grafschaft Billingshohe, sondern in der Grafschaft Bederichs von Dornburg (Grafschaft Mühlingen, zwischen Bode, Saale, Elbe und Sülze), deren gewöhnliche Dingstätte Mühlingen war. Daß Eike gleichzeitig als ständiger Urteilsfinder in drei Grafschaften tätig gewesen ist, erscheint nicht glaubhaft. Nicht als Schöffe, sondern als erfahrener Rechtsberater der fürstlichen Persönlichkeiten, in deren Gefolge er auftritt, wird er zu den beurkundeten Rechtsgeschäften zugezogen worden sein.

Mit Hilfe des Familiennamens von Repgow lassen sich schließlich Herkunft und Heimat des Sachsenspieglers bestimmen. Das Geschlecht führt seinen Namen vom Dorfe Reppichau, das in Anhalt rechts der Saale zwischen Cöthen, Aken und Dessau gelegen ist. Der Gau Serimunt, zu dem der Ort gehörte, war bis ins elfte Jahrhundert fast rein wendisch; erst im zwölften Jahrhundert strömten hier massenhaft deutsche Siedler ein. Die Familie von Repgow war vermutlich niedersächsischen Ursprunges, da die Prosavorrede des Sachsenspiegels „Von der Herren Geburt" sie nicht ausdrücklich unter den edelfreien Geschlechtern fränkischer oder schwäbischer Abstammung anführt und die nicht namentlich genannten Geschlechter als sächsischen Ursprunges bezeichnet. Als älteste Träger des Namens von Repgow begegnen „Eyco et Arnolt de Rypechowe"; sie nahmen 1156 an einer Gerichtsversammlung teil, die Markgraf Albrecht der Bär zu Wörpzig hielt. 1159 übergaben Markwart, Eyco und Arnolt von Repgow anderthalb Hufen ihres Erbgutes an das Erbstift Magdeburg unter der Bedingung, daß sie den Zehnten von ihrem gesamten übrigen Besitz (hereditas) in Reppichau vom Erzstift als erbliches Lehen empfangen. Einer dieser drei wird wohl der Vater oder Großvater des

Sachsenspieglers sein. Die Angehörigen der Sippe kommen hauptsächlich in Urkunden der Grafen von Aschersleben, Fürsten von Anhalt und benachbarter Herren vor. Sie sind bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in verschiedenen Gegenden — so als Besitzer von Alt-Jeßnitz an der Mulde bei Bitterfeld — nachgewiesen.

*

Ist auch das Bild blaß und verschwommen, das die trümmerhafte urkundliche Überlieferung über Eike uns hinterlassen hat, so empfängt es doch Farbe und Leben aus seinen beiden Werken, dem Sachsenspiegel und der Sächsischen Weltchronik. Sie haben nicht nur Eikes Andenken und Lebensarbeit durch den Strom der Jahrhunderte weiter getragen, sie spiegeln auch Gedankenwelt und geistige Wesensart ihres Schöpfers getreulich wider.

Schon als Sprachdenkmäler nehmen Sachsenspiegel und Sächsische Weltchronik einen ehrenvollen Platz in der Geschichte des deutschen Schrifttums ein. Sie sind die ältesten größeren Prosawerke in deutscher Sprache, die auf uns gekommen sind. Bis ins dreizehnte Jahrhundert war in Deutschland die Urkunden- und Rechtsaufzeichnungssprache lateinisch. Auch die gelehrten Zeitbücher waren in lateinischer Sprache abgefaßt; neben ihnen gab es bloß Geschichtsdichtungen in deutschen Reimen. Erst Eike hat durch sein Vorbild der deutschen Rechts- und Geschichtsprosa die Bahn gebrochen. Beim Sachsenspiegel wie bei der Weltchronik weisen die ältesten Handschriften auf niedersächsische Abfassung hin, während die Reimvorreden dazu von vornherein hochdeutsch gedichtet waren.

Der Sachsenspiegel ist der kühne und wohlgelungene erste Versuch einer zusammenfassenden Darstellung des mittelalterlichen deutschen Gewohnheitsrechtes. Vorangegangen waren ihm als bescheidene Anfänge deutscher Rechtsbearbeitung Formelsammlungen, die Muster für Geschäfts- und Gerichtsurkunden sowie Briefe zusammenstellten. „Spigel der Saxen / sal diz buch sin genant, / wende Saxen recht ist hir an bekant, / als an einem spiegele de vrouwen / ire antlize beschouwen". Das Rechtsbuch stellt im wesentlichen das ostfälische Recht der Landbewohner bäuerlichen und ritterlichen Standes dar. Der erste Teil behandelt das Landrecht (Privat-, Straf-, Prozeß- und Staatsrecht), der zweite das Lehnrecht. Nicht berücksichtigt ist das Hofrecht der Grundherrschaft, das Recht der Dienstmannen und das Stadtrecht. Nicht wissenschaftliche Freude an begrifflicher Zergliederung von Lebenserscheinungen hat Eike die Feder in die Hand gedrückt, auch nicht die Absicht, der Nachwelt eine zuverlässige Schilderung der Rechtszustände seiner Zeit zu übermitteln. Vielmehr leitet ihn das Streben, auf seine Zeitgenossen zu wirken, „den Leuten das Recht allgemein in Kunde zu bringen", aus dem Gefühl heraus, daß Wissen verpflichtet. Das Bedürfnis nach solcher Belehrung ergab sich nicht nur aus der Zersplitterung und dem Schwanken des damaligen Gewohnheitsrechts, sondern vor allem auch aus der immer reicheren

Verzweigung der Volksgesittung und Wirtschaft im Hochmittelalter. Im Zusammenhang damit wurde auch die rechtliche Ordnung immer verwickelter und drohte zum Teil aus dem Bewußtsein des gemeinen Mannes zu schwinden. Das Rechtsgefühl des Volkes wurde verwirrt durch die Kämpfe zwischen Staufern und Welfen, insbesondere im blutigen Bürgerkrieg während des Doppelkönigtums von Philipp von Schwaben und Otto IV. Zuchtlosigkeit, Willkür und Faustrecht machten sich breit. „Untriuwe ist in der sâze (Hinterhalt), / gewalt vert ûf der strâze, / frid unde recht sint sêre wunt", klagt Eikes Zeitgenosse Walther von der Vogelweide. Durch Klarstellung von Recht und Unrecht will Eike den Sinn für Recht und Gerechtigkeit wecken und die Abwehr des Unrechts erleichtern: „Recht würde lichte beseiden, ne were der so vele nicht, die unrechtes laget (erstreben)/ unde unrechte dut durch iren vromen, unde dat sie denne to rechte secget. Dede man't in, it düchte sie unrecht, wende't n'is nieman so unrecht, it ne dünke ine unbillik, of man ime unrechte du. Dar umme bedarf man manichvalder rede, er man die lüde des in künde bringe, war an man unrechte do, unde er man sie lere, wo sie mit rechte unrechte verlecgen (widerlegen) unde weder an recht bringen" (Lehnrecht Art. 78 § 2).

Kunst und Kraft der Darstellung sind bewundernswert. Mit scharfem Blick für das Wesentliche hat Eike innerlich erschautes und erlebtes deutsches Rechtsleben in schlichter, klarer, gedrungener, allgemein faßlicher Sprache anschaulich wiedergegeben. Von keinem anderen Werke deutscher Rechtsschriftstellerei ist solche lebensnahe Ursprünglichkeit wieder erreicht worden. Eike schreibt nicht als Buchgelehrter, der an die deutschen Menschen und Dinge aus der Fremde hergeholte Regeln und Schulbegriffe heranträgt, die sich selbständige Bedeutung deutschem Leben gegenüber anmaßen. Überall geht er von den volkstümlichen Rechtsanschauungen und vom wirklichen Rechtsleben aus. Das Recht als Ordnung des Volkslebens und als Inbegriff der tatsächlichen rechtlich geordneten Lebensverhältnisse sind bei ihm noch nicht voneinander gesondert, die Rechtssätze als allgemeine Regeln von ihren einzelnen Anwendungsfällen noch nicht scharf geschieden. Ebensowenig tritt Eike aber als Neuerer auf mit dem Ehrgeiz, das Althergebrachte von Grund aus umzustürzen. Im Geiste der Rechtsanschauung des germanischen Mittelalters gilt ihm das Recht als ein treu zu wahrendes Vätererbe: „Diz recht ne han ich selve nicht underdacht; / iz haben von aldere an unsich gebracht / unse gute vore varen". Seine Denkweise steht in schroffem Gegensatz zum Gebaren der fremdrechtlich verbildeten deutschen Juristen, die seit dem Ausgange des Mittelalters unserem Volke das römische Recht aufgedrängt haben; sie suchten, wie Wimpfeling 1507 treffend bemerkt hat, „alles umzukehren, was durch die Weisheit der Vorfahren geordnet worden war und zu Recht bestand." Während das Mittelalter Eike fast unbegrenztes Zutrauen entgegenbrachte, haben im neunzehnten Jahrhundert einzelne Forscher seine unbedingte Zuverlässigkeit angezweifelt und „doktrinäre Sünden des Rechtsbuches"

nachzuweisen versucht. Otto von Zallinger warf in seiner Schrift über die Schöffenbarfreien des Sachsenspiegels Eike sogar vor, er habe, durch eigene Standesbelange verführt, willkürlich einen den Zeitgenossen völlig unbekannten Stand der Schöffenbarfreien als Mittelglied zwischen dem edelfreien Ritterstande der freien Herren und dem unfreien Ritterstande der Dienstmannen aufgestellt und sich dadurch geradezu einer Fälschung schuldig gemacht. Ihm widerfuhr jedoch das Mißgeschick, daß der Sachsenspiegel später durch die Entdeckung von Urkunden, in denen von Schöffenbarfreien die Rede ist, glänzend gerechtfertigt wurde. Eikes Sachkunde und Redlichkeit erscheinen heute wieder über jeden Zweifel erhaben, selbst wenn die weitere Forschung ergeben sollte, daß er gelegentlich auch einmal ein absterbendes Rechtsgebilde für noch lebendes Recht gehalten hat. Eike war sich bewußt, daß es nicht möglich ist, den ganzen Reichtum des Rechtslebens in einem Rechtsbuche einzufangen. Wenn Rechtsfragen begegnen, die sein „tumbe sin vermeden (vermieden, übersehen) hat", soll der Benutzer solche Lücken des Rechtsbuches durch Befragen weiser Leute oder nach seinem Rechtsgefühl ausfüllen. Der Sachsenspiegel enthält rein deutsches Recht, frei von römisch-rechtlichem Einschlag. Rein deutsch ist auch die Sprache des Sachsenspiegels. Nur zum allerkleinsten Teile konnte Eike sich auf Vorlagen stützen; benutzt hat er unter anderem einige Bestimmungen der Landfriedensgesetze und einzelne Rechtssätze des kirchlichen Rechts. In der Hauptsache hat er aus reicher eigener Kenntnis des Rechtslebens und Gerichtsgebrauches geschöpft.

Der Sachsenspiegel ist ein Werk aus einem Gusse, weil hinter ihm eine in sich geschlossene, weltanschaulich festverwurzelte Persönlichkeit steht. Sind auch die einzelnen Rechtssätze und Rechtsgebilde im Sachsenspiegel nicht in ein äußeres Lehrgefüge eingegliedert, so werden sie doch nach ihrer inneren Zusammengehörigkeit vorgetragen und zur Einheit verbunden durch eine Grundauffassung, welche die Einzelerscheinungen im Zusammenhange eines großen Ganzen sieht und über den Gegensätzen des vielgestaltigen deutschen Lebens des Mittelalters das Verbindende aufsucht. Eikes Rechtsdenken gipfelt in der Vorstellung, daß das Recht kein willkürliches Menschenwerk ist, das von den staatlichen Machthabern nach Gutdünken heute so, morgen anders gemacht werden kann, sondern die ewige, unverbrüchliche gerechte Lebensordnung des Volkes, die ihren Ursprung in Gott selbst hat. „Got is selve recht. Dar umme is eme recht lief" (Prosavorrede). Der König ist dieser Rechtsordnung ebenso unterworfen wie der geringste Untertan. Gegenüber dem rechtswidrig handelnden, d. h. seine Rechtsschranken überschreitenden König, Richter oder sonstigen Herren gewährt der Sachsenspiegel im Einklang mit der mittelalterlichen germanischen Rechtsauffassung den Untertanen ein Widerstandsrecht (Landrecht III, 78 § 2). Von solcher geistigen Grundhaltung aus nimmt Eike klar und bestimmt zu den Einzelfragen Stellung. Freimütig stellt er das Verhältnis von Staat und Kirche im Sinne der rechtlichen Gleichordnung von Kaiser und Papst dar (Landrecht I, 1). Übergriffen der geistlichen

Gewalt in den weltlichen Bereich tritt er entgegen: „De paves ne mach nen recht setten, dar he unse lantrecht oder lenrecht mede ergere" (Landrecht I, 3 § 3 am Ende). Mißbräuche und Unrecht bekämpft er. Unfreiheit kommt nach seiner Ansicht von Zwang und unrechter Gewalt: „Na rechter warheit so hevet egenscap begin von gedvange unde von vengnisse unde von unrechter walt, die man von aldere in unrechte wonheit getogen hevet, unde nu vore recht hebben wel" (Landrecht III, 42 § 6). Bezeichnend für Eikes geschichtlichen Sinn ist, wie er da und dort die Geschichte zur Erklärung gegenwärtiger Rechtsverhältnisse heranzieht. So führt er die Rechtsstellung der Liten (Halbfreien) geschichtlich auf die Unterwerfung der Thüringer, die Unterordnung der Herzöge unter den König auf die Unterwerfung der deutschen Stämme durch die Römer zurück.

Eigenart und Größe der Leistung Eikes erhellen aus dem Vergleich mit anderen Werken des mittelalterlichen Rechtsschrifttums. Der italienischen Rechtswissenschaft des Mittelalters lag bis zum dreizehnten Jahrhundert der Gedanke völlig fern, von dem in tatsächlicher Geltung stehenden Recht ihrer Zeit auszugehen; der Ausgangspunkt war für sie Sprache und Rechtsgestaltung der byzantinischen Rechtssammlung (Corpus juris civilis) des sechsten Jahrhunderts n. Chr., so daß sich hier eine fast unüberbrückbare Kluft zwischen der Rechtslehre und dem wirklich geübten Recht auftat. Der unbekannte Verfasser des Schwabenspiegels, der den Sachsenspiegel für die süddeutschen Verhältnisse umgearbeitet hat, schreibt in schwülstigem und schwerfälligem Stil. Er prunkt mit Mönchszellengelehrsamkeit; neben geltendem Recht bringt er unbedenklich Sätze aus dem alten alemannischen und bayerischen Volksrecht und aus dem römischen oder kanonischen Recht. Durch Widersprüche und Mißverständnisse verrät er seine mangelhafte Beherrschung des Stoffes. Die „Krone und Blüte der mittelalterlichen englischen Rechtswissenschaft", das Rechtsbuch des Engländers Heinrich Bracton, Tractatus de legibus et consuetudinibus Angliae, aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts verbindet das englische Recht mit dem römischen und ist nach scholastischer Weise mit Begriffsbestimmungen und Einteilungen (Distinktionen) gespickt, von denen sich im Sachsenspiegel keine Spur findet.

Entstanden ist der Sachsenspiegel jedenfalls nach 1198 und vor 1235, wahrscheinlich im zweiten oder dritten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts. Wie der rechte Meister langsam bildet und sich nimmer genug tun kann, so hat auch der Schöpfer des Rechtsbuches „lange gedacht", ehe er sein Werk „durch got zu samene gebracht" hat, und es „vore bracht den lüten al gemeine". Auch nach der Vollendung war er weiterhin bemüht, es durch Nachträge und Zusätze zu vervollkommnen.

Jünger als der Sachsenspiegel ist Eikes Sächsische Weltchronik; sie hat den Sachsenspiegel benutzt. Ihr Grundstock dürfte kurz nach dem Jahre 1225 oder 1230 entstanden sein, mit dem die Handschriften der ältesten Klasse abbrechen. Das Mittelalter hat die Weltchronik ohne Bedenken dem Verfasser des Sachsen-

spiegels zugeschrieben. Dagegen hat die kritische Quellenforschung des neunzehnten Jahrhunderts sie zeitweilig dem Sachsenspiegler abgesprochen oder angenommen, daß Eike nur die Reimvorrede zur Chronik verfaßt habe. Die Worte der gereimten Vorrede zur Weltchronik: „Logene sal uns wesen leit, daz ist des van Repegouwe rat", auf die sich die ältere Auffassung gestützt hatte, wurden von einzelnen Forschern als bloße Bezugnahme auf die Reimvorrede des Sachsenspiegels gedeutet. Doch war eine derartige Form der Bezeichnung des Verfassers in manchen mittelalterlichen Schriftgattungen gebräuchlich. Größere Schwierigkeiten bereiteten der älteren Lehre die predigtartigen Ausführungen in dem vom Kaiser Konstantin handelnden 76. Kapitel der Weltchronik, die mit den Worten „We geisliken lude" beginnen. Man hat daraus ableiten wollen, daß die Weltchronik von einem dem geistlichen Stande angehörigen Blutsverwandten Eikes von Repgow verfaßt worden sei. Wie indes neuere Untersuchungen nachgewiesen haben, stimmen Weltchronik und Sachsenspiegel trotz der Verschiedenheit des Stoffes in Stil, Wortschatz und Anschauung so weitgehend überein, daß mit ziemlicher Sicherheit auf denselben Verfasser geschlossen werden darf. Es ist wenig wahrscheinlich, daß zur selben Zeit in der gleichen Gegend zwei schriftstellerisch so hervorragende Träger des Namens von Repgow gelebt haben. Man glaubte jenen predigtartigen Sätzen entnehmen zu dürfen, daß Eike in vorgerückten Jahren in den geistlichen Stand eingetreten sei. Diese Annahme wird jedoch hinfällig infolge der Feststellung, daß diese Stelle ein verhältnismäßig später Einschub ist, der den ursprünglichsten Handschriften fehlt. Auch inhaltlich erscheint diese Einschaltung als Fremdkörper innerhalb des Geschichtswerkes, das sonst reines Laiengepräge trägt. Die Weltchronik gibt in leicht verständlicher Sprache eine knappgefaßte Geschichte der vier Weltreiche; auch sie bemüht sich, überall das Wesentliche herauszugreifen. Im Gegensatz zum Sachsenspiegel hat sie weitgehend Vorlagen benutzt, namentlich die lateinische Chronik von Frutolf-Ekkehard (1101—1125), aber nicht ängstlich und steif übersetzt, sondern frei und selbständig bearbeitet. Von der bisherigen volkstümlichen deutschen Geschichtsdichtung, in der die Freude an der Ausmalung von Fabel- und Wundergeschichten vorherrscht, unterscheidet sich Eikes Zeitbuch durch das Streben nach nüchterner Darstellung der reinen Wahrheit. Quellen, die ihm nicht glaubwürdig erscheinen, scheidet der Verfasser aus. Bedenken gegen die Richtigkeit einer Nachricht, z. B. seinen Zweifel an der im Mittelalter fast allgemein geglaubten Schenkung Roms durch Konstantin an den päpstlichen Stuhl, teilt er dem Leser mit. Die Fortsetzer des Werkes ermahnt er in der Reimvorrede, sich streng an die „achtbare warheit" zu halten; Gott wird nie denen vergeben, die Lügen schreiben. Bei den einzelnen Abschnitten weist er auf das für jeden Zeitraum in Betracht kommende Sonderschrifttum hin. Eikes herbe, wortkarge Männlichkeit liebt es nicht, in der Äußerung von Gefühlen zu schwelgen. Aber seine deutsche Gesinnung und sein sächsisches Stammesbewußtsein brechen an den verschiedensten Stellen immer wieder durch.

Mit Stolz gedenkt er der Großtaten der Könige aus dem sächsischen Haus. So schreibt er über die Folgen des Sieges Heinrichs I. über die Ungarn: „Also ne quamen de Ungeren nimmer mer to Dudischeme lande, de wile de koning Heinric levede. Na diseme groten sege ward de koning Heinric van den vorsten unde van allen Dudischen herren beropen keiser unde augustus unde des landes vader geheten, unde wart mere over alle lant". Ottos des Großen Sieg auf dem Lechfeld feiert er als einen der größten Siege, die je in deutschem Lande geschehen sind. Seine Schilderung des Lebens dieses Kaisers schließt mit den Worten: „Dit is de grote keiser Otto van Sassen, des ersten koning Heinrices sone, de hogede mer dat rike, dan iehen Dudisch keiser dede. He losde dat lant van der Ungere gewalt, he gewan deme rike Behem, Polenen unde Langbarden, Burgunden unde Lothringen. He vant oc allererst dat silvererze in deme lande to Sassen, unde wared noch." Trotz der Abneigung gegen die Person Heinrichs IV. erkennt Eike seine Verdienste um die Wahrung der Rechte des Reiches im Investiturstreit an: „He ne wolde doch nie vortien des sattes an den bicopdomen (verzichten auf das Recht der Besetzung der Bistümer) noch nenes richtes an deme rike". In den Kämpfen zwischen den Staufern und Welfen stellt er sich gleich den askanischen Fürsten auf die Seite der Staufer: er behandelt in der Weltchronik Philipp von Schwaben als römischen König, den Gegenkönig Otto IV. bezeichnet er erst vom Tode König Philipps ab als König. Wie im Sachsenspiegel erscheint Eike auch in der Weltchronik als frommer, tiefgläubiger Christ. Er beklagt die „missehellunge" zwischen Kaiser und Papst, „de noch hude des dages waret". Der schweizerische Rechtshistoriker Hans Fehr hat gemeint, daß Eike in der Weltchronik von der kaiserlichen Auffassung über das Verhältnis von Staat und Kirche zur päpstlichen übergeschwenkt und aus einem Verfechter der königlichen Rechte zu einem Vertreter der fürstlichen Landeshoheit geworden sei. Diese Behauptung hält aber näherer Prüfung nicht stand; sie gründet sich auf jüngere Zusätze, die bei späteren Umarbeitungen erst der Weltchronik durch die neuen Bearbeiter eingefügt worden sind.

Sachsenspiegel und Weltchronik zeigen Eike auf der Höhe der ritterlichen Bildung seiner Zeit. Anklänge der Reimvorreden an mittelhochdeutsche Dichtungen aus der zweiten Hälfte des zwölften und dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts beweisen, daß der Verfasser mit der zeitgenössischen Dichtung vertraut war. Am Hofe Dietrichs von Meißen oder der Landgrafen von Thüringen ist er vielleicht auch mit Walther von der Vogelweide zusammengetroffen. Die lateinische Sprache hat Eike beherrscht, wie der verlorene lateinische Urentwurf des Sachsenspiegels und die lateinischen Vorlagen der Weltchronik erhärten. Dagegen geht ihm eigentliche geistliche Gelehrsamkeit ab. In seinen Werken fehlen die salbungsvollen Mahnungen und die Anführungen von Bibelstellen und römischen Schriftstellern, wie sie für die geistlichen Schriftsteller dieser Jahrhunderte kennzeichnend sind. Seine Schriften wenden sich nicht an einen geistlichen Leserkreis, sondern an Männer und Frauen ritterlichen Standes. Was über Erziehung und Lehrer des

Verfassers des Sachsenspiegels behauptet worden ist, kommt über mehr oder minder unwahrscheinliche Vermutungen nicht hinaus und ist nicht geeignet, das Dunkel zu erhellen, das über Eikes Jugend und Bildungsgang liegt. Vollends verkannt wird sein Lebens- und Wirkungskreis von den Schriftstellern, die ihn zum Stadtbürger, etwa zum Patrizier der Stadt Halle, stempeln möchten. Städtisches Leben und Treiben, Handwerk, Handel und Kaufmannsgut spielen im Sachsenspiegel überhaupt keine Rolle. Neben der Welt des Rittertums und ihren Begriffen wie Lehen, Burg, Streitroß, Harnisch u. dgl. stehen hier überall die Dinge des bäuerlichen Lebens im Vordergrund. Die vielen Bestimmungen, die sich auf Bestellung und Aberntung der Äcker, Flurschaden, Pflug, Hirt und Herde, Schweinekoben, Mistgabel, Tierschaden, Obstbäume, Jagd, Fischfang und ähnliches beziehen, ergeben zur Genüge, daß Eike ein Kind des Landes gewesen ist. Er verkörpert den edelsten ritterlichen Geist der Stauferzeit, welcher der deutsche Laienadel als politische und kriegerische Führerschicht wie als Träger des Richteramtes und des Minnesanges das eigentümliche Gepräge verliehen hat.

*

Wie anderen großen Gestaltern deutschen Lebens hat es auch Eike bei Lebzeiten an Widersachern nicht gefehlt. Er bemerkt selbst: „Daz recht nieman leren ne kan, / daz den lüten allen / künne wol gevallen" und sieht Anfeindungen voraus: „Svie to allen dingen gerne rechte sprict, he gewint dar mede manigen unwilligen man. Des sal die vrome man sik getrosten durch got unde durch sine ere. Dit buk wint ok manegen vient, wende alle die weder gode unde weder rechte strevet, die werdet dissem buke gram, wende in is leit, dat recht immer geopenbaret wert, wende ire unrecht dar von scinbare wirt" Auch nach Eikes Tode blieb der Sachsenspiegel nicht unangefochten. In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bekämpfte der Augustinermönch Johannes Klenkok in einer Streitschrift zehn Artikel, bei einer Neubearbeitung einundzwanzig Artikel des Sachsenspiegels als unchristlich und dem Kirchenrecht widersprechend. Dieser Angriff hatte zur Folge, daß Papst Gregor XI. im Jahre 1374 durch die Bulle „Salvator generis humani" vierzehn Artikel des Sachsenspiegels als ketzerisch verdammte. Damals stand aber das Ansehen des Rechtsbuches schon so fest, daß die Stadt Magdeburg Städte und Ritterschaft zur gemeinsamen Abwehr dieses Angriffs aufforderte. Die Stadt Hildesheim lud Ritter ihrer Nachbarschaft in der Pfingstwoche 1368 ein, mit ihr über den Fall zu beraten, „dat en monik gedichtet heft boke wedder der Sassen recht unde wel der Sassen recht mede krenken." Die vereinzelten Angriffe haben der Verbreitung des Sachsenspiegels keinen Abbruch tun können. Es erfüllte sich die Voraussage der Reimvorrede „Ja tzweient mit mier manege stunt, / de sich versinnen aller best, / so ist mir doch de warheit kunt / unde wirt min volge groz zu lest." Von der Verbreitung des Sachsenspiegels legt die Tatsache Zeugnis ab, daß etwa zweihundert vollständige Handschriften des Landrechts

des Sachsenspiegels uns überliefert sind, zu denen noch zahlreiche Bruchstücke von Handschriften kommen. Der Sachsenspiegel wurde aus dem Niederdeutschen ins Mittel- und Oberdeutsche, in die lateinische und polnische Sprache übertragen. Zwischen 1291 und 1295 entstand in Meißen eine Bilderhandschrift des Sachsenspiegels, die mit farbigen Federzeichnungen den Text des Rechtsbuches fortlaufend begleitete. Aus dieser verlorengegangenen Bilderhandschrift sind die vier auf uns gekommenen Bilderhandschriften des vierzehnten Jahrhunderts abgeleitet.

Auf Jahrhunderte hinaus haben Sachsenspiegel und Sächsische Weltchronik dem geistigen Leben des deutschen Volkes Anstoß und Richtung gegeben, während das ein halbes Jahrhundert nach dem Sachsenspiegel verfaßte hervorragendste französische Rechtsbuch des Mittelalters, die „Coutumes de Beauvoisis" des Philipp von Beaumanoir (1283), im mittelalterlichen Frankreich kaum nachgewirkt hat. Die Sächsische Weltchronik erfreute sich schon bald nach ihrem Erscheinen großer Beliebtheit und wurde in Nord- und Süddeutschland weit verbreitet. In den folgenden Jahrhunderten wurde sie immer wieder neu bearbeitet oder ausgeschrieben. Unvergleichlich größer noch war der Erfolg des Sachsenspiegels. Wenige Jahrzehnte nach seiner Entstehung wurde der Sachsenspiegel in den Gerichten Norddeutschlands wie ein Gesetz angewandt, schon im vierzehnten Jahrhundert das Landrecht auf ein Privileg Karls des Großen, das Lehnrecht auf Friedrich I. zurückgeführt. Der Sachsenspiegel wurde Mittelpunkt und Grundlage schriftstellerischer Bearbeitung, insbesondere die Vorlage für die süddeutschen Rechtsbücher, den Deutschenspiegel und Schwabenspiegel (zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts). Auf dem Sachsenspiegel fußen u. a. das Görlitzer Rechtsbuch (Anfang des vierzehnten Jahrhunderts), das Meißener Rechtsbuch (Rechtsbuch nach Distinktionen, zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts), der holländische Sachsenspiegel und das Wiek-Oselsche Landrecht. Der Sachsenspiegel wurde durch Glossen erläutert; die älteste und verbreitetste Glosse wurde nach 1325 von dem brandenburgischen Ritter und Hofrichter Johann von Buch hergestellt. Prozeßrechtliche Ergänzungswerke zum Sachsenspiegel sind der Richtsteig Landrechts, um 1335 von Johann von Buch verfaßt, und der Richtsteig Lehnrechts eines unbekannten Verfassers. Der Sachsenspiegel wurde von den amtlichen Aufzeichnungen der Stadtrechte von Magdeburg (1261), Hamburg (1270), Lübeck, Dortmund, Hildesheim, Goslar u. a. benutzt. Auf der Grundlage des Sachsenspiegels bildete sich in Norddeutschland das sogenannte gemeine Sachsenrecht aus, das ergänzend hinter den Orts- und Landesrechten galt und in der Neuzeit den Siegeslauf des römischen Rechts in Norddeutschland hemmte. Im Osten dehnte sich der Herrschaftsbereich des Sachsenspiegels weit über die Grenzen des deutschen Volks- und Sprachgebiets auf die slawischen Länder bis hinunter nach der Ukraine aus. Noch 1535 wurde auf Befehl des polnischen Königs eine amtliche lateinische Ausgabe des Sachsenspiegels für Polen hergestellt. In den ukrainischen Prozeßakten des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts wurde

häufig auf den Sachsenspiegel Bezug genommen und dieser vielfach als gemeines Recht (jus commune) bezeichnet. 1728 beauftragte die russische Kaiserin Elisabeth einen Ausschuß mit der Sammlung der kleinrussischen Rechtsquellen. Die der Kaiserin 1743 vorgelegte Sammlung enthielt u. a. eine Übersetzung des Sachsenspiegels. Auf die deutsche Rechtsentwicklung hat der Sachsenspiegel bis zur Schaffung des Bürgerlichen Gesetzbuches Einfluß ausgeübt. In der Neuzeit freilich ist sein Geltungsgebiet in Deutschland durch die einströmenden Fremdrechte, durch die reichsrechtliche Regelung des Strafverfahrens und Strafrechts in der Karolina (1532), durch die Wandlungen der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, durch das Absterben des Lehnswesens und durch die Schaffung umfangreicher Landesgesetzbücher mehr und mehr eingeengt worden. In den altpreußischen Gebieten hat der Sachsenspiegel bis zum Inkrafttreten des Preußischen allgemeinen Landrechts (1794), im Königreich Sachsen bis zur Einführung des Sächsischen Bürgerlichen Gesetzbuches von 1863, in den sächsisch-thüringischen Fürstentümern sowie in Holstein und Lauenburg bis zum Inkrafttreten des reichsdeutschen Bürgerlichen Gesetzbuches (1. Januar 1900) als ergänzendes Recht in Geltung gestanden. In den Entscheidungen des Reichsgerichtes wird noch gelegentlich auf den Sachsenspiegel Bezug genommen (siehe Entscheidungen des Reichsgerichts in Zivilsachen 7. Bd. S. 133, 29. Bd. S. 135, 137. Bd. S. 343). Die Wurzeln nicht weniger Gebilde des geltenden bürgerlichen Rechtes führen auf den Sachsenspiegel zurück.

Auch in der deutschen Dichtung hat der Sachsenspiegel vom Mittelalter bis zu unseren Tagen mannigfachen Widerhall gefunden. Schon Reinmar von Zweter spielt auf den Sachsenspiegel und den Grafen Hoyer an. Eingehend hat sich Goethe mit dem Rechtsbuche beschäftigt. Er schätzte die kräftige Sprache des Volksliedes, der alten Chroniken und des Sachsenspiegels. Eines der Sonderrechte, welche die Sachsen nach dem Sachsenspiegel (Landrecht I, 18) wider den Willen Karls des Großen behielten, hat Goethe im 54. Satz seiner sechsundfünfzig „Positiones juris" behandelt, die er am 6. August 1771 in der Straßburger Universität bei der Disputation zur Erlangung der Lizentiatenwürde verteidigte: „Lex Saxonica, quae non nisi confessum et convictum condemnari vult, lex aequissima, effectu crudelissima evadit" (die Vorschrift des Sachsenrechts, daß der Sachse nur verurteilt werden darf, wenn er geständig ist oder überführt wird, ist dem Grunde nach sehr billig, dem Ergebnis nach sehr grausam). Der Reimvorrede des Sachsenspiegels V. 9—16 sind nachgebildet die Spottverse gegen den Berliner Aufklärungsmann Christian Friedrich Nicolai, die im dreizehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit" zu lesen sind: „Mag jener dünkelhafte Mann / mich als gefährlich preisen; / der Plumpe, der nicht schwimmen kann, / er will's dem Wasser verweisen. / Was schiert mich der Berliner Bann, / Geschmäcklerpfaffenwesen! / Und wer mich nicht verstehen kann, / der lerne besser lesen." Goethe hat sich auch in die Bilderhandschriften des Sachsenspiegels versenkt und ihre Herausgabe gefördert.

Spätere Dichter haben gleichfalls mancherlei Anregung und Gedankengut aus dem Sachsenspiegel geschöpft oder wie Julius Wolff in der Erzählung „Der Sachsenspiegel" (1909) und Walter Lange im Schauspiel „Eike der Spiegler" (1934) sich die Persönlichkeit Eikes von Repgow zum Vorwurf genommen.

Wenige Schriftwerke deutscher Zunge haben so viele Jahrhunderte hindurch unser Geistesleben so nachhaltig befruchtet wie der Sachsenspiegel. An seinem Namen hängen nicht bloß die stolzen Erinnerungen einer abgestorbenen Vergangenheit. Als wichtigstes Rechtsdenkmal unseres Mittelalters behält der Sachsenspiegel nach wie vor seinen hohen Wert für die Erkenntnis des älteren reindeutschen Rechtes und damit zugleich für die Wiederbelebung der Grundkräfte germanisch-deutschen Rechtsgeistes. Möge der ersehnten völkischen Wiedergeburt unseres Rechtslebens als Leitstern voranleuchten Gestalt und Geist Eike von Repgows, des Mahners zur Deutschheit des Rechts, des Meisters volkstümlicher Rechtsfassung, des Kämpfers für das über allen Augenblicksnutzen erhabene Ewige und Überzeitliche im Recht!

Der Dichter des Nibelungenliedes

Um 1200

Von

Friedrich Ranke

Wenn wir heute imstande sind, das Nibelungenlied als das Werk eines großen Dichters der Stauferzeit zu würdigen und dem künstlerischen und sittlichen Wollen dieses Dichters nachzugehn, so danken wir das Entscheidende davon Andreas Heusler. Seine Arbeiten haben auch die folgende Darstellung erst möglich gemacht.

*

Es war um das Jahr 1200. Trotz dem jähen Zusammenbruch staufischer Machtträume mit dem Tode Kaiser Heinrichs VI. und trotz dem Doppelkönigtum Philipps und Ottos stand deutsches Leben in einer Blüte wie nie zuvor. Auch die Südostmark des Reiches erlebte unter dem jungen Babenberger Herzog Leopold VI. politisch, wirtschaftlich und kulturell ihre „glücklichste Zeit". Damals gab einer der großen österreichischen Herren — oder war es der Herzog selber? — einem ihm als Dichter irgendwie bereits bekannten Mann aus seinem Gefolge den Auftrag, für eines der strahlenden Hoffeste jener festesfreudigen Zeit ein großes Dichtwerk zu schaffen, das in vieltägigem Vortrag die edlen Gäste unterhalten, durch das verklärte Bild ritterlichen Lebens beglücken und zu gesteigertem Bewußtsein ihres Standes erheben sollte.

Der Gedanke eines solchen Auftrags lag damals gewissermaßen in der Luft. Seit den glanzvollen letzten Jahren des Rotbarts, in denen der Name der deutschen Ritterschaft mit bisher nicht gekanntem Schein über die Welt gestrahlt hatte, war die Kunst des ritterlichen Idealromans nach französischem Muster auch in Deutschland heimisch geworden. Zunächst im Westen des Reichs. Am Niederrhein hatte Herr Heinrich von Veldeke den französischen Aneasroman in deutschen Versen nachgedichtet; und am Thüringer Landgrafenhof hatte er sein Werk vollendet, das den Zeitgenossen eine neue Epoche deutscher Dichtkultur einzuleiten schien. Von Schwaben her hatte Herr Hartmann von Aue der deutschen Ritterschaft seinen Erek und jüngst auch den Iwein geschenkt, die beiden Artusepen, in denen der Deutsche das französische Vorbild an Schilderungen ritterlicher Zucht und idealisierender Durchseelung des Stoffes noch überboten hatte. Und soeben hörte man, daß es nun auch in Franken sich regte: für den Grafen von Wertheim dichtete ein Herr von Eschenbach die Geschichte von Parzival und dem geheimnisvollen Gralsreich; ganz kürzlich erst war aus diesem Werk eine erste Kunde von

Gachmurets Rittertaten und Liebesabenteuern im fernen Mohrenland auch nach Österreich gedrungen. Nun wollte man in Österreich nicht hinter den andern deutschen Ländern zurückstehn. Fühlte man sich doch sonst in der Kunst der höfisch ritterlichen Dichtung schon seit Jahren auf der Höhe der Zeit. Hatte nicht der Elsässer Reinmar am Wiener Herzogshof eine bleibende Heimat gefunden und dort seine seelenzarten Minnelieder gesungen, in denen das Liebesbegehren zu einem unermüdlichen Streben nach unerreichbar hohem Ziel veredelt erschien? Und war ihm nicht in Walther von der Vogelweide ein heimischer Kunstgenosse erstanden, dessen höfisch-minnigliche Lieder noch vor der Hofgesellschaft erklangen, wenn auch der Dichter selber nach seinem Zwist mit dem Herzog den „wonniglichen Hof zu Wien" hatte verlassen müssen?

Auch der Mann, dem jener Auftrag wurde, hatte gewiß schon Proben seines Dichtertums gegeben. Vermutlich gleichfalls als Sänger höfischen Minnesangs. Zum mindesten war er mit der Lyrik seiner Zeit innig vertraut. Überdies scheint die Entwicklung vom Lyriker zum Epiker auch in jener Zeit das Übliche gewesen zu sein: Heinrich von Veldeke, Hartmann und Wolfram haben ihr Dichterwerk als Minnesänger begonnen. Aber wir wissen nichts von Minneliedern des Nibelungendichters. Auch seinen Namen kennen wir nicht, trotz aller Bemühung von Gelehrten und Ungelehrten. Nur daß er ein Mann aus dem Donaulande war, ist sicher. Die Gegend um die Donau zwischen Wien und Passau kannte er genau. Besonders Passau erwähnt er in seinem Werk auffallend gern und eingehend. Das verlockt, ihn uns anstatt am Herzogshof zu Wien in der persönlichen Nähe des Passauer Bischofs zu denken, Wolfgers von Ellenbrechtskirchen, des tätigen und erfolgreichen Förderers der staufischen Sache, des gebefrohen Freundes der Gaukler, Vaganten, der Sänger und Sängerinnen, an dessen Bischofshof Herr Albrecht von Johannsdorf seine Minnelieder vorgetragen hat, und der uns als freigebiger Gönner auch Walthers von der Vogelweide bezeugt ist. Die auffallende Rolle, die im Nibelungenlied der Bischof Pilgrim von Passau als Oheim und freundlicher Wirt der burgundischen Königsgeschwister spielt, wäre dann eine durchsichtige Huldigung des Dichters an seinen Auftraggeber; an den Herrn, dem er diente.

Die Art dieses Dienstes, der Stand des Nibelungendichters, bleibt im Dunkeln. War er ein Geistlicher, so doch nicht seinem tiefsten Wesen nach, das lieber von glänzendem Ritterleben und kriegerischen Taten träumte als vom Kirchendienst; war er ein „Spielmann", so gewiß keiner von der niederen Art, die als Fiedler und, wenn es nottat, mit Gauklerkünsten ein wenig geachtetes Leben hinbrachte. Am liebsten werden wir ihn uns als ritterbürtigen Sänger etwa nach der Art des Vogelweiders vorstellen oder auch nach der Art des nibelungischen „Spielmanns" Volker, der auf Bechelaren der Markgräfin seine höfischen Lieder singt, nachher aber die Fiedel mit dem Schwert vertauscht und seine Herren in Kampf und Untergang begleitet. Denn das ist das Entscheidende: auch der Dichter des Nibelungenliedes trug beide Möglichkeiten in sich. Er war ein Mann der feinen

staufischen Ritterkultur, mit zarter Seele und weichem Empfinden für Liebesglück und -leid, begeistert für zuchtvolles Benehmen und den Glanz des Hoflebens. Aber er hatte sich daneben — wie Wolfram, ja in noch höherem Grade — den Sinn für das Männlich-Heldische des Kriegerberufs bewahrt. So zeigt ihn sein Werk.

Gern wüßten wir, ob in jenem Auftrag auch bereits das Thema bestimmt war, oder ob der Dichter die Mär von Siegfrieds Tod und Kriemhilds Rache aus eigenster Neigung gewählt hat. Denn diese Wahl war in jener Zeit ein Bekenntnis. Nicht eines der Abenteuer- und Minne-Epen der neufränkischen Mode galt es einzudeutschen, sondern einer der alten heimischen Dichtungsstoffe, an denen schon die Väter sich begeistert hatten, war dem veränderten Kulturwillen der Gegenwart gemäß umzuformen und auszugestalten. Und was noch mehr sagt: in einer Zeit, in der die Phantasie der führenden Dichter von der beglückenden Harmonie festlichen Ritterlebens träumte und alle Härten des Daseins grundsätzlich verschwieg oder umschleierte, in der alles Romangeschehen nur dann befriedigte, wenn es in der höfischen Freude und im „Wunschleben" ausklang, erkor sich der Österreicher den einen Stoff, vor dessen erbarmungsloser Tragik jeder Schleier zerreißen mußte, und der andere Kräfte im Dichter und Zuhörer wachrief als Wunschtraum und Schönheitssehnsucht.

Wir dürfen den Gegensatz geographisch-stammeskundlich fassen: in der Südostmark, der dem rheinischen Leben fernsten Ecke des Reichs, war — trotz Reinmar und Jungwalther — unter der Bildungsschicht staufisch-ritterlicher Seelenkultur das Gefühl für die dem Deutschen aus seiner germanischen Zeit ererbten heldischen Werte noch bewußt lebendig, ertrug und bejahte man noch das Wunschbild heroischen Sterbens. So konnte der Österreicher den durch die westliche Kultur bezauberten Deutschen der Stauferzeit aus dem geistigen Erbe seines Stammes das Epos schaffen, das als ewiges Vermächtnis des deutschen Mittelalters an die deutsche Zukunft edelste Seelenkräfte unserer Frühzeit, durch die Kunst zu unvergänglichem Leben geformt, wirkungsstark durch die Zeiten trägt.

*

Die Entstehung und Entwicklung der alten fränkischen Lieder von Siegfrieds Tod und vom Untergang der Burgunden, auch die unserer Zeit weit voraufliegende Umwandlung Kriemhilds aus der rächenden Schwester in die rächende Witwe darf uns hier nicht beschäftigen. Von dem Inhalt der Dichtungen, in denen der Dichter des Nibelungenliedes den Stoff vorfand, haben wir eine leidlich klare Vorstellung. Im zweiten Teil seines Werkes, dem Untergang der Nibelungen am Hunnenhof, bearbeitete er ein älteres, den Forderungen der Zeit nicht mehr genügendes Buchepos, die „ältere Nibelungennot", deren Inhalt wir vor allem aus einer leider verstümmelnden Nacherzählung in der norwegischen Saga von König Dietrich von Bern kennen. Die Siegfriedstragödie war ihm in wesentlich knapperer Fassung, wahrscheinlich nur aus der mündlichen Überlieferung, als

meit. im wnschten daz sin wille in mim̃
trvge dar. holt wrden im genvge des
watt der herre wol gewar:
Vil selten ane hvte man riten lie daz kint.
in hiez mit chleidern ziern Sigmvnt vñ
Siglint. sin phlagen ŏch di wisen den ere
was bechant. des moht er wol gewinnen
beide livte vnde lant.
Nv was er in der sterche daz er wol wafen trvch.
swes er dar zv bedorfte des lag an im ge
nvch. er begvnde mit sinnen werben scōniv
wip. di trvten wol mit eren des chvnen
Sivrides lip. Do hiez sin vat̃ Sigmvnt
chvnden sinen man. er wolde hohgecite
mit liebn vriwenden han. div mære man
do fvrte in ander chvnege lant. den vrem
den vñ den chvnden gab er ross vñ gvt gwāt.
Swa man vant deheinen der rit̃ solte sin.
von art der sinen mage div edeln kinde
lin. div ladet man zv dem lande dvrh di
hohgecit. mit dem ivngen kvnege swert
genamen si sit. Von der hohgecite
man mohte wnder sagn. Sigmvnt vnd
Siglint di mohten wol beiagn. mit gvte
michel ere des teilte vil ir hant. des sach
man vil der werden nv zin riten in daz lāt.
Vier hvndert swert degen di solden tragn
chleit. mit samt Sivride vil manech scōniv
meit. von werthe was vnmvzech wan si
im waren holt. vil der edelen steine die
frōwen leiten in daz golt.
Die si mit porten wolten wrchen vf ir
wat. den ivngen stolzen rechen des newas
niht rat. der wirt der hiez do sscoln vil
manegn chvnen man. ce einen Svnewendn
da sin svn Sivrid wol riters namn gewan.
Do gie ce einem mvnster vil manech
richer chneht. vñ manech edel rit̃ di wisen
hetn reht. daz si den tvmben dienten als
in was ē getan. si heten chvrze wile vnd
ŏch vil maneger vrevden wan.
Got man do cen ern eine messe sanch. do
hvp sih von den livten vil michel der ge
dranch. da si ce rit̃ wrden nah riterlicher
ē. mit also grozen ern daz wætlich im
mer mer ergē.
Si liefen da si fvnden gesatelt manech march.
in hove Sigmvndes der bvhvrt wart so
starch. daz man erdiezen horte Palas vñ
Sal. di hohgemvten degene di heten groz
lichen schal.
Von wisen vñ von tvmben man horte ma
negen stoz. daz der scefte brechen gein dn
lvften doz. trvnzvne sach man vliegen
fvr den palas dan. von maneges rechen hend
daz wart mit vlize getan.
Der wirt der bat ez laxen do zoch man
div march. man sach ŏch da cebrochen vil
manege bvkel starch. vil der edelen steine
gevellet vf daz gras. ab liehten schildes span
gen von hvrten daz gesechen was.
Do giengens wirtes geste da man in sizzen
riet. vil der edelen spise si von ir mvde sciet.
vnt win der aller beste des man in vil getrvch.
den vremden vñ den chvnden bot man ern
genvch. Swi vil si chvrzwile pflagn
al den tach. vil der varender diete rvwe sich
bewach. si dienten nach der gabe di man da
riche vant. des wart mir lobe gezieret al
lez Sigmvnds lant.
Der herre der hiez lihen Sivrit den ivngen
man. lant vñ bvrge als er het ē getan.
sinen swert genozen den gap do vil sin hant.
do liebt in div reise daz si chomn in daz lant.
Div hohgecit div werte vnz an den sibenden
tach. Siglint div riche nach alten siten pflach.
dvrh ir svns liebe teilen rotez golt. si chvn
dez wol gedienen daz im di livte waren holt.
Vil lvcel man der varnder armen da vant.
ross vnd chleider daz stōb in von der hant.
sam si celebne heten niht mer deheinen
tach. ich wæn ie ingesinde so grozer milte
gepflach. Mit loblichen eren sciet sich
div hohgecit. von den richen herrn horte
man wol sit. daz si den ivngen wolden ce
eime herren han. des engerte niht her Sivrit
der vil wætliche man.
Sit daz noch beide lebten Sigmvnt vñ Siglit.
niht wolde tragen chrone ir beider liebez
chint. doch wolder wesen herre fvr allen
den gewalt. des in den landen vorhte
der degen chvn vnd balt.

Den herren
mvten selten deheiniv her
cen leit. er horte sagn mære
wi ein scōniv meit. wære
in bvrgonden ce wnsche wolgetan. von
der er sit vil vrēden vñ ŏch arbeit gewan.
Div ir vnmaxen scōne was vil witen chvt.
vñ ir hoh gemvte zv der selbn stvnt. an
der ivnchfrōwen so manech helt erwant.
ez ladete vil der geste in daz Gvnthers lāt
Swaz man der werbenden nah ir minne
sach. Chrimhilt in ir sinne ir seiner nie
veriach. daz si deheinen wolde ce eime
trvte han. er was ir noch vil vremde dem

Eine Seite aus der Nibelungen-Handschrift B, Anfang des 13. Jahrhunderts.
St. Gallen, Stiftsbibliothek

unterliterarisches „Lied" bekannt. Auch dies Lied hat der norwegische Sammler deutscher Heldengedichte in seiner Dietrichssaga nacherzählt, so daß wir den Dichter des Nibelungenepos durch den Vergleich mit seinen unmittelbaren Quellen bei seiner Arbeit einigermaßen verfolgen können.

Die erste Aufgabe, die sich ihm stellte, war die Wahl einer einheitlichen Versform. Daß er dafür die Kürenbergstrophe der „älteren Not" wählte, bedeutet eine wahrscheinlich bewußte, jedenfalls folgenreiche Absage an den Westen. Statt der Modeform des Reimpaarepos, das mit seinen schnell sich findenden, pausenlos fließenden Reimzeilen einer leichter und leiser gewordenen spannungsärmeren höfischen Unterhaltung entsprach, war die altheimische Strophe gewählt, die grundsätzlich anderes vom Dichter und Vortragenden verlangt: er muß langsamer sprechen und den Mund voller nehmen; die Langzeilen wollen höher herausgewölbt werden als die Kurzverse des Reimpaars, und der betonte Strophenabschluß fordert die spürbare Pause. So brachte schon die Wahl der Strophenform den pathetischeren Sprachstil mit, einen Stil der stärkeren Worte, der knapperen aber lauteren Reden, der in sich gerundeten, eigenständigen Strophen. Man versuche, sich die Schlußszenen des Nibelungenlieds als Reimpaarerzählungen nach der Art von Hartmanns oder selbst Wolframs Epen vorzustellen, und man wird spüren, wie hier die Wahl der Versform über Sein oder Nichtsein einer Dichtung entschieden hat.

Inhaltlich standen die beiden nach Umfang und Darstellungsart so verschiedenen Quellendichtungen bereits eng zusammen. Das Notepos erzählte die Rache Kriemhilds für Siegfrieds Tod, setzte also die Handlung des Liedes als bekannt voraus. Doch gab es Widersprüche zwischen den beiden Darstellungen, die beseitigt werden mußten. Um die Handlungseinheit des neuen Ganzen deutlich zu betonen, stellte der Dichter sein Werk unter den einen Namen: Kriemhilds Glück, Jammer und Rache, so etwa wäre nach seiner ursprünglichen Absicht der Inhalt des Gesamtwerkes zu umschreiben, das er mit Kriemhilds Namen eröffnet und mit Kriemhilds Tod beschließt. Da außerdem das neue Großepos in seinen beiden Teilen einigermaßen ausgewogen sein sollte, war der Siegfriedsteil im Vergleich mit seiner Liedquelle auf etwa den zehnfachen Umfang zu bringen, während für den zweiten Teil eine Anschwellung auf schätzungsweise das Doppelte der „älteren Not" dem Stilwillen des Dichters genügte. Das bedeutet, daß er im ersten Teil sehr viel mehr Eigenes zu leisten hatte als im zweiten; der schnelle Schritt des Geschehens war zu verlangsamen, das ganz auf heftige Handlung gestellte Lied zum ruhigen Kultur- und Seelengemälde epischen Stils umzuformen und in allen Einzelheiten möglichst einleuchtend zu motivieren.

In diesem ersten Teil schafft der Dichter vornehmlich aus den höfisch-ritterlichen Bildungsbereichen seiner Seele. Sein Ziel scheint zunächst ein Minneroman, in dem er an Zartheit des Gefühls, an Eindringlichkeit der Seelenzeichnung, an Glanz und Fülle höfischen Lebens mit den Epen des Westens zu wetteifern versucht.

Den heimatlosen Recken Siegfried zeichnet er zum wohlerzogenen rheinischen Königssohn um, in dessen sorglich gehütete Jugend sich das Drachenabenteuer freilich nicht recht fügen will. Der bloße Ruf von Kriemhilds Schönheit treibt den Jüngling zur Werbefahrt nach Worms. Dort, nach einer humorvoll wirkenden kurzen Entgleisung in das laute Wildlingsbenehmen des unbändigen Drachentöters, zarteste Schilderung aufkeimender Liebe: heimliche Blicke, verräterisches Erröten, stummer Händedruck, langwährender Dienst. Das rasch erledigte Abenteuer des Sachsenkriegs, ja Siegfrieds Teilnahme an der schicksalvollen Fahrt nach Isenstein bilden nur Kapitel in seinem Liebesroman. Aber das lichte Bild ist vom ersten Anfang an überschattet: der Gegensatz Siegfried Hagen kündet sich früh an; und immer wieder deutet der Dichter auf das Unheil in der Ferne. In dem doppelten Betrug auf Isenstein und in Gunthers Brautkammer wird der Keim zu dem Schicksal gelegt, das die Harmonie des heiteren Daseins zerstören wird.

Diese Szenen, Siegfrieds unsichtbare Hilfe beim Wettkampf und im Schlafgemach, waren nun freilich ihrer ganzen Erfindung nach grob unhöfischer Natur. Aber für die Fabel waren sie nicht zu entbehren. Unser Dichter hat versucht, ihre Roheit zu mildern: ging es im Liede in Gunthers schlimmen Brautnächten um die Entjungferung der Überstarken, die mit ihrem Magdtum auch ihre Überkraft verlor, und vollbrachte Siegfried diese Tat für den Freund, so genügt im Nibelungenlied die Niederringung der Widerspenstigen, deren Widerstandswille durch Siegfried gebrochen wird. Vor allem aber rettete sich unser Dichter in das Burleske der Szenen, indem er das Bild der späteren Gegnerin Kriemhilds — wohl im Anschluß an das Lied — ins Groteskathletische übersteigerte: vier Kämmerer tragen ihren Schild, dreie den Ger, und an dem Stein, den sie im Wettkampf werfen wird, haben zwölf Helden zu schleppen; da entfällt selbst Hagen der Mut beim Anblick dieser Erwählten seines Herrn, die besser die Braut des Teufels in der Hölle wäre. Und ähnlich ist die Tonart in Gunthers Gespräch mit Siegfried nach der bösen Brautnacht: „Ich habe mir den Teufel ins Haus geholt", sagt er; „nähmest du ihr das Leben, ich würde es dir verzeihen: sie ist ein entsetzliches Weib!" Siegfried hat das Bewußtsein, daß er durch seinen Kampf mit Brünhild das Verhältnis zwischen Mann und Weib für immer entscheidet: unterliegt er, so haben alle Frauen in Zukunft das Recht, ihren Männern aufsässig zu sein; und die gedemütigte Brünhild bestätigt ihrem Bezwinger, daß er es versteht, eine Frau zu meistern. Man denke sich diese Partien vor einer Hofgesellschaft vorgetragen, die in der Dichtung an die schattenlose Verklärung der Frau als der Minneherrin gewöhnt war; man stelle sich das herzhafte Gelächter vor, wenn Gunther an Händen und Füßen gebunden am Nagel hängt, das verständnisvolle Schmunzeln der Männer, wenn Siegfried die starke Teufelin bändigt! In diesen Szenen kommt ein sehr anderer seelischer Bereich zu Wort als der höfischritterliche: der unhöfischmännische Bereich, der erst zwei Menschenalter später, nach

dem Zusammenbruch der staufischen Idealgesinnung, recht literaturfähig geworden ist, der im Nibelungenlied aber auch in Siegfrieds drohenden, von Kriemhild später schmerzlich bestätigten Andeutungen über die rechte Art, den Frauen ihre Hoffart auszutreiben, sein Dasein unter der Kulturdecke verrät.

Auf die schicksalsträchtige Doppelhochzeit in Worms folgen ein paar ruhige Bilder besonnten Fürstenlebens: Siegfried und Kriemhild als Herrscherpaar in Xanten, Einladung nach Worms, Beratung, Aufbruch, festlicher Empfang. Höfisches Zeremoniell und besonders das Anlegen der Feiertagsgewänder ist unserem Dichter der immer wieder verwendete, symbolische Ausdruck für die festliche Seite des Ritterdaseins. Dann beginnt in Worms beim Frauenzank die Unheilssaat aufzugehen. An dieser entscheidenden Stelle kommt dem Dichter sichtlich alles darauf an, den Wandel in Kriemhilds Seele begreiflich zu machen. Wie sie, die bisher nichts als Sanftmut und Liebe war, im beglückten Stolz auf den strahlenden Gatten unter den ihr unverständlichen, hartnäckigen Entgegnungen der Schwägerin Schritt für Schritt dazu gelangt, Siegfried erst ihrem Bruder Gunther gleich, dann ihm überlegen zu erklären, wie sie sich weiter zu der Reizrede hinreißen läßt, die den öffentlichen Rangstreit vor dem Domportal und die dort fallenden tödlichen Beleidigungen nachzieht, das ist ein seelischer Ablauf von überzeugender Notwendigkeit. Nach dem Kirchgang aber ist das Schicksal nicht mehr aufzuhalten; es bedarf nur noch des kaum merkbaren Anstoßes durch Brünhild, und Hagen schreitet zur Tat.

In dem Folgenden hat der Dichter eine sehr eindrucksstarke Szene neu geschaffen. Um zu begründen, wieso Hagen das Geheimnis von Siegfrieds verwundbarer Stelle weiß, erfindet er den Besuch des Verräters bei Kriemhild: in der Blindheit ihrer durch das Schuldgefühl geweckten Sorge um den geliebten Mann gibt die Frau, die das noch gestaltlos sie bedrohende Unheil abwenden möchte, das Leben des Gatten in die Hand dessen, der schon entschlossen ist, ihn zu töten. Daß in dieser Erfindung sachlich nicht alles stimmt (wie kommt das Unheilskreuz auf Siegfrieds Jagdkleid? Wollte er nicht zum Ernstkampf gegen die Sachsen?), ist den Hörern gewiß so wenig bewußt geworden wie dem Dichter selber; sie spürten erschüttert die enge Verknotung von Liebe, Schuld und Tod.

Auch Siegfrieds letzter Abschied von Kriemhild ist mit Unheilsstimmung geladen. Die Frau seit der Preisgabe des Geheimnisses von verschärften Angstvorstellungen gepeinigt, neben ihr der sorglose Held, an dem ihre Warnung abgleitet, weil er sich keiner Schuld und keiner Feindschaft bewußt ist. Und diese blinde Sorglosigkeit wirkt weiter in Siegfrieds übermütigem Jägerscherz, der letzten hell aufklingenden Heiterkeit vor dem grausamen Ende; sie wirkt auch noch, wenn Siegfried nach dem verhängnisvollen Wettlauf in vollendet ritterlichem Benehmen trotz brennendem Durst dem Schwager an der Quelle den Vortritt läßt und sich damit dem Mörder ausliefert. Bis Hagens Speerwurf die Schicksalsblindheit des Helden jäh zerreißt. Jetzt weiß der todwunde Siegfried plötzlich,

was er so lange nicht hat sehen wollen oder sehen können: ir habt iuwern zorn / gerochen alze sêre. Mit dem Fluch ewiger Schande gegen die Mordsippe und mit einem Wort liebender Sorge für Weib und Kind auf den Lippen verströmt er sein Blut in die Blumen.

In der Liedquelle folgte ein erschreckend roher Auftritt: die heimkehrenden Mörder werfen auf Brünhilds haßerfüllten Rat Siegfrieds Leiche zur schlafenden Kriemhild ins Bett. Das konnte unser Dichter so nicht bringen. Was er daraus gemacht hat, wahrt bei aller Grausamkeit der Gesinnung doch die höfische Form: Auf Hagens Geheiß legt man den Leichnam vor die Tür von Kriemhilds Kemenate, damit sie ihn findet, wenn sie zur Mette geht. Und diese Neuerung führt den Dichter noch einmal auf einen Gipfel seiner seelenkündenden Kunst. Ein Kämmerer findet den Toten, er erkennt ihn nicht und meldet der Herrin nur seinen grausigen Fund; da errät Kriemhilds Schuldgefühl sofort was geschehen ist: an die Hagenen vrâge / denken si began. Mit der Klarsichtigkeit der Liebenden sieht sie den ganzen Zusammenhang: Brünhild hats angestiftet und Hagen hats vollbracht! So daß sie am anderen Morgen des Bahrgerichtes kaum mehr bedarf, bei dem Hagens Herantreten die Wunde aufs neue fließen macht.

Am Schluß des ersten Teiles ist nichts anderes mehr in Kriemhilds Herzen als untröstlicher Jammer und der Haß gegen Hagen. Diese Kriemhild hat mit den im Grunde schicksallosen Idealgestalten der staufischen Ritterepen, mit der Welt der Minne und Maße, der schönen Form und beglückenden Harmonie nichts mehr gemein. Sie ist unter ihrem Schicksal eine andere geworden, sie wartet nur noch auf die Stunde der Rache. Und ihr gegenüber Hagen, der von allen Burgunden die Gegnerin am tiefsten versteht: kein Mittel ist ihm zu grausam, sie an der Rache zu hindern; so raubt er ihr die letzte Waffe und versenkt den Nibelungenschatz in den Rhein. Der zweite Teil kündigt sich an.

Überschauen wir den ersten Teil noch einmal aus der Ferne. Die Liebe des Dichters gehört dem reinen Liebespaar Siegfried und Kriemhild. Dessen Schicksal hat er, soweit es das Eigengesetz des Stoffes zuließ, aus dem verfeinerten Empfinden seiner Zeit heraus neugeformt. Ein Schicksal, das mit entsetzlicher Grausamkeit vom strahlenden Glück in verzweifelten Jammer führt. Aber kein Heldenschicksal. Siegfried hat sein Schicksal nicht in seinen Willen aufgenommen; fast ohne sein Zutun tritt es von außen an ihn heran; darum kann sein Tod wohl ergreifen, aber er hebt den Hörer nicht über sich hinaus, zwingt ihn nicht zum heldischen Ja. Hätte der Dichter nur diesen ersten Teil seines Epos geschaffen, sein Platz wäre unter den großen Gestaltern der Stauferzeit. Den Eintritt in die Gemeinschaft der Unsterblichen, die dem deutschen Volk nie versiegende Quellen der Kraft erschlossen haben, verdiente er sich erst durch den zweiten Teil. Erst die Burgundentragödie gibt auch dem Kriemhildschicksal die hohe Würde des Heldischen.

*

Die Erzählung vom Untergang der Burgunden am Hunnenhof war, wie wir sahen, schon im 12. Jahrhundert zu einem umfangreichen Heldenepos geformt worden. Die neue Aufgabe verlangte hier nicht soviel an Stofferfindung. Es galt vor allem, die Erzählung des Vorgängers den gesteigerten formalen Anforderungen der Gegenwart anzupassen. Doch fand unser Dichter gerade im zweiten Teil Gelegenheit zu seinen größten Neuschöpfungen.

In den ersten Szenen, Etzels Werbung um Kriemhild, Beratungen in Worms, Kriemhilds Ostfahrt, Hochzeit in Wien, Kriemhild im Hunnenland, Einladung der Brüder, Beratung und Aufbruch in Worms, schwelgt er noch einmal in der alten Weise in Empfängen und Verhandlungen, Festen und Abschieden, das heißt in Schilderungen höfischen Lebens. Wir vermerken im Vorübergehen die gewichtigsten Neuerungen: den Eid, durch den sich Markgraf Rüdiger als Brautwerber Etzels in Kriemhilds Hand gibt; erst die deutlicher sich abzeichnende Aussicht auf Rache macht der untröstlichen Frau den Gedanken der neuen Ehe erträglich; und Rüdigers Bild erhält den entscheidenden Zug: dieser Eid wird ihn später in seelische Nöte stürzen, wie sie keiner der andern kennt. Die Weissagung der Wasserfrauen hat unser Dichter um den Zug vermehrt, daß nur des Königs Kaplan die Heimat wiedersehen wird; daß Hagen sich nachher am Priester vergreift, zeichnet ihn in seinem der Kirche fernen Wesen und vertieft zugleich sein Wissen um das Kommende: der letzte Versuch, die Unheilsprophetinnen Lügen zu strafen, ist mißglückt; nun steht es ihm endgültig fest, daß es keine Rettung mehr gibt. In deutlicher Abneigung gegen die räuberischen Nachbarn erfindet der Österreicher den Kampf der burgundischen Nachhut mit Gelpfrat und seinen Bayern und zeigt bei der Gelegenheit seine Darstellungskunst an einer nächtlichen Szene mit hallendem Hufschlag und aus dem Dunkel blitzenden Schilden. Der Besuch auf Bechelaren mit Verlobung und Waffengeschenken war schon in der älteren Not ein letztes sonniges Bild auf dem Weg ins Dunkel; unser Dichter verstärkt die heiteren Farben: festlicher Empfang der reisemüden Gäste durch die Frauen (der Schauder der „jungen Markgräfin", die sich sträubt, Hagen zu küssen, wirft einen schnell vorübergehenden aber zeichnenden Schatten auf das Bild des „vorhtlichen" Helden), zierliche Reden vor und nach der Verlobung, Volker als Minnesänger vor Frau Gotelind; ein letztes Mal bricht die Sonne höfischer Freude durch die Wolken. Dann geht es den Unheilsweg dem Ende zu.

Die Ereignisse am Hunnenhof vor dem Ausbruch des Kampfes bereichert der Dichter um zwei Szenen von unvergeßlicher Bildkraft: Hagen und Volker auf der Steinbank gegenüber dem Frauengemach, Kriemhild an der Spitze von vierhundert Gewaffneten vor ihrem Todfeind; Hagen weigert der Königin den Gruß, er legt ihr zum Hohn Siegfrieds Schwert, das er seit dem Morde trägt, quer über die Knie und bekennt sich offen und ausdrücklich zu seiner Tat; aber trotz aller Versprechungen Kriemhilds wagt keiner der Hunnen, die beiden Helden anzugreifen, und Kriemhild muß, ohne etwas erreicht zu haben, zurückgehen: die beiden Haupt-

gegner stehen einander gegenüber; noch zerschellt die Angriffsabsicht Kriemhilds an Hagens und seines treuen Waffenbruders übermenschlich wirkender, aber noch ruhender Kraft. Dann die nächtliche Schildwacht: Hagen als Hüter vor dem Schlafsaal der müden Fahrtgenossen, und sein Freund Volker geigt die Herren mit immer leiser werdendem Saitenspiel in Schlummer; wieder blinken Waffen aus dem Dunkel, und wieder weichen die Hunnen vor den beiden gewaltigen Türhütern entsetzt zurück.

Am anderen Tag, nach dem Gottesdienst und einem Festturnier, bei dem die aufflackernde Feindschaft noch ein letztes Mal erstickt wird, der Ausbruch des Kampfes, unaushaltbar gräßlich in der Quelle: Kriemhild opfert ihren und Etzels Sohn ihrem Racheplan, indem sie ihn beim Festmahl gegen Hagen vorschickt; sein Schlag gegen den Oheim und sein Tod muß das große Morden in Gang setzen. Unser Dichter macht daraus eine Szenenfolge von begreiflicherem, darum weniger verletzendem Ablauf: Auf Kriemhilds Geheiß wird der kleine Etzelsohn in den Saal getragen, in dem die Herren beim Festmahl sitzen; Hagen weissagt ihm ein baldiges Ende; darauf betretenes Schweigen. Inzwischen eröffnet Blödel mit tausend Hunnen den Kampf gegen die burgundischen Knechte, die unter Dankwarts Obhut speisen; Blödel fällt als erster unter Dankwarts Schwert; aber die waffenlosen Knechte werden alle erschlagen; nur Dankwart schlägt sich zum Festsaal durch und ruft hinein, daß draußen das Morden begonnen hat. Da erhebt sich Hagen: nu trinken wir die minne / und gelten küniges wîn! Und er schlägt dem Etzelsohn den Kopf ab, daß der der Mutter in den Schoß springt. Als Antwort auf das heimtückische Vorgehen der Hunnen gegen die ungewaffneten und unschuldigen Knechte erscheint dieser Schlag besser motiviert und verliert dadurch etwas von seiner Roheit. Mit ihm gibt Hagen das Zeichen zum Kampf im Saal. Dankwart besetzt die Tür, daß kein Hunne hinaus oder herein kann; drinnen aber beginnen die Burgunden, die sich auf Hagens Rat gewaffnet zum Mahl gesetzt haben, das große Blutbad. Bis König Dietrich auf einen Tisch springt und in das Getümmel brüllt, daß die weite Burg erdröhnt. Er verlangt freien Abzug für sich und seine Mannen und führt auch Etzel und Kriemhild aus dem Saal, und die Burgunden lassen ritterlich die Todfeindin entkommen; auch Rüdiger darf mit seinen Recken abziehen. Was aber an Hunnen im Saal ist, wird bis auf den letzten Mann erschlagen.

Die letzten Kämpfe sind in der Nacherzählung der Dietrichsage so entstellt, daß der Vergleich sich kaum mehr im einzelnen führen läßt. Neu geschaffen hat unser Dichter die große Szene vom Kampf und Tod der Dietrichsrecken mit dem ergreifenden Schlußbild, wie König Dietrich vom alten Hildebrand den Tod seiner Mannen erfährt, diesen schwersten Verlust, der den landlosen Vertriebenen treffen konnte: so hât mîn got vergezzen / ich armer Dietrîch! Wer sol mir danne helfen / in Amelunge lant? Im übrigen hat der Dichter die Kämpfe zu sich steigernder Wirkung geordnet. Aber diese formalen Änderungen bedeuten

wenig gegenüber dem Geist, in dem er diese letzten Szenen nachgeschaffen hat. Denn jetzt trägt ihn sein Stoff zu den letzten Höhen heldischer Größe; germanisches Urgestein durchbricht die ritterlich-höfische Kulturschicht.

Aus diesem Urgestein ist Hagen von Tronje, der Held, der von Anfang wissend dem Untergang entgegengeht, der die Last seines Wissens schweigend und aufrecht trägt und sich seinen Willen nicht beugen läßt: er kämpft um sein Schicksal, solange er atmet. Auch als er wehrlos, gefesselt, als letzter Überlebender vor der rasenden Todfeindin steht, ist sein Kampfwille nicht gebrochen:

Den schaz den weiz nu niemen / wan got unde mîn:
der sol dich vâlandinne / iemer wol verholen sîn!

Noch im Augenblick des sicheren Todes triumphiert sein Haß über die Gegnerin; und er stirbt mit dem Ja zu seiner Tat, als ein Ganzer, der dem Schicksal bis zum letzten Atemzug abtrotzt, was an Tat es ihm noch freiläßt.

Der gleiche unerschütterliche Heldensinn lebt in allen Nibelungen. Ihr Gesetz ist: lieber sterben als nachgeben in dem, was sie als bindende Verpflichtung ihrer Ehre über sich fühlen: daß sie selbst um den Preis des Lebens nicht voneinander zu trennen sind. So stehn sie in „Nibelungentreue" für den einen Hagen: sine konden von ir triuwen / niht ein ander verlân. Und sie alle sterben ohne ein Wort der Klage und ohne jeden Aufblick zu Gott, ohne einen Gedanken an Seele und Jenseits. Es geht ein Rausch von Tod und Wunden durch Etzels Saal, in dem beide Parteien verbluten; zugleich ein Rausch des zur höchsten Leistung gesteigerten Lebens. Dies Übermaß des Kraftrausches formt sich dem Dichter zu den Worten des sterbenden Wolfhart, des jugendlichen Draufgängers unter den Dietrichsmannen. Er hat von Giselher den Todeshieb erhalten, aber auch seinen Gegner noch mit dem letzten Hiebe zu Boden gestreckt:

Und ob mich mîne mâge / nâch tôde wellen klagen,
den naehsten und den besten / den sult ir von mir sagen
daz si nâch mir niht weinen: / daz ist âne nôt.
vor eines küneges handen / lig ich hie hêrlîchen tôt.

Im Hochgefühl seiner Taten und stolz, einem würdigen Gegner erlegen zu sein, verbittet er sich jede Totenklage: der Ruhm ist ihm gewiß, das ist genug. Wolfhart stirbt — wie sie alle — in der unbedingt sicheren Haltung des Helden.

Auch Kriemhild stellt sich in ihren Kreis. Seit Rüdigers Eidschwur ihr in der Ferne die Aussicht auf Rache gezeigt hat, gilt all ihr Sinnen und Tun dem einen Ziel. Es zu erreichen, ist jede List und jede Grausamkeit ihr recht. Unaufhörlich schürt sie die Zwietracht; einen Helden nach dem andern, Blödel, Iring, Rüdiger, treibt sie in den Tod; ihr Werk, das Werk einer rasenden Frau, ist der Saalbrand, der alle ritterliche Gesinnung verhöhnt. Und wenn sie am Schluß Gunthers Kopf an den Haaren vor Hagen trägt und dann den gefesselten Gegner mit eigener Hand erschlägt, so reicht die Erinnerung an Siegfrieds Ermordung nicht mehr aus,

erst ihr eigener Tod läßt die Gräßlichkeit dieser letzten Szene ertragen. Und doch steht das Bild der Rächerin Kriemhild dem Hörer letztlich unbefleckt in der Erinnerung: eine Vorzeitheldin, die nicht klagend in ihrer Witwentrauer versinkt, sondern mit hartem, zuletzt fast versteintem Willen das Schicksal zu dem von ihr gewollten Ziele zwingt.

Nur einer lebt in der weicheren Luft der neuen Zeit: Rüdiger von Bechelaren. Wo immer er auftritt, weht ein Hauch höfischen Staufertums. Und als dann der ritterliche Markgraf in den erbarmungslosen Mahlstrom des Untergangs endlich auch hineingezogen wird, da ist er der einzige unter den Helden, der nicht ohne Besinnen weiß, was er zu tun hat, und dem die Christenfrage nach dem Schicksal der Seele Not macht. Kriemhild erinnert ihn an den Eid, den er ihr einst in Worms geschworen hat. Und Rüdiger gibt ihr zu: Ehre und Leben habe ich Euch verschworen; daz ich die sêle vliese / des enhân ich niht gesworn. Als Geleitsmann der Burgunden kann er ihnen den Frieden nicht brechen. Daß König und Königin ihm bittend zu Füßen fallen, zerreißt ihm das Herz: Ehre, Treue, alle höfischen Tugenden stehen auf dem Spiel; jede Entscheidung ist eine Entscheidung zum Bösen. Bis er sich der fordernden Bitte Kriemhilds nicht länger weigern kann und in den Kampf geht, bei dem er mit dem Leben auch seine Ritterehre und seiner Seele Seligkeit einsetzt; denn den Kampf mit den Freunden, die in seinem Schutze hergekommen sind, wird ihm auch Gott nicht verzeihen. Aus diesem Zwiespalt rettet ihn der Dichter auf ergreifende Weise: ehe es zum Schlagen kommt, ruft Hagen den Markgrafen an und gibt ihm Gelegenheit zu der großen symbolischen Geste der vollendeten Ritterlichkeit: „Den Schild, den mir Frau Gotelind in Bechelaren schenkte, den haben mir die Hunnen vor der Hand zerhauen; nun gib mir deinen." Und Rüdiger schenkt seinen Schild dem Gegner und Freund, der daraufhin, erschüttert durch diesen Grad der Hochherzigkeit, dem Kampfe fernbleibt. Damit ist dem edlen Markgrafen Ehre und seelisches Gleichgewicht wiedergewonnen. Wenn er nun von demselben Schwerte fällt, das er daheim dem Gernot geschenkt hat, und, schon zum Tode verwundet, seinen Gegner noch tötet, so liegt in ihm der „Vater aller Tugenden" erschlagen. In Markgraf Rüdiger hat staufisches Rittertum sich sein Heldenbild geschaffen; auch er geht offenen Auges in den gewissen Tod; doch sein Heldentum ist bedroht von den Zweifeln einer sehr viel bewußter gewordenen Zeit; der Kampf zwischen den Pflichten wird ihm zur religiösen Not, sein Heldentum zum religiösen Wagnis. Aber wie er dies Wagnis auf sich nimmt: daß die Zerrissenheit seines Herzens ihm doch die Kraft zum Kampf und den Mut zum Tode nicht lähmt, und wie er durch das Schildgeschenk seine innere Ehre wiedergewinnt, das stellt den staufischen Rüdiger ebenbürtig neben die anderen Großen, seine Genossen im Untergang. Je mehr wir nachfühlen, daß in die Gestalt Rüdigers am meisten von des Nibelungendichters eigener empfindungsreicher Seele eingegangen ist, um so mehr müssen wir das Künstlertum und die menschliche Größe des Dichters bewundern.

der auch die übermächtigen Gestalten der alten Sage so überzeugend lebendig nachzuschaffen vermocht hat.

In diesen letzten Szenen des zweiten Teiles ist der Dichter des Nibelungenliedes an seinen Helden über sich selbst und seine Zeit hinausgewachsen, hat er über ihnen seine höfisch empfindsame Umwelt, ja fast sich selbst vergessen. Sich selbst nicht ganz. Seine Klagen über das unabwendbare Schicksal, sein Tadel gegen Hagens Übermut, die spürbar zunehmende Abneigung gegen Kriemhild und vor allem das weichherzige Schlußwort von der Trauer, in die alle Freude endet — das alles verrät uns, wie seine Seele unter den harten Taten und der wilden Größe der von ihm geschauten Gestalten gelitten hat. Aber wie sein Markgraf Rüdiger trotz aller Seelenqual die heldische Haltung bewahrt, so ist auch unser Dichter der übergewaltigen Größe seiner Gestalten nicht erlegen. Er ist, wenn auch fast widerstrebend, ihnen nachgeschritten in die atemraubende Eisluft ihres zeitlosen Heldentums, des stahlharten, nur in sich selber ruhenden Willens und des germanischen Todestrotzes.

*

In einer Zeit, die den Tod des Helden in der Dichtung vermied oder zum Quell endloser Klagen machte, hat der Dichter des Nibelungenliedes den Deutschen das Bild wahren Heldentums und tragischer Größe gerettet. Das ist sein ewiges Verdienst.

Aber wenn sein Epos auch von Zeitgenossen und Nachfahren viel gelesen worden ist — mehr als dreißig Handschriften des Textes zeugen davon —, so empfand man doch bald das Bedürfnis, die Wucht der Tragödie zu mildern. Wohl noch zu Lebzeiten des Dichters erhielt sein Werk eine Art von Fortsetzung in grundanderem Geist und grundanderem Stil: die „Klage", in der die vom Meister noch männlich zurückgehaltenen Tränen hemmungslos die kurzen Reimpaare durchströmen, und in der die Schuldfrage im Sinn einer Rechtfertigung von Kriemhilds Liebestreue auf Kosten des „Teufels" Hagen breit erörtert wird. Bald darauf hat ein anderer Landsmann des Dichters das Nibelungenlied selber in ähnlichem Sinne umgearbeitet. Immer mehr versucht man, die strengen Züge des hohen Bildes zu erweichen und zu moralisieren. Nicht viel anders steht es mit den Neuschöpfungen, die das Vorbild des Großepos aus altheimischem Stoff bald im bayrisch-österreichischen Raum hervorlockt: Kudrun, Walther, Alphart, sie alle haben von der Kunst, nicht aber den Geist des einzigen Großen lernen können. Auch Wolfram von Eschenbach scheint unter dem Eindruck des Nibelungenliedes den Plan zu seinem strophischen Epos von Sigune und Schionatulander gefaßt zu haben; er ist über zwei Szenen aus dem Beginn des Liebesromans nicht hinausgekommen, so daß wir nicht wissen, wie sich ihm der Tod seines Helden dargestellt hätte; doch hätte auch er die zeitlose Größe der Nibelungentragödie gewiß nicht erreicht. Schon im dreizehnten Jahrhundert steht der Dichter des Nibelungenlieds auf sehr einsamer Höhe. Mit dem fünfzehnten Jahrhundert verschwindet sein Werk aus dem deutschen Schrifttum. Als einer

der letzten hat Kaiser Maximilian, der „letzte Ritter", sich mit ihm beschäftigt. Dann geht es auf lange Zeit den Deutschen verloren.

Erst als, drei Jahrhunderte später, die wachsende deutsche Not die Augen aller Vaterlandsfreunde auf die großen Leistungen der deutschen Vergangenheit lenkte, schien auch die Zeit für ein neues Verständnis des Nibelungenliedes gekommen. Jetzt feierte man das wiederentdeckte als die „teutsche Ilias"; der Führer der romantischen Schule preist das „Werk von kolossalem Charakter, von erstaunenswerter Hoheit in den Gesinnungen" und verlangt, es müsse „wieder ein Hauptbuch bei der Erziehung der deutschen Jugend werden". Und im Jahre 1815 erscheint im kleinsten Format eine Ausgabe des Textes, dazu bestimmt, den Freiwilligen des Befreiungskrieges „ein traulicher und treulicher Feld- und Zeltgesell zu werden". Aber mit den Flammen der nationalen Begeisterung erlosch auch das brennende Fragen nach den Lebenswerten der deutschen Vorzeit.

Das Nibelungenlied wurde zu einem Lehrgegenstand der Schule und zu einem Streitobjekt der Gelehrten, die über ihren leidenschaftlichen Kämpfen das Kunstwerk selbst und die Gestalt seines Dichters fast aus den Augen verloren. Nach Lachmann hatte das Epos überhaupt keinen eigentlichen Verfasser; es war zusammengesetzt und zusammengewachsen aus vielen Einzelliedern, die jedes nur einen Ausschnitt aus dem Gesamtverlauf behandelt hatten. Mit dieser Blickeinstellung war die künstlerische und sittliche Leistung, die im Nibelungenlied vorliegt, nicht zu würdigen. Wohl ließen einzelne sich durch die Gelehrten das Gefühl nicht verwirren. Hebbel, der deutscheste unter den Dichtern der Jahrhundertmitte, wußte sich während der Arbeit an seiner Nibelungentrilogie durchaus als „Dolmetsch eines Höheren", dieses „Dramatikers vom Wirbel bis zum Zeh", dessen Werk er nur zu seiner wahren Gestalt erlösen und damit zur vollen tragischen Wirkung bringen wollte. Aber auch Hebbel blieb einsam wie sein großer Vorgänger. Mochte die Kenntnis des Nibelungenliedes durch Schullektüre und Übersetzungen sich verbreiten, den Geist seines Dichters hat das neunzehnte Jahrhundert nicht zu beschwören vermocht. Noch um 1880 hatte die große „Allgemeine Deutsche Biographie", die doch jedem kleinsten Meistersingerlein sein bescheidenes Denkmal setzte, für den Dichter des Nibelungenliedes keinen Raum.

Erst nach der Jahrhundertwende glückte die endgültige Abkehr von den blutleeren Schatten gelehrter Abstraktion. In dem gleichen Maße, wie die Gestalten der ältesten germanischen Heldendichtung, von den mythischen Nebeln befreit, mit denen frühere Forschung sie umwölkt hatte, dem Nacherlebenden deutlich wurden, trat auch der Dichter des Nibelungenliedes mit seiner einzigartigen Leistung in helleres Licht. Heute hat der Schöpfer des deutschen Nationalepos, der große Bildner, der germanische Heldengestalten mit den Mitteln seiner reicher und reifer gewordenen Kunst neu erstehen ließ, in dem Kreis der starken Nothelfer des deutschen Volkes seinen unverlierbaren Platz.

Wolfram von Eschenbach

Etwa 1170—1220

Von

Wolfgang Goetz

Man könnte recht wohl eine neue Betrachtungsweise der Dichtkunst aufbauen, wollte man die Dichter nicht so sehr nach den berühmten drei Kategorien: Lyrik, Epik, Drama, einteilen, als sie in ihrer Stellung zum Ich, Du und Es erforschen. Dabei würden sich unzweifelhaft im Groben viel Übereinstimmungen ergeben, insofern wir zu den Ich-Dichtern die reinen Lyriker zu rechnen haben würden, die Du-Dichter finden wir hauptsächlich bei den Erzählern und dramatischen Gestaltern, während dem Es die Sänger Gottes, der Jahreszeiten, der Alpen, die Chronisten und Didaktiker huldigen. Somit wäre nicht allzu viel gewonnen. Allein betrachtete man die Überschneidungen der Gruppen im einzelnen Schöpfer, so träte uns die meist — rein um der Form und der Literaturgeschichte willen — so mißachtete Persönlichkeit des Dichters weit deutlicher entgegen. Es würde sich aber zugleich ein Maßstab ihrer Wertung ergeben, wenn auch kein endgültiger, wie sich auf dieser unvollkommenen Welt von selbst versteht. Wir würden deutlicher begreifen, warum wir dort am innigsten ergriffen werden, wo dies Ich, Du und Es zu reinster Harmonie, zum Voll-Akkord des All-Wir aufbrausen zu lassen einem der wenigen gelang oder gelingt. Wir würden klarer sehen, warum dort wohl hohe Kunst uns entzückt, indessen wir im Innersten unberührt stehen, warum an anderem Ort wir entzückt in ein Menschenauge blicken, obwohl die Form uns zwar nicht eben abstößt, aber doch wohl verwundert. Denn allmählich scheinen wir einzusehen, daß ohne den Menschen ein Werk, welcher Art es immer sein mag, uns kaum etwas zu sagen hat, daß rein Formales uns wohl „in den Ohren kribbelt, allein zum Herzen dringt es nicht". Wir dürften ein feineres Gefühl dafür bekommen, wo Persönlichkeit und Gesinnung sich decken, wo eins oder das andere mangelt oder wo sie gar auseinanderstreben; noch immer verschwimmt schöne Lüge und wahres Gefühl zu sehr vor unseren Augen.

Gelang uns dieser Vorstoß ins Wesen der schöpferischen Geister nur in höchst bescheidenem Maße bei den Künstlern neurer Zeit — die verheerenden Wirkungen dieser Betrachtungsweise bei den Malern spüren wir noch bis ins Mark —, so sind die Versuche auf dem Gebiete der ersten großen Epoche deutscher Dichtung bis vor kurzem beinahe kläglich. Dabei ist der Grund hierfür nur zu verständlich.

Als sich vor hundert und etlichen Jahren die Schatzkammer des „Schwäbischen Zeitalters", die lang verschlossene, auftat, brach ein solch funkelndes

Getümmel auf die glücklichen Entdecker herein, daß es zunächst der Sichtung bedurfte, der Säuberung, der Gliederung. Restaurator und Registrator hatten den Vorrang. Es war selbstverständlich, und keinem Einsichtigen wird es beikommen, diese höchstverdienten Männer zu schelten. Allein ebenso selbstverständlich war es, daß die Hauptbeteiligten vor diesem aufwirbelnden Staub weit flüchteten. Zwischen dem Volk und seiner blühenden Vergangenheit bauten sich Barrikaden auf von tief gelehrten Werken, Mauern von so undurchdringlicher Dicke, daß nur hie und da noch ein Fünklein dieses Himmelsglanzes hindurchsprühte auf die Menge, die vom Tag und Alltag nur allzusehr und mehr und mehr abgelenkt wurde. Da waren die Handschriften zu prüfen und zu entziffern, die Herkunft, der Dialekt zu ergründen, Echtes von Unechtem zu scheiden. Metrik und Grammatik überwucherten die Dichtung, den Namen, und noch bis in die neueste Zeit schien es, als wären die mittelhochdeutschen Sänger zu nichts Besserem da, als Übungsstücke für germanistische Seminare herzugeben. So mußte es kommen, daß erst heute für weitere Kreise sich langsam das Dunkel erhellt, das über dieser Zeit um die Wende des zwölften zum dreizehnten Jahrhundert ruht. Wir sind ohnehin geneigt, die Gestalten unserer Vergangenheit, die miteinander wenig oder sogar nichts zu tun haben, zu Dioskuren oder Zwillingen umzuschaffen, wir erinnern an so gefährliche Zusammenstellungen wie Goethe und Schiller, Bach und Händel, als ob es nicht der ungeheure Vorzug des deutschen Geistes wäre, daß er eigene und scharfe Charaktere schüfe; es ist, als ob wir uns unseres Überreichtums an Persönlichkeiten schämten. (Wie unendlich fein wir bei anderen Völkern die einzelnen zu scheiden wissen, zeigt unsere beispiellose Übersetzerkunst.) Schon haben sich Stimmen erhoben, die auf neue Wertung des alten Gutes dringen; ob nicht ein Dichter vom Range des Morungers Herrn Walther zum mindesten an die Seite zu stellen wäre, aber das alles sind nur ganz bescheidene Anfänge, das Ende ist noch nicht abzusehen.

So darf es uns nicht wundern, wenn Walther, Wolfram und Gottfried in der allgemeinen Vorstellung selbander durch thüringische Gaue reiten und beim Becherklang hoch oben auf der Wartburg sich an ihren Dichtungen wechselweis begeistern. Es ist nicht ganz an dem. Noch immer reitet Herr Wolfram von Eschenbach im Dämmerlicht fernab einsam seines Weges wie der rote Ritter seines Riesenwerkes, und nur einige Glanzlichter seiner Rüstung funkeln zu uns herüber.

Aber gerade die neueren Forschungen über ihn — hier sei vor allem Albert Schreiber dankbar genannt — zeigen, wie fein deutsche Gelehrsamkeit zu spüren weiß, und wenn heute zwei dicke Bände über das Leben Grimmelshausens vorliegen, von dem wir vor einem Jahrhundert noch nicht einmal den Namen kannten, so dürfen wir hoffen, daß sich die Gestalt des Eschenbachers immer klarer abzeichnen wird.

*

Die Zeit seiner Geburt und seiner Herkunft sind zweifelhaft. Das Geschlecht stammt mit ziemlicher Gewißheit aus Bayern, und es ist anzunehmen, daß einer der Vorfahren im Dienste eines Grafen — der Wertheim? — nach Eschenbach versetzt wurde. Dorther stammt denn auch der Name. Was ihn zum Dichter berief, wir wissen es nicht. War es ein älterer Bruder, der ihn zwang, sein Brot andern Orts zu suchen, oder war er seines Genius schon voll bewußt? Es wäre nicht undenkbar, daß seine Lyrik uns den Weg deutet. Zwar sind uns nur wenige Lieder bekannt, sie aber sind von solcher Stärke und so tiefer Brunst und Inbrunst, daß wir vielleicht nicht fehlgehen, wenn wir auch hier wieder im Eros den fackeltragenden Wegweiser sehen dürfen, schließt doch der kleine Zyklus mit einem Hohenlied auf die Ehe. Daß aber Wolfram während seiner großen Werke kleine Lieder zum Preis der Liebsten sang, ist kaum anzunehmen, fand er doch Gelegenheit genug, in seinen Epen von Lust und Leid der Minne zu singen. Verheiratet war er und nannte eine Tochter sein eigen, zerbricht er sich doch schon in väterlicher Angst den Kopf um seinen künftigen Eidam.

Um die Jahrhundertwende tritt er uns deutlich entgegen. Wer von dem Städtchen Amorbach im nördlichen Odenwald südwärts wandert, der sieht alsbald in einem grünen Tal zu linker Hand einen kegelförmigen Hügel sich vorschieben. Es ist der Wildenberg, der Mont sauvage, der Munsalvaesche. Dort steht die Burg der Herren von Durne, eins der kostbarsten Denkmäler romanischer Baukunst. Die Bauern haben es seinerzeit zerstört, doch haben bisher moderne Architekten das Unheil nicht fortgesetzt. So träumt dort erhabene Einsamkeit, wo einst fürstliches Leben geherrscht hat. Noch können wir die Wangen der riesigen Kamine bestaunen, ein Wunder ihrer Zeit, daß Wolfram, Kind einer sonnengierigen Zeit, nur noch in der Gralsburg so schöne Wärmespender anzunehmen wagt. Und erschüttert sehen wir an der Wand eingemeißelt die Buchstaben OWEMUTER — das aber ist der Anfang jenes Leitmotivs, das den ganzen Parzival untermalt: ôwê muoter, waz ist got? Wir wollen uns nicht in unnützen Phantasien verlieren, aber zu denken wäre es, daß dieser Michelangelo des Worts hier selbst zu Meißel und Hammer gegriffen hat, um ein Zeichen zu setzen an der Stelle, wo er der Welt — nicht nur der deutschen — eine Heilsbotschaft verkündete. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Wolfram hier, wenn nicht den größten, so den wesentlichsten Teil des Parzival schrieb, als Gast der edlen Herren von Durne, insbesondere des Rupert von Durne. Mögen die Urkunden, wie so oft, versagen: rings breitet sich Wolframsches Gefilde. Da ist Sigunens Klause, ein mîle oder mêr von der Gralsburg entfernt, dort sitzt die reclusa eingemauert in ihrer Siedelei, die über einem Bächlein steht. Sie steht noch heute und nennt sich Amorsbrunn. Und Amorbach selbst, einst Amarbach; man erfand um jene Zeit einen heiligen Amor und nannte Ort und Kloster um. Niemand konnte beglückter über diesen rührenden Unsinn sein als Herr Wolfram, der denn auch spaßt, eigentlich sollten doch Mönche und Nonnen âmûrschaft mîden.



Der Sängerkrieg auf der Wartburg
Miniatur aus der Manesseschen Liederhandschrift, 13. Jahrh. Heidelberg, Universitätsbibliothek

Auch sei noch einer Vermutung Raum gegeben, die freilich der Nachprüfung bedarf. Wolfram erwähnt einmal Neidharts von Reuenthal, des dörfischen Dichters. Er spricht da von einem „Gäubühel", eine vollkommen unverständliche Bemerkung, so witzig und parodistisch sich sonst die Verse gegen den Dichter wenden. Nun liegt aber unweit nördlich Amorbachs ein Reuental, zwischen beide schiebt sich ein anmutiges „Gäubühel", das schlechterdings diesen Namen herausfordern würde, wäre er nicht schon geprägt. Es wird der Einwand erhoben werden, es könne sich aus den bekannten „inneren Gründen" unmöglich um dieses Reuental handeln, aber wenn man sich vorstellt, eine Katastrophe vernichtete sämtliche Urkunden unserer Zeit und nur die Bücher blieben übrig, so würde eine künftige Forschung vielleicht feststellen, daß die Mehrzahl unserer Dichter in Leipzig geboren wäre. Man soll sehr vorsichtig sein, aber nicht allzu vorsichtig, auch nicht in der Philologie.

Die Arbeit am Parzival ist dann unterbrochen worden, im Jahre 1203. Wolfram zog zu Felde. Die Belagerung von Erfurt machte er auf der staufischen Seite mit, sie hat Niederschlag in seiner Dichtung gefunden.

Nach Abschluß dieses Krieges tritt das Schicksal in Wolframs Leben. Er kommt an den Hof Hermanns von Thüringen. Der Vorgänger Carl Augusts war unzweifelhaft ein Mäzen, aber wie es scheint, spielte er ihn auch gern. Es findet sich eine große Anzahl von vielen Leuten ein, die am Hofe herumscharwenzeln, um sich dort nach des Krieges oder auch des Lagers Last und Not ein Gutes zu tun. Wolfram findet das ganze Treiben widerlich. Seine volle Wut richtet sich besonders gegen den Truchseß des Thüringers, wahrscheinlich einen Günther von Schlotheim, der mit weniger erlauchten Gästen gemeinsame Sache macht. Hier ist es, wo Walther von der Vogelweide dem Parzival-Dichter entgegentritt, aber die Beziehungen der beiden sind nicht die besten. Wolfram äußert sich des öfteren recht mißfällig, wenn nicht gar bösartig über den Vogelweider. Dies wenig erquickliche Beieinander der Größten ihrer Tage dürfte der Grund zum Sängerkrieg geworden sein, man versprach sich gewiß ein paar lustige Stunden bei diesem Wettstreit. In all diesem Trubel und Jubel nun mag Wolfram nach einer gleichfühlenden Seele Ausschau gehalten haben. So kommt die Frau — oder war sie von allem Anfang da, und ist der Widerstreit zwischen Wolfram und Walther auf sie zurückzuführen?

Etwa sechsundzwanzigjährig, jung verwitwet, scheint die Schwägerin Hermanns, Markgräfin Elisabeth von Vohburg, fast vergrämt durch die schlechte Behandlung ihres Bruders, des Herzogs Ludwig von Bayern, der sie nach dem Tode ihres Gatten freundwillig enteignete und ihr wohl keine allzu große Rente ausgesetzt hatte, am politisch mißvergnügten Hofe zu Eisenach aufgetaucht zu sein. Walther gab der Erbitterung des Herrscherpaares und ihrer Verwandten mit boshaften Worten Ausdruck, wie er ja leider zu den Menschen gehörte, die in ihrer politischen Haltung das Mäntelchen auch nach dem Winde hängen. Stachelte der

Ehrgeiz den staufischen Wolfram, der nun freilich seine politische Überzeugung niemals gewechselt hat? Oder war es ein Wiedersehen? Eine Sage will, daß Wolfram einst als Page am Hofe der Markgräfin gedient habe. Das ist zeitlich kaum möglich, aber man soll den Wert solcher Überlieferungen nicht unterschätzen. In jedem Falle: Wolfram brennt lichterloh. Nicht eben leicht wird ihm der Sieg über die reizende Frau, reizend — denn es ist eine ansprechende Vermutung, daß Antikonie, nicht eben die tugendreinste, gewiß die sinnlichste Frauengestalt Wolframs, ihr Vorbild in Frau Elisabeth hat. Dann aber nimmt sie die Widmung der Bücher III bis VI des Parzival an, und es ist möglich, daß Walthers politische Reime und die Darreichung dieses Teils des tiefen Ritterromans Urgrund zur Sage vom Sängerkrieg sind. Und Elisabeth widersteht nicht mehr. Der Turmwächter weiß nicht, warum er eines Morgens in das Horn stößt; es müssen zwei sich trennen. Denn ist schon alles erlaubt, so darf es niemand erfahren.

Doch Wolfram, Genie und darum Feind gesellschaftlich-gemeiner Übereinkunft, schreit seine Seligkeit in alle Welt. Der unnachahmliche Beherrscher des Worts überspitzt sich. Er wählt Ausdrücke, die zwar nachgeborenen braven Philologen unverfänglich scheinen dürfen, die aber von der lüsternen Umwelt in ihrer nackten Eindeutigkeit sofort erkannt werden. Er ist zu wahr in seiner hohen Seele, er ist, angeekelt vom Treiben am Thüringer Hofe, viel zu sicher seiner Leidenschaft, er mißachtet zu sehr dies ganze Pack und verfällt in den schwersten Fehler, den die Menschen machen können: die andern für dümmer zu halten, als sie sind. Ja, sie sind zu dumm, aber eben diese ihre Dummheit befähigt sie, zu wittern und zu schnüffeln. Die Niederträchtigkeit hat diesmal recht. Sie lesen und hören nur zu genau, was da geschah. Kurzwîle, sagt er. Das Getuschel ringsum weiß, was unter solcher Kurzweil zu verstehen ist. Und er zittert, daß sie ihm untreu wird. „Der Frau, die ich da lobe, ist Zucht als Hut recht wol." Kochende Angst. Das große Genie Wolfram, des eigenen wohl, des fremden Zügels nicht bewußt, donnert drein. Der Irrtum ist ungeheuer. Ein beispielloser Lärm geht auf. Ja, es ist „Sitte", mit einer Geliebten zu sein, es ist beinahe Pflicht. Aber — nur Schweigen, nur Ruhe. Verlogenheit triumphiert. Da kommt einer, der die Wahrheit sagt: „Weg mit ihm! Frau Elisabeth steht erstarrt, und wir können es ihr nicht verdenken, wenn sie den Allzukühnen, der sie, im wahrsten Sinne, bloßstellt, mit wütendem Haß verfolgt. Und wie eine Meute entfesselter Mänaden stürzt sich die gesamte Weiberschar auf den unseligen Orpheus, der es wagte, seiner Seligkeit Laut zu geben. Ein tumber tor zieht heim, gen Franken. Echt Wolframsches Geschick. Parzival ist seinem Herzen gefolgt. Und das just, eben das wollen sie nicht, die lieben Leute.

Ein Zwischenspiel: in Maasfeld an der Werra haben sie ihn wohl zum Ritter geschlagen. Der Henneberger Boppo VII. feierte Hochzeit und machte sich vielleicht den Spaß, diesen wunderlichen Narren nun erst recht herauszustreichen.



Die Wartburg bei Eiſenach

Oder auch: der Schwertſchlag war ein Schlag gegen die Thüringer — das wäre eine wahrhaft fürſtliche Haltung. Doch das liegt ganz und gar im Dunkel, auch wird dieſe Ehrung dem zwar ſelbſtbewußten, aber niemals eitlen Wolfram ein ſehr ſchwacher Troſt geweſen ſein.

Danach entſchwindet er unſern Augen, doch iſt er offenbar in der Steiermark geweſen. Der Grund zu dieſer Fahrt iſt nicht klar. Nachdem der Parzival in ſeiner erſten Faſſung fertiggeſtellt war, dürfte er wieder in ſeine Wahlheimat, diesmal in den Speſſart, zurückgekehrt ſein, möglicherweiſe als Lehnsmann des Wertheimers. Dort wird er am Willehalm gearbeitet haben. Wann er dieſes Werk begonnen hat, wiſſen wir wiederum nicht. Er hat kein Glück mit dieſem Werk gehabt. Zwei ſeiner Mäzene, denen er das Buch zu widmen gedachte, die wohl auch den armen Dichter unterſtützten, ſtarben kurz hintereinander. Allein das waren wohl nur äußerliche Zufälligkeiten. Mit dem Parzival hatte Wolfram ausgeſungen. Wie ſtark er ſich auf dieſes ſein Epos beſchränkte, geht deutlich aus dem Titurel-Fragment hervor, das er beiſeite ließ, um es ſeinem Hauptwerk einzuverleiben, wo es denn zu einem der ganz großen und tiefen Epiſoden wird, die kunſtvoll eingewebt den Kontrapunkt darſtellen. Und ebenſo: erſt nach dem

Aufgeben des Willehalm schiebt Wolfram das erste und zweite Buch dem Parzival vor. Mit reifster Kunst erklärt er im Prolog die Herkunft seines Helden, bringt er die seelischen Vorbedingungen des künftigen Gralskönigs.

Diese feinsten Facettierungen seines Diamanten sind das letzte, was er geschaffen hat. Über sein Ende wissen wir nichts. Es ist durchaus nicht gesagt, daß er um 1220 verstorben ist, vielleicht baute er, wie Shakespeare, seinen Kohl, nachdem Prospero den Zauberstab zerbrochen hatte. Er war gewiß nicht erschöpft, allein er war ausgeschöpft. Er hatte nichts mehr zu sagen, und ein so weltweiter und weltweiser Mann wie Wolfram wird das sehr genau gewußt haben. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts konnte man sein Grab noch in Eschenbach sehen, das heute sich mit schönem Stolze Wolfram-Eschenbach nennt. Allein das war die Zeit, als man sich Stammbäume schuf von höchst phantastischer Ahnenschaft; es wäre denkbar, daß auch das fränkische Städtlein sich ein sichtbares Zeichen seiner Vergangenheit schaffen wollte, so gern wir zu der Stätte pilgern möchten, wo die Knochen des wahren Gralsuchers morschen. Doch auch der Gedanke ist schön, daß die Erde eines ihrer liebsten Kinder zu sich nahm, eifersüchtig, denn zu den Menschen, an die Natur sich hemmungslos verschwendete, gehört der Eschenbacher; es sind ihrer wenige, und wir können sie an den Fingern unserer Hände abzählen.

*

Der Meister der Manesseschen Handschrift zeigt uns den Dichter auf eine liebenswürdige, wenn auch recht unbeholfene Weise. Allein in diesem Bildnis wirkt ein fast Wolframscher heimlicher Humor. Das Antlitz ist durch einen Topfhelm verhüllt, eine kleine Verlegenheit des guten Meisters, denn selbst wenn er Herrn Wolfram noch von Angesicht gesehen hätte, wie hätte er wohl den Glanz dieser Augen darstellen können, von denen geblendet wir die unsern niederschlagen würden. Ein Knappe führt ein mutiges Rößlein seinem Herrn zu. Der aber steht gewaffnet. Fähnlein, Schild und Helmzier schmücken je zwei Beile. Vielleicht führte er wirklich solches Wappen, gewiß ist diese heraldische Symbolik — auch Wappen haben ihre Magie und Mystik — von nachdenklicher Bedeutung. Gewappnet vom Scheitel bis zur Zehe und gar noch Waffen als Zeichen seines Rittertums, das ist Wolfram.

Alle Großen waren einsam. Einsamere als diesen Ritter kann es kaum geben. Er ist nicht das, was man als eine Kampfnatur bezeichnet, er sieht sich nur allein in einer fremden Welt, ein ritterlicher Herr, der es nicht für nötig erachtet, viel Wesens aus Gegnerschaft zu machen, des eigenen Werts, des eigenen Worts, der ihm allein aufgetragenen Sendung königlich bewußt. Er ist ein Deutscher. In seiner fränkischen Natur liegt es, daß sein Gedicht, das an die tiefsten Probleme menschlichen Schicksals hart herantritt und sie zu lösen vermag, von einer unnahbaren, unerschütterlichen Heiterkeit durchzogen ist, wie später die Werke seines Landsmanns Johann Wolfgang Goethe. Wir können nur Don Quichote und den

Faust neben dem Parzival nennen, die ähnliche Überwindung zeigen, und doch klingen sowohl im Werke des großen Spaniers wie im „Hauptgeschäft" des Dichters von Weimar weit bitterere, weit verzweifeltere Klagen und Anklagen auf als im Parzival, Bitternisse, wie sie in den beiden andern grämeln, kennt er nicht. Es verlohnt sich ihm nicht. Er ist viel zu sehr Menschenverächter, jedoch Menschenverächter aus einer heißen Liebe heraus, wie etwa Friedrich der Große, im Gegensatz zu Napoleon, der sich über Gemeinheit und Niedertracht noch aufzuregen vermochte. So muß er allein stehen.

Man hat gesagt, die triuwe, die Treue, sei das Grundelement des Parzival. Das ist ein verhängnisvoller Irrtum. Just die triuwe ist es, die Wolfram bekämpft. Er ehrt das Nibelungenlied, allein er sieht auf das klarste die ungeheure Gefahr, die aus diesem dunklen Sang auftönt, aufstöhnt. Die Treue, erkennt er, ist hier Verhängnis. Wer dürfte Hagen schelten? Aus Treue erschlägt er den herrlichsten Helden. Die Treue vernichtet Rüdiger, die Treue führt die Burgunder, führt Etzel selbst, den Fremden, ins Verderben. Dies erkennt der Ritter von Eschenbach. Ihm dämmert, daß ein Volk, das solch ein Gedicht in die Welt braust, daran ist, sich selbst aufzugeben. Denn, sehen wir uns um, wo ist je so trostloser Sang angestimmt worden wie in der Nibelunge Not? Und da wirft Ritter Wolfram von Eschenbach sein Panier auf und schreit es hinaus in die Welt: Nein, nein, nicht die triuwe, die euch ja längst zum hohlen Schlagwort geworden ist, diu staete ist es, die euch rettet. Dir selber sollst du treu sein, das ist diu staete, das eben ist der Durchbruch des deutschen Menschen, das aber ist die beinah unverständliche Tat Wolframs. Und, dies sei festgestellt, wir sind bis heute noch nicht über diesen gewaltigen Vorstoß hinausgekommen. Wenn die Engelchöre des andern großen Franken künden:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen —,

so ist das nichts anderes als die Umschreibung, die Variation des Parzival-Themas. Über sechs Jahrhunderte reichen unsere beiden Größten sich die feinen Hände. Bist du dir selber stät, sagt Wolfram, so kannst du den Gral gewinnen und darfst ihn hüten. Nicht Muttersorgen, nicht Rat erfahrenen Freundes, nicht Rittertum, nicht höfische Sitte, nicht Schuld und nicht Verzweiflung selbst vermögen dir zu helfen. Das alles ist nur Tand und Hemmnis. Erst wenn du dich selbst gefunden hast, erst wenn du alles, was aus der Welt auf dich hineindringt, wegwirfst und du den eigenen Beruf erkennst, dann wird dir das Heil. Dies klingt sehr einfach, klingt sehr kindlich. Aber da springt das Wort auf von den Kindlein, derer das Himmelreich ist, und allmählich lernten wir ja wohl, daß alles Einfache schwer ist, weil von außen her an uns Aufgaben treten, die verwirren und vom Eigensten abzuziehen suchen. Wolfram hat als erster erkannt, daß die Deutschen das Volk der Persönlichkeiten sind und daß nur dieses höchste Glück die Erdenkinder fähig

macht, dem Großen und Ganzen zu nützen: Diener und Könige des Grals. Ein Mann, der so kühn dem größten Gedichte seiner Zeit die Stirne zu bieten wagte, mußte naturgemäß den andern dichterischen Erscheinungen seiner Zeit gegenüber seine Waffen gebrauchen. Am heftigsten wendet er sich gegen Gottfried. Das ist ihm der westlerische Mensch, der Mann der Konvention, der schon langsam erstarrenden Sitte einer höchstbewegten Zeit, einer Sitte, die dem Schlagwort huldigte und aus diesem Grunde tief verlogen sein mußte. Erkühnen wir uns der Frage nach dem Zündungsmoment, der Einschlagstelle der künstlerischen Konzeption, so dürfte sie dort liegen, wo Parzival versäumt, die entscheidende Frage zu stellen, weil höfisches Gebot den Drang des Herzens hemmt. Das ist bei Wolfram nicht mehr das Schelmenmärchen, darin einer wortwörtlich befolgt, was man ihm sagte — später ist dieses Motiv im Eulenspiegel wunderschön vielfach abgewandelt. Was bei den Vorgängern leblos als eine Schnurre dargestellt wird, ist dem Ritter von Eschenbach bitter ernst, seine ganze Seele empört sich, daß dem Ablauf freier Menschlichkeit und natürlichen Menschentums ein gesellschaftliches Hemmnis entgegengeworfen wird. Solche Einstellung ist bei dem Spötter Gottfried, der sogar dem Herrgott ein Schnippchen zu schlagen sich unterfteht, völlig undenkbar. Nun wird sich niemand dem süßen Zauber des frechen Straßburgers und seinem tollen Märlein von Herrn Tristan und seiner Isolde entziehen können, doch werden wir einsehen müssen, daß hier mit den urewigen Gefühlen der Menschheit nun eben nichts anderes als ein Spiel getrieben wird, ein frivoles Spiel, das uns wohl entzücken kann, aber uns nichts angeht, so zauberhaft Liebe und Liebesnot geschildert sind. Es ist auch ganz selbstverständlich, daß Gottfried in eine sinnlose Wut gerät, als ihm der Geharnischte von Eschenbach entgegentritt. Denn was dieser Unbestechliche vermag, kann er ganz einfach nicht, weil er ein Höfischer ist, ein zeitgebundener, freilich der unnachahmlichste Künder seiner Tage. Und so wischt Wolfram sie alle weg, sie mögen heißen, wie sie wollen. Er hat nichts mit ihnen zu tun. Der Gralssucher will mit ihnen nichts gemein haben. Er höhnt sie nicht, er lacht sie mit gelassener Gebärde aus, ein Meister witziger Parodie, daß Jena und Weimar in ihren Xenien verblassen. Im Gegensatz zu Schiller und Goethe, die doch nur Versteck spielen, rennt Wolfram frontal an. Es ist ihm ganz gleichgültig, ob er aneckt. Er sprengt drauf los. Er kann gar nicht anders. Männlich haut er rechts und links: ihr oder ich. Daß sich das deutsche Volk noch nicht entschieden hat, auf welche Seite es sich zu werfen hat, ist eine sehr traurige Tatsache.

Dieser Kampf gegen die Zeitgenossen, der ihm bitter ernst war, zeigt ihn bei allem Zorn von seiner liebenswürdigsten Seite. Er spottet, ja er ulkt, verulkt die Mitwelt und auch die Nachfahren. Da sind Leute, die damit prahlen, daß sie lesen und schreiben können. Welch herrlicher Grund, zu behaupten, er selbst sei dieser Künste nicht mächtig. Ob man ihm damals diese Unverschämtheit glaubte, dürfte zweifelhaft sein. Aber heute gibt es tatsächlich noch ernste Männer, die Stein und Bein schwören, es sei dem Eschenbacher mit diesem urgründigen Witz todernst

gewesen. Man mag das Genie Wolframs noch so hoch schätzen, die Tatsache, daß er, der durch Jahrzehnte an seinem Gedichte schuf, auch nicht einen einzigen Fehler macht bei all den verzwickten Verzweigungen und Verästelungen, beweist das strackе Gegenteil. Es gibt kein Gehirn auf der ganzen Erde, das solche Fülle der Gesichte meisterte, ohne Hilfe von Tinte und Papier. Erinnern wir uns nur, welche Widersprüche dem fast allzu klugen Schiller etwa im Don Carlos unterlaufen. Oder glaubt man, daß ständig ein Schreiberlein hinter Wolfram herritt und freundlich daran erinnerte, daß sich hier ein Widerspruch zu dem und dem Verse auftue, ein Schreiberlein, das zudem von dem so überaus reichen Herrn Wolfram hätte Gehalt beziehen müssen? Gewiß waren die Gehirne damals noch nicht so mit Druckerschwärze verseucht, die fahrenden Sänger waren imstande, große Strecken der beliebten Mären aufzusagen, aber es ist ein anderes, ob ich fremde Strophen wiederhole, also ein Rezitator bin, oder solche Strophen schaffe, demnach ein Dichter bin. Wäre es wahr, was Wolfram von sich behauptet, so stünden wir vor einem menschlichen Phänomen, wie wir ihm sonst nicht begegnen.

Wie recht wir mit der Behauptung haben, daß hier eine Eulenspiegelei getrieben wird, beweist der Fall Kyot. Es galt zu jenen Zeiten als fein, sich auf einen fremden Autor als Quelle zu beziehen. In den meisten Fällen hatten die Herren auch alles Recht. Sie bildeten wirklich nur um. Die Vorlage des Parzival nun ist Chrestien von Troyes, aber wollte man den Franzosen mit Wolfram vergleichen, so könnte man ebensogut sagen, daß Goethe kein Verdienst am Götz von Berlichingen habe, da ja die Selbstbiographie dieses wunderlichen Ritters vorliege. Chrestien erzählt eine Märe wie eben die andern auch, ohne von ferne zu ahnen, welch ein Stoff hier zu formen wäre, wie hinter Schelmenmär und Abenteurerei letztes Geheimnis des Menschenlebens wetterleuchtet. Wolfram übernimmt denn auch lediglich das Geschehnis und schiebt den Franzosen mit wundervoller Überlegenheit beiseite. Nun aber, es ist einmal Sitte, einen Vorgänger zu haben, und so erfindet Wolfram den Herrn Kyot. Den holt er heran, wenn er seine Abweichung von Chrestien dick unterstreichen will.

Ob von Troys meister Čristjân
Disem maere hât unreht getân
Daz mac wol zürnen Kyôt.

Welch ein Behagen, sich vorzustellen, wie die Herren Kameraden von der Dichtung sich den Kopf zerbrachen, um herauszubekommen, wer denn dieser Guiot sein möchte. Gustav Roethe hat mit Recht gesagt, wenn dieser Dichter wirklich gelebt hat, dann trifft Frankreich die Schuld, seine gewaltigste Dichtung verschlampt zu haben. Das ist kaum anzunehmen, wenn wir auch auf den Untergang des Ur-Hamlet von Kyd hinweisen können. Aber von Mister Kyd wissen wir; maistre Kyot tritt uns sonst nirgends entgegen als in Wolframs köstlichem Lügenmärchen. Er schafft sich kraft seines Genies seine Quelle selber, er muß es vielleicht

sonst käme sein Buch gar nicht unter die Leute, die das Fremde höher ehren als das Heimische, wie das deutscher Brauch. Tiefernsten Gesichts spricht er von diesem luftigen Gespenst, und keine Muskel seines Gesichts verrät, wie er innerlich vor Lachen birst. Und welch ein Recht er hatte, die Leute zu nasführen, beweist das eifrige Bemühen, das heute noch nach diesem Fabelwesen herrscht. Man schäme sich doch, so humorlos zu sein und so wolframfeindlich. Denn hat dieser Kyot je gelebt, so ist unser Dichter nur eben auch ein Abschreiber wie die andern. Dies zuzugeben wäre schmerzlich, allein der ganze Mann, die ganze durch und durch deutsche Dichtung spricht dagegen.

Nehmen wir nur Wolframs Sprache. Er, der die wundervollsten und innigsten Formeln findet, kann wie ein Toller mit Fremdwörtern um sich werfen. Auch hier blinzelt er zu dem Straßburger hinüber: das kann ich auch. Er spielt sich bewußt als Kraftstoffel auf, er ist Groteskkomiker, um zu zeigen, wie wenig an solchem Getu und Gehabe sei. Ihm ist's nur ein Spiel, vielleicht wirklich eine Freude, sich formal zu bewegen, aber doch nur Arabeske, Nebensache, die ihm nichts beweist, als daß auch er ein Virtuose sein kann, nicht bloß ein Künstler, wie wohl große Geiger sich den Spaß machen, ihr Instrument hinter dem Rücken zu spielen, wenn sie lustiger Laune sind.

Künstler aber ist Wolfram durch und durch. Es gibt kunstvolle Hersteller feinster Waagen, die imstande sind, jegliches Gewicht, es sei Metall oder Papier, auf das Milligramm genau zu schätzen. An diese gemahnt der Dichter des Parzival. Kein Wort, das nicht am rechten Platze säße, kein Geschehen, das nicht unmittelbar zum Großen und Ganzen in rechter Weise abgeschattet stünde. Und bis zu welcher Riesenweite spannt sich diese Seele. Zartes und Rohes, Heiligstes und Gemeinstes, Starkes und Schwaches, Narrheit und letzte Weisheit, das alles umrauscht und überbraust das herrliche Herz dieses Einzigen. Mit einer, man möchte sagen, schmerzlichen Zartheit sind Schicksal, Wandel, Wesen und Weben angefaßt. Ein Beispiel nur, vielleicht das köstlichste, obwohl es schwer ist, bei Wolfram solche Unterscheidungen zu treffen: als nach langer Trennung Parzival Frau Kondwiramur — si hete niht wanz hemde an — endlich wieder umarmen darf — da heißt es nichts weiter als: man sagte mir, si kusten sich.

Keine noch so schmetternde Fanfare könnte, nachdem sich das Epos zu rauschendem letztem Kreszendo gerafft hat — derartige Erschütterung erwecken, könnte uns so mit allem Entzücken rühren wie diese eine einzige Zeile.

Nun ist gewiß eine ganz duftige Heiterkeit über diesen Worten, aber Wolframs Humore sind noch anderer Art. So wenn er pantagrueliſch in Kraftmeierei wühlt — da ballt etwa einer so wütig die Faust, daß ihm das Blut aus der Hand über den Ärmel spritzt. Nicht ganz zu Unrecht hat man ihn mit Jean Paul und Wilhelm Raabe verglichen, die man aus unerfindlichen Gründen zu den Humoristen zählt; es ist da auch Verwandtes: die Schnörkeleien, die Lust, vom Hundertsten ins Tausendste zu kommen. Aber wenn wir bei den jüngeren Dichtern



Kriemhild an der Leiche Siegfrieds
Miniatur aus der Hundeshagener Handschrift des Nibelungenliedes, 15. Jahrh.
Berlin, Staatsbibliothek



Der Palas der Burg Wildenberg (Odenwald),
auf der Wolfram von Eschenbach den Parzival schrieb. Miniatur aus der ältesten
Parzival-Handschrift, Anfang 13. Jahrh. München, Staatsbibliothek



Wolfram von Eſchenbach
Miniatur aus der Maneſſiſchen Liederhandſchrift, 13. Jahrh. Heidelberg, Univerſitätsbibliothek

oft ungeduldig werden und wenn ihre Skurrilitäten uns bisweilen überflüssig erscheinen, somit einen gewissen Abstand zwischen Erzähler und Leser schaffen, so laufen wir bei Wolfram nie solche Gefahr. Selbst dort, wo wir zweifeln, ob es nicht genug sei an weit und breiter Schilderung, müssen wir immer wieder erfahren, daß auch dies Glied in der endlosen Kette nicht fehlen darf, ganz abgesehen davon, daß uns bei den minder wichtigen Episoden der Prunk und Rausch der Sprache hinreißt. Wolfram entschuldigt sich auch wohl, wie er es denn liebt, den Leser teilnehmen zu lassen an seinen Schöpfernöten und Freuden. Er klopft sich befriedigt voll des Lobes auf die Schulter, er staunt sich selbst an, wenn ihm ein besonders guter Wurf gelang. Oder wir sehen ihn geradezu in Fleisch und Blut vor uns sitzen: die Stirne gekraust, schneidet er drollige Grimassen und fragt uns um Rat, wie er denn nun um Himmels willen diese tolle Sache da erzählen soll. Dabei tut er so, als meinte er es höllisch ernst, und als sollten wir gar nicht lachen. Es gibt wohl überhaupt kaum einen Dichter, dessen Atem wir so nah zu spüren vermeinen, mit Ausnahme vielleicht des Prosaikers Schiller, aber Wolfram übertrifft ihn doch noch bei weitem. Es ist, als schöbe er blutsnah den brüderlichen Arm unter den unsern. So zieht er unser armes Du an sein mächtiges Ich.

Aber der große Wir-Dichter bekennt sich doch zu seinem Es. Er will uns seine Idee nicht aufzwingen, er ist nirgends lehrhaft, und dennoch schreibt er den ersten Erziehungsroman, und überblicken wir die Nachfolger, so können wir nur feststellen, daß wir es eben nicht sehr viel weiter gebracht haben. Erst im Faust werden der Menschheit große Gegenstände in gleich gewaltiger Weise abgehandelt. Wolfram wie Goethe wissen um das dumpfe Irren des Menschen. Wir haben schon von der staete gesprochen als dem tiefen Prinzip beider. Und man erstaunt über die Ähnlichkeit der zwei Großen. Es muß gesagt werden, daß Richard Wagner seinen Meister mißverstanden hat. Wolfram ist so wenig Christ wie der Goethe der letzten Szene des zweiten Faust. Es dürfte anzunehmen sein, daß unser Meister fromm wie die andern sein Knie vor den großen hölzernen Schmerzensmännern seiner Tage gebeugt hat. Der Gral aber, das Gefäß, darein einst das Blut des Gottessohnes gesprudelt sein soll, ist ihm nur Symbol, Sinnbild der Selbsterlösung, der Sublimierung, wie der heutige wenig schöne Fachausdruck heißt, der Reinigung des eigenen Ich von allem Dunst und Rauch, die der Tag in uns hineinqualmt, einer Reinigung, die wir weit höher einschätzen müssen als die Katharsis des Aristoteles, weil sie nicht von außen her an uns herangetragen wird, sondern wir selbst an ihr unablässig zu wirken und zu werken aufgerufen werden. Und hier wird uns klar, warum Wolfram scheinbar schrullig seine Leser und Hörer hineinzwingt in sein Epos: er sagt, ihr und ich, wir alle zusamt sind Parzivals. Kommt mit mir, durchzuleiden und durchzufreuen den bitterheitren Leidensweg unseres vorbildlichen Kameraden. Weh allen, die zur rechten Zeit die rechte Frage versäumen. Überall hinter jeder Hecke, an jeder Ecke lauert Klingsor,

der arge Zauberer, Satanas' liebstes Kind. Hier sei der überwindenden Enthaltsamkeit des meisterlichen Künstlers gedacht. Wie mußte es ihn reizen, den Teufelssohn darzustellen. Er versagt es sich. Er wandelt ihn in tausend Gestalten. Er, der die grauenvolle und doch eher anziehende als abstoßende Zwittergestalt Kundrie schuf, läßt den Bösen im Hintergrund. Das ist nicht Kunstgriff, nicht Ausspartechnik, das gräßliche Gelächter des Widerparts echot durch das ganze Gedicht, das wie kein anderes in berauschendem und beängstigendem Zwielicht schillert. „Hie Gott, hie Teufel, entscheide dich, du Menschenkind. Wohl ist der Ewige um dich. Du spürst ihn nicht, das weiß ich gut, doch schlimmer ist's, den Teufel nicht zu ahnen, der holde Masken vornimmt." Das ist die königliche Lehre, die dunkel-geheimnisvolle Weisheit des Herrn Wolfram von Eschenbach.

Der Mann, der sich dankbar als Schüler Veldekes bekennt, steht dem Heute näher als seiner eigenen Zeit. Das ist die ungeheure Tat seines Gedichts, daß es sich weit über das rein abenteuerliche und äußerliche Geschehen der Ritterromane in die reine Sphäre menschlicher Problematik hebt. Rückwärts müssen wir tief ins Altertum steigen, um einer ähnlichen dichterischen Kraft zu begegnen. In Deutschland wird er sobald nicht wieder erreicht. Das Echo kommt über die Alpen. Sein echtester Sohn ist der Höllen- und Himmelswanderer. Aber so kunstreich und gedankengewaltig Dante Alighieri ist, wir müssen ihn mehr den Ich-Dichtern zuweisen, wenngleich dies Ich auch die vorbildliche Persönlichkeit verkörpert. Auch ist er weit eher zeitgebunden in all seinen vielfältigen politischen, geschichtlichen Anspielungen, er ist von der Katholizität und von der Zeitphilosophie mehr abhängig als die Natur Wolfram. Ob Dante den Deutschen gekannt hat, wissen wir nicht; wenn kein Zeugnis dafür vorhanden ist, so wäre das kein Beweis gegen diese Möglichkeit. Bei der ungeheuren Bildungsweite des jüngeren Italieners, der zudem glühend kaisertreu war, kann man vermuten, daß nicht nur dunkle Kunde von einem strahlenden Gedicht zu ihm gedrungen ist. Wohl wird niemand die Zeitebene verleugnen, aber verwunderlich bleibt es immer, daß zwei unabhängig voneinander den Weg zur Erlösung beschreiten sollten. Dabei verschlägt es nichts, daß einer mit dem andern kaum etwas anzufangen gewußt hätte, die Nationalcharaktere sind bei beiden viel zu scharf ausgeprägt.

So ragt der ritterliche Seher Wolfram von Eschenbach lebendig mitten uns, ewiger Mahner, ewiger Streiter Gottes, ewiger Feind von verknechteter Humanitas, ewiger Bejaher des heutigen Lebens. An keinem Fleckchen hat sein makelloser Schild Rosttüpflein angesetzt. Es wäre gut, wir nutzten ihn häufiger als Spiegel. Sitzt auch die Gorgo heimlich als Zier auf seinem Gewaffen, es blitzt ein Segen aus ihm auf uns hernieder, fast wie vom goldenen Standbild der Pallas Athene, das schon am Sunischen Kap die heimkehrenden Schiffer tröstlich grüßte. Heimkehr, mitten in den Kern der deutschen Seele, bedeutet der Weg zu Wolfram; weh dem, der zu träge ist, sie aufzusuchen, weh dem, vor dessen blindem Auge sie sich verschließt.

Walther von der Vogelweide

etwa 1170—1230

Von

Hans Naumann

Hier erklingt ein Name, von dem sich Brücken schlagen lassen zu Dante, zu Hutten und zu Stefan George, deren Reihe Walther in gewissem Sinn eröffnet. Hier ist ein Dichter, untrennbar von der staufischen Zeit, deren Größe mit der seinigen verbunden ist, untrennbar aber auch von der deutschen Nation, die er für die beste hielt und darum für berechtigt, dem heiligen römischen Reich den Kaiser zu stellen und die Reichsidee zu tragen. Hier ist ein Minnesinger, dem der höfische Minnesang die Form war, von der Zeit hingereicht, Überzeitliches an Leid und Liebe zu sagen, und der dabei die strengen Grenzen des Sangs der Hohen Minne verließ. Hier ist ein Spruchdichter, der die altererbte germanische Spruchpoesie aus der Lebensweisheit in das Staatsleben übertrug, ein armer Ritter, der das Schwert wohl kaum gezogen, der aber das Wort schwang wie ein Schwert und die Spruchform hinhielt wie einen Schild vor Reich und Kaiser. Ein Ministerialensohn, der fast ein dichtender Staatsbeamter war, in dem Grade, in dem er die Ideen der kaiserlichen Kanzlei vertrat und die Sorgen des Kaisers die seinen waren.

Über Walthers irdischen Wandel gibt es nach wie vor nur die eine und einzige urkundliche Nachricht aus den Reiserechnungen des Bischofs von Passau (1191 bis 1204), Wolfgers von Ellenbrechtskirchen, späteren Patriarchen von Aquileja (1204 bis 1218), wonach der Bischof dem Dichter, Walthero cantori de Vogelweide, der sich in seiner Reisegesellschaft befand, eine nach oben abgerundete Summe zur Beschaffung eines Pelzrocks auszahlen ließ. Man hat ermittelt, daß dies am 12. November 1203 am Tage nach St. Martin geschah, auf einer Reise ins Österreichische (bei Zeiselmauer, sagt die Urkunde), vermutlich zur Hochzeit Herzog Leopolds in Wien, daß der Mantel außen einen Fuchspelzbesatz tragen, innen aber wie der des Bischofs selbst mit Fehwerk gefüttert sein sollte, daß die gewährte Summe für den Dichter ausreichte, um sich für den frühen und harten Winter 1203/04 nach Art eines Hofbeamten zu kleiden, daß der Titel cantor auszeichnend, klangvoll und durchaus ehrend war, den Dichter von der sonst reichlich hier vertretenen „bunten Sippschaft der Artisten" weithin abhob und daß diese Ehrung auf seiner ritterlichen Abkunft, der Art seines Auftretens sowie auf seinem damals schon lebendigen Dichter- und Sängerruhm beruhte. Geschichtliche Zeugnisse in Chroniken, Annalen oder weiteren Urkunden gibt es bisher sonst über ihn nicht. Unzählige Dichterstimmen seiner eigenen Zeit, darunter solche wie

Wolframs und Gottfrieds, sowie der Folgezeit nennen allerdings meist preisend seinen Namen, denn seine Erscheinung prägte die Figur des wandernden Fahrt- und Rügedichters in Deutschland für mehr als ein ganzes Jahrhundert. Sein Bild, nicht porträtmäßig freilich, sondern zeitgemäß in der Idee, haben etwa 70 Jahre nach seinem Tode die berühmten Liederhandschriften wiederzugeben versucht: nach der Geste seines ersten Reichstonspruchs sitzend, Bein über Bein geschlagen, auf einem Stein, in nachdenklicher Haltung, den Ellenbogen aufs Knie gestützt und auf die Hand die Wange; aber seinen äußeren Lebensgang kann man nur aus seinen eigenen, zu diesem Behuf von der Forschung in sinnvolle Ordnung gebrachten Gedichten erschließen.

Walther mag etwa von 1170 bis 1230 auf Erden gewandelt sein. Sein Leben fällt also voll in den strahlenden Aufstieg der großen staufischen Epoche, ganz und gar in die höchste Glanzzeit, die bisher den Deutschen beschieden war. Es reicht aus der machtvollen Zeit Barbarossas in die Zeit Heinrichs VI., wo der politische Stern des Reichs am höchsten stand, ging in die Zeiten Philipps und Ottos IV., traf auf den Messiaskaiser Friedrich II., unter dem die Auswirkung des Glanzes die breiteste und strahlendste war, mußte aber zugleich hier, wie einen Wurm in der Frucht, die ersten Anzeichen des Verfalls und der Wende verspüren mit den frühen und vorauseilenden Sinnen des Dichters. Walther sagt nicht, wo er geboren ist, und seine Sprache verrät in Wirklichkeit keinerlei mundartliche Eigentümlichkeiten, sondern sie zeigt in kristallener Reinheit die klassischen Züge der staufisch-höfischen Sprache. Aber da er selber sagt, in Österreich habe er singen und sagen gelernt, so haben wir nicht den geringsten Grund, seine legendare Herkunft aus Österreich, ja aus dem Vogelweidhof bei Bozen, in Zweifel zu ziehen. Man kann sein Denkmal wohl in Bozen in Winkel und Ecken verschieben, aber man kann den Namen Walthers nicht ersticken, der symbolhaft ruft, daß Österreich zu Deutschland gehört und daß die Reichsidee über den Brenner strahlt, bis dorthin, wo sie die Gestalt Dantes trifft, um von ihr aufgenommen zu werden.

Walther nennt sich selbst „Herr", und so nennt ihn die Mitwelt, die Nachwelt, womit sich uns seine ritterliche Abkunft verbürgt, die freilich seine Dichtung selber schon kündet. Er wird ein jüngerer Sohn einer wohl nicht eben sehr reichen Ministerialenfamilie gewesen sein, d. h. Angehöriger eines eigentlich neuen Standes, des kleinen Dienstadels, dem gerade unter den Staufern besonderer Aufstieg beschieden war. Diese neuen Kräfte trugen alsbald die Blüte des deutschen Rittertums, die alten Adelskräfte wurden ihre Schirmherrn. Aufgerufen von den Staufern wurden diese Ministerialen zu Trägern des Staates, des Reichs, der Kultur, der Dichtung, der Christenheit. Zwar ist der früheste Schauplatz von Walthers Auftreten naturgemäß Wien gewesen, der „wünnecliche hof" der Babenberger, in der ersten Hälfte der neunziger Jahre, aber die Zerwürfnisse daselbst, die ihn betrafen, waren doch wohl nur ein anderer Ausdruck für den Drang ins Reich, in die Weite, zu den Staufern selbst, unmittelbar in den staufischen

Raum an den Rhein, in eine breitere Welt und auf eine größere Bühne. Literarische Fehden zwischen ihm und Reinmar von Hagenau, dem Hauptvertreter der Wiener Minnehaltung, Minnelyrik und Minnekultur, brachen in Wien aus, etwa 1197, und zogen sich auch nach Wien noch Jahre hindurch durch Walthers Leben. Sie drehten sich im Grunde um eine engere und um eine weitere Auffassung der höfischen Haltung, und an scharfen Schlägen von beiden Seiten hat es nicht gefehlt. Ohne Zweifel ist Walther der angriffslustigere, beleidigendere gewesen, der Tasso dieses Antonio. Der Tod des Wiener Herzogs Friedrich auf dem Kreuzzug 1198, die besondere Gunst des neuen Herzogs Leopold für seinen Antonio, aber namentlich der Tod Kaiser Heinrichs VI. auf dem Gipfel der Jugend und Macht und der dadurch in Walther entfachte Reichs- und Kaisergedanke trieben ihn fort von Wien, nach Worms zu Philipp und führten ihn seinem zweiten großen dichterischen Felde, der politischen Spruchdichtung, zu. Und fortan war er wie der Kaiser selbst auf ewiger Fahrt. Fortan war er persönlich oder gedanklich immer um den Kaiser, mag er nun Philipp, Otto oder Friedrich heißen. Er war für die Kaiser das, was der Erzpoet einst in lateinischer Sprache für Barbarossa gewesen war. Ja er war mehr als der Erzpoet, denn sein Ethos ist tiefer, sein Geist blitzender, seine Klinge schärfer, seine Beziehung zur Kanzlei enger, seine Sprache, weil sie deutsch ist, reichte in der Wirkung viel weiter. Und so hat sein erbitterter, maßloser Kampf gegen die kaiserfeindlichen, besonders römischen Gewalten, gegen den Papst, Tausende auf die Seite des Kaisers gebracht, wie der Friauler Domherr Thomasin von Zirkläre schmerzlich bezeugt. Überwarf er sich mit Philipp und verließ er dann auch Otto IV., so gingen hier politische und persönliche Motive Hand in Hand. Er sah, daß sie nicht seiner Idee von Kaisergröße entsprachen, und ihr zu geringes Ausmaß fand er darin bestätigt, daß sie ihm seine persönlichen Wünsche unerfüllt ließen, die sich auf Haus, Hof und Heim oder wie er selber sagte, auf Feuer, Wein und Pfanne, auf ein eigenes Lehen erstreckten. Nahmen sie ihn auch in ihre Haushalte auf, in ihre familia, ihr Ingesinde, so jedenfalls Philipp, vielleicht auch Otto: — trotzdem fand er die Herrentugend der Freigebigkeit so wenig an ihnen bestätigt wie die staatsmännische Zulänglichkeit überhaupt.

Man verwechsele dies nicht mit der bekannten Bettelhaftigkeit jener „bunten Sippschaft der Artisten". Walther sah in sich einen Ministerialen des Reichs, einen Lehnsmann der Kunst, einen Beamten der Kultur und beanspruchte als solcher sein Lehen. Es ist bekannt, daß ihm diesen Wunsch erst der junge Friedrich II. erfüllte, der ihn offenbar in feste Dienste nahm, vermutlich 1220 auf dem Reichstag in Frankfurt, auf die „alten Sprüche" hin und nachdem Walther dichterisch die Wahl des Kindes Heinrich zum König betrieben hatte. Wie sein Minnesang Frauendienst war, so war seine Spruchdichtung Herrendienst. Beides verlangte von Rechts wegen nach Lehen und Lohn. Und so bewies sich ihm Friedrich II. auch in dieser Beziehung als der Erfüllungskaiser. Es zerschlug sich eine erste geplante Form des Lehens, wie es scheint, eine Ritterburg, die in der Tat dem Dichter der

Gralsburg gemäßer gewesen wäre als unserm lebensnäheren poetischen Staatsmann. So erhielt er, und wir haben auch an dieser örtlichen Legende zu zweifeln nicht den geringsten Anlaß, Haus und Hof in einer Stadt, zu Würzburg, seine curia dicta de Vogilweide. Und dort wird er, sechzigjährig, in den dreißiger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts gestorben und begraben sein. Liebliche Legenden rankten sich um dies Grab.

Aber der Lebensraum Walthers ist mit dem Wiener und dem Stauferhof keineswegs schon durchschritten. In dieser Epoche, die sich nach dem Hof und dem dort gepflegten Kulturideal selbst „höfisch" nannte, waren nicht mehr die Klöster und noch nicht die Städte, sondern eben die Höfe, die größeren wie die kleineren, die Mittelpunkte alles Lebens. Wir finden den Dichter mehrfach am thüringischen Hofe zu Eisenach, zuerst wohl 1201, dann 1204 und öfter, wo der Landgraf Hermann in seiner besonderen Weise Leben, Lärm und Kunst um sich entfachte. Wir finden ihn am Hofe des Passauer Bischofs und wieder in Wien, 1203, wohin er zur Hochzeit Leopolds mit dem Bischof reiste. Die Reinmarfehde entbrannte aufs neue, und der größer gewachsene Dichter, aus weitem Raum zurückkehrend, läßt sie seinerseits unter ungeheurer Ausweitung in seinem Preislied auf die deutsche Nation, die deutschen Frauen, die deutschen Sitten, die deutschen Männer gipfeln: Ich han lande vil gesehen und nam der besten gerne war usw. Das war nicht mehr eine Antwort an Reinmar allein, der in seiner abgesteckten Fixsternhaltung verblieben war, das war die Botschaft eines Planeten, der zum erstenmal seine große Bahn durchmaß, und ist eine Auseinandersetzung zugleich mit der romanischen Welt an die Anschrift des Dichters Peire Vidal, der die Deutschen beleidigt hatte. Und es blieb höchster Frauendienst doch zugleich. Irgendwann in den nächsten Jahren erreichte ihn in der Ferne die Nachricht von Reinmars Tod. Walther widmete ihm einen dichterischen Nachruf in einem Statuettenpaar schöner Sprüche, darin er den Dichter vom Menschen schied und des Dichters Verlust beklagte, sein Werk verklärte. Wir treffen ihn um 1210 am Hof des Markgrafen Dietrich von Meißen, und dort war es, wo sein Durchbruch vom hohen engen klassischen Minnesang zur reinen reifen vollen Liebeslyrik erfolgte.

Er hat in der Tat der Länder viel gesehen, von der Elbe zum Rhein, von Paris bis Ungarn, von der Trave bis an den Po, er kannte das Reich, mit ihm wanderte das Reich und die Reichsidee, auch an die kleineren Höfe. Nirgends kam er als bloßer Gast, nirgends als bloßer Unterhalter, er fuhr als Fahrt- und Rügedichter wie ein Sturmwind umher, unter die Fürsten sowohl wie unter die mächtigen Reichs- und Hofministerialen. Er nahm kein Blatt vor den Mund, geißelte und tadelte, was er zu geißeln und tadeln fand, wurde zum Wächter des Reichs und zum Gewissen der Zeit, oft genug mit gemischten Gefühlen begrüßt und entlassen, zuweilen sich selbst und seinem strahlenden Wesen zum Überdruß und zum Ekel: „Ich schalt solange bis mein Atem stank."

Walther hat zu den politischen wie zu den dichterischen Größen seiner Zeit in

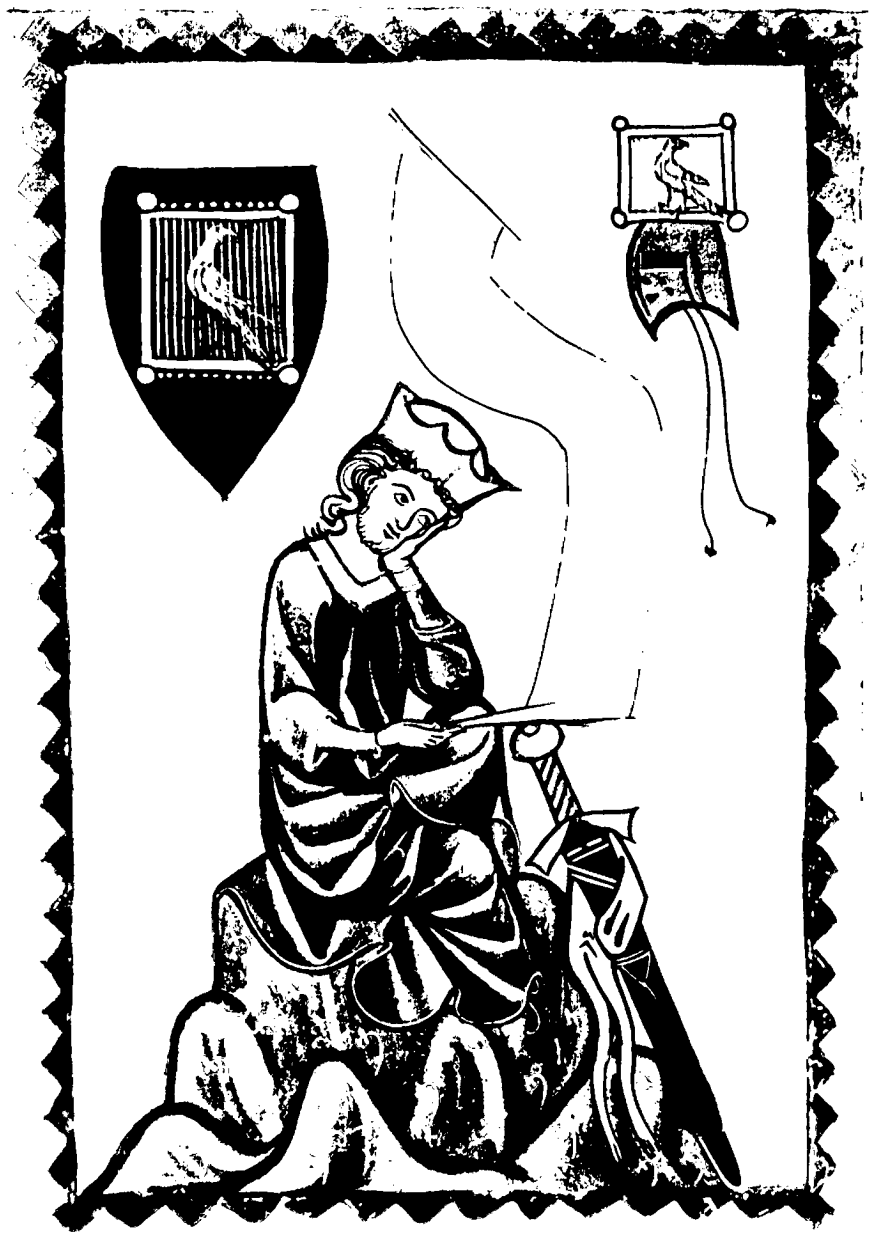
unmittelbarer persönlicher Beziehung gestanden, zu den drei Führern des Reiches: Philipp (von 1198 ab), Otto (von vor 1208 ab), Friedrich (von etwa 1214 ab). Es braucht nicht mehr gesagt zu werden, daß er damit keine Parteien wechselt, denn er sah in allen dreien nur den wechselnden Träger des Reichs. Er hatte Beziehung zu dem jungen König Heinrich VII., den er verwarf; zu dem Kanzler und Reichsverweser Engelbert von Köln, zu den Thüringer Landgrafen Hermann und Ludwig, Elisabeths Gemahl, zu den Babenberger Herzögen, zum Herzog Bernhard von Kärnten, zu den Grafen von Katzenellenbogen, dem Markgrafen von Meißen, zum Bischof von Passau, zu Heinrich von Mödling u. a. m. Er hat andererseits in Eisenach Wolfram von Eschenbach kennengelernt, von dem er das Tagelied lernte und der uns einen verlorenen Spruch Walthers zitiert, er hat in Passau vermutlich Albrecht von Johannsdorf getroffen, den reinsten Lyriker der Zeit, kaum ein Minnesinger zu nennen, ebendaselbst wohl auch den Dichter des Nibelungenliedes, das um 1203 gerade seiner Vollendung entgegenging, er hat am staufischen Hof im Elsaß vermutlich Gottfried von Straßburg gesehen, der ihn verehrte und pries und der, wie er, das Ideal von der schmachtenden unerfüllten Liebe verwarf. Er war in Meißen und vielleicht schon früher mit Heinrich von Morungen zusammen, zu dem er mit der Erlebnisnähe im Gedicht, mit der Zufügung von Blut und Leidenschaft ins Gedankliche längst ein nahes Verhältnis besaß. Aber all diese Dichter riß nicht so wie ihn immer wieder die Not des Reichs von der Lyrik weg in die Spruchdichtung, von der reinen Kunst in die Strudel der Politik hinaus. Sie haben ihrer Veranlagung und ihrem Willen gemäß nichts aufzuweisen, was sich Walthers Reichstonsprüchen für Philipp, seinen Kaisersprüchen für Otto, seinem siebensprüchigen Haßgesang gegen den Papst vergliche, Dichtungen, die an Stolz, Wehrhaftigkeit und kühner Kraft neben dem Dom von Worms und dem Löwen von Braunschweig stehen, an Glanz und tiefer Weite neben dem Reiter von Bamberg und der Pfalz von Gelnhausen, unvergängliche und monumentale Zeugen deutscher Größe zur staufischen Zeit wie sie.

Betrachten wir Walther zuerst ganz kurz als Minnesinger und sodann als staatlichen Dichter der Staufer. Walther stand auch als Minnesinger von Anfang an geistig mitten im staufischen Raum. Der Anschluß an Kaiser Otto IV. bedeutet in jeder Hinsicht nur scheinbar einen Vorstoß in den welfischen Raum, vielmehr war ja umgekehrt der Welfe, sobald er Kaiser war, staufisch geworden. Vom altheimisch-österreichischen Liebeslied zeigte Walther sich kaum berührt, der antikisierende Archaismus des thüringischen Kreises färbte auf ihn nicht ab, der neue Sang der Hohen Minne schlug ihn sogleich in Bann. Er mußte seinen eigenen Weg gehen, um ihn umzubilden oder wieder zu verlassen.

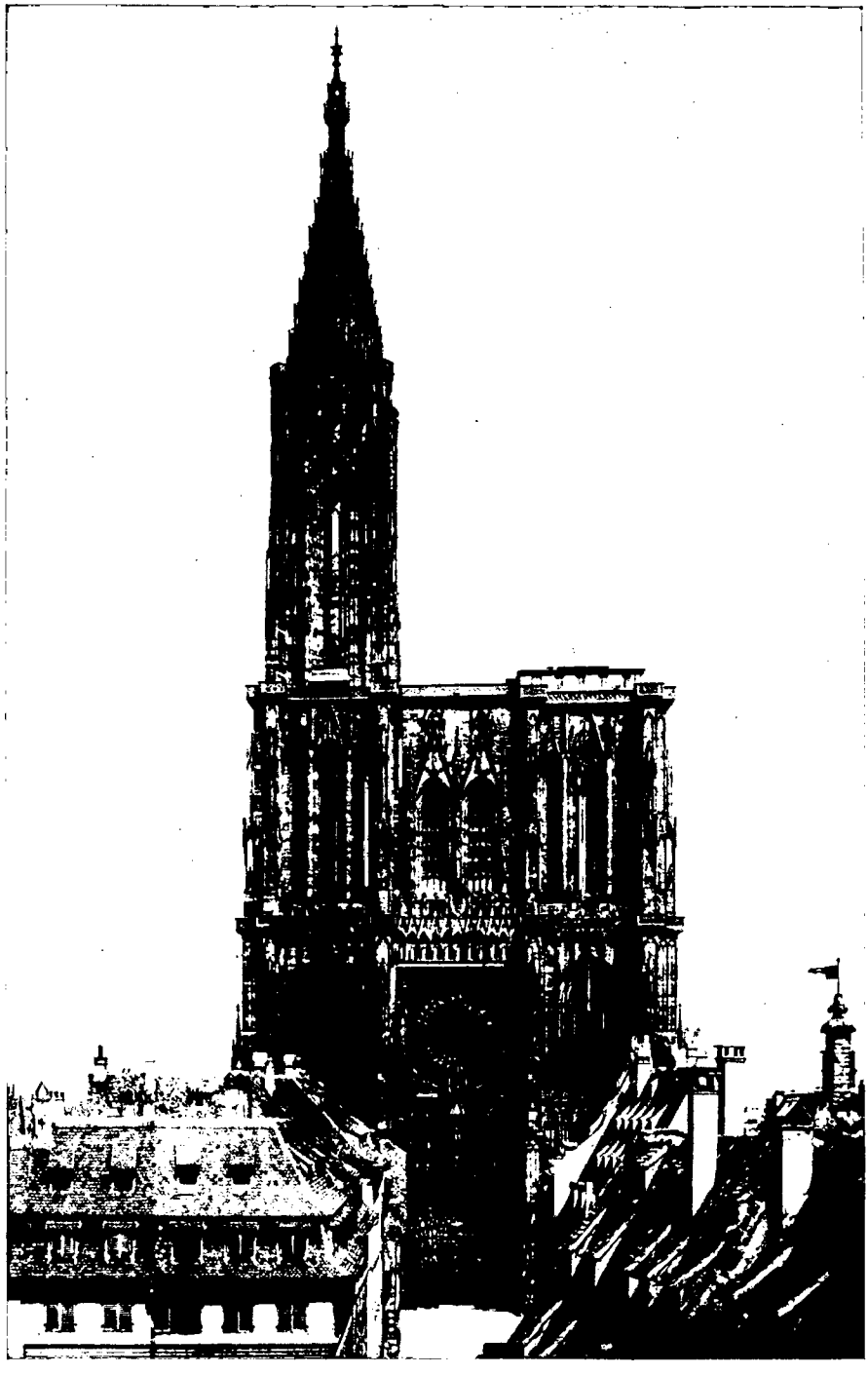
Walthers Minnesang begann also in Wien mit klassischer Lyrik der Hohen Minne, sehr stark unter dem Zeichen Reinmars von Hagenau. Die Hohe Minne, ganz auf Erziehung des Ritters durch die Dame ausgerichtet, mit der seltsamen Atmosphäre einer erlebnisfernen, unerfüllten, in edler Trauer getragenen Liebe,

war also zunächst der fast schulmäßige Inhalt seiner frühen Lyrik, die weit mehr Ethik und dialektische Gesellschaftsphilosophie darstellte als reine Lyrik an sich. Hohe Minne war eine geschichtlich einmalige, uns heute nur schwer verständliche Form der Liebe, die zur Prägung des Begriffes „ritterlich" äußerst wichtig war. Nicht auf Erfüllung der Liebe kam es an, sondern auf Erfüllung der Form, das entsprach der klassisch-höfischen Haltung der Stauferzeit, und aus dieser geduldigen und entsagungsvollen Formerfüllung heraus verbreiteten sich dann trotz der Haltung des Trauerns und der Klage die sanften und stetigen Wellenkreise der höfischen Freude. Edler ritterlicher Anstand, Zucht, Beherrschung und Sublimierung der Triebe, die indessen an sich nicht verleugnet wurden, aber die Erfüllung ganz dem unerforschlichen Entschluß der allmächtigen Herrin überließen, waren das erzieherische Ideal solcher Kultur. Sein erzieherischer Wille war es natürlich hauptsächlich, der auch unsern Dichter zur vollen, wiewohl nicht unabhängigen Beherrschung solcher Lyrik vermochte. Vielen der Dichter von „Minnesangs Frühling", deren Epoche er abschloß, verdankte er manches, Hartmann, Veldeke, am meisten, wie schon angedeutet, Reinmar, als dessen unmittelbaren Schüler man ihn lange Zeit nicht ganz richtig bezeichnete. Freie und eigene Regungen in ihm trafen damit zusammen, daß er die Dichtungen Heinrichs von Morungen kennenlernte, sowie auch, wohl an den geistlichen Höfen, die lateinische Liebeslyrik der Kleriker, die sogenannte Vagantenlyrik. Das, was man Ideenliebe nennen könnte, Minne zu einer idealisierten hohen Erzieherin, vertretend das Geschlecht der reifen edlen Frauen überhaupt, wandelte sich in seinem lebendigen und weiten Geiste allmählich in Personliebe um, wurde natürlicher, ohne die ritterliche Haltung zu verlieren und schwang sich auf eine ganz neue, bisher unbetretene Ebene der deutschen Lyrik. Dieser ganze, sehr gefährliche Prozeß erlebte bei ihm schließlich doch nur eine einzige Entgleisung, nämlich in dem berühmten, heute zu Unrecht so sehr beliebten Tandaradei-Lied (Under der linden an der heide), worin der Einfluß der lateinischen Klerikerliebeslyrik allzusehr Walthers neue Gretchengestalt, das herzeliebe frouwelin hinter der der philinenhaft leichtfertigen puellula der Vaganten hat zurücktreten lassen, anmutig und leichtfertig zugleich. Diese Schöpfung fällt aus Walthers sonstiger Haltung jedenfalls unendlich viel weiter heraus als die Schöpfung Philinens aus derjenigen Goethes.

Hohe Minne meinte, wie gesagt, in der Verehrung der einen die Verehrung aller edlen Frauen und konnte schon deshalb nicht Personliebe sein. Niedere Minne, wie sie die Vaganten sangen, und wie sie im Deutschen bisher nur ganz selten vorkam, hatte nichts Erzieherisches an sich und erschöpfte sich motivisch in der leichten Gunst und Lust der Stunde. Sie betraf infolgedessen nicht die große edle vornehme Dame, sondern das einfache Mädchen schlechthin. Es ist Walthers Eigentümlichkeit, rasch ein drittes gefunden zu haben, eine Stufe, bei der die Grenzen von hoher und niederer Minne oft untrennbar ineinander verfließen. Er übertrug fast den ganzen zarten Adel der einen Stufe auf die andere, die ihn bislang



Walther von der Vogelweide
Miniatur aus der Manessischen Liederhandschrift, 13. Jahrh. Heidelberg, Universitätsbibliothek



Das Münſter zu Straßburg
Anſicht von Weſten. 13.—15. Jahrh.

entbehrte, machte aus der Hohen Minne die herzliche und natürliche Liebe, die die Erfüllung begehrt, ohne das Erzieherische aus sich zu verlieren, indem er die Treue und die Bewährung unbekümmert zum erstenmal auch in dieses Gebiet übertrug, es damit adelte und das Erzieherische unausgesprochen zu Geist- und Herzensbildung erweiterte. Aus reiner Gesellschaftsphilosophie in Versen ist so die erste große schöne vollklingende Liebeslyrik in deutscher Sprache geworden. Es sind keine Ansprüche denkbar, denen sie nicht genügte, hundert Jahre vor der großen italienischen Liebeslyrik.

Das tausendjährige Reich der abendländischen Kaisermystik fand einen seiner Hauptvertreter in unserm Dichter; Zeugnis ist allein schon der geheimnisvolle Stein in der Krone, der Waise, dessen er bedeutungsvoll gedenkt. Aber man darf wohl sagen, daß diese abendländische Kaiseridee ihm unveräußerlich an die deutsche Nation gebunden war, obwohl er so Selbstverständliches niemals irgendwo ausdrücklich sagte. Und der Kaiser war ihm der alleinige Vertreter der Macht auf Erden wie Gott es im Himmel ist, die andern Souveräne waren ihm arme Provinzkönige, und für den Papst blieb, genau wie für den Parzivaldichter, kein Raum zu einer politischen Rolle. Kaiseramt war unserm Dichter Vogtei Gottes auf Erden, eine besondere Art von Führung der Welt, gestellt auf Verteidigung und Frömmigkeit. Reich, das war ganz und gar eine deutsche Idee geworden, bedeutete Gliederung Europas nach Sinn und Ordnung, nach Recht und Gerechtigkeit, nicht nach Willkür und Vergewaltigung. Solche Reichsidee konnten nicht Napoleon, nicht der Völkerbund ersetzen, denn sie waren auf Vergewaltigung gegründet und verhielten sich zu ihr wie der Antichrist zum Christ. Ist aber das Reich eine solche Idee und Walther einer ihrer stolzesten Wächter, so wundert uns die Gefahr nicht, in der sich immer wieder sein Bozener Denkmal befindet. Wunderts uns nicht, daß ein Denkmal des römischen Feldherrn Drusus es ersetzen soll. Diese Waffen sind scharf geschliffen, denn Drusus, das bedeutet den Flug des römischen Adlers bis an die Weser, bis an die Elbe. Und Walther, das eben bedeutet die erste Proklamierung des Reichs im Lied von der Etsch bis an den Belt.

Und der Kaiser, nicht der Papst, war ihm auch der Wächter der Kirche, der Christenheit. Die Kirche ist ihm keine weltliche Macht. Unserm Dichter verkörperte sich die reine christliche Urkirche in der Gestalt eines Klausners, den er immer wieder beschwor. Die Konstantinische Schenkung, an die Walther glaubte wie jedermann damals, war ihm ein Unglück für die Christenheit, ein bitteres Gift, das auf sie fiel. War der Kaiser der Wächter der Kirche und der Christenheit, so oblag ihm der Kreuzzug, so wurde die Verteidigung des christlichen Reichs, dessen Weihestätte das Heilige Grab ist, gegen die Heiden zu Pflicht und Amt. So wurde notwendig der Sänger des Reichs zum Kreuzzugsdichter.

Staufisches Reich und Dichtung waren um jene Zeit schon lange eins. Die Kaiser selber waren Dichter zugleich, die Lyrik Heinrichs VI. eröffnet die Manessische Handschrift, die ganze Dynastie der Staufer dichtete, fast alle Fürsten

des Reichs waren Minnesinger, und Kaiser Friedrich übertrug aus Deutschland die Minnelyrik in sein sizilisches Königreich. Es war nur eine Gegengabe, daß nun ein Dichter auch für das Reich eintrat und staatlich wurde. Zu Barbarossas Zeit geschah's auf lateinisch, von Walther ab geschah es deutsch. Und so dichtete denn Walther als Wortführer des staufischen Universalismus, wie es der Erzpoet zur Zeit Barbarossas tat.

Längst hatten die Ritter den Geistlichen die Dichtung aus den Händen gewunden, wie sie ihnen die weltlichen Ämter des Reichs abnehmen sollten. Walther ging nur einen Schritt weiter, wenn er auch den Papst aus dem Reiche verwies. Kaiser und Dichter gehörten zusammen, sie starben zusammen im Morgenlande, so Friedrich von Hausen mit Barbarossa, denn beide waren sie Ritter, christliche und deutsche Ritter. Walther rief die Ritter zum Kreuzzug auf für den Kaiser, und es ist möglich, daß er Friedrich II. 1227 ins Morgenland begleitet hat. Sie huldigten alle dem gleichen Kulturideal, Kaiser wie Ritter wie Dichter, das auf germanischen, christlichen wie antiken Elementen in fast gleicher Weise beruhte. Kurzum, das Reich hat sich im Lied verkündet, das ist staufische Zeit, und auf Jahrhunderte noch hinaus wird das deutsche Lied in deutschen und andern germanischen Ländern ein Niederschlag und Echo des staufischen Reiches sein.

Die allgemeine Ordnung des höfischen Lebens, des Rittertums sowie der staufischen Welt überhaupt baute sich auf drei Wertgebieten auf. Auch Walther formulierte sie mehrfach, zum erstenmal bei seinem Eintritt in den staufischen Raum: als Gottes Huld, als Ehre und als fahrendes Gut. Gott war das höchste Gut, Spitze des Stufenbaus und zugleich sein ewig tragender Grund, Ehre machte den Ritter aus, aber auch die irdischen Güter des Glückes und des Leibes hatten ihren bestimmten Wert. Walther warf sich nach Heinrichs VI. Tod in den politischen Strom mit der zornigen Klage, daß die politischen Wirren, die sich gegen Kaiser und Reich erhoben, die harmonische Vereinbarkeit der drei Wertgebiete störten und damit die göttliche Ordnung aufs schwerste gefährdeten. Es blieb seine Eigentümlichkeit, die politischen und die kulturellen Dinge so untrennbar als eines zu sehen. Stets erschaute er die staufisch-höfischen Ideale in engster Beziehung zum Bestande des Reichs. Lag das Reich zu Boden, so mußte der Hohe Mut schlafen gehen, das heißt, die seelische Grundkraft des staufischen Menschen, die zu den hohen Werken beflügelt und die ein altes Erbteil aus dem Germanischen ist, wurde gelähmt. Dann sank auch die Freude dahin, waren die Ehre, die Stete, die Maaße, die Zucht bedroht, dann war kein höfisches Leben mehr möglich. Andere, Spätere, haben die Formel gefunden, daß sie das Reich im Hohen Mut oder freien Gemüte nicht kümmerte. Das konnte Walther nicht. Und so wurde ihm der Kaiser, der die staatliche Ordnung wiederherzustellen hatte, zugleich zum Retter und Schirmherrn der höfischen Kultur, ihrer Grundkräfte wie ihrer Tugenden.

Kampf und Streit zwar gehörten zum ritterlichen Weltbild, aber ein Herr mußte sein, ein Führer, ein starkes und strenges Gericht. Das war der staufische

Kaiser und sein Regiment, dem der Papst und alle Könige der Welt sich zu fügen hatten. Walthers Sprüche, Reichs- nicht Herrscherssprüche, Anfang und höchste Blüte der deutschen politischen Dichtung, hielten zwar in lieblichster Weise das Bild des jungen staufischen Königs, eben Philipps, und seiner Gemahlin fest, zielten aber alsbald auf das ideale, fast mythisch große Kaiserbild an sich, an dem sie die geschichtlichen Figuren maßen und verwarfen. Wenn die provenzalischen Troubadours zu politischen Ereignissen Stellung nahmen, waren sie oder ihre Gönner immer unmittelbar als Leidtragende oder Nutznießende beteiligt. Dichtungen in der Art Walthers gab es bei ihnen nicht.

Walther wurde nicht müde, die eigentlichen Ursachen für die Wirrnis der Welt in Rom zu suchen, beim Papste selbst. Erst recht, wenn der den großen Namen Innocenz III. trug, dessen Bild er schonungslos verzerrte und dem er in Gestalt seines Klausners das Sinnbild der echten reinen unverdorbenen Urkirche gegenüberstellte. Heftig verwies er — nach dem ewigen Grundzug aller guten Deutschen — die „Pfaffen" aus den Bezirken der Politik. Alle Angriffe auf die Religion an sich, ja die Kirche an sich in ihrer gereinigten Gestalt, lagen ihm weltenfern. Ja, die Sorge ums Christentum war in ihm mindestens so lebendig wie die Sorge ums Reich. Er nahm das Gleichnis vom Zinsgroschen wieder auf und wußte, daß man zwar Gott zu geben habe, was Gottes ist, aber auch dem Kaiser, was des Kaisers ist. Den Papst aber verglich er mit Simon Magus, dem Zauberer Gerbert, ja mit Judas selbst, nannte ihn einen Wolf im Schafspelz, ja einen Verderber der Christenheit. Worte und Stil, Wendungen und Bilder sind trotz Glut und Leidenschaft wie in Bronze gegossen, gespannt und klar, heftig und kühn, scharf und tief, völlig unerhört bisher in deutscher Sprache. Unerhört auch war die hohe Stellung, in die er sich, den Dichter, rückte. Als den unmittelbaren Boten des Herrn stellte er sich hin, als den erzengelhaften Sendling Gottes, der dem Kaiser die großen Befehle bringt: Her keiser, ich bin fronebote, ich bring iu boteschaft von gote, ir habt die erde, er hat daz himelriche. Er spielte ein verwegenes Spiel zu dritt mit Kaiser und Gott, wie er in seiner Lyrik einmal ein Spiel zu dreien zwischen Dichter, Kaiser und Dame spielte.

Der Deutsche in Walther war es, der den Deutschenhaß der Kurie zu erkennen glaubte, die wahre Frömmigkeit war es in Walther, die ihn gegen die Politisierung und Verweltlichung der Geistlichkeit und der Kirche in Harnisch brachte, die ihn sogar die Einziehung der Kirchengüter fordern ließ. Und wenn die Kirche aus infernalischer Politik sogar den kaiserlichen Kreuzzug hinderte und verpönte, dann ergab sich das seltsame Schauspiel, daß dann eben der deutsche Dichter die Propaganda für die Befreiung des Heiligen Grabes gegen den Papst für den Kaiser übernehmen mußte. Aber er fügte dann zum frommen sogleich den ritterlichen Ton. Es war eine Symphonie von deutschen Tönen, die immer wieder in ihm erklang, der von sich sagte, daß er sich verfluchen wollte, wenn ihm jemals fremde Sitten besser als die deutschen gefielen.

Walther nahm Dante und dessen Lebensführung voraus, wie er ihm ja die kaiserliche Staatslehre und das Verhältnis zum Kaiser sowie die Erhöhung der politischen Idee zur sittlichen um ein Jahrhundert vorausnahm. Heimatlose Wanderer sie beide, an Ziel und Haltung einander artverwandt, gleich im politischen Gedanken vom unangreifbaren Amt des Befehls in der Hand des Führers, der Bedeutung der befehlenden Persönlichkeit und der sittlichen Werte des Reichs, gleich im Reichsgedanken mit dem Ziel der Einheit, des Friedens und des Rechts. Der Name Kaiser Friedrichs II. verband sie so unmittelbar wie unlösbar. Walther schloß sich ihm an und fand in ihm seine Erfüllung nach jeglicher Richtung, Dante feierte seine Wirkung auf die italienische Dichtkunst, die er erweckt hatte, als er aus Deutschland kam. Die Legende hat sie beide unter die Geheimen Räte ihrer Kaiser versetzt.

Mit Ulrich von Hutten teilte er die glühende Angriffslust gegen die römischen Gewalten und das ritterliche Feuer, mit dem er diese Angriffe führte. Deutsches Kaisertum sollte nicht Werk und Wahl der Pfaffen sein, sondern Recht der Laien. Aber Hutten ging weiter und war bereit, das römische Reich hinzugeben für die Einheit Deutschlands ohne Rom. Denn es war nicht mehr staufische Zeit.

Mit Stefan George teilt Walther die Struktur des unwirschen und herrischen Hüters der Ordnung und Zucht. Beide waren sie Erzieher, Richter, Gesetzgeber, Führer und Seher in Dichtergestalt. Beide waren sie Dichter ausschließlich in der Form von Lied und Spruch. Dichten war ihnen Würde und Amt, das unabdingbar bindet und löst. Beiden war die Kunst ein Mittel zu Macht und Herrschaft, die im Grunde Dienst bedeutet. Beide waren sie Herz und Gewissen ihrer Zeit in einer staatlichen Dichtung größten Stils. Beide errichteten sie Tafeln von Erz in Zeitgedichten und Sprüchen, deren Wirkung weit außerhalb der Grenzen liegt, die sonst dichterischem Schaffen gezogen sind. Gleich groß waren sie beide an Wille, Schau und magischem Glauben an die begnadete Gestalt, in rücksichtslos erzieherischem Bedrängen und gnadenlosem Verwerfen und wiederum in der ewigen Not des Wandertums.

Die Meister von Straßburg, Bamberg und Naumburg

13. Jahrhundert

Von

Werner Hager

Nicht zu allen Zeiten ist es den Völkern gegönnt, ihr Menschentum in großgeformter Gestalt künstlerisch wiederzugeben. Lange Vorbereitung ist erforderlich, bis der bildnerische Wille seine Mittel sammelt und ihrer sicher wird. Daß er aber im vollrunden, lebensgroßen Standbild sich verdichtet, setzt außer einem entwickelten Anschauungsvermögen noch ein anderes, einen in sich gestalthaft geordneten Lebenszustand voraus. Große Plastik kann entstehen, wenn jugendlich kraftvolle Völker zur Reife und damit zum Gefühl von Wert und Schönheit ihres Seins kommen. Dieses ruhige Selbstgefühl, dem ein freies weitschauendes Weltgefühl entsprach, gewannen die Deutschen in der Zeit der Staufer. Noch einmal stand das alte Reich auf der Höhe der Macht. Als seine Träger waren die Deutschen damals ein Volk, das die Welt im Griff hatte, ein politisches, also ein geformtes und formendes Volk. Die um Erhaltung und Neugründung hart kämpfende Salierzeit hatte sich in der herben, enthaltsamen Größe des Speyrer Doms ihr Denkmal gesetzt. Ihr folgte mit dem fortschreitenden zwölften Jahrhundert eine herrliche Entfaltung des mittelalterlichen Lebens zur Reife, überstrahlt von dem Glanze der großen Kaisergestalten. Das dreizehnte kennzeichnet in allen Zweigen seines reichblühenden Geisteslebens der glückliche Besitz des in langem Ringen Erworbenen. Während nun die Macht des Reiches sich neigt, bis sie endlich im Sturze des Interregnums zerbricht, entstehen in rascher Folge, im Laufe weniger Jahrzehnte, die Bildwerke der Dome zu Straßburg, Bamberg und Naumburg, in denen das deutsche Menschentum jener Zeit der Höhe uns in Stein überkommen ist. Die Namen bezeichnen zugleich drei Stufen der Entwicklung, aber jede ist in sich vollendet, eine eigene Deutung der geschichtlichen Wirklichkeit, die wir in ihrer Zusammenschau ahnend erfassen.

In jeder dieser bildnerischen Gesamtschöpfungen spüren wir die Hand eines beherrschenden Meisters. Wir wissen nichts von dem Leben dieser Männer, außer was wir aus ihren Werken ablesen, daher können wir sie nicht im neuzeitlichen Sinne biographisch erfassen und schildern. Wohl aber tritt uns im Umkreis ihres Schaffens das Walten ihrer Persönlichkeit in einer Weise entgegen, wie dies so geschlossen und deutlich sich in der Kunst der vorangehenden Jahrhunderte nirgends findet. Die Werke dieser Namenlosen lehren uns, sie unter die Größten unseres Volkes zu zählen.

Die Deutschen kamen spät zu Plastik. Mühsam war das Ringen um die

Anfänge bildnerischen Könnens. Galt es doch, ein künstlerisches Ausdrucksmittel wiederzugewinnen, dessen sich die abendländische Menschheit seit dem Sinken des Altertums fast gänzlich entwöhnt hatte. Die Spätantike, bei deren müder Kunst die jungen nordischen Völker in die Lehre gehen mußten, besaß das Gegenteil einer körperhaft bildenden Gesinnung. Das Christentum lehrte, die sichtbare Welt nur als ein Gleichnis des Überirdischen anzusehen, und kam damit dem Triebe des nordischen Menschen entgegen, sich im Gewirr und Gewebe schmückender Linien auszuleben. Infolgedessen entkörperte sich der bildnerische Ausdruck. Auch als die Darstellung des Menschen wieder in Übung kam, blieb sie ganz überwiegend der Fläche verhaftet. An Wänden und Gewölben reihten sich die Bilderfolgen, die Handschriften schmückten sich mit Malerei; Figuren von tastbarer Wölbung jedoch zeigten sich nur in der Kleinkunst. Mit dem Anfang des elften Jahrhunderts nun regt sich allenthalben ein neuer Wille, die Menschengestalt als in sich geschlossene Einheit plastisch wiederzugeben. Das Empfinden ist in stärkstem Maße von der Körperlichkeit der Dingwelt ergriffen. Der erste Schritt auf diesem Wege zum Monumentalen heißt Beschränkung und Festigung, Aufgabe der malerischen Freiheiten, die der von der Malerei herkommenden flächengebundenen Kleinkunst angemessen gewesen waren. In anfangs unbeholfenen Versuchen vollzieht sich das Erlebnis der körperlichen Form. Die ganze Aufmerksamkeit richtet sich auf die entscheidende Aufgabe, den Block in seiner Geschlossenheit zu umgreifen und aus ihm die Gestalt als in sich ruhende Einheit tastbar hinzustellen. Diese Zielsetzung erklärt, entwicklungsgeschichtlich gesehen, die eigentümliche Strenge der hochromanischen Bildhauerei, die bis zur abweisenden Härte geht. Doch war ein solches Wiedererwachen nicht möglich ohne Aufnahme des Erbgutes, das die Antike hinterlassen hatte. Seine Vermittlung geschah durch die aus Ostrom eingeführten Kleinkunstwerke, die überall in den Händen der Künstler gewesen sein müssen und in denen das Wissen der Alten um die Gestalt, wenn auch in einer durch die langen Jahrhunderte erstarrten Form, doch im Kerne richtig und nutzbar enthalten war. Diese langsam und gleichmäßig sich vollziehende Auflockerung durch die byzantinischen Vorbilder bereitete den Boden, auf dem danach die Saat der Gotik aufging.

Das elfte und zwölfte Jahrhundert ist in Hinsicht auf das Werden des Plastischen eine Zeit der Vorbereitung. In reicher Vielfalt wächst die Kunst, von der Provence bis nach Sachsen, aus landschaftlicher Gebundenheit hervor. Dies zu wissen ist wichtig, weil sich in Deutschland auch in der darauffolgenden Zeit die stammesmäßige Eigenständigkeit siegreich gegen das Vereinheitlichende der aus Frankreich andringenden gotischen Formensprache durchsetzt. Mit dieser Erhaltung des Gewachsenen stellt sich Deutschland schon damals in Gegensatz zum Westen. In klar erkennbarer Weise teilen sich nun die Aufgaben im künstlerischen Gesamthaushalt der Völker Europas. Frankreich faßt die vielfältigen Ansätze, die seine Landesteile aufweisen, zu einer im ganzen gesehenen einheitlichen Bewegung

zusammen, die sich im Kernland des politisch erstarkenden Königtums verdichtet. Im Bildnerischen macht sich die französische Gotik die Entwicklung der Figur aus der Gesetzlichkeit des Kirchenbaues zur Aufgabe. Breite Entfaltung gleichmäßiger Folgen plastischen Schmuckes an den Außenwänden, ein immer reicherer, immer sinnvoller durchgliederter Aufbau der Schauseiten kennzeichnen von Anfang an dieses Kunstwollen. Das Hauptstück, an dem seine Sprache sich ausbildet, ist das mit Statuen besetzte, stufenförmig vertiefte Säulenportal. Die gotische Kunstweise verkörpert, das ist der Grund ihrer Überlegenheit über das Vorangegangene, einen Erkenntnisfortschritt hinsichtlich der Natur. Der romanische Sinn dachte in Massen, sein Bauen war Schichtung und sein Ausdruck Schwere. In dieser Gebundenheit hatte er seine Grenze, aber auch seine unerreichte Würde. In der Bildung der Figur ging er nicht vom kubischen Block als Grundform ab. Die Gotik hingegen gewann die Einsicht wieder, daß der Körper eine gegliederte Einheit ist, die als das Zusammenwirken von Kräften dargestellt werden muß. Damit war die Möglichkeit natürlicher Bewegung des Körpers gewonnen. Es liegt auf der Hand, daß dieser Fortschritt nicht ohne die Anschauung der damals in Frankreich noch zahlreicher als heute vorhandenen römisch-griechischen Bildwerke zustande kam. Auch Deutschlands bewahrende Art konnte sich ihm auf die Dauer nicht verschließen. So gingen die Deutschen hinüber, arbeiteten in den Bauhütten als Lernende, sicher aber auch als gleichberechtigte Mitarbeiter, und trugen den Gewinn in die Heimat zurück. Die Einbürgerung der Gotik vollzog sich in einzelnen großen Stößen; Magdeburg, dessen Erzbischof die Hohe Schule von Paris besucht hatte, ist einer der Orte ihres frühesten Niederschlags.

Um 1230 folgt Straßburg. Das romanische Querhaus des Münsters birgt eine Gruppe von Bildwerken, deren Meister sich an der Kathedrale von Chartres gebildet hatte. Das bedeutendste unter ihnen ist der sogenannte „Engelspfeiler", von dem hier vor allem die Rede sein soll. In dieser sehr eigenartigen Schöpfung tritt uns das Wesen des deutschen Kunstgeistes in seiner Auseinandersetzung mit dem fremden Gut schon völlig deutlich entgegen. Der Pfeiler steht frei im hohen Raum und stützt die Mitte der Wölbung. Sein sehr schlanker achteckiger Kern ist mit Runddiensten besetzt. An ihnen stehen in drei Kreisen übereinander die Evangelisten, darüber vier Engel, die mit dem Schall der Posaune den Anbruch des Gerichts verkünden. Zu Häupten thront der Weltenrichter, um ihn drei Engel, die die Leidenswerkzeuge tragen. Also eine Darstellung des Jüngsten Gerichtes — aber keineswegs von der Art, wie sie an französischen Portalen vorgebildet war. Wie aufgeschlagene Bücher empfangen diese den Herantretenden, der die Vorgänge in anschaulichster Erzählung auf ihnen ablesen kann. Diese Breite der Anordnung, diese vollständige Entfaltung des Inhaltlichen bedeutete dem deutschen Meister nichts, er hat sie preisgegeben. Besonders die Auferstehung der Toten und die Scheidung in Selige und Verdammte, an deren volkstümlich lebhafter Schilderung sich die Bogenfelder der Portale sonst nicht genug tun

können, ist bei ihm auf ganz wenige Figürchen zu Füßen Christi zusammengeschmolzen. Nicht auf den Vorgang selbst will der Meister hinaus; was er sucht, ist der Sinn, der sich in bedeutsamen Gestalten kundtut. Niemals vorher und nachher kommt diese Weise der Darstellung des Gerichtes als rein geistiges Ereignis wieder vor. Dem klaren, ausführlichen Satzbau der französischen Erzählung antwortet aus deutschem Munde das unwiederholbare, das dichterische Wort. Zwar ist diese Lösung nicht ganz aus freien Stücken erfolgt, sondern ein Ausweg, um das wichtigste einer Kirche des dreizehnten Jahrhunderts gebührende Heilsthema zu zeigen, obwohl an dem bestehenden Bau kein Portal mehr dafür frei war. Das ändert jedoch nichts an der unvergleichlichen Bedeutung des hier über alles Gewohnte hinaus gelungenen schöpferischen Aufschwungs.

Die Gestalten des Pfeilers sind Menschenbilder von höchster geistiger Gewalt. Zu unterst die noch irdischen, aber ganz von Erleuchtung durchglühten Künder der Wiederkunft des Herrn. Ein jeder in seiner Wesensart vom anderen unterschieden, so wie die Evangelien sie uns kennen lehren, umschreiten sie den Pfeiler mit hoheitsvoller Würde. Bewegung und Gegenbewegung der Figuren ist so angelegt und durch die Wagrechten der reichgebildeten Fußstützen und Baldachine unterstützt, daß der Blick nicht durch das steile Übereinander ungehemmt in die Höhe gerissen wird, sondern in Kreisen aufsteigt. Die Posaunenengel als die eigentlich Handelnden sind stärker, ruckartiger bewegt, aber ihre weitausgebreiteten mächtigen Flügel zeigen ihre überirdische Herkunft an. Diese Erhabenheit steigert sich in den vollkommen ruhig dastehenden Gestalten des obersten Kreises zu wahrhaft außerordentlicher Erscheinung. Es gibt kein zweites Werk der bildenden Kunst, das in solcher Vollendung wie dieses aussagt, was die christliche Idee des Engels im Tiefsten bedeutet. Denn diese Wesen von unantastbarer Reinheit und Hoheit sind doch keine unfaßbaren Phantasiegebilde, sondern Jünglinge und darum wirkliche Vermittler zwischen Himmel und Erde. Sie zeigen in der rein idealen Sprache dieser Stufe, die wir einmal die frühklassische der deutschen Plastik nennen wollen, die hohen Gedanken, die jene Zeit über Wesen, Maß und Haltung adliger Jugend hegte. Darin sind sie über die Zeiten hinweg und ohne jeden ursächlichen Zusammenhang Brüder der steinernen Epheben des griechischen fünften Jahrhunderts. Hier leuchtet in nie übertroffener Klarheit für einen Augenblick die geheime Verwandtschaft deutschen und hellenischen Wesens auf, die uns zutiefst bewegt, ohne daß wir sie ganz deuten könnten.

Dem Straßburger Meister ist alle Schöpfung geisterschaffen, darum sind seine Gestalten nicht als etwas Andersartiges in den Bau des Pfeilers hineingestellt, sondern Teile seiner geformten Substanz, nur in höherem Grade belebt als die stumme Form. Dieses Einssein mit dem Ganzen hält die Figuren in jener schwebenden Entschwerung, die bei aller zunehmenden Naturbeobachtung den christlichen Vorbehalt ausdrückt, niemals den Menschen rein aus seiner natürlichen Erschaffenheit zu deuten. Die Ströme der geistigen Schöpferkraft durchdringen das ganze Werk



Engelskopf am Gerichtspfeiler des Straßburger Münsters
1. Hälfte 13. Jahrh.



Der Bamberger Reiter
Um 1237. Bamberg, Dom

und strahlen durch die Figuren in den Raum hinaus. Dieser ist mit plastischer Energie, mit Schwingung und Schwebung erfüllt. Was sich an den Kathedralen des Westens nach außen entlädt, vollzieht sich hier im Innern des mächtig, fast unförmig lastenden Baugehäuses: die Verklärung der Materie ins Geistige.

Das Hinüberwirken über den Raum hinweg, das lautlose Gespräch, ist das Geheimnis auch des berühmten Figurenpaares der Ekklesia und Synagoge, die außen zu Seiten des Portales stehen. Wir erkennen in dieser Raummächtigkeit einen Grundzug der deutschen Kunst. Kraft ihrer Versenkung in das Seelische verleiht sie ihren Gestalten eine Ausdruckskraft, die raumüberwindend wirkt. Die Durchdringung mit innerlichen Kräften erhebt den Naturraum zum Gleichnis des Seelenraums.

An den gotischen Domen Frankreichs entstand Architektur und figürlicher Schmuck in einem Zuge; Baukörper und Bauschmuck waren dort Früchte eines Gedankens. Die deutschen Meister, die in dem ausgebreiteten Schulbetrieb der Bauhütten mitgearbeitet hatten und nun, ohne Kenntnis voneinander, als vereinzelte Vorkämpfer des neuen Stils in die Heimat zurückkehrten, fanden nirgends die Möglichkeit zu derartig umfassenden Planungen vor. Jene Jahrzehnte waren in Deutschland voll von unvollendeten Ansätzen und halben Lösungen. Die deutschen Dome, die der Vollendung und des Schmuckes harrten, waren romanisch, als geschichtete Masse empfunden; breitflächig, boten sie mehr Gelegenheit für Reliefschmuck oder Malerei als für eine aus dem Grundgedanken des Gegliederten geborene Statuenkunst. Die Durchführung ganzheitlicher gotischer Gebäude, wie des Straßburger Langhauses mit seiner Westfassade, gehört erst der Zeit nach der Jahrhundertmitte an.

War es dem Straßburger gelungen, durch seine plastische Erfindung den bestehenden Raum schöpferisch im Sinne des Neuen umzudeuten, so stehen wir gerade bei den Hauptwerken des Bambergers offenbar vor einer gescheiterten Gesamtplanung. Der Reiter ist vielleicht am beabsichtigten Orte aufgestellt, Maria und Elisabeth wohl sicher nicht, ohne daß wir auch nur ahnten, welcher Zusammenhang gewollt war. Der Bamberger Meister kam von der Bauhütte der französischen Krönungsstadt Reims zurück. Er traf in Bamberg auf das Schaffen eines Bildhauers, von dem wir annehmen müssen, daß er älter war, und der ihm an Gewalt und Größe nichts nachgab. Die Gestaltenwelt der Schranken des Georgenchors ist noch der Fläche verhaftet, aber von stärkstem plastischem Willen hervorgetrieben. Fremd auf den ersten Blick und doch, gemessen an der Kunst des Westens, ihnen eng verwandt, stehen die Werke des Jüngeren daneben.

Wir kennen die Dinge, an denen er sich geschult hat. Bei der Heimsuchungsgruppe können wir Vorbild und Neuschöpfung unmittelbar vergleichen. So ergreifen wir etwas, und zwar Entscheidendes, von seinem Werden; stärker als den Straßburger oder den älteren Bamberger erfühlen wir ihn als Menschen. Das liegt aber nicht nur an unserem umfassenderen geschichtlichen Einblick, sondern

auch an der Art seiner Kunst. Straßburg zeichnete erhabene und adlige Lebenszüge in eine Bildwelt von überirdischer Geistigkeit ein. In Bamberg tut die deutsche Plastik den Schritt zur heldischen Größe des Menschen.

Weltfreude grüßt uns hier, wie bei den Dichtern der Zeit, bei Walther und Wolfram. Das scheue Entzücken an der Schönheit des weiblichen Körpers in der Mädchengestalt der Synagoge, das einzigartige Wagnis, das erste Menschenpaar überlebensgroß an weit sichtbarem Orte in völliger Nacktheit darzustellen, setzt die Natur in ihre Rechte ein, wie sie die Reife der Zeit ihr zugesteht. „Der Reiter ist die schönste und lebensvollste Verkörperung des idealen Ritters, noch umschwebt von dem romantischen Schimmer der Kreuzfahrerzeit, höfisch wohlerzogen und doch ein Held in dem lässig vornehmen Sitz, dem freien, stolz getragenen Haupt, dem willenskräftigen Kinn, dem übermütigen Mund, dem in die Ferne spähenden Blick." Diese Worte Georg Dehios bezeugen, welche Selbstsicherheit das Menschliche in der Bamberger Kunst gewonnen hat. Aber diese wunderbare Entfaltung des Wissens um den Menschen führt nicht zu seiner Selbstherrlichkeit, wie sie später die Renaissance brachte. Weder das Heldische des Reiterkönigs, noch das Seherische der Elisabeth gilt hier als Letztes; alles hat sein Maß von den Ordnungen gottgebundener Schöpfungsgemeinschaft her.

Mit diesen Gestalten ist in der deutschen Kunst ein völlig neuer Maßstab dessen gesetzt, was ein Bildwerk zu sein hat. Die Idee des plastischen Körpers als einer in sich ruhenden, gegliederten Einheit wurde fruchtbar. Vor allem hat sich das Verhältnis von Körper und Gewand geändert. In Straßburg noch begleiteten die Faltenzüge das Spiel der Glieder, ohne von diesen trennbar zu sein, und so entstanden jene mehr gleichnishaften als wirklichen Formen, die die Frühstufe kennzeichnen. An der Bamberger Elisabeth hingegen ist in der Weise, wie der Mantel über den Leib quer hinübergezogen ist und dann schwer herabfällt, das Deckende stofflich empfunden und vom Tragenden gelöst. So ist die Möglichkeit der freien Bewegung wie des Gegenspieles von Leib und Hülle wiedergewonnen, die die Antike besessen hatte. Dies sind die Mittel; sie kamen uns von den Nachbarn. Was daraus wurde, erschuf der deutsche Genius. Es gehört zum Höchsten der Bildnerei aller Zeiten.

Alle gewonnene Freiheit des Natürlichen ist wieder eingeschmolzen in den Ausdruckswillen einer tieferregten inneren Schau. Die unerhörte Kühnheit des Faltensturzes vom Arm der Elisabeth herab überschreitet das Gesetz der Schwere, gleichwie eine Bachsche Fuge den Naturlaut verwandelt. Von gegenüber antwortet die angespannte Knickung des Gelenkes der edelwillensvollen Hand, über der sich ein Faltenbausch aufkräuselt, wie von einem Windstoß gehoben. Er bereitet die Bewegung des Hauptes vor. Sie hat nicht ihresgleichen. Das Mittelalter hatte die Frau als geistiges Wesen entdeckt, hier aber ist weit über alles hinausgegriffen, was in dem schönen fraulichen Gedanken der Heimsuchung liegt, in die zeitlose Höhe, wo dem nordischen Menschen das Weib als Seherin erscheint.



Der Bamberger Dom von Oſten, erſtes Drittel des 13. Jahrhunderts

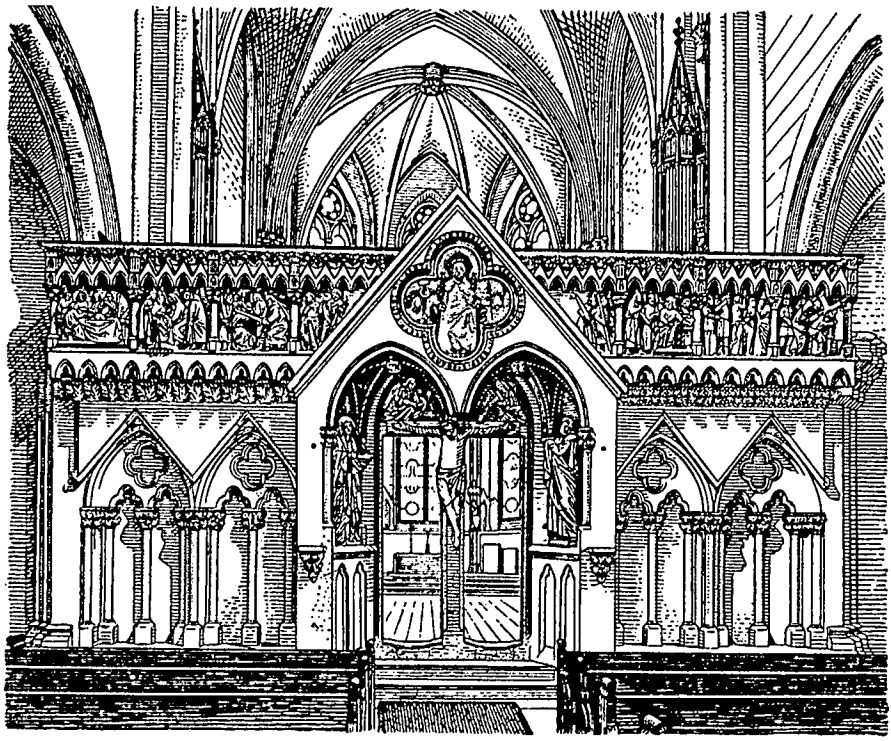
Äußerlich glücklichere Verhältniſſe als in Bamberg haben in Naumburg vorgelegen. Hier fand die klaſſiſche Spanne der deutſchen Plaſtik in einer einheitlich durchgeführten Unternehmung ihre Krönung und ihren Abſchluß. Gegen das Jahr 1250 hin faßte der Biſchof Dietrich von Wettin den Plan, den fürſtlichen Stiftern, die das Bistum bei ſeiner Gründung mit Gütern ausgeſtattet hatten, eine Gedächtnisſtätte zu erbauen. Der Gedanke lag im Ahnenkult der Zeit begründet;

einzig bleibt der Umfang und die Art der Ausführung. Der Dom wurde um einen gotischen Chor erweitert, in dem die Stifterbilder ihren Standort haben. Dieser Raum, der zugleich dem Gottesdienst und dem Gedächtnis dient, ist gegen das Schiff hin durch einen Lettner abgeschlossen, den die Reliefs mit der Leidensgeschichte Christi bekrönen. Der Mittelpfosten der Durchgangspforte trägt den Gekreuzigten, zu Seiten im Gewände stehen die Klagenden, Maria und Johannes. Bau und Bildwerk sind einheitlich, vielleicht im Umriß vom Bauherrn selbst erdacht, die Ausführung beherrschte durchgehend der Geist des einen Künstlers, der auch das meiste eigenhändig vollendet hat. Auch er kam aus Frankreich. Daß er in Amiens arbeitete, scheint sicher, Reims muß er gekannt haben. Auf seiner Rückwanderung schuf er am Mainzer Lettner eine Darstellung des Jüngsten Gerichts. Dies und die Stetigkeit seines Wirkens in Naumburg macht, daß wir ihn in noch höherem Maße als den Bamberger von der zeitlichen Abfolge her erfassen können. Weiter trägt zum Eindruck seiner Persönlichkeit bei, daß wir diese immer mehr als stammesgebunden erkennen. Dieser Mann muß ein Sohn der sächsisch-thüringischen Landschaft gewesen sein, die sein Hauptwerk besitzt.

Die seelische Bewegtheit, die starke vielfältige Ausdrucksform ist ein Merkmal der Kunst zwischen Weser und Elbe; die derbe trotzige Kraftfülle, die sich hier so großartig mit der geistigen Grundhaltung der Zeit verbindet, gehört dem deutschen Osten an.

Die nach innen gerichtete schöpferische Raumphantasie tritt uns in Naumburg in ihrer reifsten Form entgegen. Von klaren Wandflächen ist der feierlich durchlichtete Chor begrenzt, seine strengen Gliederungen verdichten sich gleichsam zu höchster Bedeutsamkeit in den selbst wieder baulich empfundenen, vom Ganzen unlösbaren Figuren. Diese sind durch Bewegungsmotive so verbunden, daß der Betrachter an ihnen hingeführt wird und so den Raum als bewegt und belebt erfährt. Doch mehr noch: es gehen über ihn hin von den Figuren Ströme lebendigen Gefühls aus. Die Gestalten sind in einer gemeinsamen Empfindung vereinigt, deren Vermittler eben der Raum ist. Dadurch wird dieser zum Mitspieler. Das aber ist ein Zug, den fortan die nordische Kunst anhaltend weiterbildete, im Altarschrein wie endlich im gemalten Bildraum. Ein solcher Schrein also, in den wir freilich noch selbst eintreten können, ist schon der Naumburger Chor. Das Empfinden dieser geheimnisvollen Verbundenheit der Figuren hat zu Versuchen geführt, einen bestimmten geschichtlichen Zusammenhang zu finden, der ihr zugrunde liegen soll. Jedoch ist das zu modern gedacht; diese Gemeinschaft besteht nur ideal, dem Sinne nach.

Die Naumburger Welt ist in Antlitz, Tracht und Haltung bedeutend wirklichkeitsnäher als die Bamberger. Es sind Fürsten, Ritter und Edelfrauen der Zeit, genauer gesagt: Vertreter des kriegerischen Führerstandes des sächsischen Ostens. Das eigentlich Höfische tritt zurück, aber eine ungesuchte Vornehmheit ist auch den Derberen unter ihnen mitgegeben.



Der Westlettner des Naumburger Doms, um 1255—1260

In aller Gehaltenheit und Zucht aber und in der unlöslichen Bindung an den frommen Sinn ihrer Gegenwart an diesem Orte, welcher Reichtum des Seelischen, welche Fülle des Menschentums! Eckehart und Uta, der willensstarke kämpferische Fürst und seine zart hochmütige Gattin, deren Hand schon in einem so weltlichen Sinn schön ist, wie dies in Bamberg noch undenkbar war; ihm gegenüber der jugendlich weichere Hermann mit Reglindis, der lächelnden Polin; die würdevoll nonnenhafte Gepa und Gerburg, das liebenswerteste Frauenbild des Mittelalters. Die Reihe der Krieger, von wechselndem Temperament, vom dumpfen Trotz über die gelassene Kraft bis zu Wilhelm von Kamburgs herrlicher Hingegebenheit an die Macht des Gefühls. Es ist, mit Pinders schönem Wort, eine „Seelenlandschaft", die sich hier auftut.

Man hat den Naumburger angesichts des Umfangs und der Tiefe seiner Ausdruckswelt mit Rembrandt verglichen. Dies darf nicht mehr als ein Hinweis sein, ist aber insofern treffend, als er den Durchbruch aus der allgemeinen Idealität ins Volksmäßige vollzieht und damit eine neue Sicht auch des Seelischen eröffnet. Mehr noch als die Charakterzeichnungen der Chorstatuen erweisen das die Passionsreliefs. Die packende Wucht ihrer Erzählung verdichtet das Augenblickliche in schlagender Vereinfachung zu sprechendsten Zügen. Sie verfällt nicht in die oft-

mals etwas kindliche Scheidung der Guten und Bösen, wie sie in den moralisierenden Darstellungen der Zeit so oft vorkommt, sondern läßt auch denen, die Unrecht tun, eine eigene Würde. Im Judas erreicht diese tiefsinnige Deutung menschlicher Verstrickung die Höhe echter tragischer Schuld. Möglich wird die in ihrer Zeit einzigartige Stärke der handelnden Verknüpfung der Gestalten untereinander wiederum durch das durchaus Räumliche dieser Reliefs. Wie eine Schale schließt sich die Reihe um den Verräter Judas und den Hohenpriester, der ihm die Silberlinge ins Gewand schüttet und dabei auf das verschwörerische Tuscheln hört, das hin und her geht.

In der Kreuzigungsgruppe bricht die Gefühlsschwere dieser Kunst in so ungehemmtem Ausbruch hervor, daß damit die Überschreitung der Grenze strenger Gemessenheit sich ankündigt, die die hohe Gotik um sich gezogen hatte. Andachtsstimmungen der kommenden Mystik sind hier vorausgenommen, indem die menschliche Seite des Heilvorganges, das Leiden, nun räumlich und im Ausdruck den Triumph des Erlösers zu überwiegen beginnt.

Die Deutschen sind als Volk kaum je größer und begnadeter gewesen als in der Zeit, die an dieser Wende ihren Abschluß findet. Sie haben auch, wenn man das Beste der Dürerzeit ausnimmt, nie wieder so Hohes an bildender Kunst geschaffen. Hier wurde in einer kurzen Spanne der Reife aus vollem Wissen um sich selbst die Summe gezogen aus dem vielhundertjährigen Werden des deutschen Menschen unter den Kaisern. In ihrer Grundstimmung hat uns diese Kunst viel zu sagen, wahrscheinlich mehr als irgendeine andere heute. Ihre Zucht und Haltung bei so tieftönender Schwingung des Gefühls, ihr im Symbol des Raums sich aussprechender Wille zur Gemeinschaft bei so kraftvoller Ausbildung der Persönlichkeit, ihr unbedingter Drang zur Größe bei frommer Bescheidung vor dem Göttlichen und nicht zuletzt die siegreiche, wenn auch opfervolle Überwindung der schweren Aufgabe, vor die wir als Volk der Mitte auch in unserem Kunstschaffen gestellt sind, dies geht uns unmittelbar an.

Albertus Magnus

1193—1280

Von

Joseph Bernhart

Die größte Gelehrtengestalt des deutschen Mittelalters ist verwölkt von Sage und Legende. Kaum war der Leib ins Grab gesunken, spielten um den freigewordenen Geist die Geister jener zweiten Geschichte, mit der die Nachwelt in dichterischer Sinngebung auslegt, was an der ersten, geschehenen Geschichte die gewöhnlichen Begriffe von Mensch und Werk überstiegen hatte. Seltsam geteilt zwischen Schauer und Liebe, Argwohn und Verehrung, mischte sie durch die Jahrhunderte fort bis hart an unsere Zeit ein Zwielicht heilig-unheiliger Erinnerung auch um diesen Mann. Wundermächtig, heißt es, hat er die Natur gezwungen, in Kraft eines Zaubermantels die Lüfte durchflogen, hier und dort in fremder Gestalt plötzlich sich vergegenwärtigt; Eisen hat er in Gold verwandelt, den Stein der Weisen hat er besessen, ja — mit dem Teufel ist er im Bunde gewesen. Die Alchimisten, auf der Suche nach einem Patron für ihr Handwerk, hätten es gerne wahr gehabt, daß er die schwarze Kunst getrieben. Im Volke aber gingen Worte seiner Weisheit um, auf den Albertitafeln las es seine köstlichen neun Sprüche vom echten Christenherzen, das sich in Bruderssinn und Nächstenhilfe bewähren soll, und als Gelehrte der neuen Zeit, wie Alexander von Humboldt, an seine Bücher kamen, staunten sie über den Forscher und Entdecker. Allmählich trat der Halbvergessene in die Helle unserer geschichtlichen Erkenntnis, wuchs und wächst noch in seine wahre Größe und steht als ein Heiliger auf den Altären seiner Kirche.

Nahezu über ein Jahrhundert erstreckte sich sein Leben. Zu Lauingen an der bayerischen Donau 1193 oder wenig später geboren, allem Anschein nach aus einer Beamtenfamilie, die seinen Heimatort im Dienste der Staufen verwaltete, setzte dieser Alemanne die erstaunlichen Kräfte seiner Natur, des Leibes wie des Geistes, in rastloser Mühsal für den Glauben und die Wissenschaft, für Kirche, Staat und Volkswohl ein, bis er — 1280 — in seiner kölnischen Mönchszelle, gekrümmt vom Alter und erdenfern, den Tod erwartete.

Die Welt des dreizehnten Jahrhunderts war die seinige; sie hat an ihm und er an ihr geformt. In seine Lebenszeit fallen die ungeheuren Spannungen und Entladungen des gesamten inneren und äußeren Lebens, in denen die geistlichen Mächte, trotz dem letzten Anstieg des Papsttums zur Weltbeherrschung, Zeugen sind einer mehr und mehr auf das Diesseits sich einrichtenden Auffassung des Daseins, wie es in der höfischen Dichtung der Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, im Minnesang, im Naturpreis und politischen Lied des

Vogelweiders zu lesen oder doch zu fühlen ist. Gegen diese Entwicklung aber erheben sich wiederum Gewalten aus religiöser Tiefe, um mit der Welt auch die allzu weltförmig gewordene Kirche zu erneuern. Während Innozenz III. als der wahre Herrscher des Abendlandes thront, macht sich der reiche Kaufmannssohn Franziskus zum Bettler um Christi willen, der dem Papste seinen Traum vom stürzenden Bau der Kirche erzählt, und rüstet Dominikus seine armen Wanderprediger zum Kampfe gegen die neuheidnischen Erschütterungen des Westens. Im Ringen mit den Päpsten stirbt der aufgeklärte, über arabischer Wissenschaft dem alten Glauben entfremdete Staufer Friedrich II. und hinterläßt ein untergehendes Kaisertum, nachdem er das deutsche Königtum durch eigene Zugeständnisse an geistliche und weltliche Fürsten, die ihrerseits vom erstarkenden Städtewesen bedroht waren, der inneren Auflösung preisgegeben hatte. Das kulturelle Leben, in den Kreuzzügen um eine Fülle neuer Dinge, Vorstellungen und Gedanken bereichert, wandelte sich in der Richtung zur Weltlichkeit, und die Herausbildung fester großer Berufsstände, in die sich die Gesellschaft gliedert, ist vom Streben nach tieferer Sittigung des deutschen Menschen durch die Mittel des diesseitig Natürlichen begleitet. Der Einfluß des Weltgeistlichen vermindert sich überdies auch unter der kräftigen Wirksamkeit der Bettelorden. Sie greifen mit ihrer Volkspredigt den unteren Schichten ins Herz und übernehmen bald auch in der Wissenschaft die Führung. Indessen erwachsen in den Städten die ersten gotischen Dome, Sinnbilder einer in der Weltergreifung doppelt himmelsüchtigen Zweiseelenwelt, und werfen ihre Schatten auf ein vom neuen Erdgeist erfülltes, aber nicht gestilltes Volk.

Wir wissen wenig von Alberts Jugendzeit. Zurückhaltend im Persönlichen, wie der mittelalterliche Mensch überhaupt, er sei denn Lyriker oder schreibe Briefe, bringt er in seinem riesenhaften Lebenswerk sich selber nur selten zur Sprache. Sinn und Auge des Knaben, scheint es, standen früh nach den Dingen der sinnenfälligen Natur, in die sich später der Mann als Denker und Forscher versenkte. Erlebnisse in Flur und Wald, wie ein Kampf zwischen Adler und Schwan in den Lüften, der auf der Erde durch den Zugriff des elterlichen Knechtes mit der Rettung des Schwanes endigt, der herbstliche Fischfang in der Donau oder Vogeljagden mit Hunden und Falken stehen lebendig in seiner Erinnerung. Ohne auch nur ein Wort über den jugendlichen Bildungsgang zu erfahren, begegnen wir dem schon bald Dreißigjährigen in dem erdbebenreichen Winter 1222, der so viele lombardische Städte verwüstete, im Norden Italiens. Liegt ein Wanderleben voraus, wie es genau dreihundert Jahre später der ihm geistesverwandte Parazelsus führte? War es in diesem vielleicht von Sturm und Drang erfüllten Lebensfrühling, daß er gegen alle Gewohnheit der Zeit seinen Geist ein- für allemal den Geheimnissen der Natur zuwandte, die ihm alsbald, wie von selbst, in die Geheimnisse des Schöpfers übergingen? Er erzählt von der Öffnung eines verschütteten Brunnens in Padua, bei der zwei Arbeiter starben,



Markgraf Hermann und ſeine Gemahlin Reglindis
Mitte 13. Jahrh. Im Weſtchor des Naumburger Domes



Markgraf Ekkehard
Mitte 13. Jahrh. Im Weſtchor des Naumburger Domes

ein dritter betäubt zusammenbrach, und er erklärt das Unglück bereits als Wirkung aufsteigender Gase. Bergwerke sind ihm Reiseziele, und in einer Marmorschleiferei in Venedig, wo die gesägten Platten eines Blockes das Bild eines Königskopfes mit Krone und langem Bart, doch übermäßig hoher Stirne aufweisen, bringt ihn die Frage der Begleiter nach dem Ursprung der Erscheinung nicht in Verlegenheit. „Ich antwortete, der Stein sei durch Erkalten von Dämpfen entstanden. In der Mitte der Stirn sei der Dampf durch größere Hitze unregelmäßig aufgestiegen. Die Farben des Bildes waren dieselben wie die des ganzen Steines. Ähnlich ist es bei den Wolken, in denen alle möglichen Bilder zu sehen sind, solang sie nicht durch den Wind oder die Wärme in die Höhe getrieben und zerstört werden." Hier verrät sich eine Blickweise, die später an Lionardo oder Goethe nicht überrascht, um so mehr an dem Sohn einer Zeit, die zu den Dingen der Natur bald mit entzücktem Auge, bald mit fromm auslegendem Gefühl, bald auch mit dem Schauder vor widergöttlichen Mächten, aber kaum schon mit durchprüfendem Verstande sich verhielt.

Mit dem Jahre 1229 wird uns Albert zur greifbaren Gestalt. Er ist in Padua bei seinem Onkel und geht auf die noch junge Universität, auf der man kirchliches und weltliches Recht, Medizin und Philosophie, aber keine Theologie studieren kann. Wie überall in Städten mit höheren Schulen hatten die dominikanischen Predigerbrüder auch hier schon ein Kloster errichtet, um die Seelsorge an den Studenten auszuüben und ihre eigenen Mitglieder wissenschaftlich heranzubilden, aber auch in der Erwartung eines geistig befähigten Nachwuchses aus den Kreisen der Lehrenden und Lernenden, unter denen sie kräftig für sich warben. Albert fühlte sich von ihrer Gemeinschaft angezogen, verkehrte mit ihnen, gegen den Willen seines Onkels, aber er zweifelte an seiner Berufenheit zum mönchischen Leben. Im Traum sogar quälte ihn der Gedanke, er sei eingetreten und zum Gespött der Welt wieder ausgesprungen.

Da kreuzte ein herrlicher Mann, der auch ein Deutscher war, seine Wege. Es war der Ordensmeister selbst, Jordan von Sachsen aus dem paderbornischen Geschlecht der Grafen von Eberstein. Als Nachfolger des heiligen Dominikus baute er den Orden aus, stellte ihn in die großen Aufgaben der inneren und äußeren Mission und eroberte ihm zwei Lehrstühle an der Pariser Universität, dem Herd des abendländischen Bildungslebens. Er war ein glühendes Herz, ein sprühender Kopf und ein gewaltiger Menschenfänger. Im Kampfe mit körperlichen Leiden rastlos zu Fuße reisend, bald in Rom, bald in Oxford oder Zürich, in Paris oder Köln, gründet er, predigt er, schreibt er, so zart als Mystiker wie zupackend als Tatsachenmensch, liebenswürdig bestrickend, humorig den Augenblick meisternd, in steter Fühlung mit der Ewigkeit, seine Sorgen und Gedanken über Europa spannend und in tiefster Seele treu der deutschen Heimat, deren Sprache zu pflegen er auch die Landsleute in der Fremde ermahnt.

Albert sah und hörte ihn zu Padua und gab sich der Gewalt seiner Persön-

lichkeit gefangen. Als er ihm jenen warnenden Traum erzählte, sagte Jordan: „Ich verspreche dir, mein Sohn, wenn du in unseren Orden eintrittst, wirst du ihn nie mehr verlassen." Im Sommer 1229 empfing der Schwabe aus der Hand des Westfalen die weiße Kutte des heiligen Dominikus, in der er sich ein halbes Jahrhundert hin, wenn die Welt oder der Teufel ihn bedrängte, noch oft der Verheißung Jordans erinnerte. Als dieser längst bei einem Schiffbruch vor der syrischen Küste umgekommen war, erhob sich Albert immer leuchtender zur geistigen Führerschaft im Daseinskampfe der christlichen Gedankenwelt.

Alsbald schon ging er, wie der Ordensmeister es bestimmt hatte, nach Köln, wo die Brüder seit 1221 ansässig waren. Die wehrhaft mit Mauern und Türmen trutzende Stadt an ihrer vermittlungsreichen Wasserstraße, damals die volkreichste der deutschen Städte, hegte auf der Grundlage ihrer römischen Vergangenheit das lebendige Getriebe eines großen Umschlagplatzes, der auch als Werkstätte eigenen Erzeugerfleißes nicht weniger Bedeutung hatte. Noch erstreckte sich auf ihrer Bodenwelle die lange, von niederen Türmen gekrönte Basilika des Doms, und reichlich fünfzig andere Kirchen und Kapellen läuteten über dem Volke des „deutschen Rom". Das junge Kloster der Prediger an der Stolkgasse hatte sich unter tüchtiger Leitung zur bedeutendsten Niederlassung des Ordens in Deutschland aufgeschwungen, und der große Zulauf zu ihrer Kanzel erregte, wie auch sonst an den Wirkungsstätten der Bettelorden, die Eifersucht der weltgeistlichen Pfarrer. Nicht ein anderes Evangelium kam von der Zunge dieser neuen Verkündiger, aber aus ihrem Beispiel, dem strengen, rauhen Leben, dem sie sich ergaben, empfing es eine neue Kraft. Wer dieser Weise bei kargem Tisch (ohne Frühstück), bei anhaltender geistiger Arbeit, durch nächtliches Stundengebet unterbrochenem Schlafe und oft weiten Märschen mit dem Bettelsack sich verschrieben hatte, mußte wissen, auf wen er baute, und der Ernst seines Daseins war allein schon eine Predigt, die nicht viel Worte brauchte, um in die Herzen einen höheren Lebenssinn zu stiften.

Der Donauschwabe, den Jordan dem Kölner Prior gesandt hatte, brauchte für seine Leiblichkeit nichts zu fürchten. Die eher kleine als große Gestalt — unter dem Augenlid mit einem Mal gezeichnet — stand vor dem Obern in eiserner Gesundheit, unter nördlichem und südlichem Himmel wetterhart geworden, und der späte Entschluß des in die Mannesjahre Gereiften überhob beide der Sorge, es möchten je noch innere Kämpfe diese starke Natur zerreiben. Nach der vorgeschriebenen Prüfungszeit eines halben Jahres legte Albert die Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ab, dann oblag er vier Jahre lang der Theologie und empfing das Sakrament der Priesterweihe, das nur den für die Seelsorge bestimmten Klerikern erteilt wurde. Danach schickte ihn der Orden als Lehrer in den neuerrichteten Konvent der Brüder zu Hildesheim, später in gleicher Eigenschaft nach Freiburg im Breisgau, für zwei Jahre auch nach Regensburg, endlich in das Straßburger Studienhaus des Ordens, wo er nicht nur Seelsorger

in die notwendigsten Berufskenntnisse einführen, sondern die philosophischen und theologischen Fragen von Grund aus und hochschulmäßig in großem wissenschaftlichem Zusammenhang behandeln mußte. In diesem knappen Jahrzehnt lehrender Tätigkeit entfaltet sich Alberts Geist zu solcher Bedeutung, daß der Orden es für geraten hält, dieses Licht auf den Scheffel zu stellen. Schon im Frühjahr 1238 kommt er als Nachfolger Jordans im Ordensmeisteramt in Frage, aber der Ausgang der Wahl entscheidet für einen Spanier; um 1242 endlich wird er als der erste Deutsche auf einen Lehrstuhl der Pariser Universität berufen.

An diese angesehenste Bildungsstätte des Abendlandes hatte vor fünfundzwanzig Jahren schon der heilige Dominikus viele seiner Genossen zum Studium entsandt. Durch einen Studentenkrawall in der Fastnacht 1229 mit dem scharfen Eingreifen der Polizei, das gewisse Vorrechte der akademischen Bürgerschaft verletzte, und den folgenden Streik der empörten Professoren und Schüler war das Fortbestehen der ganzen Universität in Frage gestellt worden. Der Bischof als oberster Herr der Anstalt half sich mit der Berufung neuer Kräfte, für die theologische Fakultät zumal aus den Bettelorden, von denen die Dominikaner in den Besitz zweier Lehrstühle kamen. Dank dieser Neueinführung konnte der Ordensmeister den Bruder Albert zur Erwerbung des Doktorats und endlich zur Übernahme einer Professur bestimmen. Mit Anfang September 1245 begann der etwa Fünfzigjährige sein Lehramt im Predigerkloster Sankt Jakob, das wie die übrigen Gebäude der Lehr- und Lernvereinigung, als welche die Universität eine körperschaftliche, aber nicht gebäuliche Einheit bildete, im heutigen Quartier latin gelegen war.

Das Leben der Seinestadt und die geistigen Quellen seiner Bildungsstätten zogen die Jugend aller Nationen an. Feine, rauhe und auch rohe Sitten wirkten durcheinander, die Kneipen wie der Wassersport auf dem Flusse hatten ihre Freunde, unbändige Zecher, Raufbolde und Verführer heben sich von stilleren Genossen ab, die nachts über Folianten gebückt auf die scharfen, hitzigen Disputationen des andern Morgens sich vorbereiten. Denn in den fünfzig Jahren seit der Gründung der Universität durch König Philipp August war das geistige Leben des europäischen Westens voll gewitteriger Spannung geworden. Weniger die juristische und medizinische Fakultät als die Philosophen und Theologen rangen mit einer neuen Macht der Weltauslegung, die gefährlich über dem langgewohnten Lehrbetrieb der Kirche heraufzog. Durch viele Jahrhunderte waren der gewaltige Geist des heiligen Augustinus, tiefer im Hintergrunde auch Platon mit dem späteren Platonismus die herrschenden Meister des gedanklich sich aussprechenden Christentums gewesen, und noch lebte diese mystisch nach innen gewandte Theologie in großen Wortführern der Zeit mit ungebrochener, ja neu aufblühender Kraft. Sie hatten selber, bei aller gemüthaften Tiefe der Religionserfassung, nicht auf die helle Begrifflichkeit in der Entfaltung und Befestigung ihres Glaubens verzichtet, aber jetzt erhob sich ein denkerischer Zeitgeist, der den Wahrheitsschatz der Kirche im Grunde zu unterwühlen drohte.

Seit 1200 ungefähr war die alte griechische Gedankenwelt in neuer Fülle und Breite vor dem Auge der Christenwelt erschlossen. Auf der Brücke der Vermittlung aber, in der semitischen Gelehrsamkeit des südspanischen Reiches der Almohaden, hatte das Erbe seine ursprüngliche Reinheit verloren. Das galt besonders von der Philosophie des Aristoteles, die jenen arabischen und jüdischen Denkern im Mittelpunkte stand. So wie sie ihn erfaßt und ausgelegt hatten, schien er gerade mit den Hauptsätzen der christlichen Lehre von Gott, Welt und Menschenseele unvereinbar. Nun aber wuchs dieser Name rasch und unaufhaltsam zu einer geistigen Macht, die Philosophie verselbständigte sich gegenüber der Theologie und trat schon nicht mehr neben sie, sondern in den Gegensatz zu ihr. Um so dringender erhoben sich den christlichen Denkern die beiden Fragen: Lehrt ihr andern uns den eigentlichen Aristoteles? Und wie kommen wir Christen mit dem wahren Aristoteles zurecht? Eine riesenhafte Aufgabe stand zur Lösung, und ihre Schwierigkeit erhöhte sich durch das wiederholte kirchliche Verbot aristotelischer Schriften, das sich schließlich aber zu dem Auftrag milderte, sie durch eine Reinigung von Anstößigem nutzbar für den Gebrauch der kirchlichen Wissenschaft zu machen.

Auf Jahrzehnte hinaus entbrannte ein Geisteskampf, in dem es drei Lager gab. Eines stand der gültigen Religion zerstörend gegenüber, indem es für seine Lehren, freilich nur mit halbem Recht, sich auf einen großen Denker des vorausliegenden Jahrhunderts, den Araber Averroes, berief. Da brach oder wankte doch der Glaube an die göttliche Vorsehung; die Welt war nicht mehr erschaffen, sondern von Ewigkeit; für die ganze Menschheit gab es eine einzige Geistseele, an welcher das einzelne Ich, eins so wie das andere, nur Zeit seines Lebens Anteil hat, bis es im Tode verlischt und nichts mehr ist; und der Mensch, der ganz dem Einfluß der Himmelskörper verfallen ist und im Wollen und Wählen keine Freiheit hat, gehört allein dem Diesseits, wo sein höchstes Glück in der Betrachtung der Wahrheit liegt, wie sie den Averroisten sich darstellt. Aber weil Averroes auf Aristoteles gründete, so kam mit den Averroisten auch der Grieche in Verruf. Nun war die Frage: Sollte man ihn ganz verwerfen, oder sollte man in neuer Forschung seine echte Lehre feststellen und, soweit es möglich war, ihre Verbindung mit der alten Glaubenslehre wagen? Wer dieses Riesenwerk vollbringen wollte, stand so ziemlich allein und hatte das Lager des Unglaubens wie die meisten Schulen des christlichen Denkens zugleich als Gegner zu gewärtigen.

Es war die Stunde einer Entscheidung von ungeheuren Folgen. Denn was in aller Geschichte den letzten Ausschlag gibt, ist unser Glauben und Meinen von den Dingen, und aller Tat voraus steht der Geist, aus dem gehandelt wird. Ein Mann wie Friedrich II., der in der Schule der Juden und Sarazenen soviel Neues und Fremdes gelernt, soviel Altes und Deutsches vergessen hatte, vollendete eben in diesen Jahren, da Albert in Paris als Versöhner von Antike und Bibel mit unendlicher Geduld über seinen Pergamenten saß, das Beispiel eines Geistes, der

im Verlassen der Väterreligion und -sitten auch die glückliche Hand zum Wirken für sein Volk verlor.

Es war der deutsche Lehrer, der in den fünf Jahren seiner ersten Pariser Tätigkeit der vom Islam bedrohten Glaubenswissenschaft einen neuen denkerischen Unterbau entwarf und das Banner, das er den Gegnern entwand, mitten in die christliche Kultur versetzte. Mit eisernem Willen, fast übermenschlicher Arbeitskraft, alle Zweige der Theologie, der Philosophie und der Naturlehre umfassend, begann der Doktor und Magister die Erneuerung der zeitgenössischen Wissenschaft aus dem Geiste der aristotelischen Welterklärung, zog Studenten aller Nationen in hellen Scharen an und blieb in aller schon weitberühmten Gelehrsamkeit der erdnahe Kenner und Beschreiber der Kreaturen, der zupackende Meister auch handwerklicher Geschäfte und zugleich der himmelnahe Mystiker und Heilige.

Im Jahre 1248, als unter dem ungestümen Erzbischof Konrad von Hochstaden an der Stelle des alten Kölner Doms der Grundstein zum neuen gelegt wurde, kehrte Albert in seine Stadt zurück, um eine Ordensschule einzurichten und als ihr Haupt und Leiter hier die Wissenschaft in derselben Höhe und Breite wie auf seinem Pariser Lehrstuhl zu pflegen. Wohl an die hundert Schüler mochten seiner Rede lauschen, wenn er in freiem lateinischem Vortrag oder in bohrenden Disputationen nach der strengen Lehrform des scholastischen Unterrichts die Gründe für das Dasein Gottes entwickelte, von der Herkunft und Tragweite unserer Allgemeinbegriffe, von den Vermögen der Seele, von den Regungen in Tier und Pflanze oder vom Naturrecht als dem festen Unterbau unseres menschlichen Zusammenlebens sprach. Was so in den Hörsälen und Klostergewölben des dreizehnten Jahrhunderts verhandelt oder aufgeschrieben wurde, sei es in Oxford oder Salamanca, in Paris, in Padua oder Köln, war bei aller Verschiedenheit der Nationen und trotz dem Tiefgang der geistigen Kämpfe um die Lösung der großen, immerwährenden Fragen im Grunde eine einheitliche Wissenschaft, weil die erste religiöse Voraussetzung so gemeinsam war wie der Blick auf den letzten Sinn und Zweck des Menschen und seiner Wirksamkeit. Alles Lehren und Lernen, Fragen und Forschen der Scholastik rang um die Erkenntnis der Wirklichkeit, aber in dem weiten Sinn des Wortes, der das Dasein Gottes wie das Leben des Wurmes, die Denkgesetze wie das Wort der Bibel, die Natur der Engel wie das Wesen des Staates einbegriff. Es war für Albert, für die ganze zeitgenössische Scholastik und die des folgenden Menschenalters der große gemeinsame Beruf, den Gedanken Gottes in der Offenbarung und in der Schöpfung nachzugehen, und alle trafen sie in der Überzeugung zusammen, daß in dieser geistigen Welteroberung der Glaube den Verstand erleuchten und der Verstand dem Glauben dienen müsse. Gleichsam mit zwei Leuchten in den beiden Händen, suchten sie in die ewigen Verhältnisse, in die dauernde Ordnung der Dinge vorzurücken. Der Glaube war nicht vom Denken, das Denken nicht vom Glauben entbunden, die

Arbeit nicht vom Beten, das Gebet nicht von der Arbeit. Ihr erstes Anliegen war es, das Sein des Dauernden, das Geheimnis der innersten Weltverfassung zu ergründen, um alsdann auch in der Unruhe des Werdens mit festen Maßen sich zurechtzufinden. Auch ihren Geist bewegte der Gedanke der Entwicklung, aber diese Entwicklung kam ihnen nicht aus dem Nichts, um irgendwann einmal im Nichts auch zu verlaufen; sie sagten nicht, daß aus der Nacht sich die Dämmerung entwickle, aus der Dämmerung der helle Tag, so, als geschähe dieser Hergang ohne Sonne, sondern sie wußten und glaubten als Anfang eine urerste, vollendete, aus sich selber tätige Wirklichkeit, ein geistiges Wesen, von dem die Welt als Gleichnis da ist, und welchem, jegliches in seiner Art und Schranke, sich nachzubilden und entgegenzuwerden der Sinn und Beruf alles Seienden ist.

Davon liest man auch bei Albert, und jedes Blatt seiner fünfzig Bände ist, ausgesprochen oder nicht, mit diesen Gedanken im Zusammenhang. Ob er vom Seinsbegriff oder von Schneekristallen spricht, von dem göttlichen Seelenfunken oder der Notwendigkeit der Leibesübungen, immer läuft der Faden vom Gegenstand des Hier und Jetzt zum jenseitig wirkenden Urheber der diesseitig gültigen Ordnung. Als Deutscher kann er, hierin am ehesten den englischen Denkern seiner Zeit verwandt, ein Flackern seiner inneren Flamme nicht verbergen, und seine Gedankenführung wie seine Schreibweise hat oft die Unruhe des Erregten, von eigener und fremder Fülle Überschütteten, eines Pfadsuchers im Gestrüpp, der sich mühsam durch die Hindernisse schlägt.

Unter seinen Kölner Schülern saß in den Jahren 1248 bis 1252 auch der neapolitanische Grafensohn Thomas von Aquino. Mächtig von Gestalt, schweigsam in sich gesunken, ertrug er von seiner Umgebung den Übernamen des Stummen Ochsen. Schon mit reicher Bildung versehen, war er einige Jahre zuvor an den Rhein gekommen, aber von Albert empfing er endgültig die neue Form, die Fragen des Denkens und des Glaubens zu verknüpfen. Nicht die Mitstudenten, aber der Meister erkannte und sagte ihm voraus, daß er, der stumme Unermüdliche, der tiefer als alle schürfte und heller als alle ins große Gefüge schaute, mit seinem „Gebrüll" noch die Welt erfüllen werde. Der deutsche Doctor universalis goß das Öl in die Lampe aus dem Süden, die stiller brannte als je eine Fackel des Nordens. Auf Vorschlag des Lehrers sandte der Orden den Siebenundzwanzigjährigen als Bakkalaureus nach Paris. Wohl gleichzeitig mit Thomas hörte bei Albert auch der adelige Straßburger Ulrich Engelberti, dessen spätere Werke und Briefe die innige Verehrung auch der menschlichen Größe und Wärme des „wunderbaren Mannes" bezeugen. Vergleicht man Albert, Ulrich und andere deutsche Scholastiker mit gleichstrebenden Italienern und Franzosen, so fällt als nationaler Unterschied ins Auge, daß bei diesen die Kunst der Auseinandersetzung, der knappen, strengen Gedankenführung und Darstellung größer ist, bei jenen aber die naivere, breitere, freilich in der Form auch schwankere Versenkung ins Inhaltliche den Ausschlag gibt. Gewiß hat Hegel zu viel gesagt, wenn er die Scholastik

überhaupt als nordisches Gewächs bezeichnet, aber sie war dem germanischen Geblüt ein natürliches Anliegen, und wenn es auch nicht jeder kleine Mann vermochte, drei Meilen hinter Gott zu denken, wie der Volkswitz sagte, so bewies doch der tiefe Erfolg der Eindeutschung scholastischer Grundgedanken und -begriffe durch die deutsche Mystik, die Predigt, das Lehrgedicht und nicht zuletzt das mittelalterliche Sprichwort, daß das Denken der hohen Lehrer ins Geistesleben des Volkes hinabwirkte. Albert vor allen klingt uns hundertfach aus Eckhart und Tauler entgegen, und die künftige Forschung mag ihn noch als Quelle schlichter tiefer Lehren in Schriften deutscher Zunge erweisen. Seine lateinische Sprache ist nur der dünne Schleier, unter dem sich Verstand und Gemüt eines Schwaben aus Kernholz regen, und dieses Mittel einer abendländischen Verständigung der Geister trug die Wirkung des Deutschen auch überall dorthin, wo keine deutsche Zunge klang.

Was das Volk diesem Manne, was er dem Volke galt, trat im Frühjahr 1252 hell an den Tag. Im Innersten ergriffen von der Verworrenheit der kirchlichen Verhältnisse seiner Zeit, schrieb er nicht nur seine harte Klage, sondern griff mit fester, glücklicher Hand ins öffentliche Leben ein. Die Kölner stritten mit ihrem gewalttätigen Erzbischof Konrad um ihr gutes Recht in Sachen der Münze und der Zollfreiheit. Es kam zu einer kriegerischen Auseinandersetzung, in der die Bürgerschaft die Oberhand behielt. Die Beilegung der Fehde erfolgte in einem Schiedsgericht, in welchem Albert der Vermittler war und den Schiedsspruch formte. Mochte das Volk sein gelehrtes Wirken nur aus seinem Ruhme ermessen, es kannte den Predigerbruder von der Kanzel, es liebte den Priester und Hirten, den Freund der Armen und baute auf den unbestechlichen Sinn des Schlichters. Es hatte recht gerechnet. Albert sah nicht auf die geistliche Würde und die Machtfülle Konrads, er sah auf die Gerechtigkeit und Billigkeit und wies den Erzbischof, dem nichts übrigblieb, als sich dem Spruch des Mönches zu beugen, in seine Schranken zurück.

Jahre rastloser Wanderschaft begannen für den Gelehrten, als ihm 1254 das Amt eines Oberen über die ganze Teutonia, die deutsche Ordensprovinz, übertragen wurde. Mit der stillen Arbeit in der Zelle war es vorbei. Um Klöster zu visitieren, Brüdern und Schwestern das Gelübde abzunehmen, im sittlichen, religiösen und auch wirtschaftlichen Leben der Konvente nach dem Rechten zu sehen und an den größeren und kleineren Tagungen des Ordens teilzunehmen, erscheint er in den nächsten drei Jahren bald an der Nord- und Ostsee, sogar in Riga, bald im Elsaß, in Thüringen, in Bayern und Österreich, in Holland und Belgien und endlich am päpstlichen Hofe in Anagni. Gehorsam dem Geist des Ordens legte er die ungeheuren Wege zu Fuß zurück. Nur von seinem Schreiber begleitet, den Unterhalt, wenn nötig, erbettelnd, zog er neben seinem Lastesel, der im Gepäck auch Bücher trug, im groben Bundschuh auf schlechten Straßen von Kloster zu Kloster. Was bewegte ihn doch alles, wenn er in gutem und bösem

Wetter oft zehn Stunden des Tages auf dem Marsche war! Er ist wie sein Volk vom Morgen bis zum Abend der große Wanderer, ziehend ohne Rast, mit schweifenden Sinnen und bohrenden Gedanken. Wie Jäger, Seeleute und Bauern sieht und hört er alles und schlägt doch auch in sich wie je ein Grübler oder ein Gottesmann. Im verstaubten oder nässeweichen Bauernschuh schreitet und verweilt er, beobachtet, sinnt und betet, Forscher und cherubinischer Wandersmann zugleich. Er bückt sich nach Pflanzen und Steinen, die er nicht kennt, er prüft die Winde und Wolken als Wetterzeichen, den Einfluß von Licht und Wärme auf das Wachstum der Bäume und die Farbe der Rinde, die Stellung der Traube zum Weinblatt, die Arten der Schwalben, Finken und Stieglitze, läßt sich am Meere vom Walfang, in den Wäldern bei Köhlern und Holzern vom Horsten der Adler erzählen oder belauert selbst im Versteck ein Rudel Hirsche. Ein Kenner und Zeuge der deutschen Naturformen wie keiner vor ihm, gibt er in Kloster und Herberge seine Erfahrungen aufs Pergament oder diktiert das über Tag Gedachte seinem Schreiber. Verehrungswürdige Schuhe eines solchen Wanderers! Was Wunder, daß die Sage ihn im Zaubermantel fliegen, plötzlich hier und plötzlich dort erscheinen, ja die Unterwelt auf ihre Qual durchforschen läßt!

Aber wenn der Prior Albert einen Konvent besuchte, trat das pflichtige Mannestum in Person über die Schwelle. Die strenge Regel wollte er auch streng gehalten sehen, am strengsten das Gebot der Armut. Die Not und die Nöte des Volkes immer vor Augen, verlangte er auch von den Brüdern seines Ordens den Geist des Nichthabens, des Verzichts und des Opfers. Das Kleid des Bettelmönches anziehen — was hieß das anderes als in der Nachfolge Christi dem Herzen die Welt ausziehen und zum Zeichen, daß unser Dasein Gnade ist, die Dinge freie Erweisung Gottes sind, von geschenktem Brote leben und die karge Zehrung rückverwandeln in den Reich-Gottes-Dienst zum innern Heil des Volkes! Wie Albert von der Kanzel wohllebende Prälaten an den Pranger stellte, so ging er auch, wo es nötig war, in den Predigerklöstern der Teutonia ohne Schonung vor. Er setzt Prioren ab, weil sie gegen das Verbot des Fahrens, sei es auch auf Karren, sich vergangen hatten, er übergibt die Brüder, die gegen die Satzung Frauen in den Garten oder die Werkstätten des Klosters eingeführt haben, der Strafe des Fastens bei Wasser und Brot und der Geißelung, gleichso ahndet er heimlichen Eigenbesitz, und unter seinem Vorsitz beschließt eine Wormser Ordensversammlung, daß die Leiche eines Bruders, bei dem man nach dem Tode Geld vorgefunden hat, ausgegraben und ohne Kirchensegen in ungeweihtem Boden beerdigt werde.

Was der Wanderer dieser Jahre an öffentlichem Handel und Wandel sah, bewegte sich schon in der trüben Zeit des Interregnums. Die staufische Macht brach im Norden und Süden zusammen, Deutschland zerfiel in Territorien, die Bürgerschaft der Reichs- und Bischofsstädte erkämpfte sich die Selbstverwaltung und erstrebte auch schon die von den Bischöfen geübten Rechte der Gerichtsbarkeit und der Münze. Immer wieder, weit bis ins Greisenalter, stellte sich der Mönch,

wo er gerufen wurde, in weltlichen Händeln als Vertrauensmann, Richter und Schlichter zur Verfügung, aber tiefer noch gingen ihn die Angelegenheiten der Kirche und seines Ordens an. Der große Erfolg der Bettelorden in Paris hatte die Leidenschaft ihrer Gegner aus dem Weltklerus immer tiefer gereizt. Eine starke Front vermochte sogar den Papst zu einem Erlaß gegen die Franziskaner und Predigerbrüder. Als durch eine Pariser Schmähschrift die Gefahr zum Äußersten gekommen war, glücklicherweise aber ein dem Orden freundlicher Papst eben den Thron bestiegen hatte, griff Albert in Anagni, wo er auch seinen Schüler Thomas wiedersah, in den Prozeß ein — es war im Herbst 1256 —, wies die Anklagen des Schmähers zurück und verteidigte mit den Waffen seiner Bildung und der Glut des Heiligen Sinn und Rolle der Bettelorden, die in dieser Zeit des kulturellen Umschwungs die mächtigsten Werkzeuge der Kirche waren. Ihm vor allem war der Fortbestand der Bettelorden zu danken. Auf Wunsch des Papstes hielt er in Rom noch biblische Vorlesungen und kehrte, da seine Amtszeit abgelaufen war, im Sommer 1257 nach Köln zurück.

Es waren die schmachvollen Tage des deutschen Doppelkönigtums. Der Erzbischof Konrad hatte die Wahl Richards von Cornwallis, der Trierer Erzbischof die des Alfons von Kastilien durchgesetzt. Da keiner von beiden im Ernste deutscher König war, hoffte Konrad von Hochstaden seine Macht und Herrlichkeit über Köln noch zu mehren. Er bauschte einen kleinen Zwischenfall zum Grunde auf, die Stadt mit Krieg zu überziehen, und kämpfte selbst an der Spitze eines von ihm und den Bundesgenossen gestellten Heeres. Viel Häßliches und Rohes, aber keine rechte Entscheidung war geschehen, als Albert sein Köln als Schauplatz allgemeiner Zerrüttung wiederfand. Abermals erschien kein Ausweg als ein Schiedsgericht, nach dem der Bischof wie die Stadt mit ihren unter sich verfeindeten Parteien verlangten. Mit dem Domdechanten und drei Pröpsten wurde im März 1258 auch Albert zum Vertrauensmann gewählt. Eine heillos verwickelte Lage, Recht und Unrecht auf beiden Seiten, tausend Dinge der Verwaltung, des Gerichts, der Gewerbe und des Handels waren zu prüfen. Ende Juni erging der „große Schied", eine Urkunde voll Ernst und Würde, Freimut und lauterer Gerechtigkeit, die ohne Zweifel Albert zum Verfasser hatte. „Bürgerliche Mißwirtschaft wie fürstliche Willkür haben hier in gleicher Weise ihren unerbittlichen Richter gefunden." Brach das Friedenswerk auch abermals zusammen und erhoben sich nach Konrads Tode 1262 die regierenden Geschlechter aufs neue gegen den Spruch des Mönches, so blieb doch dieses Denkmal der Rechtlichkeit in den weiteren sozialen Kämpfen eine starke Waffe der Schwächeren gegen die Übergriffe der regierenden Geschlechter. Nach dieser und noch andern Taten des Volksmannes für die gesellschaftliche Ordnung versteht man den Ausruf des Bürgers, der sein Leben beschrieben hat: „Selig bist du, Köln, weil du den Albertus besessen, der durch seine Beredsamkeit den inneren Krieg und Aufstand beigelegt hat." Es war seiner Stadt zum Heile, daß er aus der Zelle hinaustrat, um als Richter und Friedensstifter die

Geltung der Religion auch in den öffentlichen Verwicklungen des Menschlichen durchzusetzen.

Alsbald nach dem Kölner Schied ging das Gerücht, Albert solle auf den Regensburger Bischofsstuhl erhoben werden. Dort war der Krummstab in der Hand eines üblen Mannes, der als Hirt wie als Reichsfürst so schändlich hauste, daß Stadt und Domkapitel seine Absetzung forderten. Als er dieser Schmach durch den Weg ins Kloster zuvorgekommen war und der von den Domherren Erwählte nicht den Mut hatte, das wüste Erbe anzutreten, erinnerte sich Rom des herrlichen Kölner Lesemeisters. Der Stall des Augias verlangte einen Herakles. Kaum aber hatte der Ordensmeister Humbert das Gerücht vernommen, beschwor er in einem denkwürdigen Briefe den Bruder Albert auf den Knien, die Zumutung, die ein Wagnis auch für den Orden bedeutete, zurückzuweisen. „Ich bin aufs innerste erschüttert ... Wer Euch kennt, wird nimmer glauben, daß Ihr Euch einem solchen Ansinnen beugen werdet. Wer möchte Euch zutrauen, daß Ihr gegen Lebensende Euren Ruhm und Euren Orden, den Ihr so sehr zu Ehren gebracht, mit einem Makel behaftet? ... Mag Euch die Last des Ordens drücken — Ihr werdet sie mit Euren Riesenschultern freudig zu tragen wissen. Laßt Euch nicht einschüchtern durch päpstliche Befehle ... Überlegt Euch ernstlich, wieviel Wirrnis, wieviel Schwierigkeiten die Kirchenregierung in Deutschland mit sich bringt! ... Denkt daran, wie durch diesen Standeswechsel unsäglicher Nutzen, den Ihr nicht nur in Deutschland, sondern über die ganze Welt hin durch Euren Ruf, Euer Beispiel, Eure Bücher stiftet, ganz verloren geht ... Lieber auf der Totenbahre sähe ich meinen vielliebenden Sohn als auf dem Bischofsstuhl!"

Diesen Brief in der einen, den nicht minder rühmenden Befehl des Papstes in der andern Hand, empfand der Siebenundsechzigjährige den Schiedsspruch über sich selber schwieriger als je das Amt des Schlichters. Gehorsam war er dem Papste schuldig, Gehorsam seinem Obern und dem Gesetz des Ordens, das den Brüdern, um nicht die Besten zu verlieren, die Übernahme eines Bistums aufs äußerste erschwerte. Was ihn am wenigsten zog, war die Ehre der Würde, was ihn am wenigsten schreckte, die Mühsal und die Schwierigkeit. Er gehorchte dem Papst, vielleicht von Anfang schon entschlossen, nach der dringlichsten Arbeit alsbald wieder abzudanken.

Noch in Köln zum Bischof geweiht, betrat er Ende März 1260, in der Abenddämmerung, ohne Fest und Pomp die Stadt und begab sich sogleich ins Predigerkloster. Als er am nächsten Morgen mit kleinem Geleit in den Dom einzog, jubelte das Volk seinem Hirten zu, der vor dem Hauptaltar sich zum Gebet auf den Boden warf.

Arm und still ging er an die Arbeit. Was er vorfand, war Verderben und Verwüstung, in seinem Bischofshofe Schuldenlisten und Klagen, aber keinen Tropfen im Keller, nicht ein Korn im Speicher. Rasch hob er die Wirtschaft und durch Wort und Beispiel auch die Sitten, wobei ihm ohne Zweifel Berthold von Regens-

burg, der gewaltige Missionar und Prediger, zur Seite stand. Es ist der Überlieferung zu glauben, die uns ein kostbares geistliches Gespräch dieser Kämpfer für das Gottesreich bewahrt hat. Aber das Volk war Volk, wie es immer ist, und verkannte die Größe seines Hirten, der ihm zu wenig Fürst und prangender Bischof war. Es sah den Mönch nicht zu Roß, nicht im Harnisch, es sah ihm nicht ins wissende Auge noch auf die frommen Hände an der Brust, sondern auf den Fuß und nannte ihn abschätzig nur den Bundschuh. Als sein Ordnungswerk glücklich im Zuge und ein geeigneter Nachfolger gefunden war, ging er im Sommer 1261 über Wien an den päpstlichen Hof nach Orvieto, um seine Enthebung zu erbitten.

Befreit vom Bischofsamte, aber im Besitz der unverlierbaren Bischofswürde, verblieb er in Italien auf Wunsch des neugewählten Papstes, des gelehrten Urban IV., der ihn 1263 zum Kreuzzugprediger in den Ländern deutscher Zunge bestellte. Er zog über den Brenner, durch seine Heimatgefilde und das Mainland hinab nach Köln, um nach kurzer Rast in Nord- und Süddeutschland seinen Auftrag zu erfüllen. Aber im zerrissenen Deutschland, wo auch der Kampf der Kurie gegen den Staufer Manfred weithin verstimmte, gab es auf die Kreuzpredigt Alberts, wie auch seines großen Helfers Berthold von Regensburg, nur ein mattes Echo. Lediglich im Gehorsam opferte er zwei Jahre seines Lebens, bis ihn der Tod des Papstes von seiner Pflicht entband.

Mit um so größerem Erfolg griff Albert in Streitfälle des deutschen Kirchenlebens ein, auch in Köln, wo die erpresserische Politik des Nachfolgers Konrads an der Kraft des „großen Schieds" von 1258 scheiterte. Müde von den ungeheuren Märschen gab sich nun der Greis, über siebzig, für drei Jahre im Predigerkloster zu Würzburg seiner gelehrten Arbeit hin. Bedrängte Menschen, streitende Parteien kamen genug auch jetzt an seine immer offene Tür, und so blieb es, als er 1267 sich in Straßburg niederließ, wo sein Schüler Ulrich wirkte und in den vielen Frauenklöstern des Ordens, wie überhaupt im oberrheinischen Lande, die deutsche Mystik zu sprossen begann. Manches Wort, das er damals gesprochen oder geschrieben, lebt in der verhüllenden Form des „ein meister sprichet" in den Schriften der Gottesfreunde.

Die Jahre beugten den Greis und zwangen ihn, wenn er weitherum im Oberlande die besonderen Befugnisse seiner Bischofswürde ausübte, auf dem Karren zu fahren. So mühselig, auf üblen Straßen, reiste er im Sommer 1268 im Auftrag des Papstes bis nach Mecklenburg, um den Johannitern das angefochtene Erbe einiger Burgen und Dörfer zu erhalten. Als sein Ordensmeister ihn gar noch einmal zum Lehramt in Paris bewegen wollte, wo die Feindseligkeiten gegen die Bettelorden neu entbrannt waren, lehnte Albert ab und überließ den Kampfplatz seinem Schüler Thomas von Aquin. Er ging nach Köln zurück, aber nichts weniger als Ruhe erquickte seinen Abend. Er lehrte noch und schrieb, er reiste, er lenkte abermals die Geschicke der Stadt zum Wohle. In persönlicher Begegnung vermochte er den gefangenen Erzbischof Engelbert, dessen Zollstreit

mit den Grafen von Jülich den schweren religiösen Notstand eines mehrjährigen Interdikts heraufbeschworen hatte, zum Frieden und zur Sühne, rief ihn zu seiner geistlichen Pflicht zurück und vereidigte ihn auch zur künftigen Unterwerfung unter den Schiedsspruch dieses Jahres 1271. Mit seinem politischen Meisterstück fand sich Albert im Gegensatz zum anwesenden römischen Nunzius, dem Urheber des Interdikts, und entwaffnete den Mann des tötenden Buchstabens durch den apostolischen Geist, der lebendig macht.

Die letzten Jahre verbrachte er in der Mühe für die Erweiterung seiner Klosterkirche und mit der Zusammenfassung und Überprüfung seines immer noch wachsenden schriftstellerischen Werks. Dazwischen rief ihn noch einmal die Sorge für Deutschland, ein andermal die Sache des Ordens in die Ferne. Rudolf von Habsburg, zum König gewählt, hatte immerhin noch gegen die Kronansprüche des Kastilianers zu kämpfen. Auf dem Konzil, das für Anfang Mai 1274 nach Lyon ausgeschrieben und zu dem Albert geladen war, sollte auch die Königsfrage verhandelt werden. Vielleicht von Rudolf selbst, der in Köln ihn besuchte, zur Vermittlung gebeten, reiste er zur Kirchenversammlung, um für den Habsburger als den Retter aus der langen Not des Reiches zu sprechen. Seine Seele war gebeugt vom frischen Schmerz um Thomas, der unterwegs nach Lyon gestorben war. Drei Jahre später noch, als die Lehre des heiligen Thomas, der Albertischen im tiefsten verwandt, von Gottesgelehrten und selbst im Orden angegriffen wurde, begab er sich, wie die Quelle aufs glaubwürdigste versichert, nach Paris und setzte sich mit dem letzten Feuer für seinen toten Schüler, im Grunde auch für seine eigene Denkarbeit ein.

Ein ungeheures Leben ging zur Rüste. Sein bleibendes Zeugnis liegt uns im geschriebenen Werk vor Augen. Im Bilde eines Stromes gesehen, hat es seine tausend Krümmen, ein starkes Gefäll, das unter fremder Zufuhr aus aller Welt in Strudeln sich auch gegen sich selbst bewegt, seine wilden Strecken und seine sachten, die Dinge des Himmels und der Erde rein abspiegelnden Läufte. In Albert wohnten und drängten sich die beiden Seelen seines Volkes, der metaphysische Zug nach dem göttlichen Halt der Welt und der erdeinwärts forschende, in genauer Erfahrung sichtende Sinn für die bare Kreatur. Er las die Natur als Gottes Text wie die Bücher der Offenbarung, und auf Gottes Gedanken stieß er als Botaniker und Mineralog, als Chemiker und Physiker so sicher wie als Philosoph und Frommer. Sucht man Geister zum Vergleiche, so liegen am nächsten die Namen der Denker und Naturerkenner Parazelsus, Leibniz und Goethe; Albert aber verbleibt noch in dem geistigen All der Kirche, von der sein Geist und gar sein Herz nicht zu trennen sind. Auch nicht die Ader eines Sprunges, der auf Spannung oder Bruch seines geistlichen Lebens zu deuten wäre, ist an seinem Werk zu erkennen. Er diente seinem Volk wie nur einer, aber auch dem, was über allen Völkern ist, und durch seine Arbeit für das gemeinsame Überreich der Nationen hat er seinen deutschen Namen für immer in die Geschichte eingetragen.

In der Neige seiner Tage war seine Welt nur noch die Zelle, der Chor und der Klostergarten. Während schon die Sage mit halbem Schauer sich erzählte, der Meister sei heimlich im Bunde mit überirdischen Gewalten, ergab sich der gebückte Greis ganz der Welt des Jenseits. Als Siegfried, der Erzbischof, der ihn besuchen wollte, an seiner Zelle klopfend fragte: „Albertus, bist du da?" kam die Antwort aus dem Innern: „Albertus non est hic." Siegfried weinte und sprach zu sich: „Wahrhaftig, er ist nicht hier."

Am 15. November 1280 versammelten sich unter den Schlägen der Klosterglocke die Brüder um den Lehnstuhl, in dem Albert der Große sein Haupt als letzte Last auf die Schulter senkte.

Meister Eckhart

etwa 1260—1327

Von

Herbert Grundmann

Eine wunderbare, halb in Nebel gehüllte, beinahe christlich-mythische Gestalt — so hat Joseph Görres vor über hundert Jahren den Meister Eckhart genannt, dessen Werk damals nach langer Vergessenheit wieder zum geistigen Besitz unseres Volkes zu werden begann. Seitdem hat man mit unablässigem Eifer der Lehre und dem Leben, dem Wesen und dem Werk des großen Mystikers nachgespürt. Keinem anderen Denker des deutschen Mittelalters hat sich die lebendige Teilnahme für Glaube, Geist und Sprache unserer Vergangenheit so eindringlich zugewandt wie ihm, den man nicht nur als historische Gestalt, sondern als Zeugen deutscher Art, deutschen Denkens und Gottsuchens beschwört und verehrt. Trotz alledem läßt sich aber auch heute noch das Bild seines Wesens nicht klar und eindeutig aus seinen Werken ablesen. Noch ist nur ein kleiner Teil seiner Schriften bekannt. Was von seinen deutschen Predigten, die seinen Ruhm bei den Zeitgenossen wie in der Gegenwart begründeten, erhalten blieb und zugänglich gemacht wurde, ist durch die Überlieferung getrübt und vielfach entstellt. Seine geistige Eigenart und Bedeutung, der Sinn und Gehalt seiner Lehre ist daher vielfältiger Deutung ausgesetzt, noch immer voller Rätsel und heute umstrittener als je. Das meiste, was über ihn gesagt worden ist, hat dem Zweifel, dem Widerspruch und besserer Einsicht wieder weichen müssen; aber noch reicht unser Wissen nicht aus zu einer endgültigen, überzeugend begründeten Deutung seines Wesens aus seinem Werk. Jetzt erst schickt sich die Wissenschaft an, seine geistige Hinterlassenschaft vollständig und in reiner Form bekanntzumachen. Bis diese Aufgabe gelöst ist, bleibt jeder Versuch einer Darstellung Meister Eckharts vorläufig und wird sich erst später an der vollen Kenntnis seiner Werke bewähren oder berichtigen müssen.

Wer nicht einer „eigenen Auffassung" allzu weiten Spielraum lassen will gegenüber der gültigen, stichhaltigen Erkenntnis, der wird sich zunächst und vor allem Eckharts geschichtliche Gestalt, sein Leben und Wirken in seiner Zeit vergegenwärtigen müssen. Denn seine Schriften und Predigten, seine Worte und Gedanken sind schon von den Zeitgenossen und erst recht von der Nachwelt vielfach mißverstanden und falsch gedeutet worden; das hat er selbst als sein Verhängnis beklagt. Was wir dagegen von seinem Leben wissen, das spricht unmißverständlich und unbestreitbar vom Schicksal und Wesen dieses Menschen, wie er wirklich war. Zwar läßt sich auch sein Lebensgang nur ziemlich mühsam und

unvollständig aus vereinzelten Zeugnissen erschließen. Wir haben kein Bild von ihm, keine Beschreibung seiner Persönlichkeit, keine Schilderung seines Lebens und seines Wirkens von einem, der ihn kannte. Niemand berichtet, wann er geboren ist. Kein Zeitgenosse erzählt uns, wann und wie der Meister starb. Nur dürftige Mitteilungen über seine Mönchs- und Gelehrtenlaufbahn und über die tragischen Ereignisse seiner letzten Jahre, da man ihn als Ketzer anklagte, geben uns Anhaltspunkte, um den Verlauf dieses Lebens zu verfolgen. Sie lassen sich ergänzen durch die Ordnungen und Regeln, die der Predigerorden des Dominikus allen seinen Mitgliedern für ihre Ausbildung und Betätigung vorschrieb, die also auch Eckhart als Dominikanermönch befolgt haben muß. Nur ganz selten fällt aus Eckharts eigenen Worten und Schriften ein Streiflicht auf sein eigenes Dasein. Aber so ungenügend das alles ist, um ein Menschenleben in voller Wirklichkeit anschaulich zu machen, so unverkennbar und eindrucksvoll treten doch darin die entscheidenden Züge seiner Persönlichkeit, seines Schicksals, seiner Bedeutung für seine Zeit und sein Volk hervor.

Sein Name taucht zuerst in gesicherter Überlieferung auf, als er im Jahre 1302 an der Pariser Universität die Würde eines Magisters der Theologie und damit das Recht erwarb, als Lehrer an der höchsten Ordensschule der Dominikaner zu wirken, die mit der Universität Paris verbunden war. Damals war er aber bereits ein Mann von vierzig Jahren oder mehr. Was er bis dahin gewesen war und wo er gelebt hatte, wüßten wir überhaupt nicht, wenn nicht die Überschrift zu einer Sammlung erbaulicher Belehrungen und mystischer Unterweisungen verriete, daß diese „Reden der Unterscheidung", die er selbst oder seine Zuhörer aufzeichneten, von dem „Vicarius von Thüringen, dem Prior von Erfurt, Bruder Eckhart Predigerordens" vor frommen Frauen und Nonnen gehalten wurden, seinen geistlichen Kindern, „die in dieser Rede fragten viel Dings, da sie saßen in collacionibus, in Gesprächen miteinander". Prior in Erfurt und zugleich Stellvertreter des deutschen Provinzialpriors seines Ordens in Thüringen ist der Bruder Eckhart also gewesen, als er noch nicht Magister, noch nicht der „Meister" war. Das muß vor 1298 gewesen sein; denn seitdem war die Vereinigung jener beiden Ämter in einer Hand untersagt. In den neunziger Jahren haben wir uns daher Eckhart als Leiter des Erfurter Dominikanerklosters zu denken. Da die Brüder ein Mitglied ihres eigenen Klosters zu ihrem Prior zu wählen pflegten, darf Erfurt auch als Eckharts Heimatkloster gelten, in das er als junger Novize eingetreten war. Nicht weit entfernt von Erfurt ist somit auch sein Geburtsort zu suchen; denn wer Dominikaner werden wollte, trat nach der Vorschrift des Ordens in das Kloster ein, das seiner Heimat am nächsten lag. Diese Rückschlüsse haben sich vollauf bestätigt, seit sich in einer Handschrift unter einer seiner Predigten sein voller Name Eckhart von Hochheim gefunden hat und Beziehungen des Meisters zu einem ritterlichen Geschlecht in Hochheim, zwei Stunden nördlich von Gotha, festgestellt werden konnten. Aus dem ritterlichen Adel Thüringens ist

er also hervorgegangen. Mehr wissen wir über seine Ahnen nicht. Die Zeit seiner Geburt läßt sich nur ungefähr errechnen. Mit achtzehn Jahren konnte er frühestens in den Orden eintreten. Da er zu den hochbegabten Zöglingen gehörte, die würdig befunden wurden, die höchste Stufe gelehrter Bildung auf der Ordensschule in Paris zu erklimmen, so muß er, der Ordensverfassung gemäß, außer dem für alle Brüder vorgeschriebenen achtjährigen Lehrgang noch einige weitere Jahre das deutsche Generalstudium der Dominikaner in Köln besucht haben, ehe er Lesemeister seines Klosters und — mindestens drei Jahre später — Prior werden konnte. All das ergibt, daß er spätestens 1265, im Geburtsjahr Dantes, wahrscheinlich einige Jahre vorher, um 1260, geboren ist.

So umständlich und notdürftig muß man sich Eckharts Lebensgang zurechtlegen, ehe das hellere Licht geschichtlicher Zeugnisse auf ihn fällt. In der Folgezeit tritt er dann als einer der führenden Männer seines Ordens sichtbarer hervor. Als das Generalkapitel in Besançon zu Pfingsten 1303 beschloß, die große deutsche Ordensprovinz der Dominikaner in zwei Hälften zu teilen, eine nordostdeutsche „sächsische" und eine südwestdeutsche „alemannische" Provinz, wurden zur Durchführung dieser Neuordnung alle deutschen Dominikaner in ihre Heimat zurückberufen, so daß auch Meister Eckhart aus Paris in sein Erfurter Kloster heimkehren mußte. Hier in Erfurt wählte sich die neue Ordensprovinz Sachsen im Sommer 1303 zum erstenmal einen eigenen Führer, und diese Wahl fiel auf Eckhart, den einstigen Prior von Erfurt, der schon früher den Leiter der deutschen Ordensprovinz in Thüringen vertreten hatte und sich dabei die Achtung und das Vertrauen der Brüder gewonnen haben muß — sonst hätten sie ihm nicht die Führung der neuen Provinz übertragen. Der Ordensgeneral, der in Eckharts Gegenwart auf dem Pfingstkapitel des folgenden Jahres in Toulouse neu gewählt wurde, hat seine Berufung an die Spitze der norddeutschen Dominikaner sofort bestätigt. Von Eckharts Tätigkeit in diesem Amt, das ihn zu stetiger Aufsicht über die Klöster seiner Provinz verpflichtete und auf weiten Wanderungen durch ganz Niederdeutschland geführt haben wird, wissen wir zwar so gut wie nichts. Aber er muß sich trefflich bewährt und volle Anerkennung gefunden haben. Denn der Orden ließ ihn nicht nur acht Jahre lang in dieser wichtigen Stellung, sondern er betraute ihn 1307 noch dazu mit der Stellvertretung in der böhmischen Nachbarprovinz, wo er unbeschränkte Vollmacht erhielt zur Beseitigung der dort eingerissenen Mißstände. Ein lebensfremder, weltflüchtiger Grübler kann dieser führende Ordensmann also gewiß nicht gewesen sein. Er galt vielmehr damals unter den Dominikanern in Deutschland so einhellig als die tüchtigste und fähigste Kraft in der geistlichen Verwaltung und organisatorischen Leitung des Ordens, daß ihn, den Provinzial von Sachsen, im Jahre 1310 auch die südwestdeutsche Provinz an ihre Spitze berufen wollte. Aber diese Wahl hat das Generalkapitel, das im folgenden Jahr in Neapel zusammentrat, nicht bestätigt. Vielleicht Eckharts eigenen Wünschen entsprechend, hat es den Meister

vielmehr von seinen Ämtern entbunden, um ihn noch einmal als Lehrer auf die Pariser Ordensschule gehen zu lassen. Mehr noch als von seiner Tätigkeit in der Ordensverwaltung versprach man sich also von Eckharts Fähigkeiten als Gelehrter und Lehrer. Von seiner zweiten Lehrtätigkeit in Paris sind wiederum nur dürftige Zeugnisse erhalten, Erörterungen des Meisters über einzelne wissenschaftliche Streitfragen, wie sie im gelehrten Betrieb der Pariser Hochschule an der Tagesordnung waren. Aber damals hat er wahrscheinlich auch sein großes lateinisches Hauptwerk begonnen, das „Opus tripartitum", das seine philosophisch-religiösen Grundüberzeugungen mit wissenschaftlicher Strenge und Gründlichkeit darlegen, in einer Auseinandersetzung mit der Lehre des Thomas von Aquin erhärten und in einer Erklärung biblischer Schriften bewähren und erläutern sollte. Es ist uns nur zum kleinen Teil erhalten.

Nach dreijährigem Wirken in Paris ist Eckhart dann für immer nach Deutschland zurückgekehrt, aber nicht wieder in seine sächsische Heimat, nicht wieder in sein Erfurter Kloster, nicht wieder in seine früheren Ämter. 1314 nennt ihn eine Urkunde als Professor der Theologie in Straßburg, und seitdem ist er immer im deutschen Westen, am Rhein, geblieben, erst in Straßburg, dann in Köln. Seitdem entfaltet sich auch erst neben dem Mönch und Gelehrten der Prediger Eckhart zu voller Wirkung. Besonders in den zahlreichen Frauenklöstern des Dominikanerordens — sieben gab es allein in Straßburg zur Zeit, als Eckhart dort wirkte; ungefähr fünfundsiebzig im ganzen deutschen Sprachgebiet — gewinnt der Name des „hohen heiligen Meisters Bruder Eckardus" damals einen vertrauten Klang. Im Kloster Töß bei Winterthur, in Ötenbach bei Zürich, in Katharinenthal bei Dießenhofen am Rhein trifft man auf die Spuren seines Wirkens als Prediger und Beichtiger, von dem die frommen Frauen „gar viel guter nützlicher Lehre", geistlichen Trost und religiöse Unterweisung empfangen. Jünger und Jüngerinnen, „geistliche Töchter" des Meisters nehmen seine mystische Predigt in sich auf, erfüllen ihr religiöses Dasein mit seinen Gedanken, und bald blüht überall aus der Saat dieser Eckhartschen Verkündung ein reiches religiöses Schrifttum in deutscher Sprache auf. Daß hier ein neuer Strom unmittelbarer religiöser Wirkungen eines tiefen, gotterfüllten Geistes auf empfängliche, erlebniswillige Gemüter die starren Ordnungen kirchlicher Lehrvermittlung überflutete und dabei auch die Grenzscheiden katholischer Rechtgläubigkeit leicht in Gefahr bringen konnte, mag mancher Hüter jener Ordnungen mit Besorgnis geahnt haben. Aber zu Unrecht hat man vermutet, Eckhart habe seine Straßburger Tätigkeit aufgeben müssen, weil er zu Kreisen in Beziehung gestanden habe, die 1317 vom Straßburger Bischof der Ketzerei überführt wurden, und er sei danach abermals in Frankfurt wegen verdächtigen Umgangs mit Ketzern belangt worden. Seine Rechtgläubigkeit kann damals noch nicht angezweifelt, sein Ruhm als Gelehrter, als Lehrer und Prediger muß im Gegenteil immer reiner und stärker geleuchtet haben, sonst hätte ihn sein Orden nicht schließlich in eine der höchsten

und verantwortungsvollsten Stellungen berufen können, an die Spitze des dominikanischen Generalstudiums in Köln, wo er wie einst Albert der Große den besten geistigen Nachwuchs der deutschen Dominikaner zu unterrichten hatte. Heinrich Seuse, der dem dreißig Jahre älteren „heiligen Meister Eckhart" und seiner „süßen Lehre" immer dankbar die Treue gehalten hat, saß damals — um 1325 — als Schüler zu seinen Füßen; vielleicht auch Johannes Tauler, der schon als Zögling des Straßburger Dominikanerklosters den Meister gekannt haben wird. Auch in Köln wie vorher in Straßburg beschränkt sich aber Eckharts Tätigkeit nicht auf die theologische Ausbildung seiner Ordensbrüder. Auch hier wirkt er zugleich, am lebendigsten und stärksten als Prediger, wiederum vor allem in den Nonnenklöstern seines Ordens und in den Kreisen frommer Frauen, die sich zu frommer Unterweisung um die Bettelordensprediger scharten.

Gerade diese starke öffentliche Wirkung außerhalb der Ordensschule ist ihm aber zum Verhängnis geworden. Eckhart selbst hat, als man ihn der Ketzerei beschuldigte, unverhohlen erklärt: „Hätte ich weniger Anklang beim Volk gefunden und weniger Eifer für die Gerechtigkeit gezeigt, dann hätten meine Neider sicherlich nichts dergleichen gegen mich unternommen." Die Vorwürfe gegen seine Lehre, die Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit richteten sich in der Tat nicht zuerst gegen seine gelehrten lateinischen Schriften, sondern gegen das, was er deutsch geschrieben und gepredigt hatte. Zwar sind seine deutschen Predigten, deren tiefe Wirkung den Gegnern so verdächtig war, gar nicht von ihm selbst, sondern von seinen Hörern aufgezeichnet und verbreitet worden; er konnte also auch für ihren Wortlaut nur bedingt die Verantwortung tragen. Er selbst hat nach den frühen „Reden der Unterscheidung" nur eine kleine Schrift in deutscher Sprache verfaßt, das „Buch der göttlichen Tröstung", das er wiederum zunächst einer Frau, der Königin von Ungarn, widmete. Schon als er dieses Büchlein schrieb, hat er Vorwürfe vorausgesehen und abgewehrt, weil er so hohe Lehren vor Ungelehrten spreche und schreibe. „Soll man nicht ungelehrte Leute lehren, hat er dagegen erklärt, so wird nie jemand belehrt werden. Gerade die Ungelehrten soll man lehren, wie Christus sagt: nicht die Gesunden, sondern die Kranken bedürfen des Arztes. Sollte aber jemand meine Worte unrecht verstehen — was kann der Mensch dafür, der das rechte Wort recht gesprochen hat?" Aber seine Gegner dachten anders. Gerade dieses Trostbüchlein und eine Verteidigungsschrift, die Eckhart dazu schrieb, dienten ihnen als wichtigste Unterlage für den Vorwurf der Ketzerei. Daneben wurden zu seiner Belastung vor allem Stellen aus seinen Predigten angeführt, die Eckhart zum Teil selbst als ungenaue und entstellte Wiedergabe seiner Worte bezeichnete. Und erst in letzter Linie wurden zur Begründung der Anklage auch die lateinischen, wissenschaftlichen Schriften des Meisters herangezogen, in denen er doch seine Gedanken am ausführlichsten im Zusammenhang dargestellt hatte.

Es war jedoch gewiß nicht nur der Neid auf den ungewöhnlichen Erfolg der

deutschen Predigten und Schriften Eckharts, was den Kölner Erzbischof zum Einschreiten gegen ihn veranlaßte. Bedenken gegen die starke Wirkung seiner Lehren auf die Kreise einer religiösen Bewegung, die in ihrem Drang nach unmittelbarem Gott-Erleben nur schwer in den Bahnen kirchlicher Ordnung und Lehre zu halten war, vielfach sich in offenen Gegensatz dazu stellte, sind damals auch anderwärts laut geworden, auch in den Reihen des Dominikanerordens selbst. Wenn zu Pfingsten 1325 auf dem Generalkapitel in Venedig über deutsche Ordensbrüder geklagt wurde, deren deutsche Predigten den ungelehrten, für schwierige theologische Erörterungen nicht vorgebildeten Hörern leicht Anlaß zum Irrglauben geben könnten, und wenn im August desselben Jahres auch der Papst Johann XXII. einen Dominikaner damit beauftragte, Mißstände unter den deutschen Dominikanern und den ihrer Leitung unterstellten Frauenklöstern zu prüfen und abzustellen, so werden hier wie dort Bedenken und Beschwerden gegen Eckharts Wirken als Prediger vor Laien und Frauen zugrunde liegen.

Der Beauftragte des Papstes, der frühere Kölner Dominikanerlektor Nikolaus von Straßburg, hat sich dann mit den gegen Meister Eckhart erhobenen Vorwürfen befaßt. Aber während er und die Ordensleitung bemüht waren, die Sache ohne Aufsehen beizulegen und die Beschwerden abzustellen, ohne dem Ansehen und der Person des großen Gelehrten und Predigers zu schaden, hat der Erzbischof von Köln ihn öffentlich der Ketzerei angeklagt und alles darangesetzt und auch die bedenklichsten Mittel nicht gescheut, um ihn als Ketzer verurteilen zu lassen. Die parteiliche Voreingenommenheit des Erzbischofs gegen Eckhart zeigt sich schon darin, daß er zwei Franziskanermönche zur Untersuchung gegen den berühmten Dominikaner heranzog. Denn zwischen den Gelehrten der beiden Bettelorden, den dominikanischen Schülern und den franziskanischen Gegnern des Thomas von Aquino, bestand damals ein tiefer, feindseliger Gegensatz, der sich bei der Beurteilung der Lehren Meister Eckharts durch franziskanische Richter verhängnisvoll geltend machen mußte. Schon während seiner ersten Pariser Lehrtätigkeit hatte ein gelehrter Franziskaner einzelne wissenschaftliche Ansichten Eckharts als glaubenswidrig bekämpft. Während des Prozesses haben dann fanatische Franziskaner sogar dem Papst Johann XXII. und dem von ihm beauftragten Nikolaus von Straßburg Begünstigung der Ketzerei vorgeworfen, weil sie zu nachsichtig gegen Eckhart seien und sich seiner Verurteilung widersetzten. Von Franziskanern als Ketzerrichtern hatte also Eckhart wenig Verständnis für seine Lehre und keine Schonung für seine Person zu erwarten. Schlimmer war es, daß der Kölner Erzbischof auch zwei übel beleumdete Dominikanerbrüder als Zeugen und Richter gegen Eckhart auftreten ließ, die sich gegen die Ordenszucht vergangen und strafbar gemacht hatten und sich durch Helferdienste für den Erzbischof aus der Schlinge zu ziehen suchten. Als Nikolaus von Straßburg, der dem Erzbischof überhaupt das Recht bestritt, eigenmächtig gegen ein Mitglied des Dominikanerordens vorzugehen, auch gegen diese falschen Zeugen Einspruch

erhob, zog er sich selbst den Vorwurf zu, er begünstige und teile Eckharts Ketzerei. Aber auch Eckharts Ordensgenossen stellten die beiden Dominikaner, die vor dem erzbischöflichen Gericht gegen den Meister zeugten, auf dem Provinzialkapitel 1326 zur Rede und wiesen ihnen nach, daß sie Eckhart durch falsche Aussagen verleumdet hatten. Um dieses Treiben zu entlarven und zu durchkreuzen, wandte sich der Stellvertreter des Ordensprokurators mit einer heftigen Beschwerde an die päpstliche Kurie, und auf seinen Rat ließ Johann XXII. sogar einen dieser Zeugen festnehmen, der am päpstlichen Hof in Avignon die Hetze gegen Eckhart fortsetzen wollte. Diese Vorgänge zeigen deutlich genug: nicht der Dominikanerorden und nicht das Papsttum, sondern der Kölner Erzbischof hat die Anklage und die Verurteilung Eckharts mit allen Mitteln betrieben.

„Wer Eckharts Leben wirklich kennt", hat damals ein Vertreter der Ordensleitung an den Papst geschrieben, „der kann an seiner Rechtschaffenheit und an seinem Glauben nicht zweifeln." Der Meister selbst aber war sich seiner Reinheit und Unschuld so unbeirrbar bewußt, daß er sich arglos zu einer Erklärung und Rechtfertigung der beanstandeten Sätze aus seinen Schriften und Predigten bereit finden ließ — obgleich auch er den Erzbischof nicht für berechtigt hielt, ihn vor sein Inquisitionsgericht zu fordern. Er hat sich redlich bemüht, die Mißverständnisse seiner Gegner zu berichtigen und damit ihre Anklage zu entkräften. Denn er war überzeugt, daß an seiner Rechtgläubigkeit nur der Unverstand oder der böse Wille von Menschen zweifeln könne, die alles, was über ihre Fassungskraft geht, für Irrtum halten und jeden Irrtum für Ketzerei. Daß auch er irren könne, gab er bereitwillig zu, denn das hänge vom Verstand ab, der fehlgehen kann. Ein Ketzer aber könne er nicht sein, denn das sei eine Frage des Willens, und er wollte rechtgläubig sein und war bereit, seine Lehre dem rechtmäßigen Urteil des Papstes und der Kirche zu unterstellen. Den Kölner Erzbischof aber und seine befangenen, verständnislosen Richter hielt er nicht für befugt, über seine Lehre zu urteilen. Als sie trotz seiner Rechtfertigungsschrift den Prozeß gegen ihn fortsetzten und in die Länge zogen, als er die Überzeugung gewann, daß es ihnen nicht auf eine klare und rasche Entscheidung über die Vereinbarkeit seiner Lehre mit dem Kirchenglauben ankam, sondern daß es auf die Verunglimpfung seiner Person und seines Ordens abgesehen war, legte er am 24. Januar 1327 Berufung an den päpstlichen Stuhl ein und versprach im voraus, dessen Entscheidung anzuerkennen. Und noch ehe das erzbischöfliche Gericht die Verlegung des Prozesses an die Kurie nach Avignon bewilligt hatte, gab Eckhart am 13. Februar in der Kölner Dominikanerkirche nach der Mittagspredigt eine öffentliche Erklärung ab, die er von einem seiner Ordensgenossen lateinisch verlesen ließ und selbst Satz für Satz deutsch wiederholte: Gott solle sein Zeuge sein, daß er jeden Irrtum im Glauben wie jede Verderbnis der Sitten immer verabscheut und nach Kräften zu vermeiden gesucht habe, wie es seinem Stand als Lehrer und als Mitglied seines Ordens gezieme. Wenn sich aber in dem, was er

irgendwann und irgendwo öffentlich oder heimlich geschrieben, gesagt, gepredigt habe, Irrtümliches oder Mißverständliches gegen Glauben und Sitten finde, so widerrufe er das öffentlich und ausdrücklich — um so mehr, als er gehört habe, daß er in seinen Predigten manchmal falsch verstanden worden sei und ihm daher Aussprüche zur Last gelegt würden, die er nicht so gesagt oder anders gemeint hatte. Er gab also in dieser feierlichen Erklärung keineswegs zu, falsche Lehren vertreten und verbreitet zu haben; er besorgte nur, daß manche seine Predigten falsch verstanden hätten. Wenn aber wirklich Irrlehren in seinen Predigten und Schriften enthalten wären, will er natürlich nicht an ihnen festhalten, sondern sie widerrufen. Mit ganz reinem Gewissen war er zweifellos noch immer überzeugt, daß eine gerechte Prüfung seiner Sache an der päpstlichen Kurie seinen guten Ruf als rechtgläubiger Denker, Lehrer und Prediger wiederherstellen müßte.

Das Ketzergericht des Kölner Erzbischofs hat ihm zwar die Verlegung des Prozesses nach Avignon verweigern wollen; aber das Verfahren gegen Eckhart ist trotzdem, wie er es wünschte und kraft der Vorrechte seines Ordens beanspruchen konnte, vor die päpstliche Kurie gezogen worden. Ein Ausschuß gelehrter Theologen hat sich dort noch einmal eingehend mit Eckharts Lehren und Schriften befaßt. Aber obgleich nun dabei schwerlich böser Wille und sicherlich kein philosophischer Unverstand im Spiele war, ist doch auch diese Untersuchung zu dem Ergebnis gekommen, eine Reihe von Sätzen aus Eckharts Schriften und einzelne Gedanken, die er in seinen deutschen Predigten verbreitet haben sollte, seien mit der kirchlichen Glaubenslehre unvereinbar, wenigstens aber mißverständlich und verfänglich. Noch einmal ist dem Meister Gelegenheit gegeben worden, sich zu diesen Anklagen zu äußern. Er ist selbst, wahrscheinlich im Sommer 1327, am päpstlichen Hof in Avignon erschienen und hat zu den beanstandeten Sätzen Erklärungen abgegeben, um die Zweifel an ihrem rechtgläubigen Sinn zu beheben. Überzeugt hat er damit seine Richter nicht. Die päpstliche Kommission hat die Entscheidung gefällt, daß sechsundzwanzig Sätze aus Eckharts Schriften und Predigten ihrem Wortlaut nach — möge sie der Meister im Zusammenhang seines Denkens auch anders gemeint haben — von der katholischen Glaubenslehre abweichen und zum mindesten den Keim und die Gefahr der Ketzerei in sich tragen. Dieser Entscheidung hat sich Eckhart in seinem unbedingten Willen zu kirchlicher Rechtgläubigkeit fügen müssen. Auch jetzt noch hat er zwar nicht seine Überzeugungen preisgegeben und seine Lehre widerrufen. Ihm blieb es unerschütterlich gewiß, daß alles, was er gedacht, gesagt, geschrieben hatte, so wie er es meinte und im Ganzen seiner Lehre begründete, mit dem Glauben der Kirche im tiefsten übereinstimmte. Aber er hatte die schmerzliche Einsicht gewinnen müssen, daß seine Gedanken Mißverständnissen ausgesetzt waren, als widersprächen sie dem rechten Glauben. Hat auch er schließlich die Ansicht seiner Ankläger und Richter sich zu eigen machen müssen, daß er als Prediger einer abgründig tiefen und kühnen Gottes- und Seelenlehre trotz seiner rechtgläubigen Gesinnung und gegen

seinen Willen für schwächere, unklare, ungeschulte Geister gefährlich werden und in den Herzen einfältiger Gläubiger Verwirrung und Unheil stiften könnte? Oder hat er diese Besorgnis der kirchlichen Behörden selbst für das tiefere Mißverständnis gehalten, geboren aus der Blindheit für die religiösen Werte und die lebendigen Wirkungen der deutschen Mystik, die mit dem bloßen Maßstab dogmatischer Rechtgläubigkeit nicht zu ermessen sind? Wir wissen es nicht. Gleichviel, er hat sich dem Urteil der Kirche gefügt. Sofern die beanstandeten Sätze aus seinen Schriften, und was er sonst als Lehrer und Prediger geschrieben und gesagt hatte, in einem irrigen, ketzerischen, glaubenswidrigen Sinn verstanden — das heißt nach seiner Überzeugung: mißverstanden werden und dadurch gläubige Menschen in die Irre führen könnten, hat er sie widerrufen und verworfen; nicht also nach ihrem eigentlichen, wahren, rechtgläubig gemeinten Sinn. Da Meister Eckhart also nicht auf einer Lehre beharrte, die von der Kirche für ketzerisch erklärt wurde, sondern den glaubenswidrigen Sinn der angefochtenen Sätze selbst ablehnte und verwarf, so ist er selbst auch nicht als Ketzer verurteilt worden. Nur fünfzehn einzelne Sätze aus seinen Schriften und Predigten hat eine päpstliche Bulle für irrig und ketzerisch erklärt, elf weitere für unbesonnen, verfänglich und verdächtig, wenn auch bei ausführlicher Erläuterung vielleicht mit der katholischen Lehre vereinbar. Wer aber Schriften, die diese verurteilten Sätze enthalten, weiterhin verbreite, sollte als Ketzer gelten. Diese päpstliche Entscheidung wollte offenbar die Person und den guten Ruf des Meisters nach Möglichkeit schonen und doch der weiteren Auswirkung seiner Lehren und Schriften entgegentreten. Vielleicht ist sie mit Rücksicht auf ihn absichtlich so lange hinausgezögert worden, bis er selbst von dieser öffentlichen Verurteilung seiner Lehre gar nichts mehr erfahren konnte. Denn als Papst Johann XXII. am 27. März 1329 diese Bulle bekanntgab und drei Wochen später anordnete, sie überall im Kölner Erzbistum öffentlich verlesen zu lassen, da lebte der Meister bereits nicht mehr. Über sechzig, vielleicht fast siebzig Jahre alt, ist er wahrscheinlich bald nach seiner Rückkehr aus Avignon — nach späteren Angaben noch im Jahre 1327 — gestorben, wir wissen nicht wie und wo. Sein Grab ist bis heute unbekannt.

So endet dieses bewegte, einst hochberühmte, dann von einem bitteren Schicksal überschattete Leben des großen Ordensmannes, Gelehrten und Predigers im Ungewissen. Und diese Ungewißheit lastet auf seinem Nachruhm bis zur Gegenwart. Im Kreise seines Ordens, der so viel Grund gehabt hätte, stolz auf ihn zu sein, herrscht nach seinem Tod über ihn bedrücktes Schweigen. Der einzige Nachklang von Eckharts Mißgeschick findet sich in einem Ordensbeschluß von 1328: die Brüder sollen in ihren Predigten vor dem Volk nicht mehr schwierige, tiefsinnige Fragen erörtern, die Anlaß zu Glaubensirrungen geben könnten. Kein Zeitgenosse hat das Wirken des Mannes, der in der Leitung seines Ordens und in der Wissenschaft seiner Zeit eine führende Rolle gespielt und auf das religiöse Leben in Deutschland so tief eingewirkt hatte, zu schildern, gar zu verherrlichen

gewagt. Seine gelehrten lateinischen Werke sind der Vergessenheit anheimgefallen und zum größten Teil bis heute nicht wieder zum Vorschein gekommen. Nur einmal, über hundert Jahre nach seinem Tode, hat sein größter Geistesverwandter, der Kardinal Nikolaus von Kues, ihnen wieder volle Aufmerksamkeit zugewandt und Eckharts geistige Bedeutung zu würdigen gewußt. Aber auch er hat davor gewarnt, Eckharts Schriften der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, weil nur wenige Einsichtige den Schlüssel zu dem Tiefsinn und dem fruchtbaren Gehalt seines Denkens finden könnten.

Und doch — das ist das große Geheimnis im Wesen und Wirken Meister Eckharts — hat dieser tiefe und kühne Denker in Wahrheit nicht bei den Gelehrten, nicht bei den Gralshütern theologischer Bildung und Wissenschaft, sondern nur bei den „Laien", bei den frommen, gottsuchenden Menschen seiner Zeit und späterer Zeiten Gehör und Gefolgschaft gefunden und einen lebendigen Widerhall erweckt; seine Wirkung reicht nicht in die Breite der kirchlichen Bildungsgemeinschaft, sondern nur in die Tiefe seiner deutschen Volksgemeinschaft. Was der Magister und Professor Eckhart in umfangreichen theologisch-philosophischen Werken, in der lateinischen Kirchen- und Bildungssprache und in den scharfsinnigen Denkformen der scholastischen Wissenschaft für die Gelehrten Europas schrieb, das ist seit seinem Tod dem Gedächtnis der Geschichte fast entschwunden, bis heute kaum beachtet und unverstanden geblieben. Was aber der Meister Eckhart in seinen Predigten zu den Nicht-Gelehrten sprach, zu denen er nur in ihrer Muttersprache von den tiefsten Geheimnissen des Göttlichen und von der Bereitung der Seele zur Gottesgeburt reden konnte, das lebt im deutschen Schrifttum der mystischen Predigten, Traktate und Legenden durch Jahrhunderte fruchtbar weiter, von seinen Hörern aufgezeichnet, von Kloster zu Kloster und von Hand zu Hand weitergegeben, immer wieder gelesen und abgeschrieben, umgestaltet und nach Bedürfnis zugerichtet und ergänzt, bis kaum mehr klar zu scheiden ist, was wirklich von ihm einst gesprochen wurde und was ihm erst die fromme Verehrung späterer Geschlechter in den Mund gelegt hat. Der Prediger Eckhart ist zur mythisch fortzeugenden Gestalt, zum lebendigen Quell der deutschen Mystik geworden, der einen ganzen Strom religiösen Denkens und Lebens speiste und ihm die Richtung wies, soviel auch aus anderen Zuflüssen sich damit vereinigen mochte. So sehr hat sich an ihm sein eigenes Wort erfüllt: „Ein Lebemeister gilt mehr als tausend Lesemeister, wie sie zu Paris und an den hohen Schulen zu finden sind."

Wie aber erklärt es sich, daß dieser Mann, aufgewachsen und geschult in der scholastischen Wissenschaft seiner Zeit und seines Ordens, überzeugt und unbedingt gewillt, den Glauben seiner Kirche ganz zu teilen, ihn nur geistig zu ergründen und lebendig zu verwirklichen, dennoch Gedanken verkündete, die von den höchsten Vertretern dieser Kirche als unvereinbar mit dem rechten Glauben abgelehnt und verurteilt wurden — daß er zugleich aber auf die religiösen Menschen seines Volkes eine so tiefe, nachhaltige Wirkung ausüben konnte wie vor

ihm wohl keiner und nach ihm nur ganz wenige? Muß nicht beides, seine Verurteilung durch die römische Kirche und seine Verehrung in der deutschen Mystik zugleich in der Eigenart seines Wesens begründet liegen? Es kann kein bloßer Irrtum oder böser Wille seiner Widersacher sein, wenn seine Wirkung sich so verhängnisvoll spaltete, daß er als Denker und Gelehrter büßen mußte, was er als Prediger einer mystischen Frömmigkeit vollbrachte; daß seine Lehre als ketzerisch verurteilt wurde, obgleich er selbst im tiefsten überzeugt war, es sei die reine Lehre der Kirche, die er stärker und unmittelbarer als jeder andere zur erlebten Wirklichkeit in den Herzen der Frommen und Gläubigen erweckte. Sein Leben und Wirken legt Zeugnis dafür ab, daß ihm ein Glaube zum Schicksal geworden ist, der ihm und den Hörern seiner deutschen Predigten gemeinsam war, der nach seiner Überzeugung nicht nur echt christlich und rechtgläubig, sondern mehr als das: unmittelbar erlebt, „innerlich befunden", wie Eckhart einmal sagt, und aus dem eigenen Wesen begriffen war, während er für die anderen, für die gelehrten Theologen und die Männer der römischen Kirche nur abwegig und befremdlich, gefährlich, mißverständlich und irrig schien, weil sie ihn nur von außen maßen an der Richtschnur ihrer festgelegten Lehre. Mochte Eckhart selbst überzeugt sein, daß nur Mißverständnis oder gar Gehässigkeit den Vorwurf der Ketzerei gegen ihn richten konnte; mochten seine Richter umgekehrt glauben, nur weil Eckharts Lehre und Predigt bedenklich mißverständlich sei, habe sie so lebhaften Widerhall und Anklang in weiten Kreisen außerhalb der Schule finden können; das heißt doch nur, daß er selbst und seine Zeitgenossen keine Erklärung wußten für die Eigenart dieses Geistes und seiner Wirkungen und für das, was ihn von anderen Theologen und Predigern unterschied und mit seinen deutschen Hörern verband.

Die Männer der Kirche und der Wissenschaft kannten kaum einen anderen und jedenfalls keinen höheren Maßstab für das geistige und religiöse Leben als den der Rechtgläubigkeit oder der Ketzerei. Dieser Maßstab aber versagte bei der Beurteilung des Denkens, des Wesens, des Wirkens Meister Eckharts. Er war kein Ketzer; denn unbeirrbar wollte er dem Glauben seiner Kirche treu sein und ihr Urteil über sein eigenes Denken und Tun anerkennen; klar und aufrichtig war er sich seiner Pflicht und Verantwortung als dominikanischer Lehrer, Prediger und Seelsorger bewußt; vorbehaltlos hat er sich die als gültig anerkannten Überlieferungen christlich-katholischer Kirchenlehre und scholastischer Philosophie zu eigen gemacht. Aber alles das war doch nicht die tiefste, treibende, bestimmende, gestaltende Kraft seines Geistes. Es war ihm nicht genug, in diesen vorgezeichneten Bahnen weiterzugehen. Ein innerer Zwang seines Wesens führte ihn darüber hinaus auf Wege, auf die ihm die Wächter kirchlicher Lehre und Ordnung nicht folgen wollten und konnten, auf denen ihm aber eine tiefe Empfänglichkeit und Bereitschaft der frommen, gläubigen deutschen Menschen seiner Zeit entgegenkam, als habe dieser Meister ihnen erst den Zugang zu ihrem eigenen Glauben erschlossen. Die deutsche Sprache seiner Predigten kann allein nicht erklären, warum

er gerade auf die Deutschen so stark und auf andere gar nicht gewirkt hat. Auch andere haben deutsch gepredigt und geschrieben, wenn auch keinem eine so reiche schöpferische Fülle und innige Gewalt der Sprache zu Gebote stand. Aber er allein vor und über allen anderen ist als der Meister mystischen Denkens und Lebens verehrt worden. Wenn er sich dagegen in lateinischen Schriften an die kirchlich Gebildeten aller Völker wandte, versagte seine Wirkung — bis auf den einen geist- und wesensverwandten deutschen Denker Nikolaus von Kues! Spricht alles das nicht deutlich genug dafür, daß in Eckhart ein Glaube aus der Tiefe und Eigenart deutschen Wesens lebendig wurde, nach Gestaltung drängte und unmittelbar Verständnis und Widerhall fand, wenn er in der eigenen Muttersprache zu den religiösen Menschen des eigenen Volkes sprach, während er in der Welt lateinisch-scholastischer Gelehrsamkeit nur auf Befremden und Ablehnung stieß? Die Kirche mußte fragen, ob es rechtgläubig sei, was Eckhart lehrte; den deutschen Jüngern des Meisters aber war es gewiß, daß er vom gleichen Geist und Glauben erfüllt und bewegt war wie sie selbst.

Diesen Glauben Eckharts und der deutschen Mystik, der nach seiner Überzeugung ein echt christlicher, katholischer Glaube war, in seinen Schriften und Predigten wiederzufinden und aufzuweisen, das ist die große, noch ungelöste Aufgabe der Eckhart-Deutung. Sie ist deshalb so schwierig und wird es bleiben, auch wenn einmal alles zugänglich ist, was von seinem Werk erhalten blieb, weil Eckhart das, was er zu sagen hatte, in den uns fremd gewordenen Formen der Bibel-Deutung und der scholastischen Wissenschaft ausspricht und weil er dabei das ganze reiche Erbe christlicher Theologie und antiker Philosophie, das die Scholastik zu einem geschlossenen Lehrgebäude ausgeformt hatte, auch in sein eigenes Denken aufgenommen und verarbeitet hatte. Nicht unter Mißachtung oder im Gegensatz zu dieser Überlieferung, die besonders von den großen Dominikaner-Gelehrten Albert dem Großen und Thomas von Aquino zu neuer wissenschaftlicher Geltung gebracht wurde, sondern in einer Steigerung der religiösen Erkenntnis darüber hinaus versuchte Eckhart seine eigene Anschauung zu entwickeln und zu vermitteln. Er hatte zwar Albert und Thomas nicht mehr selbst gekannt und gehört, denn beide waren gestorben, ehe er in Köln und später in Paris seinen scholastischen Lehrgang antrat. Aber Thomas von Aquino, der 1323 heiliggesprochen wurde, war für den Dominikanerorden zum verbindlichen Lehrer geworden, dem auch Eckhart mit hoher Verehrung in vielen philosophischen Einzelfragen einfach folgte. Daneben aber sind für ihn und seine Zeitgenossen noch andere geistige Quellen bedeutsam geworden. Neben Aristoteles, dessen verstandesklares Denksystem den großen Scholastikern die wertvollsten Dienste zum Aufbau einer christlichen Philosophie leistete, den auch Eckhart als „Fürsten der Philosophie" rühmt, tritt damals gerade bei deutschen Denkern der Einfluß Platos stärker hervor, des „großen Pfaffen", wie ihn Eckhart einmal nennt, in dessen mythisch-religiöser Weisheit er einen verwandten Geist spüren mochte. Er

konnte ihn zwar kaum aus seinen eigenen Schriften kennen; aber auf dem Umweg über neuplatonische Philosophen des ausgehenden Altertums und arabische und jüdische Denker des elften und zwölften Jahrhunderts kam er mit der Erbschaft der platonischen Lehre in nahe Berührung. Aber unter diesen verschiedenen Strömen philosophischer Überlieferung hat nun Eckhart nicht einfach gewählt, sie gegeneinander abgewogen, miteinander verschmolzen oder gar gegeneinander ausgespielt. In ihnen allen sucht er vielmehr die Wege zur Gotteserkenntnis und damit auch zur Bestimmung der religiösen Aufgabe des Menschen, um darauf weiterzuschreiten bis zu dem Punkt, wo das philosophische Denken einmündet in die Erfahrung des religiösen Lebens. Aus einem Gegenstand des Wissens und der Erkenntnis wird Gott ihm dabei zur Wirklichkeit des wahren Seins, an dem der Mensch mit seinem Wesen, Leben, Denken unmittelbar teilhat. Wenn die philosophischen Lehren der Überlieferung einander vielfach widersprachen, so wurden gerade solche Widersprüche für Eckhart zum Hebel, um die Erkenntnis hinauszuheben über den Bereich nur verstandesmäßiger Unterscheidungen und Gegensätze. Er hat oft in kühner Zuspitzung gegensätzliche Antworten auf die gleichen Fragen nebeneinandergestellt und für beide vernunft- und überlieferungsgemäß den Beweis geführt, um den Erkenntniswillen weiterzutreiben zu einer höheren Wahrheit, in der die Widersprüche und Denkgesetze des bloßen Verstandes aufgehoben sind. Dabei geht er nicht darauf aus, ein klar geordnetes Ganzes der Erkenntnis Gottes und der Welt darzustellen, wie es die großen scholastischen „Summen" bieten. Er sucht vielmehr nur der einen Frage immer näherzukommen nach dem Wesen Gottes und der Seele und dem rechten Verhältnis zwischen Seele und Gott. Um diese Frage kreist sein Denken unaufhörlich, in seinen lateinischen Schriften ebenso wie in seinen deutschen Predigten; sie ist ihm das innerste Anliegen sowohl der Erkenntnis wie des religiösen Verhaltens. Eben darin liegt die innere Einheit seines Denkens und Wirkens, und deshalb konnte er die doppelte Aufgabe seines Berufes als Dominikaner so ganz aus dem Bedürfnis seiner eigenen Persönlichkeit ergreifen und erfüllen. Sein Orden war der bedeutendste Gelehrtenorden des hohen Mittelalters; aber er heißt und er war nach dem Willen seines Stifters in erster Linie der „Predigerorden", und alle Gelehrsamkeit sollte seinen Mitgliedern nur zur geistigen Ausbildung für das Predigtamt dienen. In diesem Sinn hat kaum ein anderer die Sendung seines Ordens so rein erfüllt wie Eckhart, während anderwärts die scholastische Wissenschaft den dominikanischen Gelehrten fast zum Selbstzweck geworden war und sich den Bedürfnissen des religiösen Lebens entfremdet hatte. In Deutschland aber hatte damals die dominikanische Predigt eine neue besondere Bedeutung gewonnen. Hier waren während des dreizehnten Jahrhunderts viele Menschen, zumal Frauen, von einer eigenartigen religiösen Bewegung erfaßt worden. Sie fanden kein Genüge mehr in den alten Formen kirchlichen Lebens und priesterlicher Heilsvermittlung. Ihr religiöses Bedürfnis erschöpfte sich aber auch nicht

in äußerlicher Umgestaltung des christlichen Daseins durch neue Ordensgründungen oder in ketzerischer Auflehnung gegen die kirchlichen Ordnungen, wie sie gleichzeitig in den romanischen Ländern auftrat. Sie suchten vielmehr den Weg nach innen, zu einer Verinnerlichung des Glaubens und der Frömmigkeit, zur innerlichen „Armut des Geistes" als einer mystischen Selbstentäußerung an Stelle der äußerlichen Verzichtleistungen mönchischer Askese. In der Zeit als Eckhart aufwuchs, nicht weit von seiner Heimat entfernt, hat dieser mystische Drang nach innen, nach dem Erlebnis der liebenden Vereinigung der Seele mit Gott, seine erste tiefe Gestaltung in deutscher Sprache gefunden in den Offenbarungen der Mechthild von Magdeburg, dem „Fließenden Licht der Gottheit", in dem schon mancher Vorklang Eckhartscher Gedanken vernehmbar wird. Und viele Hunderte von deutschen Frauen haben damals in gleicher religiöser Gesinnung den Gütern der Welt entsagt und sich aus den äußeren Bindungen der Gesellschaft gelöst, um sich bereit zu machen für die mystische Empfängnis des Göttlichen in ihrer Seele. Um diese religiöse Bewegung nicht unberaten und führerlos sich verzehren und verirren zu lassen, ist den deutschen Dominikanern die geistliche Betreuung und die religiöse Unterweisung dieser frommen Kreise übertragen worden. So war es auch für Eckhart zunächst ein Auftrag von Ordens wegen, durch seine Predigt das mystische Verlangen vor allem in den religiösen Frauengemeinschaften Deutschlands zu erfüllen, zu leiten, zu läutern. Aber diese von außen kommende, aus geschichtlichen Verhältnissen erwachsene Verpflichtung trifft nun bei ihm mit seinem eigensten, tiefsten Anliegen zusammen, die Früchte der religiösen Erkenntnis als neuen Samen wieder einzusenken in die Wirklichkeit des religiösen Lebens. Zwar hat er nie das gelehrte Denken und selbst die hochgezüchtete Begriffsarbeit der Scholastik gering geachtet gegenüber der unmittelbaren Erlebnisgewißheit frommer Gefühle und Empfindungen. Er hat sich im Gegenteil stets äußerst zurückhaltend geäußert über das bloße Gefühlserlebnis, das nicht in echter geistiger Gotteserkenntnis begründet liegt, und er war voller Mißtrauen gegen Offenbarungen und Verzückungen, Tröstungen und Begnadungen, denn alles das kann frommer Wahn und Trug der Sinne sein. Er hat auch nie sich selbst mystischer Erfahrungen und Erlebnisse gerühmt. Auch wo der Ton seiner Predigt innig, bewegt und persönlich wird, gibt er stets Lehre und Unterweisung, nie unmittelbares Bekenntnis und Ausdruck eignen Erlebens. Aber was er lehrte, das sollte die Menschen allerdings nicht nur klüger und wissender machen, sondern sie durch das rechte Wissen von Gott und der Seele zugleich verwandeln und bereit machen für die Geburt Gottes in der Seele.

„Wenn ich predige", hat er einmal gesagt, „so pflege ich zu sprechen von der Abgeschiedenheit und daß der Mensch ledig werde seiner selbst und aller Dinge; zum andern, daß man wieder eingebildet werde in das eine, einfältige Gut, in Gott; zum dritten, daß man gedenke der großen Edelkeit, die Gott in der Seele angelegt hat, daß der Mensch damit in ein Wunder zu Gott, in das wunderbare

Leben Gottes komme; zum vierten von der Lauterkeit göttlicher Natur und ihrer unaussprechlichen Klarheit." Das sind in der Tat die immer wiederkehrenden Gedanken seiner Predigten, nur abgewandelt in einer unerschöpflichen Sprachkraft und immer höher gesteigert zu kühner, leidenschaftlicher Eindringlichkeit. Schon seine frühesten Predigten beginnen mit dem Ruf zur Abgeschiedenheit und Gelassenheit, zur Entäußerung von allem Geschöpflichen und Vereinzelten, zum gehorsamen Ausgehen aus allem Eigenen und Besonderen, damit an seiner Stelle Gott die Seele und den Willen ganz erfüllen kann. Unermüdlich hat er diese Mahnung wiederholt und verschärft: um ganz „eins und einwillig" mit Gott zu werden, soll der Mensch an nichts mehr haften, nichts mehr zu eigen haben, verlangen, wissen und wollen, was ihm äußerlich, zufällig, verlierbar und nicht wesenhaft ist und ihn von Gottes Wesen und Willen scheidet. Selbst die Reue über begangene Sünden, selbst noch der Wunsch nach der ewigen Seligkeit und nach Gott, selbst der Wille, gute Werke zu tun und Tugenden zu haben und unterscheiden zu können zwischen Gut und Böse, ja selbst der Wille, nur Gottes Willen zu erfüllen — alles das ist noch immer bloße Eigenschaft des geschöpflichen Einzelmenschen, die er haben oder auch nicht haben kann, die also nicht unverlierbar zu seinem Wesen gehört, die ihn sondert und trennt von dem einen unveränderlichen Wesen und Sein Gottes, deren er deshalb „ledig", über die er „erhaben" sein muß, um eingebildet zu werden in das eine Gut und das eine Sein, in Gott. Aber dieses Auslöschen und völlige Vernichten aller Besonderheit, Eigenschaft und geschöpflichen Bedingtheit soll doch nur deshalb geschehen, damit das „Seelenfünklein" im Menschen aufleuchten kann, damit in der Stille des ruhigen Herzens das „Wort Gottes" vernehmlich werden kann, das im Seelengrunde ruht, damit die „große Edelkeit", der echte Adel der Seele in Erscheinung tritt; oder wie Eckhart immer wieder sagt: damit Gott in der Seele geboren werde. Wenn das aber geschieht, dann verwandeln sich dem „edlen", „guten", „gerechten" Menschen zugleich mit ihm auch alle Dinge. Sie sind ihm dann nicht mehr ein Hindernis auf dem Weg zu Gott, sie weisen ihn vielmehr alle zu Gott hin, ja alle Dinge werden ihm „lauter Gott", in allen meint er nur noch Gott allein. Dem Menschen, in dessen Seele sich diese Gottesgeburt vollzieht, ist Gott nicht mehr nur in den Stunden religiöser Betrachtung, andächtiger Versenkung, frommer Werke und Verrichtungen gegenwärtig, sondern überall und immer, was er auch tue und wo er auch sei, beim Herdfeuer und im Stall, auf der Straße und unter den Leuten ebenso wie in der Kirche oder in der Einsamkeit der Klosterzelle. Wie einer, der das Schreiben gelernt hat, sich nicht mehr erst auf die Form der einzelnen Buchstaben besinnen muß, wie man beim Gehen nicht an die Schritte denkt, so braucht, wer Gott in rechter Weise allezeit in sich hat, sich nicht dauernd an ihn und seine Güte, Weisheit und Barmherzigkeit erst zu erinnern, um doch in ihm zu leben und nur aus seinem Willen zu handeln. Er hat nicht mehr nur einen „gedachten Gott", sondern einen „wesentlich innewohnenden Gott", mit

dem er ganz geeint und eins ist. Er lebt nicht mehr sein vereinzeltes, zweckbestimmtes, den Dingen und Wünschen verhaftetes Dasein, sondern er lebt und wirkt aus dem schöpferischen Grunde des einen, wahren, göttlichen Seins.

Diese beiden Leitgedanken von der Abgeschiedenheit und von der Gottesgeburt in der Seele hat Meister Eckhart bis in ihre letzten metaphysischen Grundlagen durchdacht und bis zu ihrer tiefsten seelischen Bedeutung verfolgt. Aber sie gehören untrennbar zusammen. Jeder für sich genommen, zumal in der eindringlichen Beredsamkeit Eckharts ausgesprochen, ist der falschen Deutung ausgesetzt, als habe der Meister entweder die Verflüchtigung und Entwertung aller menschlichen Wirklichkeit oder aber die pantheistische Vergottung des Menschen und aller Dinge gelehrt. Schon seine kirchlichen Richter nahmen an einzelnen Sätzen Eckharts Anstoß, weil sie entweder nur von der geschöpflichen Nichtigkeit oder nur von der Vergöttlichung des Alls zu sprechen schienen. Bis heute schwankt die Eckhart-Deutung zwischen diesen entgegengesetzten Polen. Bald rühmt man dem Meister nach, er habe den ersten Schritt getan „zur vollen Wendung in das Weltbejahende, Weltverklärende des Schöpfungsgedankens"; bald schmäht man ihn im Gegenteil als „Verächter aller hohen Güter der Schöpfung". Den einen gilt er als Künder der „Idee der seelischen Persönlichkeit" und der „stolzen Gleichstellung des Menschen mit Gott", anderen als weltflüchtiger Mahner zu unbedingter Entpersönlichung und Entselbstung. Jede so einseitige Deutung verkennt aber die innerste Spannung seines Denkens und seiner Verkündung, die zur Abgeschiedenheit, zur Gelassenheit, zur Abkehr von aller geschöpflichen Bedingtheit mahnt, um den Durchbruch zu finden zur Wandlung des adligen Seelengrundes ins höhere, göttliche Sein, zur Wiederherstellung der vollen Gottes-Ebenbildlichkeit des wesentlichen Menschen in einer gotthaften Welt. Eckhart sah seine Sendung darin, diese Spannung fruchtbar zu machen für die religiöse Erkenntnis und das religiöse Leben. Sie in seinem Werk wiederzufinden und in ihrer Wirkung auf den deutschen Geist zu begreifen, das ist die große Aufgabe, vor die uns Eckharts Vermächtnis stellt.

Er hat einmal in seiner Predigt gesagt: „Wenn einer so viel Schmach und Schande um seines Amtes und seiner gerechten Lehre willen zu erleiden hätte, wie er jetzt Ehren und Vorteile von seinem Amt hat, und wollte dennoch aus Liebe zu Gott Priester sein — das wäre ein rechter Priester! Ich fürchte leider, solche gibt es wenige", und in einer ergreifenden Wendung fügt er hinzu: „Ich weiß nicht, ob ich selber einer wäre." Selbst wenn nichts von seinem Werk auf uns gekommen wäre, sein Leben und sein Schicksal legt unwidersprechlich Zeugnis für ihn ab, daß er sich als ein rechter Priester, als ein echter Deutscher, als ein berufener Verkünder aus dem Auftrag seines Wesens bewährt hat.

Nikolaus von Kues

1401—1464

Von

Ernst Hoffmann

Nikolaus Chrypffs (so lautete die alte Namensform für das heutige Krebs) wurde als Sohn eines Flußschiffers im Jahre 1401 zu Kues an der Mosel geboren, und er starb im Jahre 1464 in Umbrien als Kardinal an S. Pietro in Vincoli zu Rom. Sein Zeitalter war durch die vierzigjährige Spaltung der christlichen Kirche, durch den hundertjährigen Bruderkrieg der christlichen Völker England und Frankreich, durch die türkische Eroberung des christlichen Ostens eine Spanne schwerster Gefahren für das Abendland; für Deutschland eine Spanne von nahezu auflösender Zersetzung. Das Reich zersplitterte sich in eine unübersehbar werdende Vielheit kleinster Staats- und Rechtsgebilde; Papst und Pfründenjäger saugten das Land aus, dem die verweltlichte Kirche auch sittlich keinen Halt mehr gewährte; die leblos gewordene Schulwissenschaft war kaum noch mehr als eine überflüssige Bürde des geistigen Lebens. Wer die Zustände der Zeit als Zeichen deutete, fand keinen Ausweg aus der Stimmung, alles weise auf ein nahes Ende hin; auch der Cusaner verzweifelte mitunter, daß es noch möglich sei, dem Verfalle Einhalt zu gebieten. Von Fehden zerfetzt und von den Hussiten bedroht, hatte das Reich nur dem Namen nach einen Kaiser; tatsächliche Macht fehlte ihm. Mit der Auflösung des Baseler Konzils zerschlugen sich alle Hoffnungen, welche die Menschheit des Abendlandes auf Reformen gesetzt hatte. Und als vom byzantinischen Reiche her griechische Gelehrte in Italien der Wissenschaft neue Anregung brachten, da fanden sie dennoch den Zugang zum Leben nicht; nur eine neue Art der Schulweisheit schien sich neben der alten aufzutun. Der Cusaner kämpfte gegen das Verhängnis als Diplomat der Kirche und als Anwalt des Papstes, als Reformator der Klöster und als bischöflicher Lehnsfürst des Kaisers, als Prediger und Forscher, als Humanist und Patriot. Aber diese weite Verzweigung hatte in seinem Wesen einen bestimmten Mittelpunkt, und dieser war von philosophischer Natur. Cusanus stand fest im Glauben an den Einen Gott; doch er war überzeugt, daß die Vernunft das Eine, Höchste, Unbedingte nicht nur glauben, sondern es auch denken solle. Nur durch dieses Denken des Einen könne sie zur Einheit mit sich selbst, zur Einigkeit des erkennenden Bewußtseins gelangen, und nur von da aus auch die Eintracht in der Welt, in der Kirche und im Staate stiften. Cusanus war überzeugt, daß Gott sich nicht finden lasse ohne Arbeit und ringendes Bemühen; er habe dem Menschen das Ich gegeben, daß er geistig nicht nur empfange, sondern selber tätig sei, ja selbständig

Gott gegenüber Stellung nehme. Aber er glaubte, daß Gott nur dort gefunden sei, wo Eintracht erzielt ist; wahrer Friede sei das Zeichen seiner Anwesenheit.

Versuchen wir, diesen philosophischen Beweggrund seines ganzen Lebenswerkes zu begreifen, so gilt es zunächst, die drei großen Fragenbereiche zu überblicken, die Cusanus mit seiner neuen Wissenslehre durchleuchtete. Es handelt sich erstens um das Verhältnis von Gott und Welt, um die Eigenart jener „Kluft" zwischen beiden, die für christliches Bewußtsein bestehen muß. Zweitens um den Begriff der Welt als des All, also um die einheitliche Ganzheit des „Weltalls". Drittens um die Bestimmung des Menschen, insonderheit um die Bedeutung der menschlichen „Vernunft".

*

Der alte Satz, „daß zwischen dem Unendlichen und dem Endlichen keine Proportion bestehe", gilt nach Cusanus grundsätzlich und uneingeschränkt nur für das Verhältnis zwischen Göttlichem und Weltlichem. Gott ist das Eine, das Unendliche, Unbedingte, Absolute; alles Weltliche ist verschieden, endlich, bedingt und relativ. Also entbehrt das Verhältnis vom Endlichen und Unendlichen der „Maßgleichheit". Nun aber ist nicht nur unser Dasein in der Welt endlich, sondern auch unser Denken des Weltlichen ist endlich. Unser Denken bewegt sich im Bereiche des „Mehr oder Minder". Alles, was unser Verstand an Weltinhalten denkt, ist größer oder kleiner, besser oder schlechter, richtiger oder weniger richtig. Unser endliches Denken ist ein Vergleichen des Vergleichbaren, es ist ein Denken der „comparatio". Unser Denken müßte statt komparativ superlativ werden, wenn es Gott erreichen sollte. Also kann der Gegensatz von unendlich und endlich auch ausgesprochen werden als Gegensatz von „superlatio" und „comparatio"; nur darf die superlatio nicht als höchster Grad von Steigerung, sondern sie muß als der alle Steigerung übersteigende Grad verstanden werden.

Gott ist der Ewig-Selbige, alles außer Gott ist durchgehend wandelbar; nur Gott ist das Nie-Andere, alles außer ihm das Immer-Andere. Da Gott das schlechthin Unendliche, das unbedingt Superlative und ewig Selbige ist, ist er im absoluten Sinne das Einzig-Eine, dem gegenüber alles Andere zum Bereiche des Vielen gehört. Wie in der Zahlenreihe die Eins allen Zahlen voransteht und dennoch den Grund aller Zahlen in sich enthält, da jede Zahl wiederum „eine" ist, so ist Gott das „eingefaltet" Eine, demgegenüber alles Andere Ausfaltung und Auswickelung ist. In Gott liegt die reine „complicatio", alles Weltliche ist seine „explicatio". In diesem Gedanken nun liegt für Cusanus ein Mittel, das grundsätzlich ungleiche Verhältnis zwischen Göttlichem und Weltlichem dennoch denkbar zu machen: Wie alle entfaltete Vielheit ihr Maß nur in der einfaltenden Einheit findet, so ist der Eine unendliche Gott zugleich der Maßstab für alles Weltliche, wofern es meßbar ist. Gott ist die unbedingte „mensura", jegliches Andere ist „mensuratum". All diese Begriffspaare, welche den Einen Gottes-

begriff (unter mancherlei Bezeichnungen) auf die eine Seite stellen und die verschiedenen Begriffe von allem Anderen auf die andere Seite, sind lauter Richtung suchende Gesichtspunkte unserer Vernunft, unter denen die eine Tatsache betrachtet werden muß, daß unser verstandesgemäßes Denken, welches von Begriff zu Begriffe läuft, also „diskursiv" ist, einer logischen Bewegung ins Jenseits bedarf, eines „transcensus", wenn es das absolute Denken gelten soll. Es ist eine andere Denkform, in der das Unbedingte, eine andere, in der das Bedingte von uns begriffen wird. Und wie die beiden Arten des Begreifens, so stehen auch ihre beiden Gegenstände in einem Gegensatze zueinander, der alles Ebenmaß verstandesgemäßen Begreifens sprengt. Das vielerlei Endliche und das Eine Unendliche stehen zueinander wie das in sich selber Gegensätzliche zu dem in sich selber Einen. Wie der endliche Kreis und das endliche Vieleck zueinander gegensätzlich bleiben, aber im Unendlichen zusammenfallen, so ist Gottes Einsheit zu vergleichen der „coincidentia oppositorum", alles Weltliche hingegen bleibt Stätte durchgehender Verschiedenheit. Größtes und Kleinstes, Wirklichkeit und Möglichkeit, Denkendes und Gedachtes fallen im Endlichen stets auseinander, nur im absolut Unendlichen fallen sie zusammen. Demnach erweist sich unser Wissen im Grunde als „Unwissenheit". Denn richten wir unser Denken auf Weltliches, so ist nur vergleichendes, komparatives Wissen möglich, das der Absolutheit entbehrt; richten wir hingegen das Wissen auf das Absolute, so versagt unsere endliche Denkform, die auf Vielheit angewiesen und dem Einzig-Einen nicht gewachsen ist. „Präzises" Wissen kann nur Gott selber haben. Wie sein Einer Blick zugleich der unendliche Blick ist, da er alle Vielfalt des Geschehens in der Einfaltung seines unendlichen Augenblicks intuitiv erschaut, so bedarf auch das göttliche Wissen nicht des Vergleichens, nicht des vergleichenden Zählens, Messens, Nennens, Wertens, Deutens, sondern in der unendlichen Einsheit von Gottes Sein liegt zugleich die Allheit und Unbedingheit seines allein wahren Wissens.

Schon in dieser ersten Fragestellung zeigt sich, daß der Cusaner vornehmlich in platonisierender Überlieferung steht, wie sie im Mittelalter besonders auf Grundlage von Proklos' Schriften sich erhalten hatte. Cusanus überträgt die scharfe Scheidung, die Platon zwischen der ewigen Seinsheit der Ideen und dem Bereiche der wandelbaren Erscheinungen vorgenommen hatte, auf den Gegensatz zwischen dem Göttlichen und dem Weltlichen, und Cusanus begründet wie Platon diesen Gegensatz rein „dialektisch". Er geht aus von dem logischen Inhalte der begreifenden Begriffe, und aus der Verschiedenheit der zwei begrifflichen Formen folgert er die Verschiedenheit der beiden Inhalte, die in ihnen geborgen sind. Aber neben dem Einflusse des Platonismus steht der der deutschen Mystik und ihrer Lehre von der allen Verstand übersteigenden Jenseitigkeit des einen, unendlichen Gottes. Die unendliche Einsheit Gottes war in der christlichen Philosophie in neuplatonischer Denkweise durch die „Negative Theologie" des Areopagiten

zum beherrschenden Lehrstück geworden und hatte im Hochmittelalter durch Meister Eckehart diejenige Prägung erhalten, welche auf Cusanus den stärksten Eindruck gemacht hat. So bildete er den Platonischen Dualismus zwischen Ideen und Erscheinungen ins Christliche um, indem er Gott allein zum Inbegriff des Absoluten machte, neben dem eine selbständige Ideenwelt im Sinne Platons nicht bestehen kann. Aber schon hier ist auch noch ein Weiteres deutlich: der Schnitt zwischen Endlichem und Unendlichem hat für unser menschliches Wissen eine eigenartig doppelte Bedeutung. Einerseits weist er das Denken des Endlichen streng in seine Schranken und erteilt aller Scheinwissenschaft, die mit den endlichen Denkmitteln der Schlußfolge dem unendlichen Gotte nahen zu können glaubt, die endgültige Absage; andererseits eröffnet aber gerade diese neue Art, das Denkbewußtsein selber zu zergliedern, den unerwarteten Ausblick auf einen neuen Weg der Gotteserkenntnis. So hoch auch das Ewig-Selbige über dem Stets-Andern, das Einfaltende über dem Ausgefalteten, der Maßstab über dem Gemessenen erhaben ist: das Wissen um den Schnitt macht dennoch zugleich ein Wissen um die „Teilhabe" möglich. Es zeigt sich, daß die ernsthafte Erkenntnis der Unerkennbarkeit Gottes durchaus ihre positive Seite hat und daß aus der Unwissenheit eine „docta ignorantia" werden kann. Denn wer sich des bloß vergleichenden Charakters unseres Verstandeswissens bewußt wird, der muß die „präzise Gleichheit" als Absolutes voraussetzen. Wer alles Weltliche als bloß ausgefaltete Vielheit begreift, der muß die reine Einsheit des Einfaltenden als Absolutes vorausdenken. Alles Meßbare ist „Zeichen" für den absoluten Maßstab; alles Wandelbare ist „Symbol" für das Absolut-Selbige. Wer den Sinn der „Grenze" begreift, dem wird die Grenze selber zum Kennzeichen, daß sich dem Denken eine Pforte öffnen kann, die zum mindesten einen Ausblick ins Unbedingte verstattet. So erneuert Cusanus auch durch die „belehrte Unwissenheit" einen grundsätzlichen Zug der Philosophie Platons: Teilhabe und Maß, Zeichen und Symbol sind ihm Begriffe, deren tiefe Bedeutung er wahrhaft erst in christlicher Gesinnung erfüllt sieht. Denn jene Pforte öffnet sich nur demjenigen unverbildeten Denken, welches den Hochmut der Schulweisheit ablegt und die natürliche Demut des „Laien" annimmt. Zur angemessenen Erkenntnis der göttlichen Einfaltung gehört die Herzenseinfalt des Erkenntnis erstrebenden Menschen. Ihm wird der Gottesbegriff nicht zum Gegenstand eines Beweises, sondern zur Voraussetzung alles Beweisens.

*

Cusanus hatte das Verhältnis des Endlichen zum Unendlichen untersucht, indem er die ganze Frage auf eine neue Art stellte und beleuchtete. Hierbei aber fiel Licht nicht nur auf jene Frage selber, sondern auch auf die Frage nach dem Wesen der menschlichen Erkenntnis. Man darf sagen, daß Cusanus das mittelalterliche Denken dahin gebracht hatte, daß es gegen sich selber kritisch wurde. Die

philosophische Wirkung dieses kritisch werdenden Denkens zeigte sich sofort, als Cusanus sich dem zweiten Problembereiche zuwandte, der Frage nach dem Begriff des Weltalls. Er lehrte: Während es für unser Denken immer nur Gegenstände gibt, die entweder besondere oder allgemeine sind, gibt es einen einzigen Gegenstand, in dem Besonderes und Allgemeines zusammenfallen: dieser Gegenstand ist es, den wir die Welt nennen. Die Welt ist einerseits das „Ganze", welches alles umfaßt (außer Gott, der jenseits und über allem Weltlichen ist), sie ist also Inbegriff und Allgemeines für alle ihre Teile und Glieder; und andererseits ist das Weltganze zugleich ein einziges, bestimmtes, lebendiges Wesen.

Im Weltall hat das Allgemeine besondere Gestalt angenommen; und im Weltall ist das Gestaltete, das Wesenhafte, das Besondere ins Allgemeine, Große und Umfassende gesteigert. Das Weltall ist individuelles Geschöpf im Großen. Für alle einzelnen Geschöpfe haben wir festzuhalten, daß sie in ihrer Endlichkeit zueinander in Widerspruch und Gegensatz stehen, sie sind „opposita". Alles Einzelne in der Welt ist individuell in dem Sinne, daß es nicht zweierlei Weltliches gibt, was einander „präzis" gleich sein kann. Dieses Individualprinzip folgt aus dem Begriffe der Teilhabe: Jegliches in der Welt hat die Teilhabe am Einen zur Aufgabe erhalten, und jedes Einzelne kann diese Teilhabe nur auf seine besondere und unvertauschbare Weise erfüllen. Daher ist es „notwendig", daß im Bereiche des Endlichen Gegensätzlichkeit besteht. Das Weltall selber aber ist dasjenige Geschöpf, welches als Ganzheit und Allheit alles Geschöpflichen die Widersprüche der Besonderungen organisch in sich eint und sie auf diese Weise ausgleicht, also in einer gottähnlichen Weise zur Koinzidenz bringt und aufhebt. Denn das Weltall ist nicht „größer oder kleiner", sondern es ist „das Größte", es ist das „kontrakte Maximum". Dieser Ausdruck besagt folgendes: Alle Allgemeinbegriffe (zum Beispiel die der Gattungen und Arten) sind „abstrakt", sofern wir im Denken das Besondere und Zufällige „abziehen" müssen, um zu jenen Allgemeinbegriffen zu gelangen. Dasjenige hingegen, was besonders und zufällig ist, ist „kontrakt", sofern das Allgemeine und Gattungsmäßige im Einzelnen eingeschränkt, eingegrenzt, „zusammengezogen" ist. Das Weltall ist kontrakt, weil es selber einzeln, einmalig und eigentümlich ist; es ist aber das Größte von allem Kontrakten. Mit diesem Begriffe des „Größten" hat der Cusaner ein Denkmittel geschaffen, um zwischen das Absolut-Unendliche (Gott) und das Relativ-Endliche (das Einzelne in der Welt) einen gleichsam die Mitte haltenden Begriff zu stellen, der die grundsätzliche Kluft zwischen beiden nicht aufhebt, sondern sie vielmehr betont und bestätigt. Wie allem Komparablen das Absolute gegenübersteht, das jeglicher Steigerung entrückt ist, und wie dennoch zwischen dem Absoluten und dem Komparablen der höchste Grad der Steigerung liegt, so ist das Weltall weder unendlich wie Gott noch endlich wie die Einzelgeschöpfe, sondern es ist das unendliche Ganze alles Endlichen; es steht zwischen dem Einzig-Einen und den Einzeln-Vielen als das „All".

Dieses „All", weil es in sich selbst einheitlich ist, ist Abbild des Ur-Einen. „Ganzheit" ist im Bereiche des Weltlichen diejenige Form, die der unbedingten „Einsheit", also Gott, am ähnlichsten ist. Demnach ist das Weltganze das geschöpfliche Abbild des absoluten Einen, Unendlichen. Die unbedingte und unendliche Einsheit eignet nur Gott. Wenn man aber das Eine Absolut-Unendliche mit einem Kreise vergleicht und alle Sonderformen des Endlichen mit der Reihe aller möglichen n-Ecke, so wäre das Weltall dem größten Polygon zu vergleichen. Dem Göttlich-Absoluten steht alles Endliche als gestuft, als gegliedert, als nach Arten und Gattungen in Reihen geordnet (seriatim) gegenüber. Aber es gibt einen Inbegriff der Stufung, eine Ganzheit aller Reihung, eine Ordnung alles Weltlichen, und diese ist das lebendige Weltall. Nun ist das Gesetz alles Lebens dies, daß im Organismus die Ganzheit über das Einzelne herrscht und daß sie im Einzelnen auf verschiedene Weise, aber immer ganzheitlich enthalten ist. Nicht nur das einzelne Glied des Organismus ist als Teil „in" einem Ganzen, sondern das Ganze selber ist im einzelnen Teile „anwesend" und durch ihn gliedhaft „vertreten". Im Auge des Menschen ist „Menschheit" als Auge vertreten, in der Hand dieselbe Menschheit als Hand. In gleichem Sinne ist das Weltall in jedem Einzelgeschöpfe „repräsentativ" gegenwärtig. Die Einheit Gottes ist in den Reihen und in der Vielheit seiner Geschöpfe „explizit" geworden: darauf beruht deren „participatio" am Absoluten. Und die Ganzheit des Universums ist in der Individuation der Geschöpfe in endlicher Weise „kontrakt" geworden: darauf beruht die „repraesentatio" des Allgemeinen im Besonderen. Wie jede Zahl der Zahlenreihe an der Eins „teilhat", jede Zahl aber diese Teilhabe nach Maßgabe ihrer besonderen Stelle in der Zahlenreihe in verschiedener Art und verschiedenem Grade „vertritt", so haben alle endlichen Geschöpfe an dem einen Unendlich-Göttlichen nach Maßgabe ihrer besonderen Stelle im Universum teil, jedes in verschiedener, eigener und unvergleichlicher Weise. Es gibt nicht nur das Endliche, welches teilhat, und das Absolut-Unendliche, an welchem es teilhat, sondern es gibt das Universum als die Ganzheit aller Teilhabe. Es gibt nicht nur die verschiedenen Stufen des Geschöpflichen, sondern es gibt den Inbegriff aller Stufung. Dies ist das Weltall. Es ist Gott gegenüber das bloße Abbild und Gleichnis seiner absoluten Unendlichkeit, es besitzt also nur eine Unendlichkeit zweiten Grades: die Unendlichkeit des „Grenzenlosen", nicht die des Allmächtigen; es ist aber allen endlichen Geschöpfen gegenüber das unendliche Ganze, das vollkommen Einige und die konkret gewordene Idee alles dessen, was in der Form individueller Teilhabe am Absoluten vom Schöpfer die Bestimmung erhalten hat, als Einzelnes das Ganze zu vertreten. Die Teilhabe des Einzelnen am Einen ist nur möglich, indem das Einzelne im Ganzen das von Gott als sein „Abbild" geschaffene „Vorbild" erkennt und nach Maßgabe der individuellen Kräfte des Einzelnen diese Ganzheit zu vertreten strebt.

Dafür aber bedarf es des Lehrers, und dieser ist Christus. Für Cusanus ist der

Begriff Christi vom Begriffe des Weltalls untrennbar. Da das Weltall als „kontraktes Maximum" die Ganzheit aller Schöpfung, aller gestuften Teilhabe am Einen ist, so muß es in dieser Wirklichkeit einen wirklich höchsten Grad solcher Teilhabe geben, in welchem allein der Sinn des Ganzen vollkommen erfüllt ist. Denn Teilhabe ist Angleichung, und diese setzt einen Höchstfall von Gleichheit als Ideal voraus. Das Weltall wäre nur ein Ganzes von „Teilen", aber nicht von „Teilhabenden", wenn es im „Größten" nicht zugleich ein „Höchstes" gäbe, in dem alle Aufgabe und Bestimmung der Welt den Charakter unbedingter Höchstleistung angenommen hat. Verstehbar der Zweckbestimmung nach wird das Weltganze noch nicht, wenn es nur als umfassende Allheit begriffen wird, sondern erst wenn in einem unbedingt vorbildlichen Gipfelbegriffe die Gleichheit mit dem von Gott gewollten Weltsinne als wirklich erreicht gedacht wird. Das war nach Cusanus schon der Sinn der hellenischen Logosphilosophie: Die Welt wäre nicht der „Kosmos", wenn sie nicht den „Logos" in sich hätte. Der reine Logos aber ist die reine Humanitas: Menschlichkeit und Vernünftigkeit sollen zu vollendeter Gleichung kommen. Alle Stufung der Geschöpfe gipfelt im Menschen, alle Stufung des Menschlichen in der Idee der reinen Menschheit: in ihr soll die unendliche, göttliche Vernunftform auf Erden (actualis) wirklich werden.

Was aber die hellenische Philosophie im Begriffe gedacht hatte, das ist durch Christus geschichtlich zur Tatsache geworden, und darauf beruht für Cusanus die Absolutheit und Wahrheit des Christentums: Wenn die Idee der Humanität höchste Erhöhung, lebendigstes Leben, gleichste Gleichheit mit Gott bedeutet, so hat in dem wirklichen Christus diese Idee die einmalige und unwiederholbare Wirklichkeitsgestalt angenommen. Er hat die Idee in der Welt heimisch gemacht, indem er das Leben mit dem Tode, die höchste Erhöhung mit der tiefsten Erniedrigung, die nächste Gottesnähe mit der fernsten Gottverlassenheit zur „Koinzidenz" brachte. Wenn Gott die „unbedingte Wahrheit" ist, so ist in Christus der „unbedingte Glaube" an die Wahrheit wirklich geworden. Wenn Gottes Einsheit das gesamte Weltsein „eingefaltet" in sich begreift, so ist in Christus die Einfaltung des gesamten Weltsinnes, der ganzen in der Welt zu verwirklichenden „Menschlichkeit" beschlossen. Daher ist er der Lehrer aller menschlichen Teilhabe an Gott; und nur durch den Christusbegriff wird es für Cusanus möglich, aus dem Weltproblem heraus das Problem der Geschichte und der Kultur zu entwickeln. Das Weltproblem geht die Frage an, wie aus dem Komplizit-Einen in der Natur das Explizit-Viele wird. Vom christlichen Standpunkte des Cusanus aus liegt hierin auch der Sinn der Geschichte beschlossen. Es gilt nicht, die Vielheit und scheinbare Zufälligkeit des Mannigfaltigen im Kulturleben gering zu achten oder gar zu zerschlagen; die Verschiedenheit der Völker und Sprachen, der Religionen und der Philosophien soll nicht dem Trugbilde einer künstlich gemachten Einförmigkeit zu Liebe vernichtet werden; vielmehr soll auf allen Gebieten im Vielen das Ganze und das Eine gesehen werden, im Individuellen und Eigen-

tümlichen die besondere Art der Vertretung und der Teilhabe. In aller Kultur aber, deren Weg die Geschichte ist, ist das Einfaltend-Eine nicht nur der Ursprung der Vielfalt, sondern es bezeichnet auch ihr Ziel, sofern der Sinn der Vielheit und Mannigfaltigkeit in „concordantia" besteht. Nicht einmal im religiösen Leben, ja in ihm eher noch weniger als in anderen Bereichen, darf das persönliche Bekenntnis eine Verführung zur Unduldsamkeit bedeuten: „Una religio in rituum diversitate." Sogar den Gottesglauben zu verwirklichen und zu vertreten darf nur auf individuelle Weise möglich sein, sonst ist es um den Wert der Teilhabe geschehen. Die christliche Kirche ist die explicatio des Glaubens aller christlich Gläubigen; aber Cusanus verlangt, sie solle sich einerseits mit allen anderen Glaubensgemeinschaften, die sich zum Einen Gott bekennen, unter christlicher Führung zusammenschließen, und sie solle andererseits innerhalb des christlichen Bekenntnisses das ihr aufgegebene Ziel nicht in einer starren Einförmigkeit des Glaubenslebens erblicken, welche die Freiheit aufhebt, sondern im Gegenteil: in einer Anleitung zum tätigen Erwerbe der Teilhabe am Einen und zur wahrhaft gliedhaften Vertretung des Ganzen, worin erst der Sinn der menschlichen Freiheit ganz offenbar wird: Auge in Auge mit dem Absoluten in persönlicher Weise dem Ganzen zu dienen.

So schließt der Weltbegriff des Cusanus drei Fragen in sich: nach dem „Ganzen" der Welt, nach dem „Gipfel" der Welt, nach dem „Ziele" der Welt. Wiederum führt die geschichtliche Herleitung seiner Philosophie auf die Überlieferung des Platonismus zurück. Das „Weltganze" des Cusanus ist ein Begriff, der bis auf den Timaios Platons zurückgeht. Der „Weltlogos" des Cusanus ist nach Maßgabe der Anfangsworte des Johannesevangeliums gedacht, die vom Spätplatonismus Philons beeinflußt sind. Der kirchlich-geschichtliche „Weltsinn" des Cusanus hat seinen Ahn im Augustinischen Platonismus: in der Lehre von Entfaltung und Offenbarung des Ur-Sinnes im Werden, von den Spuren des Göttlichen in Vielfalt und Irrsal der Menschengeschichte, und vom Gottesfrieden als dem Kennzeichen der Gottesgemeinschaft. Aber so wenig wie die Gotteslehre des Cusanus ist auch seine Weltlehre in irgendeiner Hinsicht entlehnt, sondern die platonisierende Überlieferung gibt ihm nur die Anleitung, in ursprünglicher und natürlicher Weise zu philosophieren, wie die Weisen, „die noch keine Bücher hatten", das bedeutet für ihn: mit offenem Auge und mit frommem Herzen.

*

Cusanus hat seine Lehre von der menschlichen Vernunft am ausführlichsten in dem Mittelteile seines Werkes über den „Laien" („Idiota") entwickelt, das er auf der Höhe seines Lebens, im Jubiläumsjahre der Kirche 1450 geschrieben hat. Wie damals Menschen aus aller Welt den Weg nach Rom fanden, so wollte er von Rom aus allen Wahrheitssuchern den Weg zu rechter Philosophie weisen. Das

Werk enthält drei selbständige Untersuchungen in Form sokratischer Gespräche, ist also eine Trilogie in dem Sinne, wie auch Platon bisweilen Dialoge zu einer Dreieinheit zusammengefaßt hat. Die drei Gespräche geben die endgültige Auskunft über die Stellung des Cusanus zu den drei Grundrichtungen der mittelalterlichen Philosophie: zur Mystik, zur Dialektik, zur Scholastik. Alle christliche Philosophie mußte von jeher eine nahe Beziehung zur „Mystik" haben, sofern der christliche Kirchenbegriff selber mystisch war. Die Kirche galt, seit dem Areopagiten, als der mystische Leib der himmlischen Hierarchie. Die Beziehung des christlichen Denkens zur „Dialektik" war darin gegeben, daß der christliche Gottesbegriff dreifaltig ist und der Begriff der Dreifaltigkeit nur dialektisch verstehbar gemacht werden kann. Wenn der „Vater" gedacht werden soll, so ist der Begriff des „Einen" zu denken; wenn der Sohn, so der Begriff der „Gleichheit", wenn der Geist, so die „Vereinung" von Einheit und Gleichheit. Und die christliche Philosophie mußte „Scholastik" sein, weil die Welt christlich als das Sechstagewerk Gottes aufgefaßt wird und Scholastik diejenige Erfahrungsphilosophie sein will, welche vom Verständnis der Schöpfung zum Verständnis des Schöpfers sich erhebt, von den Dingen zu ihrer Sinngebung, vom Geschehen zu seinem Grunde. Die drei Teile des „Idiota" haben also die Bestimmung, Aufschluß zu geben über das grundsätzliche Verhältnis der Cusanischen „Laienphilosophie" zu den drei Denkwegen der christlichen Schulwissenschaft.

Der erste Dialog des „Idiota" heißt „De sapientia": über die Gottesweisheit; Gott als der unbedingte Vor-Begriff vor jedem Begreifen, als der Vor-Satz vor jeder Setzung, als die Vor-Bedeutung vor allem Deuten, als das Vor-Zeichen aller Bezeichnungen, als das absolute Apriori. Cusanus denkt mit der „Mystik" den Einen unendlichen Gott als das unendliche Vor-Urteil, und er gibt dem Schnitte zwischen dem Über-Sein des Absolut-Unendlichen und dem Sein, wie es der Gegenstand unserer Logik des Relativ-Endlichen ist, gänzlich mystischen Charakter. Seine Gottesweisheit aber unterscheidet sich von Eckharts Mystik dadurch, daß das Endliche, das Aposteriori, der Begriff nicht versinkt im Gegensatz zum Unendlichen, zum Apriori und Vorbegriff, sondern sich zu ihm verhält wie die Angleichung zum Identischen, die Richtung zum Ziele, der „Vorgeschmack" zum Schmecken. Denn die Bestimmung des erkennenden Ich ist für Cusanus nicht, sich der Ichheit zu entbilden und als Ich im Absoluten zu verlöschen, sondern gerade erst im unmittelbaren „Blick" auf das Absolute ein wahrhaftes Ich zu werden. Erst dann, so heißt es in der Schrift „De visione Dei", ist Gott dein, wenn du selber dein bist. So ist die Mystik des Cusanus ganz im Einklange zu seiner Logik: sie bringt nur zur Wahrheit des „Begreifens" noch die Wonne des „Ergreifens", zum Fortschritt des Denkens das Beseligende der Denkerhebung, zum Wachstum der Erkenntnis die wachsende Liebe des Kennenlernens.

Der dritte Dialog heißt „De staticis experimentis". Es ist diejenige Schrift, die vor allem die physikalischen und medizinischen Entdeckungen und Experimente des

Cusanus enthält und sein Verhältnis zur scholastischen „Experienz" klarstellt. Die thomistisch-aristotelische Analysis der Wirklichkeit auf Grund der Begriffe Potentialität, Aktualität, Finalität, wie sie durch Albert den Großen erneuert war, reicht für Cusanus nicht hin, um Naturwissenschaft zu begründen. „Mensura" ist die Grundfunktion der „Mens". Wir begreifen naturwissenschaftlich nur, wo wir messen, wägen, zählen. Wie vorher die Mystik umgebildet wurde, weil die Welt als wirklich gefaßt wird, so wird in „De staticis" die scholastische „Erfahrung" umgebildet. Sie erhält ihre mathematische Grundlage, und Cusanus zeigt, welche Bedeutung der Waage zuzuschreiben ist für das Erkennen von Wasser, Blut und Harn, von Kräutern, Früchten und Säften. Er bespricht das Zählen des Pulses und der Atmung, die Verschiedenheit solcher Feststellungen je nach Lebensalter, Erdteil, Klima und biologischer Gattung, die Bedeutung dieses Verfahrens für die Heilkunde. Er verwertet seine Einsicht der experimentellen Methode für Meereskunde und Himmelskunde, für den Glockenguß und die Herstellung von Geschützen, für Pflanzung und Tonkunst. Die auf Mathematik gegründete Mechanik tritt an die Stelle der spekulativen Erfahrung des Mittelalters.

Das Mittelstück des „Idiota", an Umfang bei weitem das größte, ist der Dialog „De mente", der die Lehre vom menschlichen Geiste enthält und das Verhältnis des Cusanus zur „Dialektik" klarstellt. Hier gewinnen wir den maßgebenden Einblick, warum Cusanus glaubte, in sokratisch-platonischer Weise zu philosophieren. Scholastik hatte immer, weil sie im Grunde Erfahrungsphilosophie war, den Anschluß an Aristoteles erstrebt: sie hatte immer, nach dem Vorbilde des Boethius, versucht, in aristotelischer Weise von den Dingen auszugehen und deren Mannigfaltigkeit unter die Einheit des aristotelischen Begriffsgefüges zu stellen. Mystik war immer, vom Areopagiten an, Weiterbildung des Neuplatonismus gewesen, Übernahme dessen, was Plotinos und Proklos von der Übereinsheit, Überverstehbarkeit, Übergestaltetheit des Unendlich-Einen und von der „Entrückung" des Endlichen ins Unendliche gelehrt hatten. Dialektik aber war immer, im Anschluß an den sokratischen Grundzug des Platonismus, das Unternehmen gewesen, weder von Welt noch von Gott auszugehen, sondern von reinen Höchstbegriffen als solchen, wie Sein und Nichtsein, Sosein und Andersein, Selbigkeit und Gleichheit, Einheit und Vereinigung, von Begriffen also, wie sie in allem Denken bereits für den Denkvorgang vorausgesetzt werden. Die Dialektik macht es zu ihrer Aufgabe, das bloß Wortmäßige, das Sinnlich-Sprachliche, das allen Wörtern anhaftet, von dem rein logischen Inhalt dieser Begriffsbeziehungen abzustreifen, sich durch das Sprachliche gewissermaßen so „hindurchzusprechen", daß der übersprachlich-geistige Sinn des Begriffs freigelegt wird. Daher ist der Dialog die angemessene Ausdrucksform der Dialektik.

In der ganzen Geschichte der christlichen Philosophie treten das scholastische, das mystische und das dialektische Motiv immer ineinander verschlungen auf, weil Schöpfungsbegriff, Kirchenbegriff und Gottesbegriff für christliche Gesinnung

untrennbar voneinander sind. Die Geschichte der christlichen Philosophie ist vielleicht durch nichts zutreffender zu kennzeichnen als durch das Ringen der drei Motive um den methodischen Vorrang. Unter diesem Gesichtspunkte kann man die Bedeutung von „De mente" in einen Satz zusammenfassen: Cusanus gibt der Dialektik eine ganz neue Grundlage, ja einen ganz neuen Grundriß, indem er nicht Dialektik des Verstandes (ratio), sondern der Vernunft (intelligentia) begründet. Er entdeckt die Vernunft als denjenigen Bereich des Geistes (mens), wo es sich um anderes handelt als um verstandesmäßiges Urteilen und Schließen, Zählen und Messen, nämlich um Höheres: um „Ideen" wie die der Einheit und Ganzheit, der Bedeutung und des Maßes, in denen die Vorgänge des Urteilens und Schließens, des Zählens und Messens erst ihre Rechtfertigung finden; und wo es sich zugleich um anderes handelt als um mystische Einung mit dem Einen, Absoluten, nämlich um weniger: um das Verstehen bestimmter höchster Ideen, die in der Vernunft „Vertreter" des Einen, Absoluten sind. Erst diese neue Dialektik bestimmt nun auch das Verhältnis der Philosophie zu Mystik und Experienz ganz neu.

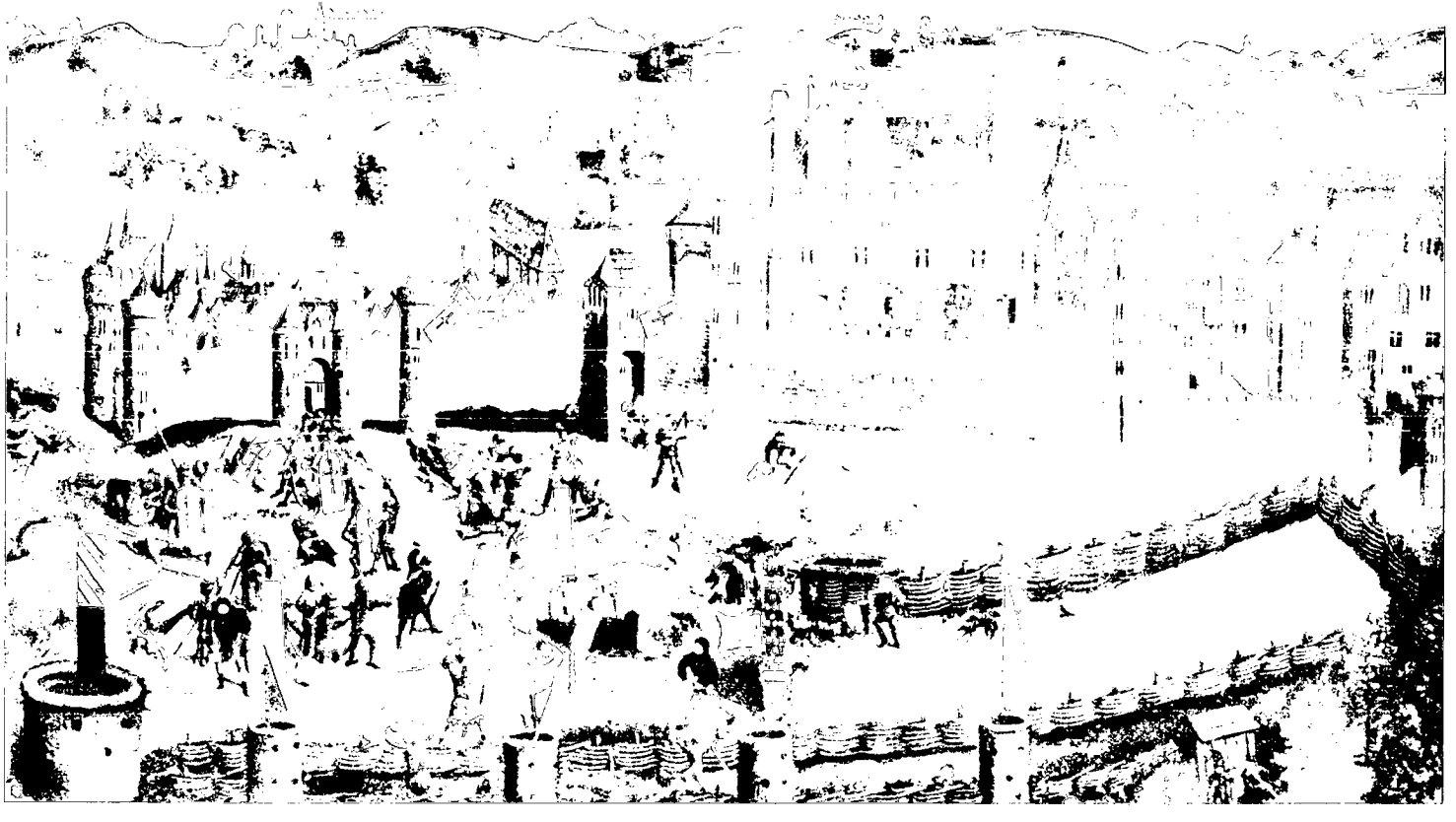
Das Wort „Intelligentia" ist alt, es war für Cusanus ebensowenig neu wie das Wort „Vernunft" für Kant, als dieser dennoch in ganz neuartiger Weise die Kritik der Vernunft begründete. Aber im Mittelalter hatte die Vernunft entweder nur als die höchste Stufe des Verstandes oder schon als die Stufe mystischer Schau des Absoluten gegolten. Für Cusanus ist die Vernunft keines von beiden, wohl aber ein eigenes Vermögen, das mit beiden in Gemeinschaft steht. Die Namen Kant und Cusanus gehören in der Tat zusammen. Was „De mente" enthält, ist nicht anders zu bezeichnen als: Begründung des Vernunftproblems mit den Mitteln christlichen Denkens. In diesem Sinne bedeutet die Philosophie des Cusanus für das Mittelalter jenes Grundsätzliche, was die Philosophie Platons für das Altertum, die Philosophie Kants für die Neuzeit bedeutet. Dies läßt sich mit wenigen Worten über den Aufbau der Erkenntnislehre in „De mente" deutlich machen.

Das Problem der Erkenntnis wird von Cusanus behandelt von der Sinnesempfindung an: Der Geist (mens) ist ein Vermögen der Seele (anima). Die Seelewird getragen und bedient von einem körperlichen Lebenshauch (spiritus), der wiederum getragen und bedient wird vom Blute. Das Blut ist in die Adern verteilt, und die Adern leiten es hin bis zu den Sinneswerkzeugen, deren Rangfolge ist: Augen, Ohren, Nase, Gaumen, Gliederspitzen. Das Leben, das in diesen fünf Sinneswerkzeugen wirkt, hat noch engsten Zusammenhang mit den fünf Grundstoffen Feuer, Äther, Luft, Wasser, Erde.

Von Wahrnehmung (sensatio) ist nun in dem Augenblicke die Rede, da der ununterbrochene physische Vorgang in einem Sinnesorgane durch einen Widerstand (obstaculum) gehemmt wird. Sobald die Sinnesempfindung auf ein Hindernis stößt, hat die Wahrnehmung einen „Gegenstand" (obiectum). Also



Nikolaus von Kues
Stifterbildnis aus dem Gemälde „Kreuzigung Chriſti" im Hoſpital zu Kues, um 1480



Belagerung der Marienburg durch die Danziger, 1460
Gemälde im Artushof zu Danzig

Erkenntnis (schon im sinnlichen Bereiche) beginnt, indem das dauernde Wogen der Empfindungen gehemmt und unterbrochen wird. Der „Widerstand" bewirkt den „Gegenstand".

Sobald dies nun der Fall ist, tritt zusammen mit der Wahrnehmung ein Vermögen in Tätigkeit, das jedem Sinne beigegeben ist, die Einbildungskraft (imaginatio). Mit der Sinnesempfindung zugleich entsteht ein „Bild". Cusanus sagt: Und damit entsteht für den Gegenstand die „Begrenzung" (terminus). Das heißt Folgendes: Die bloße Sensatio ist abhängig von der Gegenwart des Gegenstandes. Sobald aber die Imaginatio sich ein Bild vom Gegenstande gemacht hat, hat der Gegenstand Grenze, Bestimmtheit erhalten und kann, auch ohne Gegenwart, jederzeit vergegenwärtigt werden. Aber das Bild der Imaginatio kann noch kein „klares" Bild sein. Klarheit kann erst kommen, wenn ein Bild vom andern unterschieden, wenn im Bilde ein Zug von anderen abgehoben wird. Das kann erst der Verstand (ratio) bewirken; denn Unterscheidung ist etwas Logisches, das auf Zergliederung und Aufteilung angewiesen ist. Also Sensatio bringt den Gegenstand, Imaginatio seine Form, Ratio seinen logischen Charakter. Alle drei sind der sinnlichen Welt verbunden, da diese den Stoff der Empfindung liefert; alle drei müssen auch körperlich in bestimmten Gehirnteilen angesiedelt sein.

Das Vernunftproblem kann aber erst in Angriff genommen werden, wenn bedacht wird, daß es in einer bestimmten Höhe der geistigen Betätigung eine Denkart gibt, wo das Denken nicht nur keine Werkzeuge und Gegenstände in sinnlicher und stofflicher Sphäre braucht, sondern wo das Denken recht eigentlich darin besteht, sich selber das Werkzeug aus eigenen Denkmitteln zu liefern und den Denkgegenstand auf diese Weise erst zu bearbeiten und zu erarbeiten. Wenn der Mathematiker den Kreis und das Viereck durch Rückgang des Denkens auf das unendliche Polygon zur Koinzidenz bringt, so sind sowohl die Werkzeuge wie der Gegenstand des Denkens in diesem Falle gänzlich unabhängig von sinnlichen und stofflichen Voraussetzungen.

Wie aber ist nun das Vernunftproblem erkenntnistheoretisch anzufassen? Keineswegs ist die Vernunft einfach als vierte Stufe zu verstehen. Wahrnehmung, Einbildung, Verstand werden nicht nur hinaufgesteigert, denn es handelt sich in der Vernunft um ganz anders geartete Denkerkenntnis: um Gewinnung von Denkformen und Denkinhalten aus Vernunftmitteln. Aber es handelt sich auch nicht sogleich um den Sprung in die Mystik; denn das wäre ein Sprung ins Absolut-Eine. In der Vernunft aber muß Vielheit sein, denn vernünftiges Denken besteht in der Notwendigkeit von Verknüpfung (necessitas complexionis), und Verknüpfung setzt eine Mehrheit des Verknüpfbaren voraus.

Cusanus geht folgendermaßen ans Werk: Er zeigt, daß in allem Denken immer zweierlei wirksam ist, ein concipere und ein intelligere, ein „Auffassen" die nun „Einsehen". Jenes kommt aus dem Verstande, dieses aus der Vernunft.

Beide gehen immer Hand in Hand und sind doch zweierlei. Sie gehen immer Hand in Hand. Denn in allem Denken gebrauchen wir erstens auffassende Begriffe, das heißt Angleichungen an die Formen der Gegenstände, „Konzeptionen" dessen, was wir durch Angleichung unseres Denkens an die Gegenstände begreifen wollen; zweitens aber brauchen wir „Perfektionen", das heißt Vollendungen dieser Begriffe, indem wir sie auf Ideen des Unbedingten beziehen. Alle Tätigkeit (actio) des Verstandes bleibt eine begriffliche Angleichung; die Verwendung der Ideen des Unbedingten aber ist ein Empfang (passio) aus eigenem Vernunftgut. Die Begriffe bilden wir immer unter einem jeweiligen Gesichtspunkte (Kategorie, Modus); die Ideen des Unbedingten und Vollendeten hingegen verwenden wir grundsätzlich ohne solche Einschränkungen; im Gegenteil, wir wollen die Einschränkung als solche in der Idee aufheben.

Verständiges Auffassen und vernünftiges Einsehen müssen immer zusammenwirken, denn die „actio" will immer „perfectio" sein. Es gibt nichts im Verstande, was unabhängig von der Vernunft sein könnte. Und dennoch sind sie zweierlei. Denn im Verstande ist andererseits nichts, was unabhängig wäre von dem durch die Sinne gelieferten Stoffe. Die Ideen des Unbedingten hingegen sind allem Sinnlichen und Stofflichen entgegengesetzt, sie sind die reinen Formen des Unbedingten, sofern die Vernunft ihrer als der Vorbilder der Begriffsbildung bedarf. Sie sind letztlich drei: Einheit, Gleichheit und Verknüpfung beider (unitas, aequalitas, connexio); diese drei sind als Ideen der Vollendung die höchsten Vorbilder für alles Begreifen. Denn alles Begreifen ist erstens Reihenbildung, also immer Entfaltung aus ursprünglicher Einheit; alles Begreifen ist zweitens Vergleichen in Gleichungen, untersteht also der Gleichheit als Maß; alles Vergleichen ist drittens Urteil, also Verknüpfung. Der Verstand begreift demnach nur, wenn er für seine Verstandesbegriffe ein Maß im Vernünftigen hat. Diese Ideen machen den Bereich der „Notwendigkeit" des Denkens aus. Nur in ihnen denken und verknüpfen wir wahrhaft Notwendiges.

So ist die Vernunft dasjenige Vermögen (virtus) des Geistes, wo wir erstens über die Gegensätzlichkeiten des Endlichen hinaus sind und Einheit haben, zweitens über die Mutmaßungen des Verstandes hinaus sind und Notwendigkeit haben, drittens über das Stückwerkhafte hinaus sind und Vollendung haben. Zum Bewußtsein dieser Ideen gelangt die Vernunft, indem sie auf sich selber blickt, auf ihre eigene dreieinige Einfaltung. Von ihr stammen alle Spielarten der Erkenntnisweise. Ob wir einen Gegenstand nach „Stoff, Form und Verbindung beider" analysieren, ob nach „Substanz, Akzidenz, Vereinung", ob nach „Möglichkeit, Wirklichkeit, Verknüpfung", ob nach „Subjekt, Prädikat, Kopula": unsere Erkenntnis entfaltet immer dreigestaltiges Geistesleben, weil die Dreifaltigkeit des Absoluten eingefaltet in unserer Vernunft als in dem lebendigen Abbilde Gottes liegt.

Wir haben die Vernunft kennengelernt als das Vermögen der Vollendungs-

ideen. Erst wenn die Vernunft noch über diese Dreifalt hinaus das Absolute in seinem eigenen Für-sich-Sein schlechthin als Einheit ersehnen will, hat Meister Eckhart recht. In jener Höhe will die Vernunft ohne Verstand sein, sie will nicht denken, sondern schauen, über sich hinaus zum unendlich Einen. Dort ist die Stätte der Mystik.

Was ist mit dieser Erkenntnislehre geleistet? Das Ergebnis ist, daß es zwei Arten der Abhängigkeit von Gott gibt. Die erste Art ist die, daß der komplizite Gott explizit geworden ist. Das Eine wurde Vieles, Gott wurde Welt. In dieser Art haben alle Geschöpfe an Gott teil. Auf dieses explizit Viele richtet sich unsere Erkenntnis, solange sie Wahrnehmung, Hineinbildung, Begreifung ist. Denn wir empfinden, stellen vor und denken die Gegenstandswelt: unsere Eindrücke, Bilder, Begriffe sind Angleichungen an diese Gegenstände.

Gott hat aber nicht nur als Einfalt sich in Vielheit ausgefaltet, sondern er hat ein Bild seiner Dreifaltigkeit selber geschaffen. Dies Bild liegt vor in der menschlichen Vernunft, deren drei Ideen des Unbedingten so erhaben sind über alle Begriffe, wie Gott über alle vielheitlichen Geschöpfe. Alle Geschöpfe sind Entfaltungen Gottes. Aber nur die Vernunft ist Bild seiner Einfaltung.

Wenn Gott trinitarisch denkt, so entsteht Welt. Wenn wir trinitarisch denken, so entsteht Begriffswelt. Gott schafft entfaltend als trinitarischer Gott. Wir begreifen als trinitarische Vernunft, wenn wir die Dreieinheit unserer Vernunftideen sich in die Vielheit begrifflicher Reihen entfalten lassen. Der Verstand formt sich den geschaffenen Dingen an; die Vernunft formt sich dem schaffenden Geiste Gottes an.

Platons Ideenwelt war im Christentum verflüchtigt worden zum Bereiche der bloßen Gattungsbegriffe. Gattungsbegriffe sind für Cusanus Begriffe wie alle anderen „abgezogenen" Begriffe. Aber Platons Ideenwelt ersteht bei Cusanus wieder in der systematischen Dreiheit der Ideen des Vollendeten. Und damit ist Philosophie wieder geworden zu dem, was sie allein sein kann: Wissenschaft von der Vernunft.

Gibt es nur Verstand, so gibt es nur verstandesgemäße Wissenschaft, die keiner Philosophie bedarf. Gibt es über dem Verstande nur die Schau des Einen, so gibt es Mystik, die wiederum keiner Philosophie bedarf; sie kann als Glaube leben. Nur wenn es Vernunft gibt, muß es auch Philosophie geben. In den Ideen allein liegt das Moment jener Vollendung, ohne das weder unser Denken einen wahren Sinn noch unser Wollen eine letzte Einheit haben kann.

*

Im Vorangehenden ist die Philosophie des Cusanus in ihren Grundlagen umrissen; in ihr liegen nicht nur die Leitgedanken auch für seine theologischen und juristischen, für seine geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Forschungen, sondern zugleich die Beweggründe seines tätigen Lebens. Wie die ganze Richtung

seines Denkens, so war auch die ganze Absicht seines Wirkens in der christlichen Kultur des Mittelalters verwurzelt. Er wollte in Leben und Lehre Reform des Alten, aber keinen revolutionären Durchbruch zu Neuem. Alle systembildenden Denkwege seines Philosophierens waren bereits vor ihm im Mittelalter angebahnt; aber überall baute er nicht nur weiter, er erneuerte von Grund auf.

Er kannte alle Zweige der mittelalterlichen Überlieferung, alle Schulrichtungen seiner eigenen Zeit, und er brach mit keiner einzigen; aber er hielt von allen gleichen Abstand, weil er in keiner von ihnen geistiges Leben mehr sah. Und dieses gerade war es, was er wecken wollte. Ihm war schon früh das Denken selber zum persönlichen, sein Inneres im Tiefsten ergreifenden Erlebnis geworden: In Heidelberg, Padua und Köln hatte er Recht und Theologie nicht nur als Fachwissenschaften studiert, sondern er hatte mitten im Gezänk der Hochschulen um die Lehrmeinungen, mitten in den Sorgen und Nöten der geistlichen Kreise um den Bestand der Kirche zum systematischen Ursprung der Wissenschaft überhaupt vorzudringen versucht. Hierfür war ihm die Antike erleuchtend geworden, die schon während seiner Schulzeit im Unterricht der Fraterherren von Deventer eine bestimmende Rolle gespielt zu haben scheint, die aber vor allem in Italien dem jungen Studenten aus erster Hand dargereicht wurde. Im Süden konnte er mit Augen sehen, wie die christliche Welt auf antiken Fundamenten ruhte; er durfte persönlich miterleben, wie griechische und lateinische Kultur nach tausendjähriger Trennung einander wieder fanden. Der Süden wurde ihm zum Erlebnis des Ursprünglichen. Wie die Alten zu philosophieren „angefangen" hatten, und wie diese antike Kunst des geistigen Erzeugens auch in Augustin und in der Frühscholastik, in der jüdischen Philosophie des Mittelalters, in der deutschen Mystik und bei Lullus neues Leben hatte entspringen lassen, so wollte auch er das Wesen der Philosophie darin sehen, immer wieder, ja täglich aufs neue sich der Anfänge des Denkens bewußt zu werden und nicht Ergebnisse der Erkenntnis zu buchen, sondern die Erkenntnis selber wieder entstehen zu lassen, sie zu begründen und das Eigenleben der Begriffe zu fruchtbarer Entfaltung zu bringen. Und wenn er die drei Bereiche der mittelalterlichen Kultur, Sacerdotium, Imperium, Studium, von Auflösung bedroht sah, so war er überzeugt, daß gerade vom Studium her auch den beiden anderen Rettung kommen könne. Im Studium mußten wieder lebendig strömende Quellpunkte, in der Philosophie mußte wieder der einheitliche Ursprung christlichen Geisteslebens aufgewiesen werden. Nur wenn die Kirche selbst durch Philosophie wieder zu wahrer Kultur käme, könnte sie über sich selbst hinaus Leben, Bildung und Gesittung des Volkes befruchten und ihre Überlegenheit über den Geist der Sekten und über die Wissenschaft der Nichtchristen bewähren. Darum schien ihm die Scholastik, wenn sie Glauben und Wissen trennte, nicht nur unfruchtbar, sondern verderblich. Es ist kennzeichnend, wie er als philosophischer Schriftsteller arbeitete: Er nahm scheinbar Zufälliges, das Globusspiel, das Treiben auf dem Markte, die vergrößernde Sicht des Beryll (Brille), das Selbstporträt

eines Künstlers zum Anlaß, um vom Alltäglichen aus zu philosophieren und die ganze Philosophie von dorther zu entwickeln, denn „die Weisheit erschallt auf der Straße". Das ist anders, als wenn man Summen, Sentenzenkommentare, Specula schreibt. Er arbeitete mit Lehrstücken wie dem Zusammenfall der Gegensätze, oder der Ausfaltung und Einfaltung, oder dem kontrakt Größten, und er lehrte, mit solchen wegweisenden Denkmitteln zu philosophischen Fragestellungen zu gelangen. Das ist anders, als wenn man das fertige Aristotelische Begriffsgefüge anwendet, um die formale Kunst schlußfolgernden Antwortens zu überliefern.

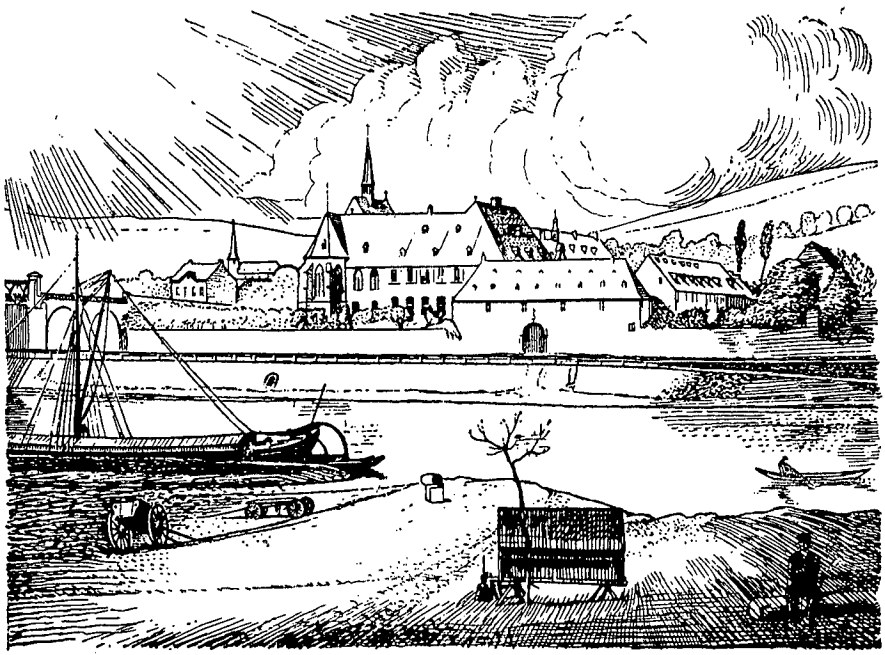
Alle seine Werke füllte er, der (vielleicht als einziger in Deutschland) nicht nur des Lateinischen, sondern auch des Griechischen und Hebräischen kundig war, mit vieler Gelehrsamkeit und reichlichen Lesefrüchten; und er gab dem, was er schrieb, gern das Gepräge der beschaulichen, spielenden Muße, die unabhängig ist von der praktischen Forderung der Stunde. Aber nichts ist unangemessener, als ihn so zu lesen, als gehörte er seinen Absichten nach eigentlich schon ins sechzehnte Jahrhundert. Als Erfolg seiner Lehre erhoffte er eine Wiedergeburt christlicher Philosophie; in gar keiner Hinsicht wollte er eine vom mittelalterlichen Weltbilde losgelöste, vom kirchlichen Christentum unabhängige, durch Bruch mit der Überlieferung „neue" Wissenschaft oder Lebensweisheit vorbereiten. Ihm war im eigenen Denken die Dynamik alles Denkens, die schöpferische Entfaltung aus ideellen Einheitspunkten zu umfassenden Begriffsgebilden bewußt geworden. Er war im Denken der „Form" auf die Spur gekommen, die allem Gedachten das Leben gibt, indem sie Sein als Werden entfaltet. Er war sich klar geworden, daß der Geist die Bestimmung hat, die Begriffswelt als Ganzes zu umfassen, indem er sie aus Einheit hervorgehen läßt; daher ist es der Geist, der berufen ist, durch Einsicht Einklang zu erzeugen.

Und diesem Grundsatze entsprach vollkommen auf politischem und kirchenreformatorischem Gebiete sein tätiges Wirken, das mit dem Baseler Konzil seinen Anfang nahm. Dort vertrat er zuerst den Vorrang des Konzils vor dem Papste, dann, mit Wendung ins Gegenteil, wurde er der „Herkules der Eugenianer". Wegen dieser Schwenkung verfolgt ihn bis heute der Vorwurf der Unbeständigkeit. In Wahrheit stand er jeder „Partei" so fern wie jeder „Schule": er verließ vielmehr die Konzilspartei, als er sich überzeugt hatte, daß die Vielheit der Gruppen auf dem Konzil im Grunde gar nicht nach Eintracht strebte, sondern daß das Konzil der Schauplatz des Kampfes von lauter Sonderinteressen gegeneinander war und sozusagen vom Hader lebte. Sein Stellungswechsel war also nicht durch Untreue gegen das Konzil (dem er in keiner Hinsicht verpflichtet war), sondern durch Treue gegen seinen eigenen Grundsatz verursacht. Wo die Einheit des Vielen nicht gewollt wird, da glaubte Cusanus nicht an die Anwesenheit, sondern an die Abwesenheit des Heiligen Geistes. Seine eigene Lehre von Einfaltung und Ausfaltung sah er bestätigt durch das Scheitern des Baseler wie durch den Erfolg

des Florentiner Konzils, welches durch Eintracht die Einung der westlichen und der östlichen Kirche zum mindesten in einigen Punkten erzielte. Auch von seinen fruchtbaren Gedanken zur Reichsreform darf der ihnen eigentümliche religiös-mittelalterliche Rahmen nicht entfernt werden. Sein Kampf für die Stärkung der Kaisermacht gegen den Eigendünkel der Landesfürsten, sein Vorschlag, aller Staatsgewalt, Gerichtsgewalt, Heeresgewalt im Kaiser selbst den starken Mittelpunkt zu geben, hat seinen Beweggrund nicht in modern-nationalen, sondern in mittelalterlich-imperialen Begriffen. Das Reich soll eine lebendige, organische, durchseelte Ganzheit sein, also muß seine Mannigfaltigkeit in der Vertretung einer höchsten Einheit bestehen. Nicht nur die Kirche, sondern auch das Reich ist bestimmt, die Wirkungsstätte des Heiligen Geistes zu sein, der in der Welt nie anders waltet denn als Einheit im Vielen.

Cusanus, der schon als junger Geistlicher dem Baseler Konzil durch Überreichung seiner „Concordantia Catholica" (1433) die eigentliche Idee hatte geben dürfen, und der alsdann (wohl wegen seiner Kenntnis des Griechischen, wegen seiner diplomatischen Geschicklichkeit und wegen der harmonisierenden Richtung seiner Überzeugungen) ausersehen war, die Kirchenfürsten des Ostens persönlich zum Unionskonzil nach Italien zu geleiten (1437), erhielt im Laufe seines Lebens zweimal Gelegenheit, von hoher Warte aus der Sendbote seiner eigenen Weltanschauung zu sein. Das erste Mal, als er in päpstlichem Auftrage das kirchliche Leben Deutschlands zu reformieren hatte und zu diesem Zwecke die Macht seiner Predigten in den unmittelbaren Dienst der Rettung seines eigenen Volkes von dem Verfalle stellte. Die Zahl seiner Predigten und das Ausmaß seiner Predigtreisen sind erstaunlich, und der unmittelbare Erfolg scheint in manchen Städten einem Triumphe ähnlich gewesen zu sein. Was uns aber heute beim Lesen seiner Predigten am stärksten berührt, ist doch wohl jenes gänzliche Ineinander von Denken und Glauben, von Philosophie und Christentum, also jener Geist, welcher Glaube, Erkenntnis, Wille in eins ist, weil er „Sein" ist, und welcher dieser bewußten Seinseinheit eine für die Welt heilbringende Wirkung zutraut, an der schließlich, falls sie Wirklichkeit würde, aller Hader und Eigennutz im Innern, aller Ansturm der Türken und Hussiten zuschanden werden müßte.

Diese Überzeugung von der Lebenskraft der christlichen Kultur, der nur eines fehlte: die philosophische Bewußtheit ihrer eigenen Notwendigkeit, verließ Cusanus niemals; und dem entsprach auch seine Stellung zu den geistigen Parteikämpfen des Zeitalters. Sein kritisches Denken blieb frei von Skeptizismus, obwohl er den Nominalisten in der Logik manches verdankte. Seine kontemplative Erkenntnis blieb mystischer Weltentsagung fern, obwohl Eckhart mehr als irgendein anderer sein Lehrer genannt werden muß. Sein Humanismus führte ihn nicht zu Epikur wie einen Valla, sondern zu Platon; und nicht durch die Griechen vom Christentum fort wie einen Plethon und Bessarion, sondern durch die Griechen zu einem tieferen philosophischen Verständnis des Christentums hin. Was er



Das St.-Nikolaus-Hospital von Kues an der Mosel

baute, war auf den „Geist" gegründet, der für ihn immer der Heilige Geist des Christentums war, aber als Begriff immer mit den Mitteln der griechischen Dialektik von ihm gedacht wurde. Alle Hoffnung, die er für die Zukunft hatte, und aller Wille, den er für die Gegenwart nährte, beruhten auf seinem Ideal einer christlichen Geisteskultur, in welcher der Glaube denkbar, die Wahrheit glaubbar gemacht werden könne. Wie einst am Ausgange des Altertums der Platoniker Proklos die antike Kultur zu retten versucht hatte, indem er ihr noch einmal ihren eigenen Geist im Spiegel der neuplatonischen Lehre vorhielt, so führte auch der christliche Platoniker Cusanus seinen reformatorischen Kampf für den Geist des Mittelalters mit den Waffen der Verteidigung, nicht des Angriffs. Und diesem Grundsatze blieb er bis zum Lebensende treu, auch als er, seit 1448 Kardinal, seit 1452 Bischof von Brixen, zum zweiten Male berufen war, Stellvertreter des Papstes zu sein, diesmal in Rom selber (1459). Dies Amt war nicht nur im Sinne seiner Laufbahn, sondern auch im Sinne seiner Philosophie die Krönung seines Lebens. Denn „Vertretung" hatte für ihn zugleich die philosophische Bedeutung der „repraesentatio", und er wirkte nicht sowohl für den Papst als vielmehr für die Papstidee, ebenso wie er in Tirol gegen Sigismund nicht so sehr für den Kaiser wie für die christliche Kaiseridee kämpfte. Leben und Lehre waren gewidmet den „Ideen" der gläubigen Vernunft. Es mag zwar befremden, daß Cusanus, der leidenschaftlicher als alle anderen die Verwelt-

lichung der Kirche brandmarkte, gar nicht daran dachte, auf seine eigenen Pfründen zu verzichten. Aber man darf das nicht als Charakterschwäche deuten. Er bejahte eben nicht nur den Kirchengedanken, sondern auch den kirchlichen Leib mit dem wohlgegliederten Organismus seiner Hierarchie, und dazu gehörte für ihn auch der hohe Rang der Kirchenfürsten, ja selbst das Prangende ihrer Stellung in weltlicher Größenordnung. Daher ließ er zwar den Ertrag seiner Pfründen gern wohltätigen und nutzbringenden Stiftungen zugute kommen, wovon noch heute das Nikolaus-Hospital seiner Vaterstadt gültiges Zeugnis ablegt, und er blieb weit davon entfernt, seinen Reichtum persönlichem Wohlleben zuzuwenden; aber geschichtlich gewordene Einrichtungen mit der Wurzel auszuheben, entsprach nicht seiner Art. Wo er Verderbnis, Mißbrauch und Unfug sah, wie im Ablaßwesen, in den Wunderkuren, in der Zuchtlosigkeit des Kirchen- und Klosterlebens, da waltete er, dessen persönliches Leben fleckenlos war, seines reformatorischen Amtes mit vollem Einsatz; aber immer wollte er das Gute nur wiederherstellen, es wiedererwecken und erneuern, niemals aber die grundsätzliche Preisgabe des Alten wagen, um für Neues Raum zu schaffen.

Den Reformbestrebungen des Cusanus war kein Erfolg von Dauer beschieden. Es kam zu keiner Einheit des Reiches, zu keiner Vergeistigung der kirchlichen Kultur, zu keiner ebenbürtigen Nachfolge seiner Philosophie. Zu seinen Lebzeiten war die Verbreitung der Handschriften seiner Werke erheblich; aber wie es scheint, war sie vornehmlich beschränkt auf die Umwelt kleinerer, humanistisch und mystisch interessierter Kreise des kirchlichen und klösterlichen Lebens. Nach seinem Tode blieb der Ruhm seines Namens mehr an Einzelverdiensten haften. Es wurde nicht vergessen, daß er eine der wichtigsten Plautus-Handschriften gefunden, eine der ersten Landkarten von Europa gezeichnet, den Pseudo-Isidor und die Konstantinische Schenkung als Fälschungen erkannt hatte; daß er durch seinen Unendlichkeitsbegriff der Kosmologie einen neuen Inhalt gegeben, dem Kopernikus den Weg bereitet, der rationellen Heilkunde und der Mechanik die Pfade gewiesen hatte. Aber der tiefere Beweggrund seiner Philosophie blieb ohne unmittelbare Nachwirkung, das heißt: das gewaltige Ineinander von Gottesverehrung, Naturanschauung und Ichbewußtsein bei Cusanus hatte keinen Einfluß auf die nachfolgenden Philosophen. Die Thomisten haßten ihn (wie noch heute); die Naturalisten der Renaissance beriefen sich auf ihn, aber zu Unrecht.

Noch im neunzehnten Jahrhundert war der Name des Cusanus in den Darstellungen der Geschichte der Einzelwissenschaften fast immer, in denen der Philosophie fast nie zu finden; und wenn, dann bestenfalls als der Name eines Denkers, der halb ahnend Einiges vorweggenommen habe, was erst in ganz anderen, späteren Zusammenhängen zu ernsthafter Bedeutung und zu verdienter Auswirkung gelangt sei. Cusanus hatte sich noch dafür einsetzen können, daß

Gutenbergs Erfindung auch in Italien verbreitet wurde. Aber seine eigenen Werke erlebten erst verhältnismäßig spät, erstmals 1488 in Straßburg ihren Wiegendruck, und erst der Franzose Faber Stapulensis machte 1514 den Versuch, eine Gesamtausgabe der Cusanischen Schriften in überarbeitetem und geglättetem Lateinisch zu veranstalten. Auf die überragende philosophische Bedeutung des Cusanus aber wurden die Deutschen erst durch Giordano Bruno hingewiesen, der in seiner Wittenberger Abschiedsrede die Worte sprach: „Wer war dem Cusanus vergleichbar, der, je größer er ist, um so weniger zugänglich ist? Hätte nicht die Priesterkutte hier und da sein Genie verhüllt, ich würde anerkennen, daß er dem Pythagoras nicht gleich, sondern daß er ein Größerer war." Doch fast ein halbes Jahrtausend verging, bevor der Anfang gemacht wurde, seine Lehre wissenschaftlich zu erforschen und seine Werke auf Grund des gesamten handschriftlichen Nachlasses herauszugeben. Wie Albert der Große durch Thomas verdunkelt war, wie Meister Eckhart durch die rationalistische Enge der Neuzeit in Vergessenheit geriet, so litt die Würdigung des Cusanus unter dem Vorurteil, daß die großen Gedanken der Renaissance ausschließlich dem entschiedenen Bruch mit dem Mittelalter verdankt würden.

In Wahrheit war die geistige Schöpferkraft des Cusanus größer als die aller Renaissance-Philosophen. Denn was deren Begründung des „neuen" Denkens kennzeichnet: das Bewußtsein der individuellen Ichheit, die Wiedergeburt des Geistes, die unendliche Allheit des Endlichen, das sind Motive, die sämtlich in der Philosophie des Cusanus enthalten sind und die ihr auch tatsächlich verdankt wurden, wenngleich die Wirkung des Cusanus nicht auf dem stetigen, lehrmäßigen Wege der Weiterarbeit erfolgte, sondern losgelöst von ihrem ursprünglichen Problemzusammenhang und ohne Bezug auf den Geist seiner Philosophie. Wie wenig das literarische Eigentum des Cusanus geschützt war, geht am sichtbarsten daraus hervor, daß größere Teile seiner Schrift „De sapientia" allen alten Gesamtausgaben des Petrarca unter dessen Namen einverleibt werden konnten.

Fragt man nach den Ursachen, die das Mißverhältnis zwischen der Bedeutung der Cusanischen Philosophie und ihrer Anerkennung bewirkten, so wird man mit Bruno vor allem die Schwierigkeiten des Verständnisses bedenken müssen: Cusanus kämpfte mit den geistigen Waffen des neuen Humanismus für die tausend Jahre alte Kultur des Mittelalters, aber gegen die wuchtende Trägheit seines eigenen, in den Niedergang bereits unrettbar verstrickten Jahrhunderts. Mathematische Denkformen waren ihm Symbole, um Glaubenswahrheiten erkennbar zu machen. Angesichts des Absoluten verneinte er das Sein der Relativität, aber nur, um es als Relation zum Absoluten zu bejahen. Und ebenso schwer zugänglich wie seine Gedanken war die Sprache, in die er sie kleidete. Sein Lateinisch ist nicht nur der Form nach barbarisch, sondern es wird häufig erst dann verständlich, wenn man sich für Wortwahl und Satzbau den Gedanken

in deutscher Fassung vergegenwärtigt. Wie seine Philosophie auf der schöpferischen Übernahme hellenischer Denkerkenntnis in christliches Glaubensleben beruhte, so beruhte sie andererseits auf der Vereinung romanischer Wissenschaftskultur und deutscher Mystik. Es mutet wie eine symbolische Handlung an, daß Cusanus seinen Leichnam in seiner römischen Kardinalskirche beisetzen, sein Herz aber nach seinem Geburtsort Cues überführen ließ. In seinem großen Geiste war vereint, was Kleinere nur getrennt ergreifen können. Der Teilhabe an der Ganzheit und Einheit war seine Lehre und sein Leben gewidmet. Uns ist sie erhalten im Vermächtnis seiner Schriften.

Heinrich von Plauen

1365/70—1429

Von

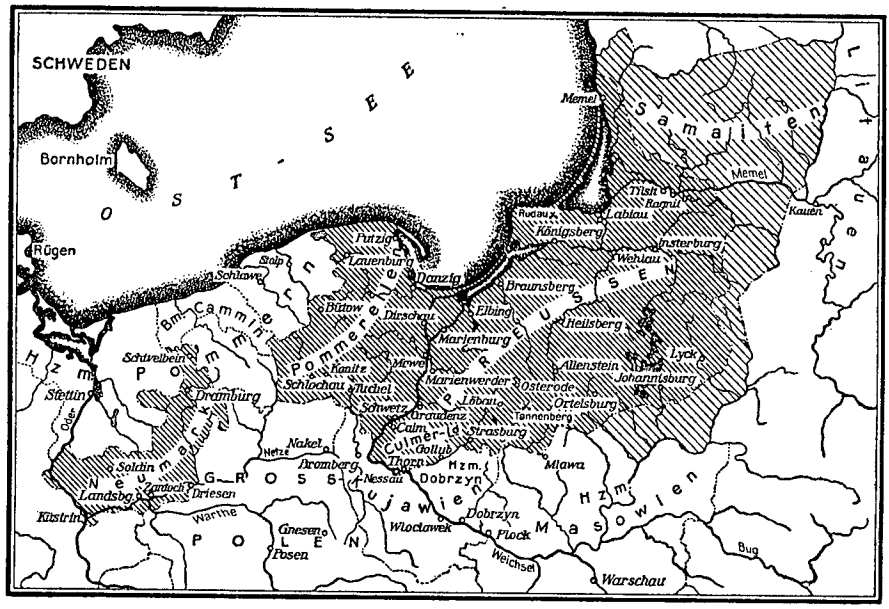
Karl Hampe

Auf dem Gelände bei Tannenberg, das den glorreichsten Sieg des Weltkrieges sah, ist am 15. Juli 1410 die größte deutsche Schlacht des Mittelalters geschlagen worden. Aber ihr Ergebnis war von jenem grundverschieden. Es war die erste und furchtbarste Niederlage des Deutschherrenordens durch die ihn umklammernde polnisch-litauische Macht. Rings um die Leiche des Hochmeisters Ulrich von Jungingen bedeckte die Blüte seiner gesamten Ritterschaft mit den deutschen Gästen und Söldnern das Schlachtfeld. Und mehr als das! Wie vier Jahrhunderte später bei Jena, brach eine überlebte Ordnung vor dem Ansturm neuer Gewalten zusammen. Der Niederlage folgte ein unerhörter Abfall fast des ganzen Preußenlandes von der Ordensherrschaft, die durch die Taufe des zum Polenkönig erhobenen Litauerfürsten Jagiello (Wladislaw II.) und die zunehmende Christianisierung ihrer östlichen Grenzgebiete den Urgrund ihrer Daseinsberechtigung: den Heidenkampf nahezu ganz eingebüßt hatte. Schrecken vor den entsetzlichen Grausamkeiten und Verheerungen der Tataren und Litauer, Entblößung der Ordensburgen von Mannschaft und Kriegsgerät, Mutlosigkeit der geringen, ihrer Oberen fast ganz beraubten Reste der Ritterbrüder, bei Städtern und Landrittern völlige Erschütterung des Glaubens an den Fortbestand des Ordensregiments, Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal dieser landfremden Herren, Verlangen nach freierer Selbstverwaltung und Mitverantwortlichkeit sowie begründete Aussicht, dergleichen von dem freigebigen Polenkönig zu erreichen — alles das wirkte zusammen, um in wenigen Tagen bis auf neun zerstreute Burgen das ganze Preußenland dem Feind als wehrlose Beute vor die Füße zu legen. Hinter den zersprengten Häuflein der kampfwunden, ermatteten Flüchtlinge von Tannenberg her führte Jagiello seine durch dreitägige Ruhe auf dem geplünderten Schlachtfeld erholten, unermeßlichen Scharen ohne Übereilung siegessicher der Marienburg als dem Hauptsitz des Ordens, der den Grundstock der Zentralverwaltung und den Rest des Schatzes barg, entgegen. Er rechnete auf rasche Einnahme, die das Ende der Ordensherrschaft bedeutet hätte. Da schlug die historische Stunde für Heinrich von Plauen.

Sein vogtländisches Geschlecht hatte sich aus unfreier Dienstmannschaft zum Range von Herren und Vögten erhoben und sollte in den beiden Linien Reuß später gar die Stellung regierender Fürsten noch im Bismarckschen Reich einnehmen. Durch die jüngeren Söhne und manche Seitenverwandten war es mit

dem Deutschen Orden seit dessen Anfängen verflochten und um ihn hochverdient. So war unter den vielen Heinrichen des Geschlechts auch dieser (geb. zwischen 1365 und 1370) als junger Kreuzfahrer 1391 nach Preußen gezogen, in den Orden eingetreten und in der Ämterlaufbahn zum Komtur, zuerst (1392) in der südlichen Grenzburg Nessau, dann seit 1407 in Schwetz an der Weichsel aufgestiegen. Wie den tüchtigen Offizier nicht die entsagungsvolle Friedensarbeit, sondern erst die Kriegsnot bekannt macht, so tauchte Plauen aus dem allgemeinen Elend nun plötzlich als einziger Halt empor. Der Komtur von Schwetz war der Schlacht ferngeblieben, weil er mit dreitausend Mann gegen das feindliche Pommern den Rücken zu decken und weiteren Söldnerzuzug aus Deutschland zu sichern hatte. Kaum erfuhr er die Niederlage, so führte er die allein noch erhaltene Kerntruppe schleunigst zu der ungeschützten Marienburg, die Jagiello vor ihm hätte erreichen können, und stampfte mit unerhörter Tatkraft in wenig Tagen alles aus dem Boden, was zur notdürftigsten Verteidigung der ausgedehnten Burganlage nötig war: Truppenverstärkung um weitere tausend Mann, das unentbehrlichste Kriegsgerät und Lebensmittel für einige Wochen. Nicht nur die Krieger galt es damit zu ernähren, sondern auch die Einwohnerschaft der kleinen Stadt Marienburg; denn es kennzeichnet gleich hier Plauens Art, aus erkannter Notwendigkeit rasch und schroff die Folgerung zu ziehen, daß er, um dem Feind seine Arbeit zu erschweren, die der Burg vorgelagerte Stadt sofort in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelte, auch die Nogatbrücke zerstörte. So brachte der allzu langsame Anmarsch den Polenkönig um den raschen Enderfolg. Er mußte die Burg regelrecht belagern und spürte bald, mit welcher Umsicht und Entschlossenheit Plauen, den die noch übrigen Ordensritter bis zur Neuwahl eines Hochmeisters zum Statthalter erwählt hatten, die Abwehr leitete.

Immerhin schien dadurch der Untergang des Ordens nur um kurze Frist verzögert zu sein; denn im Lager vor Marienburg vollendete sich die Huldigung nahezu des gesamten Landes vor dem Polenherrscher, der dafür reiche Vorrechte verlieh, wie sie das straffe Ordensregiment nicht gekannt hatte. Den vier preußischen Bischöfen folgten die Landesritter, allen voran die des Kulmer Gebietes, denen nach dem Tannenberger Verrat ihres Eidechsenbundes der Anschluß an Polen selbstverständlich war. Aber auch die Städte, neben Elbing nun auch Danzig, Thorn und Braunsberg, beeilten sich, dem König ihre Huldigung, solange sie noch Kurswert hatte, gegen Gebietserweiterung, Stärkung der Selbstverwaltung und wirtschaftliche Vorteile zu verhandeln. Begreiflich, daß in der nur noch für wenige Wochen verproviantierten Burg die Hoffnung sank. Ob nun unter dem Druck der Ordensbrüder oder aus eigner Einsicht — schon Anfang August versuchte Plauen den Weg persönlicher Verhandlung mit Jagiello, vor dem er zur Rettung des Ordens demütig bittend erschien. Der Austrag durch ein Schiedsgericht von Kurie, Reichsoberhaupt, Kurfürsten und Fürsten, den er anregte, hätte für sich allein der bedrängten Lage wenig entsprochen. So dürfte trotz ihrer



Das Ordensgebiet zu Anfang des 15. Jahrhunderts. (Nach Krollmann)

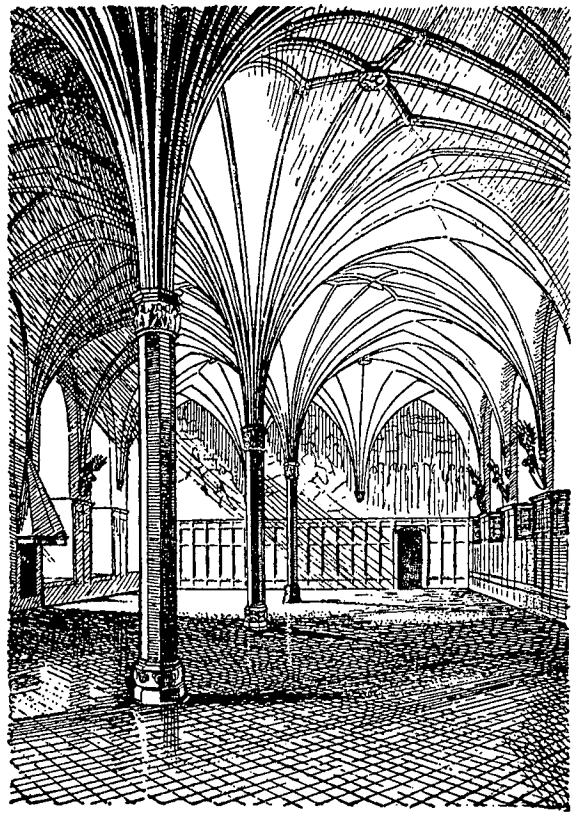
rhetorischen Einkleidung die polnische Angabe nicht von der Hand zu weisen sein, nach der er die Abtretung der seit alters von Polen als zu Recht beanspruchten Gebiete Pommerellens, des Kulmer Landes und der Michelau (im Süden, an der Drewenz) angeboten habe, von denen freilich die Abtretung Pommerellens, falls sie wirklich im ganzen Umfang gemeint war, das Ordensgebiet völlig vom deutschen Mutterland und der eignen Neumark abgetrennt haben würde. Man könnte deshalb vermuten, das Schiedsgericht habe auch über diese angeblichen polnischen Rechte entscheiden sollen. Wie auch immer — als Jagiello hochfahrend erklärte, erst nach Übergabe der Marienburg wolle er die Bedingungen diktieren, mag Plauen die stolzen Worte wirklich gesprochen haben, nie werde er aus der Burg weichen, vielmehr im Vertrauen auf den Schutz des allmächtigen Gottes und der Heiligen Jungfrau Maria sie mit aller Kraft verteidigen und lieber das Ärgste erdulden, als den Orden so leichthin dem Untergang preisgeben.

Neue Massenstürme wechselten nun mit kühnen Ausfällen, ohne daß die Belagerung Fortschritte machte. Und allmählich wandte sich das Blatt. Für Plauen Aussicht auf Zuzug aus Deutschland und Livland, auf endliches Eingreifen des dem Orden zur Hilfe verpflichteten ungarischen Königs Sigismund. Für Jagiello eine Lagerseuche, die ihren Keim wohl in den unbeerdigten Pferdeleichen und Massen von Fliegen hatte, gelockerte Heereszucht, unbefriedigte Soldforderungen, endlich Abspaltungen. Der litauische Großfürst Witowd, der dem von Livland heranmarschierenden Ordensheer entgegengesandt war und mit ihm

einen kurzen Waffenstillstand geschlossen hatte, wandte sich bald darauf, eifersüchtig auf ein allzusehr erstarkendes Polen, mit seinen Scharen der Heimat zu; die Herzöge von Masowien folgten dem Beispiel. Nach zweimonatiger Dauer brach Jagiello selbst, der nun vergeblich auf Grund der von Plauen gebotenen Abtretungen den Frieden begehrt hatte, zum Ärger polnischer Patrioten trotz schwerer Lebensmittelnot in der Burg kleinmütig die Belagerung ab und wandte sich unter Zurücklassung von Besatzungen in mehreren Ordensburgen südwärts über die Grenze. Über eine ungeheure Übermacht hatte der heldische Wille eines einzelnen triumphiert. Was Wunder, daß man, sobald sich durch Eintreffen des Deutschmeisters und des Meisters von Livland ein den Vorschriften entsprechendes Wahlkapitel ermöglichte, den Statthalter Plauen am 9. November 1410 zum Hochmeister erkor. Was noch vor einem Menschenalter glanzvolle Würde gewesen, war nun sorgenschwerste Bürde.

Äußerlich betrachtet, hatte sich freilich seit der Befreiung Marienburgs die Lage überraschend günstig gestaltet. Ebenso schnell wie der Abfall war nun allenthalben der Umschwung erfolgt. Vom Osten war das livländisch-preußische Ordensheer durch Ermland ins Kulmerland vorgedrungen, wo binnen zwei Wochen nur noch vier Burgen in polnischer Hand blieben. Ebenso hatte der Vogt der Neumark, Michael Küchmeister aus schlesischem Adelsgeschlecht, das sich nach dem erst später erworbenen neumärkischen „Sternberg" damals noch nicht benannte, die aus Deutschland heranrückenden Söldner zu einer ansehnlichen Truppe vereinigt, war zwar selbst in einem unglücklichen Gefecht bei Polnisch-Krone in Gefangenschaft geraten, aber das ganze Gebiet westlich der Weichsel war doch wieder vom Feinde befreit worden. Damit war freilich der Krieg nicht beendet, denn der König rüstete von Kujavien her zu neuen Vorstößen. Auch waren noch die letzten Kulmer Burgen zurückzugewinnen und die Grenzen gegen die fortdauernden Einfälle zu sichern. Sobald daher der Hochmeister die oberen Ordensämter und Komturstellen mit den wenigen erfahrenen Kräften, die noch zur Verfügung standen, besetzt hatte, brach er, verstärkt durch deutschen Zuzug, ins Kulmerland auf, um vor allem die Thorner Burg zu bezwingen. Bei der unheimlichen Verräterstimmung dort in der Stadt und in der Landritterschaft, bei dem Friedensbedürfnis der Ordensgäste und der Unmöglichkeit, die Söldner noch lange zu bezahlen, war nicht allzuviel auszurichten. Da aber Jagiello in ähnlicher Lage und überdies durch die Kunde von dem endlich erfolgten ungarischen Einfall in Südpolen erschreckt war, so kam es — auch in Rücksicht auf den hereinbrechenden Winter — zum Waffenstillstand, zu einer Zusammenkunft von König und Hochmeister auf polnischem Boden, zu langen vergeblichen Verhandlungen über die Bildung eines Schiedsgerichts, schließlich unter Einwirkung des von Litauen mit Truppen herbeigeeilten Großfürsten Witowd auf der Weichselinsel bei Thorn am 1. Februar 1411 zur Vereinbarung eines „ewigen" Friedens. Man darf vermuten, daß die Unterhändler Plauens, der selbst am liebsten den Krieg fortgesetzt hätte,

den geheimen litauisch-polnischen Zwiespalt zu nutzen verstanden, um Bedingungen zu erzielen, die angesichts der Zerrüttung Preußens verhältnismäßig günstig genannt werden müssen. In der Tat fiel der Hauptgewinn Witowd zu. Der eigentliche Streitgegenstand, um den vornehmlich der Krieg entbrannt war, das weite, noch halb heidnische Land Samaiten, das sich trennend zwischen das preußische und livländische Ordensgebiet schob, wurde zugunsten Litauens preisgegeben, freilich nur für die Lebzeiten Jagiellos und Witowds, die beide schon über sechzig Jahre alt waren. Später konnte also ein erstarkter Orden sein noch durch Urkunde zu verbriefendes Recht auf Samaiten und die weitere Heidenbekriegung dort geltend machen. Mit Polen wurde nur gegenseitiger Verzicht auf die Eroberungen, Herausgabe der Gefangenen, Straflosigkeit der Überläufer und Schiedsgericht (letztlich des Papstes) über zwei strittige Grenzburgen der Neumark vereinbart. Die härteste Bedingung war da die hohe Kriegsentschädigung von hunderttausend Schock Groschen, die, in drei Raten zahlbar, als Lösegeld für die Gefangenen galt. In Polen erregte dieser Friedensschluß nach einem Siege ohnegleichen und hochgesteigerten Hoffnungen lebhaften Unwillen. Plauen konnte also, so schwer namentlich die Zahlung bei der völligen Finanzzerrüttung fallen mußte, mit dem Ergebnis zufrieden sein — falls die Bedingungen ehrlich gehalten wurden. In dieser Hinsicht hegte er bei der Erbitterung der Polen freilich von vornherein berechtigtes Mißtrauen und strebte daher nach erneuter Kriegsbereitschaft.



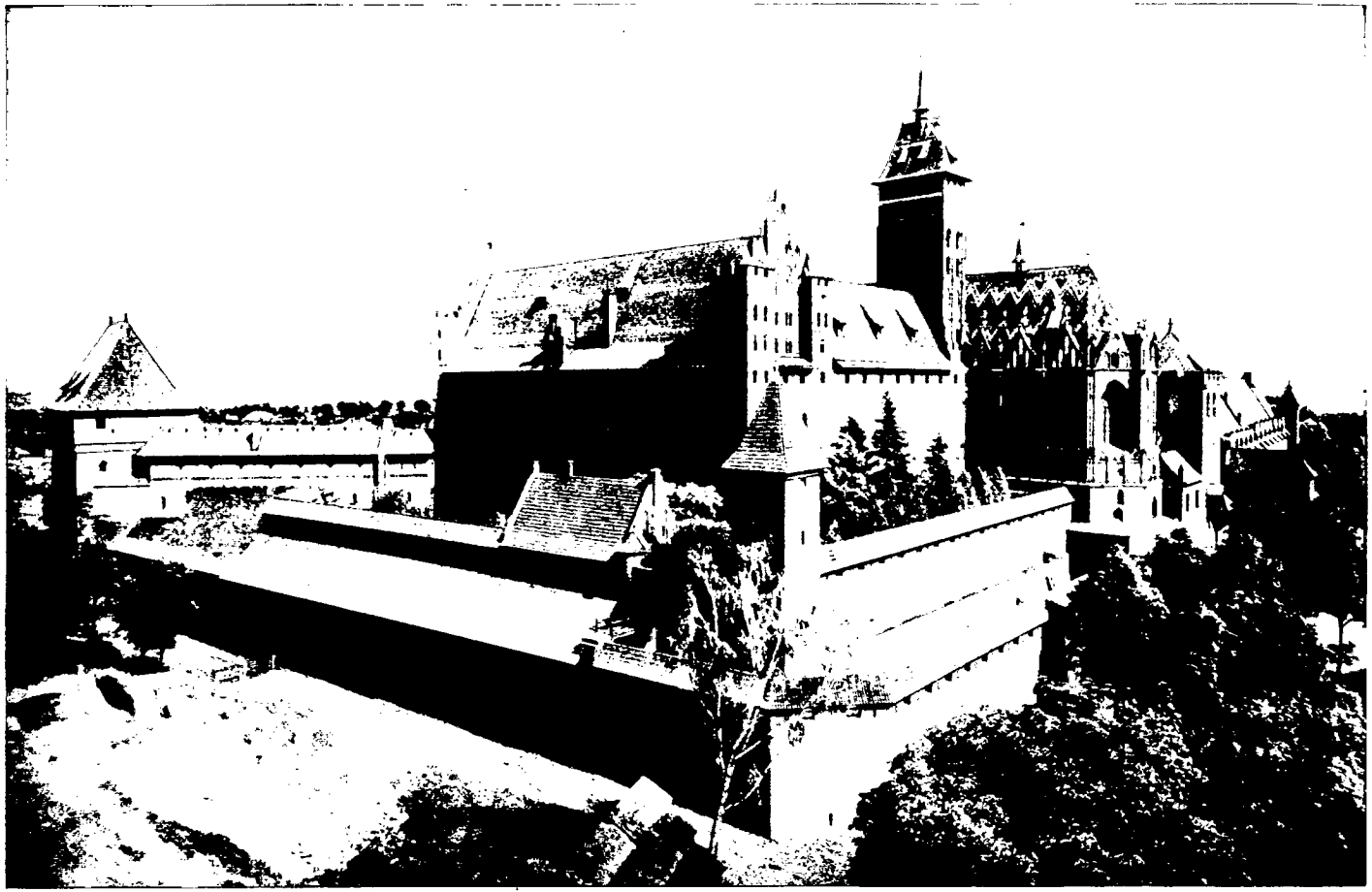
Der Große Remter
des Hochmeister-Schlosses der Marienburg, um 1340 erbaut

An diese Hauptaufgabe machte er sich sofort mit ganzer Entschlossenheit heran. Für eine Natur wie die seinige war sie dornenvoller als der Kampf selbst. Dort hatte das eiserne Gesetz des Krieges unbedingte Führerschaft erzwungen. Jetzt im

Frieden galt es tausend Hemmungen zu überwinden. Furchtbar hatte die Not den Verfall der alten Ordenszucht enthüllt. Durch Vorbild und Strenge versuchte Plauen sie herzustellen, indem er Beobachtung der Regel, karge Lebenshaltung, Opferung aller Kostbarkeiten forderte. War doch auch abgesehen von der Kriegsschuld das entsetzlich verheerte Land, Burgen, Dörfer, Gehöfte neu aufzubauen! Dafür fand er unter den Brüdern, deren Edelste die Tannenberger Erde deckte, doch nur wenige fähige, opferbereite Kräfte, die wie er selbst das fast Unmögliche kühnen Mutes erzwingen wollten. Die meisten wünschten Ruhe und Frieden um jeden Preis und schreckten in dem Elend der Gegenwart vor der Möglichkeit eines neuen Krieges zurück; und diese fanden bald ihr geistiges Haupt in dem aus Feindeshaft gelösten und zum Ordensmarschall ernannten Michael Küchmeister, der nur in nachgiebigem Diplomatisieren zwischen den Mächten Heil für den Orden erblickte und dadurch schließlich in scharfen Gegensatz zum Hochmeister geriet.

Durch solches Gestrüpp hindurch bahnte sich Plauen, der von der Unvermeidlichkeit neuen Schlagens überzeugt war, unbeirrt seinen Weg. Sein ingrimmiger Haß galt den Verrätern im Lande. Sollte man sie bei weiterem Kampfe nochmals in den eigenen Reihen dulden? Plauen wollte die im Thorner Frieden ausgemachte Straflosigkeit für sie nicht gelten lassen. Für den Ermländer Bischof Heinrich Vogelsang hatte er sich im Fall von dessen Rückkehr ausdrücklich den Rechtsweg vorbehalten. An der Kurie betrieb er hartnäckig, aber erfolglos seine Ersetzung durch einen ihm befreundeten Grafen von Schwarzburg. Noch eifriger hatte der Bischof von Kujavien und Pommerellen, Johann von Leslau, für den Polenkönig gewirkt. Auch hier drang Plauen mit dem vernünftigen Plane, die nationale Zwitterstellung des Bischofs durch Abtrennung des Archidiakonats Pommerellen vom kujavischen Sprengel zu bereinigen, gegen die polnischen Einflüsse am Hofe Papst Johanns XXIII. nicht durch. Beide Bischöfe waren für ihn „Ächter und Verräter". Es sei eine allzu harte Zumutung, erklärte er nachmals, daß er „die Natter am Busen und das Feuer im Gewandschoß hüten und hegen solle". Jene hätten zum mindesten die Freiheit aufs Spiel gesetzt, wären sie ins Land zurückgekehrt.

Die zweite Verrätergruppe, mit der Plauen aufräumte, waren die Kulmer Eidechsenritter. An ihrer geheimen Verbindung mit den Polen hatte es vor allem gelegen, daß Plauen Ende 1410 im Kulmerland nicht vorwärts gekommen war. Und nun stellte sich im Frühjahr heraus, daß sie sich damals in eine noch weit gefährlichere Verschwörung verstrickt hatten. Ein hoher Ordensbeamter, der Königsberger Großschäffer Georg von Wirsberg, dem Plauen mit der Komturei Rehden die Verfügung über Truppen und Mittel des Kulmerlands anvertraut hatte, ein ebenso leichtfertiger wie ehrgeiziger Mann, hatte die dort zusammengerafften Ordensschätze benützen wollen, um mit jenen Rittern, mit einer schlesischen Söldnerschar, mit polnischem und böhmischem Rückhalt Plauen in der Marienburg zu überwältigen, wohl gar zu ermorden und selbst das Hochmeisteramt zu gewinnen. Das war damals durch Plauens Heereszug ins Kulmerland



Die Marienburg des Deutſchen Ritterordens,
ſeit 1309 Sitz des Hochmeiſters und der Hauptverwaltung



Danzig mit der Marienkirche und dem Krantor

hintangehalten. Als es jetzt an den Tag kam, wollte der Hochmeister für solche Schurken die im Thorner Frieden zugesicherte Straflosigkeit nicht anerkennen. Das Haupt des Eidechsenbundes, Nitsche von Renys, der bei Tannenberg verräterisch das Banner gesenkt hatte, wurde durch raschen, listigen Zugriff verhaftet und nach seinem Schuldbekenntnis kurzerhand hingerichtet. Vier Mitverschworene, die über die Grenze entflohen und in Polen Unterhalt und Fürsprache fanden, wurden durch ein ordentliches Rittergericht geächtet, Wirsberg durch ein Ordenskapitel zu ewigem Gefängnis verurteilt.

Inzwischen hatten auch die verräterischen Städte Plauens harte Hand zu spüren bekommen. Die wichtigsten, Thorn und Danzig, hatten sich dem Orden äußerlich zwar wieder unterworfen, aber solange das Kriegsglück noch schwanken konnte, eine unzuverlässige Haltung bewahrt; sie hätten die polnischen Zugeständnisse gern auch vom Orden erpreßt. Seit dem Frieden ging Plauen auch da zu entschlossenem Handeln über. Es galt, die im letzten Menschenalter allzu selbständig gewordenen Ratsoligarchien in den früheren Zustand zurückzuzwingen, in dem der Orden Einfluß auf die Wahl von Ratsmannen und Schöffen sowie auf das Hochgericht ausgeübt hatte. Dabei konnte die Unzufriedenheit der anteilbegehrenden Zünfte klug gegen die Geschlechter ausgespielt werden. In Thorn ging die Umwandlung, durch die sich Plauen (vielleicht noch vor Friedensschluß) unter Zuziehung von Handwerkern die Ratsmehrheit verschaffte, ohne Blutvergießen ab, da die Verdrängten entfliehen konnten. In Danzig, dessen verwickeltere Schicksalsfügungen hier nur angedeutet werden können, gab es rohe Gewalttat hüben und drüben. Die Stadt ging damit voran. Rückkehrende Streiter von Tannenberg wurden in einem Auflauf erschlagen und beraubt. In selbstherrlicher Ausübung des Hochgerichts ließ der Rat mehrere Anhänger des Ordens köpfen. Seitdem Plauen seinen gleichnamigen gewalttätigen Bruder zum Komtur der Danziger Ordensburg eingesetzt hatte, begannen scharfe Gegenwirkungen. Die Spannung wuchs, als der Hochmeister zur Bezahlung der polnischen Kriegsschuld bei der völligen Verarmung des Ordens gezwungen war, an Städte und Landritterschaft die bisher ungewohnte Forderung einer Notabgabe zu richten, und die Danziger nicht allein die Zahlung weigerten, vielmehr die Gegenforderung eines Ersatzes ihrer Ausgaben für die Verteidigung der Marienburg erhoben, an der in der Tat vierhundert Danziger Matrosen teilgenommen hatten. Schon bezeichnete der Komtur die Vertreter der Stadt als „Böswichte und Hundsbuben". Plauen selbst aber verhängte nun über Danzig eine scharfe Sperre und verlegte den Stapel nach Elbing. Es kam zu feindseligen Maßnahmen hin und her, dann zu einem Stillstandsabkommen mit dem Komtur. Dieser aber nahm einen Fehdebrief des Rates an den Dirschauer Ordensvogt zum Anlaß, um durch einen Schreckensakt einen Wandel des Stadtregiments zu erzwingen. Er lud zwei Bürgermeister und einen Ratsherrn zusammen mit Gemeindevertretern auf das Schloß, und als die letzteren die Verantwortung für den Fehdebrief ablehnten,

nahm er jene drei in Haft und beging an ihnen am 6. April 1411 heimlich „ohne Recht und Urteil, ohne Beichte und Testament" einen schlimmen Justizmord. Als dann der Hochmeister, der um die Tat nicht wußte, auf Beschwerde der Angehörigen die Freilassung der vermeintlich noch Gefangenen gebot, gab er sie als Leichen heraus. Es war ein Frevel, der dem Orden noch lange zu schaffen machen sollte. Plauen aber war hart und staatsmännisch genug, um das einmal in Glut gebrachte Eisen rasch für den Orden zu schmieden. Indem er die Tat als rechtmäßige Hinrichtung von Verrätern, die auch die Einziehung ihres Vermögens nach sich zog, anerkannte, die klageführenden Abgesandten der Stadt in Haft nahm und einen nach Marienwerder geladenen selbständigen Städtetag, auf dem sich der Widerstand leicht versteifen konnte, verbot, setzte er die Bürgerschaft so sehr in Angst, daß er von ihr unter Ausnutzung gewisser Gegensätze zwischen Rat und Gemeinde schließlich alles, was er wollte, erreichte: Umgestaltung des Rates zugunsten des Ordens, wiederum mit Heranziehung auch von Handwerkern, Erneuerung des Zustimmungsrechtes zur Ratswahl und Zahlung einer die verweigerte Abgabe weit übertreffenden Bußsumme. Hinfort fand er in Danzig keinen Widerstand mehr bei den Steuerforderungen.

Diese waren trotz aller sonstigen Bemühungen noch weiterhin nötig zur Kriegsschuldzahlung. In der früher so glänzenden Finanzverfassung des Ordens hatte man dergleichen nicht gekannt. Die Einholung der Abgabenbewilligung in Form einer Vermögenssteuer führte zwangsläufig zur Einberufung von Ständetagen, wie sie in den Ländern des Reiches ja längst üblich waren, in Preußen aber erst jetzt begannen, zunächst freilich noch weitgehend unter Leitung des Hochmeisters, der für Nichtbewilligtes sich auch wohl an die Gemeinden selbst wandte. Plauen hatte so das Geld für die beiden ersten Raten glücklich aufgebracht, wäre auch zur dritten Zahlung auf Martini 1411 imstande gewesen, glaubte aber, da die Polen ihrerseits ihren Vertragspflichten nicht nachkamen, damit zurückhalten zu sollen, um nicht zu deren Erfüllung jedes Druckmittel aus der Hand zu geben. Von den Gefangenen waren zwar die Vornehmeren ausgeliefert, aber noch an die sechshundert geringere Leute in polnischer Gewalt, die, wie Plauen erklärte, ihm ebenso viel wert wären wie jene. Auch die versprochene Urkunde über das spätere Besitzrecht an Samaiten, gegen das sich in Polen nationaler Widerstand erhoben hatte, war nicht zu erlangen. So sah Plauen einen neuen Zusammenstoß voraus, und darum wollte er das Geld lieber zur Söldnerwerbung und Burgenbefestigung verwenden, besorgte er doch, wie er an König Wenzel schrieb, daß er das Land mit der heruntergekommenen Ordensmacht ohne fremde Hilfe nicht wohl behaupten könne. Weil nun darüber, daß er, statt die Kriegsschuld zu zahlen, vertragsbrüchig aufrüste, in Polen Erregung entstand, hielt er es für gut, Sigismund von Ungarn, der inzwischen römischer König geworden war, über die Lage aufzuklären, und entsandte an ihn den in diplomatischen Verhandlungen erfahrenen Ordensmarschall Küchmeister. Wenn er freilich hoffte, an diesem Herrscher durch gemein-

same Gegnerschaft zu Polen einen starken Kriegspartner gewinnen zu können, so sollte er bald bitter enttäuscht werden.

Sigismunds vielverzweigte, schillernde Politik, die in Kürze gar nicht dargelegt werden kann, hat auch in die Ordensgeschichte starke Unsicherheit gebracht. Wie mir scheint, schwebte ihm als Ziel vor, sowohl mit dem Orden wie mit Polen ein Defensivbündnis gegen den angreifenden Teil zu schließen, so den Frieden zu erhalten und über die Streitpunkte den Schiedsspruch zu fällen, aus alledem aber möglichst große Vorteile und reiche Geldspenden für sich selbst herauszuschlagen. Auch das eben von Witowd im großen betriebene Werk einer völligen Christianisierung Litauens mußte Papst und römischen König damals unbedingt für Erhaltung des Friedens stimmen. Darauf hatte doch auch der Orden Rücksicht zu nehmen. Küchmeister glaubte sicher, Gutes erreicht zu haben, als er aus Ungarn Sigismunds Angebot eines Defensivbündnisses, allerdings nur gegen ungeheure Zahlung, sowie die Zusicherung eines mit Beirat der Kurfürsten zu fällenden Schiedsspruches über die Streitpunkte und dazu noch den Entwurf eines Geheimvertrags zurückbrachte, in dem Sigismund für den Fall seiner Eroberung Polens (wohl in Ausübung seiner Defensivhilfe) dem Orden Kujavien und das Dobrzyner Land zusicherte. Plauen, der Küchmeister ausdrücklich jedes Eingehen neuer Geldverpflichtungen untersagt hatte, war entsetzt über das Unausführbare und Windige dieser Abmachungen. Er erkannte wohl schon damals, „das man anders nichten an uns suchet denne unser gelt". Indem er durch Zurückweisung der Vorschläge sowohl Eitelkeit wie Friedensdrang Küchmeisters verletzte, pflanzte er achtlos den Keim geheimer Feindschaft.

Wie kühl Sigismund tatsächlich dem verarmten Orden gegenüberstand, zeigte sich bald genug, als er am 15. März 1412 seinen Frieden mit Polen schloß. Auch da soll er (wohl für den Fall, daß Polen vom Orden angegriffen wurde) insgeheim einen Anteil an dem gemeinsam zu überwältigenden Preußenlande für sich gesichert haben. Brauchte diese Abrede, die allerdings nur mündlich erfolgt sein soll, auch nicht in vollkommenem Widerspruch mit dem Angebot an Plauen zu stehen, so würde sie, wenn wirklich erfolgt, doch einen bedenklichen Mangel an Wohlwollen für den Orden verraten. Begreiflich, daß sich nun Jagiello auf Anerkennung von Sigismunds Schiedsspruch verpflichtete, der auf einem zwei Wochen nach Pfingsten nach Ofen berufenen Tage ergehen sollte. Konnte Plauen die Entscheidung des römischen Königs, so wenig Vertrauen er ihr entgegenbringen mochte, seinerseits ablehnen? Er hätte gegen sich als Friedensstörer nahezu die ganze Welt aufgebracht und den Zuzug aus Deutschland verschüttet. So nahm er an, rüstete nun aber eine reiche Gesandtschaft aus, indem er dem Ordensmarschall Küchmeister den Erzbischof von Riga mit andern hohen Gebietigern, auch seinen eignen tatkräftigen Vetter sowie Landesritter und Bürgermeister der großen Städte, die Einblick in die Lage erhalten sollten, beiordnete. Abtretung von Land und Leuten oder weitere Geldbewilligung sollte ausgeschlossen sein.

Kaum waren die Bevollmächtigten abgereist, als Witowd mit neuem Friedensbruch auf Ordensgebiet eine Grenzburg errichtete. Daraus, schrieb Plauen sofort dem Erzbischof von Riga in seinem kraftvoll bildhaften Stil, gehe klar hervor, „das sie mit großer bosheit ume geen, und mogen globen, was sie wellen, is wirt doch von in nicht gehalden; die voraldete gewonheit und missetat mag nicht wol entwenet werden, is were denne, das sie usgerodt und also usgeworzelt würde, das sie vorder nicht grünen mochte". Es waren für ihn Wochen des Wartens voll höchster Spannung. Durch ständige Gebete, Messen und Prozessionen im ganzen Lande hoffte der fromme Meister, der wohl selbst barfuß voranschritt, während es in Ofen hoch herging, vom Himmel eine günstige Entscheidung herabzuflehen. Er wußte kaum, wie schwierig mit Sigismund zu verhandeln war, wie wenig in jenem höfisch-sittenlosen Treiben noch höhere vaterländische Rücksichten zählten. So war der ohne Beteiligung der Kurfürsten verkündete Spruch vom 24. August, mochte er sich auch so ziemlich auf der Mitte zwischen den Parteiwünschen halten, für ihn eine bittre Enttäuschung. Die Thorner Friedensbestimmungen sollten durchgeführt werden, Polen die Gefangenen und die Samaiten-Urkunde ausliefern, der Orden die Restsumme der Kriegsschuld zahlen und die beiden bischöflichen Emigranten nach hoher Entschädigung wieder zulassen. Die Grenzfragen und andre Streitpunkte würde ein Abgesandter Sigismunds an Ort und Stelle prüfen. Die Zahlungsweise wurde anfänglich derart geregelt, daß jene Restschuld, die sich noch um einen bedeutenden Betrag für Sigismunds schiedsrichterliche Bemühungen erhöhte, an diesen selbst entrichtet werden sollte, der dafür an Jagiello einen Teil der Zips verpfänden und dessen Schuldbrief dem Orden zurückgeben würde. Dies wäre insofern nicht ungünstig gewesen, als das Bargeld dann wenigstens nicht dem Feinde unmittelbar zugeflossen wäre. Indes Jagiello bestand doch auf rascher, direkter Ablieferung bis zum 13. Januar 1413 und machte mit Küchmeister aus, daß ihm bei Zahlungsverzug die Neumark zu verpfänden sei. Darauf hatte er es abgesehen, denn bei der feindlichen Haltung der Pommernherzöge zum Orden wäre dessen Einkreisung und Abschneidung von Deutschland damit vollendet worden. Plauen übersah sofort die Größe der Gefahr. Würden die Polen, einmal im Besitz der Neumark, selbst durch Erstattung der Pfandsumme, wie Küchmeister leichthin meinte, daraus wieder zu vertreiben sein?

Es wird damals erregte Auseinandersetzungen mit dem heimgekehrten Ordensmarschall gegeben haben, der überdies noch für nötig befunden hatte, Sigismunds Gattin, eine Base der polnischen Königin, durch Zusage einer hohen Bestechungssumme zu gewinnen. Wollte Plauen auch deren Berechtigung durchaus nicht anerkennen und klagte er wohl bitter, seine Gesandten seien „us dem garne in den kewtel (= Netz)" gekommen und „müssen tanzen wie man in vorgyget", so wußte er doch, daß eine Ablehnung des Schiedsspruches den sofortigen Krieg nicht nur mit Polen-Litauen, sondern wohl gar mit dem römischen König

bedeutete und daß er dafür kaum die Zustimmung der Ordensgebietiger erlangen würde. So entschloß er sich trotz der Kürze der Frist, der Erschöpfung aller Kassen, trotz Mißernte, Ausbleiben des Heringsfangs und der allgemeinen Wirtschaftsnot zu dem verzweifelten Versuch, wenigstens die pünktliche Zahlung an Polen mit den letzten Mitteln zu erzwingen und dadurch die Neumark zu retten. Indes die äußerste eigne Einschränkung, die Einschmelzung des noch vorhandenen kostbaren Kirchengeräts, der zwangsweise verfügte Aufkauf alles Silbers im Lande und die weitere Verschlechterung der Münze erbrachten doch nur einen Teilbetrag. Von dem ausgepreßten Lande aber war die ständische Bewilligung einer neuen Abgabe nicht mehr zu erwarten. Da hat Plauen zu einem neuen Mittel gegriffen, um sich über das Bewilligungsrecht beauftragter Ständevertreter hinwegzusetzen. Auf den 28. Oktober 1412 berief er im Einvernehmen mit seinem Gebietigerrat nach Elbing selbstausgewählte Ordensanhänger aus Rittern und Knechten der Landschaften sowie Bürger aus den größeren und kleineren Städten, um sie zu einem „Landesrat" zu vereidigen. In die Lage eingeweiht und um ihre Meinung befragt, erhielten sie die Aufgabe, in den für jede Komturei zu berufenden ständischen Urversammlungen von Landschaft und Städten für die Zahlung einer nochmaligen Vermögenssteuer, die noch durch eine städtische Tisch- und Familienabgabe und einen ländlichen Hufenschoß und Dienstlohnabzug ergänzt wurde, Stimmung zu machen und die geforderten Gelder einzuziehen. Man hat in diesem Landesrat früher fälschlich eine ständisch-konstitutionelle Körperschaft mit selbständigem Anteil an der Regierung erblickt und dem Hochmeister wohl gar demokratische Neigungen zugeschrieben. Im Gegenteil: als Ausführungs- und Propagandaorgan der unverrückbaren hochmeisterlichen Absichten sollte der Rat das umgehen, was von ständischem Bewilligungsrecht schon vorhanden war, und wenn sich Plauen in zweifellos sozialem Geiste vielfach auf die Geringeren, auf kleinere Städte, Zünfte, Urversammlungen stützte, auch wohl den freien samländischen Erbbauern wirtschaftliche Vorrechte verlieh, so geschah es vornehmlich, um oligarchischen Widerstand gegen seinen Herrscherwillen zu brechen. Damit soll nicht bestritten werden, daß dieser aus der Not geborene Landesrat als Keim einer Entwicklung angesehen werden mag, die späterhin zu einer wahrhaft verantwortlichen Beteiligung der Landeseingesessenen an den bisher nur dem Orden zustehenden Regierungsgeschäften führen konnte. Zunächst hat er wesentlich dazu beigetragen, daß zu Anfang 1413 wider alles Erwarten die Restsumme an Polen tatsächlich ausgezahlt wurde.

Wollte man annehmen, Plauen hätte nach solchem Erfolg seiner durchgreifenden Energie aufatmen können, so würde man ganz in die Irre gehen. Unter der Last immer schwererer Sorgen wird der Held nun erst zur tragischen Figur, über die schließlich ein furchtbares Schicksal hereinbricht. Der inzwischen zur Prüfung der Streitfragen eintreffende juristische Bevollmächtigte Sigismunds erregte Plauens Unmut, weil er sich über die Untersuchung hinaus richterliche Entscheidung anmaßte. Bald erging an Sigismund ein Protestschreiben, er möge „einen besseren

Mann schicken". In Litauen ganz anders umschmeichelt und von Witowd, der jetzt fast ganz Preußen als altes litauisches Erbland erklärte, sogar zum Ritter geschlagen, glitt jener Jurist nur um so mehr ins gegnerische Fahrwasser, gab allen Anklagen gegen den Orden williges Gehör und rechtfertigte sogar die geächteten Kulmer Flüchtlinge. Dazu kam, daß die von Polen endlich überreichte Samaiten-Urkunde unbefriedigend ausfiel. Man wußte, daß gegen das nach Jagiellos und Witowds Tod wieder auflebende Recht des Ordens auf jene Provinz im Namen litauischer und polnischer Prinzessinnen Protest eingelegt war, und fand in den Text den Vorbehalt fremden Rechtsanspruchs eingefügt, während das große Staatssiegel an der Urkunde fehlte. Plauen wies sie schroff zurück, worauf die Gegner ihn natürlich als Friedensstörer hinstellten. Währenddessen drängten Sigismund und seine Gemahlin bereits wegen der ihnen versprochenen Summen. Plauen wußte sich nicht anders zu helfen als dadurch, daß er in immer schärferem Ton dem lauen Deutschmeister Befehle zur Zahlung selbst durch Verpfändung deutschen Ordensbesitzes erteilte. Da klagte er wohl, daß der Gedrang und Jammer jenem nicht in erhofftem Maße zu Herzen gegangen sei, fragte, warum er ihn in Briefen an deutsche Fürsten so unwürdig hinterrücks wider Gott und die Wahrheit lästere, und gebot endlich bei fernerer Weigerung kraft der Gehorsamspflicht seine und seiner Mitgebietiger Siegel sowie geeigneten Besitz zur Verpfändung auszuliefern. Das war eine Sprache, die man von einem Hochmeister noch nicht gehört hatte. Auch der Landmeister von Livland, der sich schon früher über die nicht gewohnte Schärfe des Tones beklagt hatte, wurde nun in Sachen der Schuldentilgung, des Kriegs und Friedens schlechthin als Untergebener behandelt, und wenn ihm geboten wurde, „mehr Ritter von andern Zungen ins Land zu nehmen, damit die Zungen sich gleich würden", so konnte das nur bedeuten, daß durch Beimischung von Oberdeutschen, die in Preußen vorherrschten, zu den niederdeutschen Balten eine engere Verschmelzung der beiden Ordensgebiete angestrebt wurde. Die herrische Führernatur Plauens, die sich in der fieberhaften Tätigkeit dieser Monate durch sachlich berechtigte, aber persönlich doch schädigende Gereiztheiten Luft machte, drohte bei allem ehrlichen Konservatismus eben doch das oligarchische Gefüge des Ordens zu zersprengen. Dies führte zu schwerstem Konflikt mit seiner nächsten Umgebung, als er jetzt aus dem Verhalten der äußeren Gegner die furchtbar klare Erkenntnis gewann, daß ein neuer Krieg unabwendbar sei, der aber dann vor der erst im nächsten Jahr zu erwartenden Vollendung der polnisch-litauischen Rüstung lieber sofort durch kühnen Angriff eröffnet werden müsse. Besser, als Schritt für Schritt vor der fremden Anmaßung zurückzuweichen und teuer erkaufte Lande preiszugeben, so meinte er, „were uns allen in die ere unser liben frowin dorvor zu sterbin".

Solchen Todesmut aber teilten mit ihm nur wenige Freunde und Verwandte. Die weit überwiegende Ordensmehrheit mit Küchmeister an der Spitze hielt einen neuen Krieg für Wahnsinn und wollte von den Angriffsvorbereitungen nichts

wissen. Plauen hoffte wohl, sie durch rasche Erfolge mitreißen zu können, suchte aber ihre Gegenwirkungen dadurch zu vermeiden, daß er die entscheidenden Anordnungen selbständig und heimlich traf. Indem er Jagiello noch eine Weile mit Verhandlungen hinhielt, rüstete er in äußerster Hast. Nach der genauen Angabe eines an den Ereignissen selbst beteiligten wohlunterrichteten Ritters soll er schließlich gegen Pommern sechstausend, gegen Polen fünfzehntausend Berittene außer zahlreichem Fußvolk zur Verfügung gehabt haben. Mag das vielleicht auch etwas zu hoch gegriffen sein, so kann die von allen Seiten durch Freundeszuzug, Söldnerwerbungen und Landesaufgebot zusammengebrachte Streitmacht keinesfalls unbedeutend gewesen sein. Unterhalt und Sold gedachte man sich wohl in Feindesland zu holen. Die Spannung wuchs. Proteste und Rechtfertigungsschreiben gingen über die Grenze hin und her. Mit besonderer Entrüstung warf Plauen Jagiello vor, daß er jene geächteten kulmischen Hochverräter bei sich hege und ihre Wiederaufnahme begehre; er selbst würde in ähnlicher Lage Frevler gegen des Königs Majestät nicht nur aus dem eignen Gebiet, sondern, wenn das möglich wäre, über die Grenzen der Welt hinaus vertreiben. Scharfe Antwort wegen offner Verletzung des Ofener Schiedsspruchs blieb nicht aus, und auch Sigismund untersagte streng jede kriegerische Handlung. Trotzdem waren im Herbst 1413 die militärischen Aussichten für den Orden noch verhältnismäßig günstig. Jagiello, Witowd und nahezu alle geistlichen und weltlichen Großen Polens und Litauens begingen damals fernab südlich am Bug den feierlichen Vereinigungsakt von Horodlo; in den polnischen Gebieten wütete eine böse Seuche.

Mitte September sollte der Angriff von drei starken Heerhaufen gegen die südlich angrenzenden Lande und den mit dem Feind verbündeten Pommernherzog von Stolpe einsetzen. Da ein erster Schicksalsschlag: der vermutlich überarbeitete Hochmeister selbst fiel zu Marienburg in Krankheit! Das hielt zwar den Feldzug nicht auf, gab aber den Machenschaften seiner Gegner im Orden Spielraum. Schon war ein Vortrupp von Gästen und Söldnern verheerend in Masowien eingedrungen, als Küchmeister mit den Großgebietigern, die an der Spitze der noch diesseits der Grenze sich sammelnden Haupttruppen standen, am 29. September den verhängnisvollen Entschluß faßte, sich dem Kriegswillen Plauens gewaltsam entgegenzustemmen. Nach sechzehn Tagen war der masowische Feldzug zu Ende. Als Ordensmarschall sandte Küchmeister auch an Plauens Bruder den Gegenbefehl, den Angriff auf Pommern nicht zu eröffnen. Jener gehorchte nicht, konnte aber bei solcher Spaltung seinen Feldzug nur vier Tage lang fortführen, die vielleicht besser für einen raschen Marsch nach Marienburg zur Stütze des Hochmeisters benutzt worden wären. So sollten ihm die rebellischen Gebietiger zuvorkommen.

Die Kunde von Verrat und Meuterei muß auf den kranken Hochmeister eine entsetzliche Wirkung geübt haben. Noch gab er nicht alle Hoffnung auf, sondern berief auf den 14. Oktober die Gebietiger zum Kapitel nach der Marienburg, um Küchmeister und wer sich sonst schuldig gemacht hatte, zur Verantwortung zu

ziehen. Mit der schon etwa eine Woche vorher erfolgenden Ankunft der Gebietiger wurde die Stimmung in der Marienburg unheimlich. Plauen fühlte sich nicht mehr sicher. Den Eingang zu seinem Gemach ließ er durch Wachen absperren, auch noch mit neuem Schloß versehen und seinen Harnisch in die anstoßende Kammer bringen. In der Tat hatten sich seine Widersacher zu einer Gegenregierung zusammengeschlossen, in der formal der oberste Spittler Hermann Gans als „Statthalter" des Hochmeisters die Leitung hatte, die treibende Kraft aber Küchmeister war. In der Nacht zum 9. Oktober, wie es scheint, erfolgte spätestens der Staatsstreich. Man weiß, wie sehr nach solchen Vorgängen die Dinge von den Siegern zu ihren Gunsten entstellt zu werden pflegen. So kann man auch hier den Verlauf nur annähernd erraten. Wahrscheinlich wußten sich die Gebietiger unter dem Vorwand einer notwendigen Beratung Eintritt in Plauens Schlafgemach zu verschaffen; dort bemächtigten sie sich seiner Siegel und Schlüssel, nahmen den kranken Meister in Haft und sperrten ihn in einen Turm. Sogleich ergingen dann an Sigismund, Wenzel, Jagiello und an den Herzog von Stolpe, später auch an Witowd und andere Fürsten rechtfertigende Briefe: Der abgesetzte Hochmeister habe in seinem verhärteten Eigensinn durch seine Kriegspolitik das Land ins Verderben gestürzt. Auch sein ungehorsamer Bruder habe von seinem Komturamt entfernt werden müssen. Nun aber seien rings an den Grenzen Friedensmaßnahmen ergriffen. Man hoffe mit dem König von Polen, dem die Absetzung des Hochmeisters zur Genugtuung für widerfahrenes Unrecht dienen möge, auf einem baldigen Verhandlungstage alle Streitpunkte zu begleichen.

Darauf trat man zusammen, um für den nahen Kapiteltag die Anklagepunkte aufzusetzen. Da spielen Steuerdruck, Münzverschlechterung, eigenmächtige Einsetzung des Ermländer Bistumsverwesers, Verletzung der im Thorner Frieden ausgemachten Straflosigkeit, sogar angebliche Abhängigkeit seiner Entscheidungen von Sterndeutern und Weissagern zwar eine Rolle. Das Wesentliche aber ist überall Plauens Eigenwilligkeit, die Zuziehung nur der nächsten Verwandten und Freunde, die Beiseiteschiebung des Rats der Gebietiger, denen auf ernstliche Warnung zur Antwort geworden sei, „her hette yn zu gebitin, her welde selbir rathen und welde ires rathis nicht volgin". Und der entscheidende Streitpunkt ist der, daß man sein Kriegstreiben für verderblich, eine nachgiebig erfüllende Friedenspolitik allein für heilbringend hielt. Dagegen bestand keine Meinungsverschiedenheit, wie man wohl irrig angenommen hat, über die Zweckmäßigkeit des Landesrates, und es ist nicht so, daß Plauen mit diesem die künftige Rettung des preußischen Staatswesens versucht, seine Gegner aber durch seinen Sturz diesen Heilsweg versperrt hätten. Küchmeister hat in diesem Punkte später kaum anders gedacht, wenn auch weniger straff und führend gehandelt. Wie weit gerade bei ihm auch persönliche Antriebe des Hasses, der Mißgunst, verletzter Eitelkeit und unbefriedigten Ehrgeizes mitgespielt haben, läßt sich nicht sicher nachweisen; aber wie könnte bei solchen Reibungen und Zusammenstößen dies

Menschlich-Allzumenschliche ganz fehlen? Er wird es vornehmlich auch gewesen sein, der am 14. Oktober, als noch weitere Gebietiger zum Kapitel erschienen waren, auf jene Anklagen hin die Gutheißung des Geschehenen durch seinen Einfluß durchsetzte. Nach einer Weile wurde der gesundheitlich einigermaßen hergestellte alte Meister nach Engelsburg bei Graudenz verbracht, um auch dort unter Bewachung gehalten zu werden.

Zweifellos hatte er sich in der letzten Zeit in seinen Herrschaftsmaßnahmen nicht mehr streng an die Ordensvorschriften gehalten, die ihn verpflichteten, in wichtigeren Angelegenheiten den Rat der Gebietiger einzuholen. Ohne weiteres ist auch zuzugeben, daß Plauen nach der Art seines Geschlechts nicht jene Geschmeidigkeit besaß, die bei aller Festigkeit der Ziele erfolgreichen Politikern eignen muß, daß er oftmals durch Schroffheit und Gewaltsamkeit die aus der Lage erwachsenden Widerstände unnötig verschärfte. Ebenso gewiß ist aber auch, daß seine Absetzung kein rechtmäßiger Akt war, daß, wie alsbald seine Verwandten in entrüsteten Protesten der Welt verkündeten, „unser liber herre und vetter seine wirdicheit mit willen nicht ubergeben hat, sunder mit gewalt davon gedrungen, getwungen, vorstoßen ist". Die Gegner werden ihr Vorgehen mit der dringenden Kriegsgefahr entschuldigt haben, suchten aber einen festeren Rechtsboden zu gewinnen, als Anfang Januar 1414 der Deutschmeister und der Meister von Livland, beide längst in gespanntem Verhältnis zu Plauen, mit ihren Gebietigern zur neuen Hochmeisterwahl in der Marienburg eintrafen. Dorthin wurde der frühere Hochmeister durch zwei Komture eingeholt und mußte noch einmal die Anklagen über sich ergehen lassen. Möglich, daß er nun, wie der halbamtliche Ordenschronist berichtet, auf das doch verlorene Amt formell verzichtet hat, um sich als Entgelt dafür, daß dadurch die Neuwahl auf sicheren Rechtsboden gestellt wurde, die Komturei Engelsburg übertragen zu lassen. Nachdem er dann, gewiß mit starker Selbstüberwindung, dem neuerwählten Hochmeister Michael Küchmeister, der dafür einzig in Betracht gekommen war, wie die andern Brüder Gehorsam gelobt hatte, glaubte er zu Engelsburg seines bescheidenen Amtes in Ruhe, wenn auch unter fortdauernder Überwachung, walten zu können. War so das formale Recht wieder eingerenkt, so hindert das doch nicht, den Vorgang in die ähnlichen Zeiterscheinungen einzureihen, die allenthalben eine revolutionäre Erhebung oligarchischer Gewalten über allzu scharf angespannte oder auch vernachlässigte monarchische Rechte zeigen; man braucht nur an den Sturz Richards II. von England, die kurfürstliche Absetzung Wenzels, das Parteienregiment in dem Frankreich Karls VI. und die wiederholte Absetzung gar von Päpsten durch Kardinäle oder Konzilien zu erinnern. Heldenhafte Gestalten fanden da wenig Wurzelboden; selbst Jeanne d'Arc endete nach kurzer Siegeslaufbahn auf dem Scheiterhaufen!

Die Hauptfrage in Plauens Schicksal bleibt die, ob er mit seiner verzweifelt kühnen Kriegspolitik recht gehabt hat oder vielmehr sein Gegner Küchmeister mit seinem diplomatisierenden Friedensstreben. Niemals wird sich natürlich aus-

machen lassen, ob er selbst seinen Orden zu dauernden Kriegserfolgen oder zu ehrenvollem Untergang geführt haben würde. Daß aber jene Friedenspolitik, wie er klar vorausgesehen, völlig scheiterte, sollte er nur zu bald noch mit traurigster Genugtuung erleben. Denn nachdem Küchmeister sofort gründlich abgerüstet, die Söldner ebenso wie Plauens Vettern und Freunde fortgeschickt, mit Pommern einen vorläufigen Frieden vereinbart hatte, ließ er sich von Jagiello mit leeren Hoffnungen hinhalten, bis Polen und Litauen zum Kampf voll gerüstet waren. Dann aber erhoben in den Grabauer Verhandlungen vom April 1414 die polnischen Räte für Erhaltung des Friedens so unerhörte Gebietsforderungen, daß ihre Absicht, die Ordensherrschaft völlig zu vernichten, selbst Küchmeister aufdämmern mußte. Wie ließ sich angesichts des nun doch unter so viel ungünstigeren Umständen drohenden Krieges und der wütenden Anklagen von Plauens Verwandten rings im Reiche die kläglich zusammengebrochene Friedenspolitik trotzdem rechtfertigen? Am ersten noch, wenn man alle Schuld auf den Altmeister und seinen Anhang schieben konnte, und zwar nicht nur auf seinen Friedensbruch, der Polen gereizt habe, sondern möglichst auf neuerliche Machenschaften, die den Erfolg in Grabau hintertrieben hätten. In die für solche Gerüchte aufnahmebereite Stimmung platzte nun die sichere, durch den Leslauer Bischof übermittelte Nachricht hinein, Heinrich von Plauen habe an den Polenkönig ein Aufnahmegesuch gerichtet, ihm Beistand angeboten und von jenem das Versprechen der Wiedereinsetzung erhalten. Sofort ordnete Küchmeister tunlichste Sperrung der Grenzen an, eilte selbst nach Engelsburg, nahm den Altmeister aufs neue gefangen und ließ ihn, nachdem er den Gebietigerrat von seiner Schuld überzeugt hatte, des Komturamtes berauben und als Häftling nach dem weitentfernten Brandenburg am Frischen Haff schaffen. In der halbamtlichen Darstellung wurde diese Maßregelung weiter durch die Behauptung gestützt, der Altmeister habe den Polen bei ihrem Einmarsch etliche Burgen des Kulmerlandes in die Hände spielen wollen.

Es besteht größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß hier die launenhafte Gewohnheit des Plauen-Reußischen Hauses, alle die männlichen Angehörigen „Heinrich" zu taufen, dem Größten des Geschlechts einen argen Streich gespielt hat. Jenes Gesuch stammte in Wirklichkeit von Plauens gleichnamigem Bruder, und diesem, obwohl auch er verfolgt wurde, gelang es in der Tat, in Verkleidung über die masowische Grenze zu entwischen. Er wurde wahrhaft zum Verräter am Orden und hat dem Polenkönig durch sieben Jahre hindurch preußenfeindliche Dienste geleistet. Diese hat der große polnische Geschichtsschreiber Johannes Dlugosz zwar gebührend zu schätzen gewußt, aber er rückt doch den früheren Hochmeister zu seinem verhängnisvollen Bruder in deutlichen Gegensatz, wenn er zu Plauens Tode vermerkt: „Er war um so ruhmwürdiger, weil selbst die durch sieben Jahre hindurch von dem sinkenden und dem Untergang nahen Orden gegen ihn geübte große Grausamkeit seinen Geist in keiner Weise von der Ehrfurcht gegen den Orden hatte abwenden können."

Im Grunde endet Plauens Leben mit seiner Gefangenschaft. Nur verworren mochte er in der Ferne den Strom der Ereignisse in ganz anderen Bahnen, als er sie gewollt, vorüberrauschen hören und erfahren, daß der Krieg, den er unter günstigeren Umständen in Feindesgebiet hatte tragen wollen, nun noch einmal das preußische Land auf das entsetzlichste verheerte. Das Brandenburger Gefängnis hatte er bald mit dem im Danziger Komturschlosse, dem Ort des Justizmordes von 1411, vertauschen müssen, um später noch einmal nach Brandenburg verschickt zu werden. Während aber dem zweifellos schuldigen Bruder auf die unablässigen Bemühungen der Verwandten schon 1418 der Wiedereintritt in den Orden nach Ableistung einer Buße freigestellt wurde, wollte Küchmeisters kleine Seele noch 1420 von einer Befreiung des Altmeisters, den er offenbar noch immer fürchtete, nichts wissen, wenn ihm auch wie bisher an Speise, Getränk und aller Notdurft „behägliche Güte" erzeigt werden solle. So wurde Plauens schweres Los wohl erst nach der Abdankung seines alten Widersachers durch den neuen Hochmeister Paul von Rußdorf wesentlich erleichtert, der ihm bald (1424?) Lochstedt zwischen Haff und See zu freiem Aufenthalt mit angemessenem Jahresgehalt anwies. Ging auch dort nicht alles nach Wunsch, so daß er über Vorenthaltung seines Geldes, ungenügende Kleidung und Eingriffe in seine Wirtschaft Beschwerde zu führen hatte, so erwies sich ihm Rußdorf, einmal durch Übersendung von Rock und Mantel, doch freundlicher gesinnt und verschaffte ihm 1429 sogar das vermutlich damals erst freigewordene Pflegeramt zu Lochstedt. Nur sieben Monate lang sollte Plauen es noch bekleiden, denn gegen Ende des Jahres hat ihn der Tod von einem kaum noch lebenswerten Dasein erlöst. Dem Verstorbenen erwies man immerhin die Ehre der Bestattung in der Hochmeistergruft der von ihm einst geretteten Marienburg.

Sein auf knappe drei Jahre begrenztes geschichtliches Leben kennzeichnet sein Wesen so eindeutig, daß es keiner zusammenfassenden Charakteristik bedarf. Er ragt aus seiner feigen, unheldischen Zeit als ein herrischer und willensstarker Held empor, als ein Führer, der leider ungenügende Gefolgschaft fand, als ein Staatsmann, der über das Treiben in der weiten Welt vielleicht nicht immer hinreichend unterrichtet war, in seiner sittlichen Hoheit auch gar nicht darin untertauchen wollte, der aber in dem Umkreis, den er übersah, Machtsinn, Blick für das Mögliche und Entschlußkraft für das Notwendige bewährt hat; immerhin kein strahlender, sondern ein finsterer, von Not und Unglück umwitterter Held, dessen schweres Schicksal doch auch durch die schroffe Härte seines Geschlechts mitbestimmt wurde, an den sich in der Gestalt seines Bruders auch Schuld herandrängte. Aber schon Treitschke, der als Jüngling mit der dramatischen Gestaltung dieses Stoffes rang, hat sich mit Recht gegen jene „moralisierende Nüchternheit" gewandt, „welche Menschengröße nur als das Gegenteil des Frevels zu begreifen vermag, uneingedenk der tiefen Wahrheit, daß jeder große Mensch reich begabt ist zur Sünde wie zum Segen".

Gutenberg

1397—1468

Von

Alois Ruppel

Wer die Männer der deutschen Geschichte, die nicht nur dem eigenen Volke, sondern allen Völkern der Erde und jedem Einzelmenschen entscheidend Gutes taten, überschaut, dessen Auge wird an einem sehr unscheinbar aussehenden Manne haften bleiben, der keine Krone trug, keine Religion stiftete, keine neuen Länder entdeckte, keinen Kriegs- oder Gelehrtenruhm an seinen Namen heftete, sondern in das bescheidene Gewand eines einfachen Handwerkers gekleidet war und in größter Armut lebte und starb. Und doch gebührt ihm die schönste Krone, der höchste Entdeckerruhm. Denn er war es, der vor fast 500 Jahren in einer kleinen Werkstatt der heutigen Schustergasse zu Mainz eine Erfindung machte, die die Welt aus ihren verrosteten Angeln hob und ihr eine neue Laufrichtung gab. Dieser Große unter den Großen der Erde war kein anderer als Johannes Gensfleisch genannt Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst.

Die Bedeutung seiner Erfindung besteht darin, daß er als erster es möglich machte, das gesamte Wissen der damaligen Zeit und aller nachfolgenden Zeiten, das vorher nur durch mühsames Abschreiben immer wieder nur auf Einzelne der nachkommenden Geschlechter vererbt wurde, nun schnell und billig in schier unzählbarer Menge allen Menschen, wann und wo immer sie in der weiten Welt auch leben mochten, zu überliefern.

Waren schon die Erfindungen der Sprache und der Schrift alles überragende Großtaten des menschlichen Geistes, so hat doch erst die Erfindung der Druckkunst es möglich gemacht, daß die Menschen ihre Erkenntnisse und Erfahrungen untereinander schrankenlos austauschen und gesichert der Nachwelt weitergeben konnten.

Gutenberg war ein Deutscher, Sohn und Bürger der deutschen Stadt Mainz am deutschen Rhein. In der Schlußschrift seines Catholicon von 1460 hat er sich stolz zu seinem Volke und zur deutschen Nation bekannt. Wenn die ganze Welt diesem einen Manne ihre dankbare Huldigung darbringt und seine Großtat zu allen Zeiten als das größte Geschenk pries, das je ein Erdgeborener der ganzen Menschheit neidlos und uneigennützig dahingab, wenn Nichtdeutsche (wie Victor Hugo) die Erfindung der Druckkunst das größte Ereignis der Weltgeschichte nennen, so muß es jedes deutsche Herz mit Stolz erfüllen, daß es einer aus unserem Volke war, der diese Tat vollbrachte und durch sein Werk allen Menschen das bisher fast gänzlich verschlossene Tor zum Wissen mit einem einzigen gewaltigen Schlage öffnete. In Gutenberg ist das Deutschtum im schönsten und edelsten

Sinne zum Weltbürgertum erhoben. Wir können den Stolz verstehen, mit dem der Drucker Ulrich Zell dem Kölner Chronisten von 1499 erzählte: „Diese hochwürdige Kunst wurde erfunden zu allererst in Deutschland zu Mainz am Rhein; und das ist für die deutsche Nation eine große Ehre, daß es so sinnreiche Menschen hat, die eine solche Erfindung zustande bringen konnten."

Über Gutenbergs Person und über die Art, wie seine Erfindung zustande kam, ist recht wenig bekannt. Es ist ein tragisches Geschick, daß über dem Leben und dem Werk des Mannes, der soviel Licht in die Welt gebracht hat, so tiefes Dunkel gebreitet liegt. Die zahllosen Veröffentlichungen über den Mann und seine Erfindung haben den Schleier des Geheimnisses nur wenig lüften können.

Das Dunkel, das die Entstehung der Erfindung Gutenbergs umgibt, wird, wie Charles Mortet in seinem vorzüglichen Buche über die Anfänge der Druckkunst schreibt, verursacht durch die Seltenheit der gleichzeitigen Zeugnisse, durch die Ungenauigkeit der Ausdrucksweise in den wenigen erhaltenen Dokumenten und vor allem durch den Umstand, daß der Erfinder der Druckkunst auf keinem seiner Drucke seinen Namen nennt und auch den Ort und die Zeit der Druckherstellung verschweigt. Die Schwierigkeit, dieses Dunkel zu lichten und zu einer einheitlichen Auffassung über die Erfindung der Druckkunst zu gelangen, wurde noch dadurch vermehrt, daß Nationalstolz und Lokalpatriotismus gar zu gern bewiesen hätten, daß gerade diese Erfindung, die größte, segensreichste und folgenschwerste von allen, bei dem eigenen Volke oder gar in den eigenen Mauern entstanden sei.

Wer wurde nicht schon alles für den Erfinder der Buchdruckerkunst gehalten! Der chinesische Schmied Pi Schêng stellte schon 400 Jahre vor Gutenberg Drucke mit gebrannten Tonzeichen her. — Zu Söul in Korea druckte man bereits 1407 mithunderttausenden von gegossenen Kupfertypen zahlreiche Werke der chinesischen Literatur. War das die Erfindung der Druckkunst, die sich die Welt eroberte? — Zu Avignon in Südfrankreich sind in den Jahren 1444—1446 zahlreiche Verträge notariell eingetragen worden, aus denen hervorgeht, daß der Silber- und Goldschmied Prokop Waldfogel aus Prag dort die Kunst, künstlich zu schreiben, lehrte und dafür lateinische und hebräische Metallbuchstaben verkaufte und verlieh und alle, die die neue Kunst ausübten, schwören ließ, sie geheimzuhalten. Prokop Waldfogel brauchte zu seiner Geheimkunst Stahl, Eisen, Zinn, Kupfer, Messing und Blei, also Materialien, wie sie die späteren Buchdrucker benutzten. Müssen wir auf Grund dieser unbezweifelbaren Eintragungen nun Prokop Waldfogel als den Erfinder und Avignon als die Heimatstadt der Druckkunst betrachten? — Zu Feltre in Norditalien erhebt sich seit 1868 ein stolzes Denkmal, das den in dieser Stadt 1398 geborenen Arzt Pamfilo Castaldi als Erfinder der beweglichen Type feiert. — Zu Straßburg glaubte man jahrhundertelang, daß Johannes Mentelin aus Schlettstadt der Erfinder der Buchdruckerkunst sei. — Brügge in Flandern erhebt für seinen Bürger Johannes Brito den Anspruch auf

die Erfinderehre, weil dieser selbst in einem typographisch hergestellten Werk erklärt, die wunderbare Kunst mit allen ihren Geräten ohne jedes fremde Zutun erfunden zu haben. — Selbst in frühen Mainzer Drucken werden bald Johann Fust, bald Peter Schöffer als Erfinder der Druckkunst bezeichnet. — Die Holländer beanspruchen die Ehre der Erfindung für ihren Landsmann Laurenz Janszoon Coster aus Haarlem und errichteten ihm 1722 und 1856 in seiner Vaterstadt Denkmäler. Aber keiner von diesen allen hat bei der Kulturwelt solche Anerkennung als Erfinder der Druckkunst gefunden wie Johannes Gensfleisch genannt Gutenberg aus Mainz.

Und doch ist auch bei Gutenberg noch vieles unklar. Die Nachrichten über sein Leben und seine geheime Kunst sind dürftig und undeutlich, keiner seiner Drucke trägt seinen Namen, keiner seiner Zeitgenossen hat klar und deutlich über seine erstaunliche Erfindung Bericht erstattet. Glücklicherweise geben eine Anzahl von Urkunden und Aktenstücken, die die Archive noch heute verwahren oder die vor ihrer Vernichtung von vertrauenswürdigen Forschern eingesehen und abgeschrieben wurden, Kunde von der historischen Existenz Gutenbergs und von den Anfängen seiner Erfindung. Auch sind in den letzten drei Jahrzehnten, insbesondere durch die grundlegenden Arbeiten der Gutenberg-Gesellschaft in Mainz, manche dunklen Punkte aufgeklärt worden. So wurde die Spreu der Hypothesen und falschen Nachrichten von dem Weizen der Wahrheit geschieden, so daß wir heute trotz allem ein einigermaßen sicheres Bild von Leben und Werk des Johannes Gutenberg entwerfen können.

Alljährlich feiern die Buchdrucker der Welt den Geburtstag ihres Meisters am 24. Juni, am Johannistag. Es ist müßig zu fragen, ob denn der Johannistag tatsächlich der Geburtstag Gutenbergs sei. Dafür haben wir keinen anderen Beweis als lediglich die Vermutung, daß im „Hofe zum Gutenberg" in Mainz der vielfach geübte Brauch eingehalten wurde, dem neugeborenen Kinde den Namen des Heiligen zu geben, den die Kirche an dessen Geburtstag gerade feierte. Das Geburtsjahr des Erfinders der Buchdruckerkunst liegt, wie wir berechnen können, zwischen 1394 und 1398. Mit dieser Feststellung stützen wir auch eine alte Überlieferung, nach der Johannes Gutenberg im Jahre 1397 das Licht der Welt erblickt haben soll. Wenn die Kulturwelt den 500. Geburtstag Gutenbergs im Jahre 1900 feierte, hinkte sie also um einige Jahre nach. Wir werden noch sehen, daß sie bei den Jahrhundertfeiern der Erfindung der Druckkunst um einige Jahre vorauseilte. Unzweifelhaft sicher sind wir unterrichtet über den Geburtsort Mainz. Wenn die Kölner Chronik vom Jahre 1499 angibt, Gutenberg sei in Straßburg geboren, so wird sie gerade durch die Straßburger Akten und Urkunden am härtesten Lügen gestraft. Denn so oft Gutenberg, der sich von 1434—1444 in Straßburg aufhielt, in Prozeßakten, Steuerregistern, Stammrollen usw. genannt wird (sein Name kommt mehr als 120mal in Straßburg vor), heißt er immer Johannes Gensefleisch alias nuncupatus Gutenberg de Maguncia

oder Hans Gensefleisch genannt Gutenberg von Mentz oder ähnlich. In Straßburg wußte man also ganz genau, daß Gutenberg aus Mainz stammte. Seine Mainzer Abkunft ist über jeden Zweifel erhaben. Ebenso sicher kennen wir das Geburtshaus Gutenbergs. Er wurde im Hofe zum Gutenberg geboren, der an der Ecke der heutigen Schustergasse und der Christophstraße, unmittelbar neben dem Friedhof der Christophkirche lag. Dieser Hof zum Gutenberg wird aber vielfach als mütterliches Erbe bezeichnet, das Gutenbergs Mutter, die die Letzte des Stammes derer von Gutenberg gewesen sei, seinem Vater mit in die Ehe gebracht habe. Das ist jedoch falsch. Denn die Mutter Gutenbergs hieß Else Wirich; sie war eine Tochter des Mainzer Kaufmanns und mehrfachen Hausbesitzers Werner Wirich „zum Steinern Krame". Ihr Stammhaus lag an der rheinseitigen Ecke der Schustergasse und des Marktes. Der Vater Gutenbergs, Friele Gensfleisch zur Laden, besaß bereits mindestens einen Teil des „Hofes zum Gutenberg", als er Else Wirich als seine zweite Frau in den „Hof zum Gutenberg" heimführte. Nach diesem Hofe benannten sich die neuen Eheleute, und nach ihm wurden auch ihre drei Kinder Friele, Else und Johannes benannt.

Über der Jugendzeit Gutenbergs liegt undurchdringliches Dunkel gebreitet. Wir wissen gar nichts über die Art seiner Erziehung, über seine frühesten Eindrücke und Neigungen, über die örtlichen und persönlichen Verhältnisse, die auf seinen Charakter Einfluß ausübten oder seine Fähigkeiten hätten offenbaren können. Wir können daher auch nicht nachweisen, woher Gutenberg sein Interesse an metalltechnischen Arbeiten und seine große Kunstfertigkeit in ihnen, die ihn in Straßburg zum Lehrer und anerkannten Führer werden ließen, geschöpft hat. Viele glauben, die Ursache seiner Kenntnisse in Metallarbeiten darin gefunden zu haben, daß seine Familie zu den Münzerhausgenossen gehörte, die die Münzherstellung des Erzbischofs zu betreuen hatten. Es ist jedoch sehr unwahrscheinlich, daß Gutenberg persönlich zu den Münzerhausgenossen gehörte. Dagegen steht fest, daß zu seiner Zeit die Kunst des Schneidens von Siegel- und Münzstempeln in Mainz in hoher Blüte stand, wie die erhaltenen Münzen und Siegel beweisen; so hätte also hier der offenbar stark kunstbegabte Jüngling die Herstellung solcher Kunstwerke beobachten oder gar trotz seiner Herkunft aus patrizischem Hause selbst versuchen können.

Eher wissen wir etwas über die politische Haltung Gutenbergs in seinen Jugendjahren. In dem Versöhnungsvertrag zwischen den Mainzer Patriziern und den Zünften vom 28. März 1430 wird „Henchin zu Gudenberg" mit andern, „die jetzt nit inländisch sind," die Rückkehr nach Mainz gestattet. Daraus geht hervor, daß Gutenberg aus politischen Gründen, die in dem Zwiespalt zwischen den alten Geschlechtern und den Handwerkern lagen, seine Vaterstadt wahrscheinlich im Herbst 1428 verlassen hatte. Damals sollten die mißlichen Finanzverhältnisse der Stadt Mainz durch tief eingreifende Steuererlasse gesund gemacht werden, wobei die Patrizier sich im voraus zu verpflichten hatten, diese ihnen noch

unbekannten Steuergesetze anzunehmen und 10 Jahre in der Stadt Mainz zu verbleiben. Nur wenige unterwarfen sich dieser Bedingung, die anderen aber wanderten aus. Über die Ausgewanderten wurde die Acht verhängt. Um den Streit zu schlichten, fand am 17. Januar 1429 ein Städtetag zu Mainz statt, zu dem auch die Ausgewanderten erschienen, nachdem sie in der Krone zu Oppenheim beschlossen hatten, nicht nachzugeben, sollte es auch 300 oder 400 Gulden kosten. Die Mainzer Zünfte, die unter der Leitung des Stadtschreibers Nikolaus (von Wörrstadt) standen, lehnten es ab, mit den ausgewanderten Patriziern überhaupt zu verhandeln; sie wollten ihrerseits „dransetzen Haut und Haar und die Güter und Renten der Geschlechter verwenden, zu kämpfen noch Jahr und Tag". Daraufhin hielten die in der Stadt verbliebenen Geschlechter mit den Ausgewanderten an einem Donnerstag eine gemeinsame Sitzung in dem Franziskanerkloster zu Mainz ab, in der sie einhellig beschlossen, vor den Zünften nicht freiwillig zurückzuweichen, sondern lieber alle miteinander auszuwandern. Aber schon am folgenden Tage war die Einmütigkeit dahin: die „Inneren" wollten in der Stadt bleiben. Und am 19. Januar 1429 legten 13 Ratsherren aus den Geschlechtern ihre Ämter in die Hände der Zünfte. Über die Ausgewanderten blieben Acht und Rentensperrung verhängt. Erst am 28. März 1430 wird der Friede geschlossen und in der darüber aufgerichteten Urkunde auch Gutenberg die Rückkehr in seine Vaterstadt wieder gestattet, falls er dem Friedensschluß beitritt und darüber eine schriftliche Erklärung dem Stadtrat übergibt.

Johannes Gutenberg aber scheint es damals abgelehnt zu haben, Frieden mit der demokratisch gewordenen Stadtverwaltung zu machen, die ihrerseits die Leibrenten gesperrt hielt, die seine Verwandten für ihn bei der Stadtkasse erkauft hatten. Gutenberg aber hatte in seinen Händen die besiegelten Urkunden der Stadt Mainz, die ihm seine Renten sicherten und ihm selbst das Recht gaben, jeden einzelnen Bürger von Mainz für die Verpflichtungen der Stadt haftbar zu machen. Da traf es sich für ihn günstig, daß im Jahre 1434 ausgerechnet der Mainzer Stadtschreiber Nikolaus (von Wörrstadt), der Vertreter der Mainzer Zünfte, die Gutenberg aus seiner Vaterstadt vertrieben hatten, nach Straßburg kam. Gutenberg ließ ihn ohne weiteres verhaften, in den Schuldturm werfen und ihn schwören, daß er spätestens zum nächsten Pfingstfeste die ganze Schuld der Stadt Mainz von 310 Gulden persönlich bezahlen werde. Dem demokratischen Straßburger Stadtrat war das natürlich höchst unangenehm, daß der Vertreter der demokratischen Stadt Mainz so schmählich behandelt wurde. Aber obwohl Gutenberg nicht Bürger der Stadt Straßburg, sondern nur ihr „Hintersasse" war, konnte sie rechtlich nichts gegen den auf seine Urkunden pochenden Gutenberg unternehmen. Sie versuchte es daher mit Verhandlungen; diesen zeigte sich Gutenberg zugänglich. Auf Bitten des Straßburger Rats entband er den Mainzer Stadtschreiber von der Schuldhaft und dem Eidschwur und stellte darüber am 14. März 1434 eine Urkunde aus, an die er sein Siegel hing. Es scheint, daß die Stadt

Mainz sich verpflichtet hatte, an Gutenberg die rückständigen Renten auszuzahlen, so daß dieser sein lebendiges Pfand wieder freigeben konnte. Das läßt sich aus der Tatsache vermuten, daß er zwei Monate später, am 30. Mai 1434, mit der Verwaltung seiner Vaterstadt jenes Abkommen trifft, durch das eine Leibrente seines Bruders Friele auf ihn übertragen und von 14 auf 12 Gulden herabgesetzt wurde.

Wir lernen hier Gutenberg als einen politischen Starrkopf und hartnäckigen Gegner kennen, der seine Feinde faßte, wo er konnte, und der seine Rechte so energisch vertrat, daß er seinen Zweck erreichte.

Und doch sollte sich in Straßburg ein Wandel seiner Anschauungen und seiner politischen Gesinnung vollziehen. Denn wir finden den Namen dieses stolzen Mainzer Patriziers wohl in der Liste der Konstofler, d. h. des Straßburger Stadtpatriziats, aber ebenso finden wir seinen Namen auch in der Liste der Straßburger Goldschmiedezunft, also der Handwerkerschaft.

Wie ist dieser Gesinnungswechsel zu erklären? Gutenberg war offenbar genötigt, mindestens einen Teil seines Lebensunterhaltes durch seiner Hände Arbeit zu verdienen. Er beschäftigte sich in Straßburg mit allerlei Künsten, die er so vortrefflich verstand, daß er als ein anerkannter Lehrmeister Unterricht in ihnen erteilte. So im Schleifen von Edelsteinen. Für die Herstellung von Spiegel gründete er mit dem Straßburger Hans Riffe eine Gesellschaft, der später auch die Straßburger Bürger Andreas Heilmann und Andreas Dritzehn beitraten. Mit diesen drei Personen schloß Gutenberg im Jahre 1438 für fünf Jahre einen neuen Gesellschaftsvertrag zur Ausübung einer von ihm erfundenen, bisher aber geheimgehaltenen Kunst. Während die Gesellschafter nicht unbedeutende Einzahlungen machen mußten, brauchte Gutenberg nur seine Erfindung in das Geschäft einzuschießen; trotzdem wurde ihm die Hälfte des Gewinnes zugesprochen. Diese Vertragsbestimmung allein zeigt, daß er das Haupt der Gesellschaft und der Erfinder war. Keiner seiner drei Gesellschafter machte ihm diese Ehre streitig; das überließen sie den Gelehrten, die mehr als 400 Jahre später lebten.

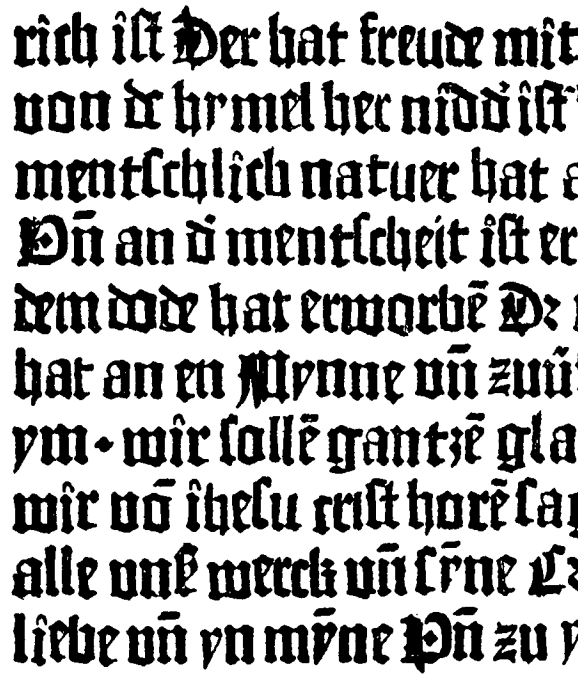
Welches aber war diese geheime Kunst Gutenbergs? Einiges Wenige erfahren wir darüber durch einen großen Prozeß, den Gutenberg im Jahre 1439 vor dem Straßburger Rate zu führen hatte. In dem Gesellschaftsvertrag von 1438 war vorgesehen, daß kein Fremder in das Geheimnis eingeweiht werden sollte. Träfe es zu, daß einer der Gesellschafter vor Ablauf des Vertrages stürbe, so sollten seine Erben nicht in die Firma aufgenommen, sondern mit hundert Gulden ausgezahlt werden. Nun starb aber bereits vor Weihnachten 1438 der Gesellschafter Andreas Dritzehn. Seine beiden Brüder Klaus und Jörg verlangten Aufnahme in die Gesellschaft, wurden aber von Gutenberg rundweg abgewiesen. Die Abgewiesenen klagten vor dem Straßburger Rat, der in dem Prozeß nicht weniger als neununddreißig Zeugen verhörte und in seinem Urteil vom 12. Dezember 1439 zugunsten Gutenbergs entschied.

Aus den Zeugenaussagen geht hervor, daß man zur Ausübung dieser neuen Kunst eine Presse benutzte, auf deren Geheimhaltung sehr großer Wert gelegt wurde. Es ist die Rede von Bleiankäufen für das gemeinsame Unternehmen. Gutenberg ließ vor Weihnachten 1438 bei Dritzehn Formen abholen, die er einschmolz, was ihm bei einigen wieder leid tat. Die kürzeste, aber inhaltsreichste Aussage machte der Goldschmied Hans Dünne; er erklärte, bereits vom Jahre 1436 ab bei Gutenberg 100 Gulden verdient zu haben allein an dem, „das zu dem Drucken gehöret". Wenn wir diese Zeugenaussagen unbefangen auf uns wirken lassen, so können wir denen nicht Unrecht geben, die in der geheimen Kunst Gutenbergs die Uranfänge der Typographie sehen. Denn diese Ansicht wird bestätigt durch die Beobachtung, daß wir denselben Gutenberg einige Jahre später in Mainz im Besitze einer sehr leistungsfähigen Druckerei finden.

Es ist jedoch einen Augenblick noch in Straßburg zu verweilen. Bereits 1436 stand Gutenberg schon einmal vor den Richtern. Eine Straßburger Patrizierstochter Ennelin zur Iseren Türe glaubte sich von Gutenberg geliebt und in ihrer Liebe betrogen. Es sprach für ihre starke Neigung, daß sie den ungewöhnlichen Schritt nicht scheute, den fast 40jährigen Gutenberg vor dem geistlichen Gericht wegen Bruch des Eheversprechens zu verklagen. Wie der Prozeß entschieden wurde, ist uns unbekannt. Tatsächlich hat Gutenberg die Ennelin nicht geheiratet; denn, wenn auch in Straßburger Akten eine Ennel Gutenberg genannt wird, so ist sie doch nicht jene Ennelin zur Iseren Türe. Denn Ennel Gutenberg war eine unverheiratete Person, die dem geistlichen Stande angehört haben dürfte. Hätte Gutenberg eine Straßburger Patrizierstochter geheiratet, so wäre er ohne weiteres Straßburger Bürger geworden. In dem erhaltenen Straßburger Bürgerbuch aber ist sein Name nicht eingetragen. Auch wird er in dem Urteilsspruch von 1439 als „Hintersasse", also als Nichtbürger angeführt. Außerdem steht er in den Listen der Konstofler nicht als Voll-Mitglied, sondern als Nachkonstofler; ebenso in der Liste der Goldschmiede nicht als vollwertiges Mitglied, sondern unter den Zudienern oder den Zugesellen, „die nit voll Zunft han". Aus alledem geht hervor, daß er nicht Bürger von Straßburg war, also auch keine Straßburger Bürgerstochter geheiratet hatte.

In dem Prozeß Ennelins gegen Gutenberg hat der Straßburger Bürger und Schuhmacher Klaus Schott offenbar ungünstig gegen Gutenberg ausgesagt. Man spürt den ganzen Zorn und Stolz des Mainzer Patriziersohnes, wenn wir hören, daß Gutenberg den Klaus Schott einen armseligen Menschen nennt, der nur ein schnödes Leben führe mit Lügen und Trügen. Der Angegriffene verklagte den Angreifer, und so stand Gutenberg zum dritten Male vor dem Richter. Dieser fällte nach mehreren Terminen am 30. August 1437 ein vorläufiges Urteil, auf Grund dessen Gutenberg an den Klaus Schott eine Buße von 15 Gulden bezahlen mußte. Der schließliche Ausgang des Beleidigungsprozesses ist uns unbekannt.

Gutenberg zahlte am 12. März 1444 zum letzten Male seine Weinsteuer in



Die älteſte erhaltene Druckprobe Gutenbergs,
das Fragment eines Andachtsblattes zum Weltgericht, um 1445 zu Mainz gedruckt

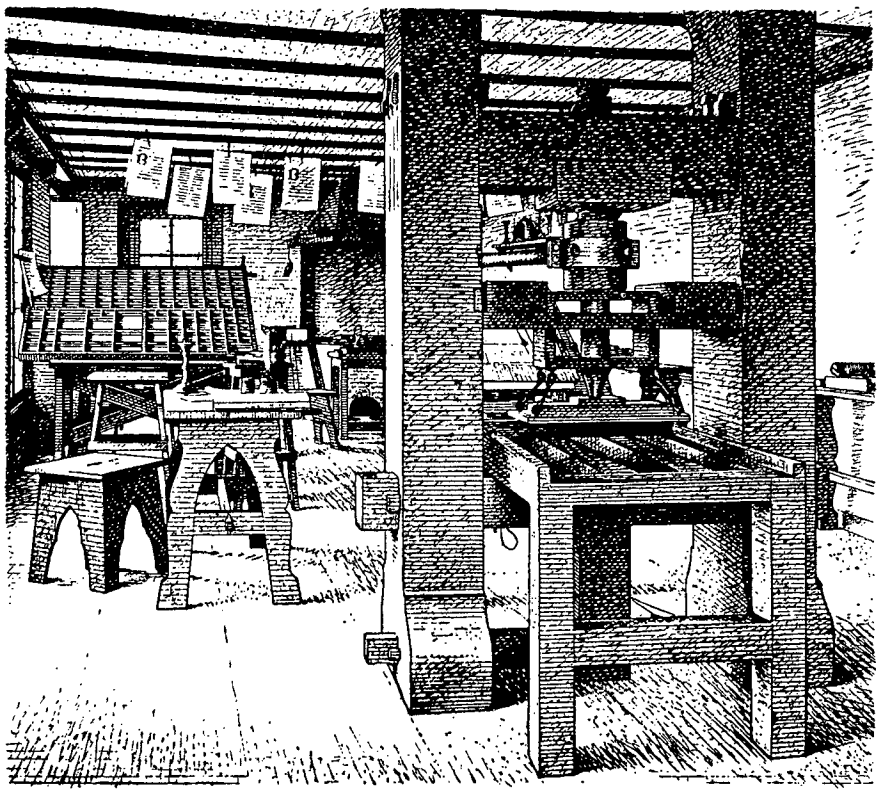
Straßburg. Seitdem iſt er in dieſer Stadt nicht mehr nachweisbar. Aus welchem Grunde er Straßburg verließ, iſt unbekannt. Doch iſt es wohl möglich, daß die Einfälle der Armagnaken, die auch die Straßburger Vorſtadt St. Arbogaſt, wo Gutenberg wohnte, im Jahre 1444 ausplünderten, die Urſache ſeiner Abreiſe waren. Gutenberg ſelbſt war bereits in der Liſte der Konſtofler mit ſeinem Vermögen und in der Liſte der Goldſchmiede mit ſeiner Perſon unter die Verteidiger Straßburgs eingereiht. Er ſcheint aber keine große Luſt gehabt zu haben, ſich für eine Stadt zu ſchlagen, in der er noch nicht einmal Bürgerrecht beſaß.

Ob Gutenberg ſofort nach Mainz zurückkehrte, wiſſen wir nicht. Er erſcheint zum erſten Male in einer Mainzer Urkunde von 1448, durch die er 150 Gulden erhielt, die ſein Verwandter Arnold Gelthus für ihn aufgenommen hatte, die er aber ſelbſt verzinſen und zurückzahlen wollte. Daß Gutenberg dieſe 150 Gulden für die Vervollkommnung ſeiner erſten Druckerei brauchte, iſt ein naheliegender und zuläſſiger Schluß. Denn ſchon Ende 1447 druckte er in Mainz einen aſtronomiſchen Kalender, der (nach Zedler) nur für das Jahr 1448 paßte und von dem das einzige unvollſtändige Exemplar in der Wiesbadener Landesbibliothek aufbewahrt wird. Dieſer Kalender zeigt aber ſchon eine ſo fortgeſchrittene Schriftguß- und Satztechnik, daß wir annehmen müſſen, daß die in der gleichen Type und von derſelben Hand hergeſtellten Donate, die unvollkommener ſind,

vor dem astronomischen Kalender entstanden. Das unvollkommenste Druckstück in der Urtype Gutenbergs ist das „Fragment vom Weltgericht", dessen Entstehung wir mit gutem Grunde etwa in das Jahr 1445 verlegen können. Das Mainzer Gutenberg-Museum ist stolz darauf, dieses älteste, mit Einzelbuchstaben hergestellte Druckwerk der Welt zu besitzen. Es ist ein zweiseitig bedrucktes, handgroßes Stückchen Papier, das Bankdirektor Beck im Jahre 1898 in Mainz fand und 1902 dem Gutenberg-Museum schenkte. Es ist bemerkenswert, daß dieses älteste typographische Denkmal in deutscher Sprache abgefaßt ist.

Von Gutenbergs Aufenthalt in Mainz sind wir noch weniger als von seinem Aufenthalt in Straßburg unterrichtet. Etwa im Jahre 1450 entschloß er sich, seine neue Kunst, die er an Donaten und Kalendern reichlich erprobt hatte, auch an der Herstellung eines ganz großen Werkes, der Bibel, zu zeigen. Die Gelder für die Herstellung des nötigen großen Druckapparates lieh ihm der Mainzer Bürger Johannes Fust. Nach zwei Jahren aber waren die geliehenen 800 Gulden verbraucht. Fust mußte zum zweiten Male 800 Gulden hergeben. Er tat dies aber jetzt nur unter der Bedingung, daß er Geschäftsteilhaber für das „Werk der Bücher" würde. Außerdem verpflichtete sich Fust, jährlich 300 Gulden für Hauszins, Gesindelöhne, Papier, Pergament und „Tinte" beizusteuern. Etwa daran zu denken, daß Gutenberg mit Fust eine große Werkstatt für das Abschreiben von Büchern eingerichtet hätte, ist unsinnig. Dafür hätten sie den großen und sehr teuren Apparat, der soviel kostete, wie mehrere Landgüter zusammen, nicht herzustellen brauchen. Deshalb ist unter Tinte auch nicht die Schreibtinte, sondern die Druckerschwärze zu verstehen. Es ist eine fast allgemeine Annahme der Gelehrten, daß unter dem „Werk der Bücher", das aus der Geschäftsverbindung Gutenbergs mit Fust hervorging, nichts anderes zu verstehen ist als das unvergleichliche Meisterwerk der Buchdruckerkunst aller Zeiten, die 42zeilige Bibel.

Es ist uns nicht bekannt, wie es kam, aber im Jahre 1455 standen die beiden Geschäftsgenossen verfeindet vor dem Mainzer Richter: Fust verlangt Abrechnung nebst Zinsen und Zinseszinsen. Wenn fast alle Forscher annehmen, daß Gutenberg in diesem Prozeß seine gesamte Druckerei, die für die ersten 800 Gulden verpfändet war, an Fust verlor, so ist dieser Meinung nicht unbedingt zuzustimmen. Wir kennen ja den Ausgang des Prozesses nicht. Wenn geltend gemacht wird, daß Peter Schöffer später die Type der 42zeiligen Bibel in seinen Drucken benutzte, so beweist das nicht, daß Gutenberg in dem Prozeß mit Fust seine Druckerei verlor. Denn Schöffer hat die 42zeilige Bibeltype erst lange nach dem Tode Gutenbergs benutzt. Nichtsdestoweniger ist anzunehmen, daß Gutenberg 1455 oder nicht viel später einen finanziellen Zusammenbruch erlitt; denn die größten und zahlreichsten Drucke, die in der Folgezeit noch während seines Lebens erschienen, gingen nicht aus der Werkstatt Gutenbergs, sondern aus der Druckerei Fusts und Schöffers hervor. Daß Gutenberg in den Jahren 1459, 1460 und 1462 mit einer kleineren Type das große Werk des Catholicon und drei kleinere Drucke



Rekonſtruktion der Werkſtatt Gutenbergs. Mainz, Gutenberg-Muſeum

herſtellte, iſt zwar bis zum heutigen Tage noch nicht klar genug bewieſen, wird aber als höchſt wahrſcheinlich betrachtet.

In dem politiſchen Streit, der zwiſchen dem vom Kaiſer und Papſt abgeſetzten Mainzer Erzbiſchof Diether von Iſenburg und dem neu eingeſetzten Erzbiſchof Adolf von Naſſau entbrannte, ſtand Gutenberg wahrſcheinlich mit ſeinen Verwandten und mit ſeinem Freunde Dr. Konrad Humery auf ſeiten Diethers. Somit dürfen wir auch annehmen, daß Gutenberg nach der Eroberung der Stadt durch Adolf von Naſſau im Oktober 1462 von dem harten Spruch des Siegers getroffen, ſeines Vermögens beraubt und aus der Stadt gejagt wurde. Doch dauerte es nicht lange, bis eine Verſöhnung ſtattfand. Am 17. Januar 1465 nahm der Kurfürſt Adolf den alt und arm gewordenen Erfinder unter Befreiung von der Gefolgſchaftspflicht zu ſeinem Hofmanne an und ſicherte ihm Kleidung und Nahrung bis zu ſeinem Lebensende zu. Gutenberg ſollte die Hofkleidung wie die Ritter erhalten, und jährlich ſollten ihm 20 Malter Korn und zwei Fuder Wein, die er nicht verkaufen und nicht verſchenken durfte, alſo im eigenen Hauſe verbrauchen mußte, nach Mainz geliefert werden. Gleichzeitig wurde Gutenberg von

dem Wachtdienſt und allen Steuern und Abgaben befreit, die die Bürger der Stadt Mainz dem Kurfürſten ſchuldeten. Aus dieſen Beſtimmungen geht hervor, daß Gutenberg ſeine letzten Lebensjahre nicht am Hofe des Kurfürſten in Eltville, ſondern in ſeiner Vaterſchaft Mainz verbrachte.

Daß Gutenberg auch in der Stadt Mainz ſeine müden Augen zum letzten Schlafe ſchloß, dürfen wir daraus entnehmen, daß er bis zu ſeinem Tode eine Druckerei verwaltete, die Dr. Konrad Humery gehörte. Dieſe Druckerei aber befand ſich in Mainz, wo ſie auch weiterhin verbleiben ſollte.

Aus der Quittung des Dr. Konrad Humery über den Empfang der Druckgeräte aus dem Nachlaſſe Gutenbergs ergibt ſich, daß der Meiſter am 25. Februar 1468 nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Unzweifelhaft ſicher iſt die Begräbnisſtätte Gutenbergs feſtgeſtellt. Denn dafür haben wir ein Zeugnis eines ſeiner Verwandten, des Arnold Gelthus, der den Erfinder noch perſönlich gekannt haben muß. Dieſes Zeugnis beſteht in einer literariſchen Grabſchrift, die bereits 1499 — alſo kaum 30 Jahre nach dem Tode des Erfinders — in einem zu Mainz erſchienenen Büchlein veröffentlicht wurde. Und dieſe Grabſchrift ſagt, daß Johannes Gensfleiſch, der ſich durch die Erfindung der Druckkunſt um jede Sprache und um jede Nation das höchſte Verdienſt erworben habe, in der Franziskanerkirche zu Mainz beigeſetzt worden ſei.

„Ossa ejus in ecclesia divi Francisci Maguntina feliciter cubant."

So war Gutenberg geſtorben, ohne Ruhm oder Erfolg für ſeine große Arbeit geerntet zu haben. Die Welt beeilte ſich, ſeine große Gabe in Empfang zu nehmen und zu nutzen, ihren Geber aber raſch und gründlich zu vergeſſen. Er ſelbſt hatte ja nichts getan, um ſeinen Namen der Nachwelt zu bleibender Erinnerung einzuhämmern. Nur wenige ſeiner Zeitgenoſſen verbanden ſeinen Namen mit der großen Erfindung, die das Antlitz der Erde umzuformen begann. Zu ſeinen Lebzeiten legte nur einer Zeugnis für ihn ab. Und dieſer eine war der franzöſiſche König Karl VII. In ſeiner Ordonnanz vom Jahre 1458 verfügte er, daß ein geſchickter Stempelſchneider nach Mainz reiſen ſolle, um dort feſtzuſtellen, wie die Kunſt der Büchervervielfältigung, die ein gewiſſer Chevalier Jehan de Gutenberg erfunden haben ſollte, zuſtande käme. Auch die Mainzer Chronik über die Zeit bis zum Jahre 1462, die von einem Zeitgenoſſen geſchrieben wurde, nennt Johann Gutenberg den Erfinder der Buchdruckerkunſt. Denſelben Ehrentitel geben ihm die Drucke Peter Schöffers von 1468, 1471, 1473 und 1501. Auch in dem Brief des Pariſer Theologen Guillaume Fichet an Profeſſor Robert Gaguin vom 1. Januar 1472 wird Gutenberg als Erfinder geprieſen. Johann Phil. de Lignamine tut dasſelbe in ſeiner Chronik, die im Jahr 1474 erſchien. Ähnlich äußern ſich Werner Rolevinck im Fasciculus temporum von 1478, Matteo Palmieri in der Chronik des Euſebius von 1483, L. Ph. Bergomenſis ebenfalls 1483, Konrad Celtes 1492, Werner von Themar am 29. November 1494, im gleichen Jahre Wimpheling,

Johannes Herbst aus Lauterburg und Baptista Fulgosus, Doge zu Genua und viele andere.

Erst später erhoben auch andere Städte für andere Männer den Anspruch auf die Erfinderehre. Die Ansprüche des Pamfilo Castaldi in Feltre und des Johann Mentelin in Straßburg wurden von den zünftigen Forschern entscheidend und endgültig zurückgewiesen. Prokop Waldfogel aus Prag aber hat sich die Erfindung der Kunst, künstlich zu schreiben, niemals selbst zugeschrieben. Johannes Brito in Brügge hat das erste Büchlein, das er typographisch herstellte, wohl erst nach dem Tode Gutenbergs gedruckt, also zu einer Zeit, als schon viele andere Werke im Buchdruck erschienen waren.

Die Erzählung, daß Laurenz Janszoon Coster in Haarlem die beweglich gegossenen Typen erfunden habe, taucht zum ersten Male 1568 in der Batavia des Hadrianus Junius auf. Diese Erzählung enthält viele Unwahrscheinlichkeiten und nachweisbare Unrichtigkeiten. Dann aber gibt sie mehrere Dinge an, die zeigen, daß Laurenz Janszoon Coster nicht vor Gutenberg die Druckkunst erfunden haben kann. Denn einmal erklärt die Erzählung, daß Coster auf seine Erfindung dadurch gekommen sei, daß er seinen Enkelkindern Buchstaben aus Holz geschnitzt hätte, um ihnen das Lesenlernen zu erleichtern. Nun wissen wir aber, daß das einzige Kind Costers, Loucije, erst 1446 den Thomas Pieterszoon heiratete, daß also ihre Kinder — es ist übrigens nur ein Sohn Franz Thomas Thomaszoon nachweisbar — frühestens etwa 1453 Interesse an den Holzbuchstaben ihres Großvaters zum Lesenlernen hätten haben können. Coster hätte sich also am Anfange der fünfziger Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts noch mit den primitivsten Anfängen des Schriftschnittes beschäftigt. Ferner sagt der Bericht des Hadrianus Junius, daß die Kunst mit dem gesamten Typenvorrat in Haarlem von einem Mainzer in der Weihnachtsnacht 1440 gestohlen und damit die Druckkunst nach Mainz verpflanzt worden sei. Die Kunde davon soll ein alter, bei Coster beschäftigter Buchbinder, Cornelis, vermittelt haben, der als junger Bursche mit dem Mainzer Dieb im gleichen Bette geschlafen haben will. Nun wissen wir, daß dieser Buchbinder Cornelis im Jahre 1522 als 80jähriger Greis starb. Er muß also etwa um 1442 geboren sein. Folglich war er noch gar nicht auf der Welt, als er mit dem Mainzer Dieb in dem gleichen Bett geschlafen und den Diebstahl erlebt haben wollte. War er aber schon Buchbinder bei Coster, als der Diebstahl geschah, so kann dies kaum vor etwa 1456 gewesen sein. In diesem Jahre aber hatte Gutenberg in Mainz in der gewaltigen 42zeiligen Bibel bereits das bis heute noch nicht wieder erreichte Meisterwerk der Buchdruckerkunst vollendet. Damals also konnte ein Mainzer kein Interesse mehr daran haben, die primitivere Druckkunst in Haarlem kennenzulernen oder sie dort zu stehlen.

Somit fällt die Wanderlegende von dem Diebstahl der Buchdruckerkunst durch einen Mainzer, der diese Kunst ja auch in Feltre und in Straßburg gestohlen haben sollte, in sich zusammen.

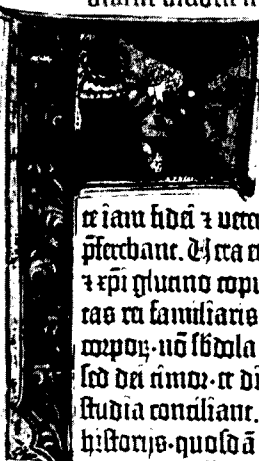
Daß die Nachkommen Mentelins und die Nachkommen von Fust und Schöffer gern ihre Vorfahren als die Erfinder der Druckkunst bezeichneten, ist wohl ein Ausfluß des Familienstolzes und in gewissem Sinne verzeihlich, hat aber für die historische Forschung keinen Wert. Damit bleibt eben Gutenberg der einzige von allen, der mit Recht Anspruch auf die Ehre machen kann, Erfinder der Druckkunst zu heißen.

Man hatte ihn lange vergessen; als bei der 300-Jahrfeier der Druckkunst im Jahre 1740 der berühmte Professor Johann Christoph Gottsched in Leipzig vor einem auserwählten Publikum eine Lobrede auf die Erfindung der Buchdruckerkunst hielt, hat er Gutenberg diese Erfindung abgesprochen und ihn lediglich einen Gehilfen der Erfinder Fust und Schöffer genannt. Erst Johann David Köhler hat in seiner „Ehren-Rettung Johann Gutenbergs" 1741 wieder auf Gutenberg als den Erfinder mit Nachdruck hingewiesen und eine ganze Anzahl urkundlicher Belege für seine Erfinderschaft beigebracht. Mit allen Mitteln wissenschaftlicher Kritik hat endlich Karl Schorbach in der Mainzer Festschrift zum Jahre 1900 die Tatsachen, die die historische Persönlichkeit Gutenbergs umreißen und seine Erfinderehre über jeden Zweifel erheben, in meisterhafter Weise belegt. Wenn trotzdem noch nicht alle Gegner schwiegen, so haben sie doch die Welt nicht mehr überzeugen können, daß ein anderer als Gutenberg der Erfinder der Druckkunst sei.

Auch die Stadt Mainz hat sich nur spät daran erinnert, was sie dem Andenken ihres großen Sohnes schuldig war. Erst als die Welt sich rüstete, die 400. Wiederkehr des Erfindungsjahres zu feiern, entstand auf dem von Napoleon geschaffenen Gutenbergplatz in Mainz das herrliche Denkmal, das der große Thorwaldsen schuf; es wurde im August des Jahres 1837 enthüllt. Den 500. Geburtstag Gutenbergs aber feierte die Stadt Mainz im Jahre 1900 unter Anteilnahme von Vertretern aus aller Welt in nie gesehener Pracht. Bei diesem Feste wurde auch das lebendige Erinnerungsmal an den Meister, das Mainzer Gutenberg-Museum, gegründet, das sich in den letzten zehn Jahren außerordentlich entwickelte und auf dem Wege ist, das Weltmuseum der Druckkunst zu werden. Mit der Eröffnung dieses Museums am Johannistage 1901 wurde die Gründung der internationalen Gutenberg-Gesellschaft verbunden, die inzwischen die wichtigsten Arbeiten zur Frühgeschichte der Druckkunst herausgab.

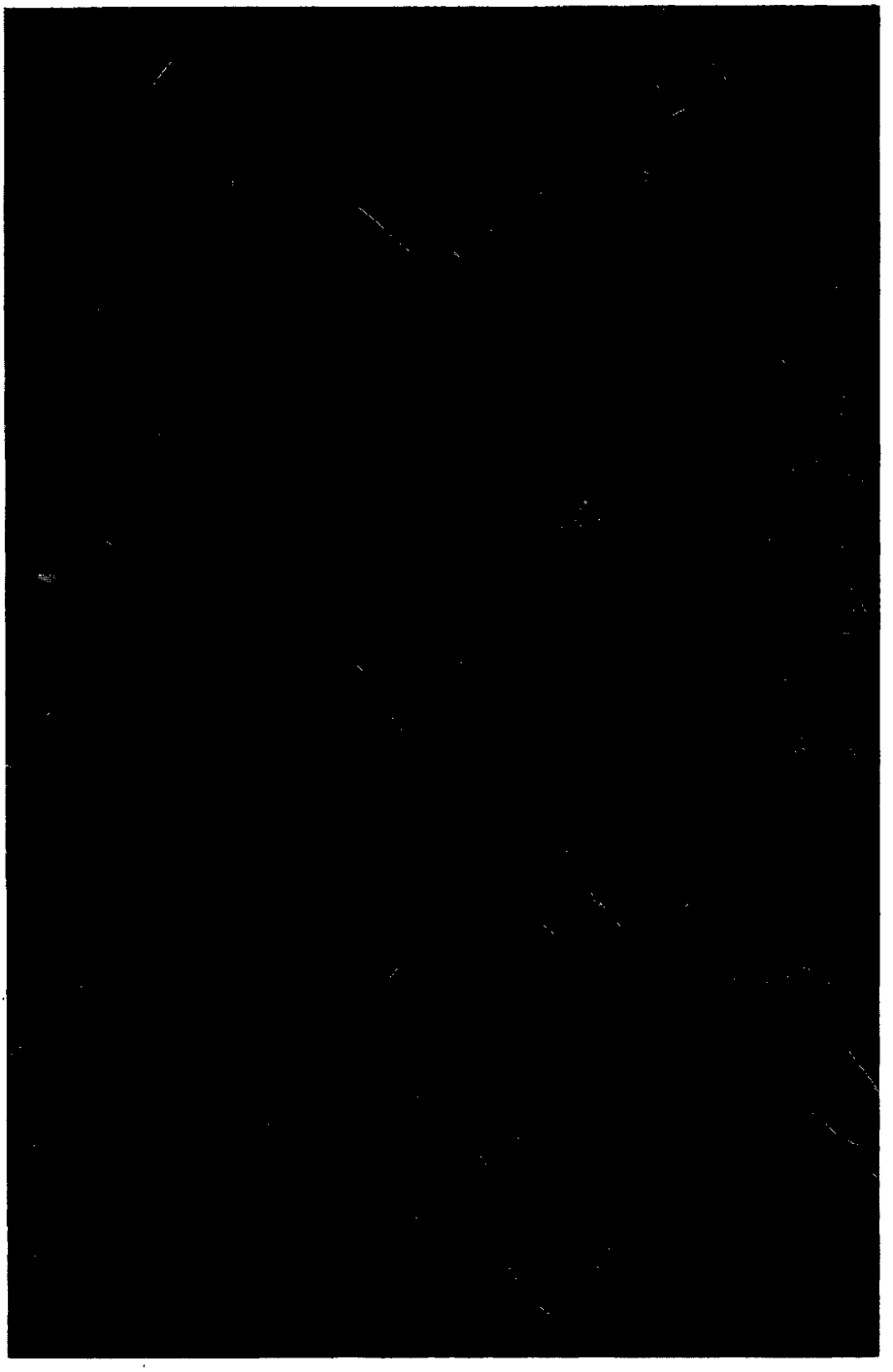
Wer die Gutenbergischen Drucke, insbesondere seine 42zeilige Bibel und den Mainzer Psalter schon einmal in Händen hielt, der wird nicht nur die junge, aber schon vollendete Technik der großen Erfindung an ihnen bewundern, sondern der wird auch erstaunt sein über das ganz außerordentlich starke ästhetische Empfinden des Herstellers. Hier arbeitete ein wirklich großer, gottbegnadeter Künstler, der alle technischen Schwierigkeiten rastlos und hartnäckig zu lösen bestrebt war, bis endlich das Resultat seinen hohen künstlerischen Anforderungen entsprach. Es ist eine bezeichnende Tatsache, daß das erste größere Buch, das Gutenberg mit einzeln gegossenen Metallbuchstaben herstellte (die 42zeilige Bibel), in seiner

ſ̃incipit epistola sancti ieronimi ad paulinum presbiterum de omnibus diuine hystorie libris. capitulū p̃mū.



Frater ambrosius tua michi munuscula pferens. deuulit ſſ. et suauissimas ſr̃as. q̃ a principio aduentus sui. pene iam hyemē et uernis amicat noua: p̃ferebant. Ego ita eū illa necessitudo et xp̃i gl̃ianno copulata. q̃m non uidi tas ea familiaris. nō p̃ua tantum corpoꝛ. nō ydola et palpās adulatō. sed dei timoꝛ. et diuinaꝛ scripturaꝛū studia conciliant. Legimus in ueteꝛibꝫ hystoriis. quosd̄ illustralle ꝓuincias. nouos adyſſe ꝓphetas. maria trāſiſſe. ut eos quos ex libris nouerant: coram q̃ uiderēt. Sicut pitagoras mẽphiticos uates. sic plato egipti. et architā tarantinū. eandemq; oram ytalie. que quondā magna grecia dicebat: labꝛoſiſſime peragraūit. et ut qui athenis mgr̃ erat. et ꝓcerus. cuiusq; doctrinas adhauſit gymnasia ꝓfonabāt. sicut legimus atq; discipulus. malēs aliena uerecūde discere: q̃m sua ꝓpudenter ingeri. Denicq; ad ſr̃as quasi rotā orbe fugientes ꝓsequit. captꝰ a piratis et uenūdatus. et tāno crudelissimo paruit. ducꝭ captiuus uinctꝰ et seruus. Tamē quia ꝓphetis maioꝛ auctoꝛitas ſr̃e fuit. ad ortum liuiū. lacteo eloquētie fonte manantē. de ytalie hyſpanie galliarūq; finibꝫ quosd̄ am uenisse nobiles legimus. et quos ad complanationē sui roma nō tranſeat: unꝰ hoīs fama ꝓduxit. Habuit illa tras in audituꝫ oīm seculis celebrandūq; miracūlꝫ. ut urbē tantā ingressi: aliud extra urbem quererent. Apollonius siue ille magꝰ ut uulgus loquitur. siue ꝓphetes ut pitagoricī tradunt. intrauit ꝓuincias. pauciq; albanos. scithas. massagetas. opulentissima indie regna penetrauit. et ad extremum lacteum phyſon ampne trānauſto ꝓcessit ad bragmanas. ut hyarcam in throno sedentē aureo et de tantali fonte porrectum. inter paucos discipulos: de natura. de moribꝫ. ac de cursu diei. et lide: audiret doctorem. Inde p babilonios. chaldeos. medos. assyrios. parthos. syros. phenices. arabes. palestinos. transiit ad alexandriā: peruenit ad ethiopiā. ut gymnosophistas et famoſiſſimam solis mensam uideret in sabulo. Inuenit ille uir ubiq; qd discere. et semp probitēs. semp se melioꝛem fecit. Scripſit super hoc plenissime octo uoluminibus: phyloſtratus.

Quid loquar de sancti hominibꝫ. cū apostolus paulus: uas electōnis. et magister gentiū. qui de conscientia tām i se hoſpitis loquebat̄ dicēs. An experimentū quereris eius qui in me loquit̄ xp̃s. Post damaſcū arabiāq; lustrata: accedit ierosolimā ut uideret petrū et māsit apud eū diebꝫ quindecim. Hoc cui ministrio ebdomadis et ogdoadis: tunc gentiū p̃dicator instituendus erat. Ruraliq; post ānos q̃ndecim assumpto barnaba et tyto: egressus est cū apostolis euāgelium. ne forte in uacuum curreret aut cucurriſſet. Habet nescio qd latentis energie: uiue uocis actus. et in aures discipli de auctoris ore tranſlusa: fortius sonāt. Unde et eschines cū rodi exularet. et legeretur



Michael Pacher: Krönung Mariä
Vom Mittelschrein des Altars zu St. Wolfgang am Abersee, 1481

Schönheit bisher noch von keinem anderen Druckwerke übertroffen werden konnte. Wie Pallas Athene in göttlicher Vollkommenheit aus dem Haupte des Zeus entsprang, so kam die Buchdruckerkunst in unübertrefflicher Vollkommenheit aus der Hand des Johannes Gensfleisch genannt Gutenberg.

Wenn wir zum Schlusse noch einmal überdenken, welche gewaltige Folgen die Erfindung Gutenbergs für jeden einzelnen und für die gesamte Menschheit nach sich zog, so steigt in uns erneut das Gefühl des Stolzes darüber empor, daß dieser einzige, vor dem alle Großen und Kleinen der Erde sich huldigend verneigen, aus unserem Volke und aus unserem Blute hervorging:

Der die Kunst ersonnen,
Der das Werk begann,
Der den Sieg gewonnen,
War ein deutscher Mann.

Michael Pacher

etwa 1435—1496

Von

Hans Karlinger

Die Tiroler Kunst bildete von jeher einen erheblichen Teil des großen Geschichtsbildes von der Kultur der südostdeutschen Marken. Wien und Graz, Bozen und Salzburg waren ehedem die Lebenszentren, aus denen die bestimmte eigene Prägung dieser Kultur kam. Die Straße vom Norden zum Süden und die Ostgrenze sind die geographische, die bayrische Besiedelung die volkliche Voraussetzung. Austausch zwischen südlich lombardischen Formgütern und dem Geist deutschen Volkstums hat seit den Anfängen einer in Landschaftsräumen sich entwickelnden Kunst hier immer wieder eine Rolle gespielt; lückenlos läßt sich diese Geschichtslagerung noch bis in die Stauferzeit des zwölften Jahrhunderts zurückverfolgen. Vor allem ist die monumentale Haltung in der Kunst dieser Lande durch das Ineinanderfluten der Lebensbeziehungen zwischen Süd und Nord — denen völkerkundlich betrachtet von deutscher Seite her mehr zu Grunde liegt als nur die geographische Nachbarschaft — zeitweise stärker gefördert worden in deutschen Binnenlandschaften; die Reihe von Schöpfungen dieser Art seit romanischer Zeit (die machtvolle Erscheinung von Münsterbauten wie Gurk in der Steiermark oder Altenstadt am Lech in Oberbayern zum Beispiel) ist nicht gering und noch in der monumentalen Malerei eines Egger-Lienz bis in die Gegenwart lebendig. Von der Ostgrenze mag ein Mitklingen des dem ganzen deutschen Osten benachbarten Slawentums da und dort im Künstlerischen verspürt werden; das dem ganzen Osten gemeinsame Empfinden für unmittelbare Lebendigkeit der ungebrochenen Farbakkorde, das noch heute ein Wesenselement der Wiener Werkkunst bildet, ist eine Erscheinung dieser Art. Endlich: die Eigenart und die bildkräftige Phantasie des Volkstums hat sich im Bereich des großen bayrischen Stammesgebietes, das, geschichtlich betrachtet, die ganze Ländermasse vom Oberlauf der Donau durch die Ostalpen bis an die Friauler Grenze einmal umspannte, durch die Tatsache der Grenzmarkstellung zu ähnlich plastisch scharfumrissener Form herausgebildet, wie solches unter verwandten Voraussetzungen im alemannischen Westen in den Landschaften des Elsaß und der Nordschweiz geschehen ist. Die Namen Adalbert Stifter und Gottfried Keller stellen sich hier unwillkürlich als Erinnerungsbilder ein.

Trotzdem steht die Geschichte der südostdeutschen Kultur im reichsdeutschen Geschichtsbild verhältnismäßig vereinsamt da — Georg Dehio nennt den Künstler Michael Pacher „einen einsamen Gipfel in den wohl angebauten

Gebreiten der deutschen bürgerlichen Kunst", eine Bezeichnung, die in so schroffer Formulierung weder der künstlerischen Umgebung noch der Persönlichkeit Pachers selbst wirklich entspricht. Pachers Künstlertum lebt, auf seine Umgebung hin angesehen, so wenig ein Sonderdasein, wie das seines großen schwäbischen Zeitgenossen Martin Schongauer. Wohl aber sind die Voraussetzungen der Schongauerschen, im weiteren Sinne der oberdeutschen Kunst im Westen des Reiches früher dem allgemeinen Geschichtsbilde von deutscher Kunst nahegebracht worden — Pachers mächtigstes Werk, der Kirchenväteraltar, fristete noch ein bescheidenes Sonderdasein in Filialgalerien, als längst Schongauers Maria im Rosenhag in Kolmar internationalen Ruf besaß. Man kann diese Tatsache auf allen Teilgebieten der deutschen Kunstforschung feststellen. Ein Zug, der für die wesentliche Deutung der südostdeutschen Spätgotik besonders ins Gewicht fällt, sei hervorgehoben: die Vorstellung von der unbedingten Vorherrschaft der niederländischen Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts auf allen Gebieten, auch dem der Landschaftsschilderung, innerhalb der gesamten deutschen Malerei. Erst innerhalb der Forschung der letzten Generation hat diese Vorstellung, welche auf die Geltung des niederländischen Kunstbereiches und -einflusses in anderer Beziehung, zum Beispiel hinsichtlich von Erfahrungen und Anordnungen der Komposition, keine Ausdehnung findet, erhebliche Berichtigung erfahren, obwohl etwa Berthold Riehl schon 1885 eingehend darzustellen versucht hatte, daß die ausdrückliche Begabung für persönliche Landschaftsschilderung im Sinne des Stimmungshaften zu den Grundtatsachen der Malerei im oberen Donauraum gehört. Und so sind wir erst heute in der Lage, die geistigen Zusammenhänge, die zwischen der Anschauung des größten altdeutschen Landschafters, Albrecht Altdorfer, und seines Geistesverwandten Michael Pacher bestehen, richtig zu deuten: nicht Einflüsse von der älteren Kunst Pachers auf den „Meister des Donaustils", vielmehr eine beiden gemeinsame ältere Grundlage ist die Voraussetzung; es ist das besondere Auffassungsvermögen gegenüber landschaftlichen Eindrücken als gemeinsame, stammesmäßige Anlage, welches erlaubt, das Verwandte in Pachers Berglandschaften und Altdorfers Donaubildern zu erkennen. Gerade die porträthafte Bestimmtheit und Deutlichkeit dieser Landschaftshintergründe, das Wirklichkeitserlebnis der Landschaft, ist von anderen deutschen Schulen des fünfzehnten Jahrhunderts, namentlich in Mittel- und Niederdeutschland, verschieden.

Die Kunst Pachers kann also — die Einmaligkeit des Genialen vorausgesetzt — nicht als Einzelfall in dem oben bezeichneten Sinn angesehen und gewertet werden. Sie stellt vielmehr die Frucht einer sehr lebendigen und nichts weniger als armen Kunstpflege dar, wenn man das erhaltene Gut bayrisch-österreichischer Kunstdenkmäler der Spätgotik in Betracht zieht.

Gewiß hat die Sonderstellung südostdeutscher Kultur ihre tieferen Gründe. Es sei ein Vergleich erlaubt aus dem Gebiete des Literarischen: das Verhältnis der allgemeinen Geltung des Schrifttums von Gottfried Keller, dem alemannischen

Schweizer, und Adalbert Stifter, dem bayrischen Österreicher. Wenn Kellers Gestalten in der deutschen Öffentlichkeit so ungleich größeren Widerhall fanden als Stifters Stimmungsbilder, obschon der künstlerische Wert auf gleich hoher Stufe steht, so hat daran die Verschiedenheit der gesellschaftlichen Lage, aus der beide Dichter ihr künstlerisches Schaffen erholen, erheblichsten Anteil. Die Stadtluft Kellers ist dem neuzeitlichen deutschen Leser, zum mindesten bis in die jüngste Vergangenheit, ebenso zugänglich wie die Landluft Stifters ungewohnt. Beides aber, der städtische Horizont Kellers und die Bauern- oder Landadelspoesie Stifters, entspricht geschichtlichen Grundlagen. Der deutsche Südosten war im Gegensatz zur Schweizer Heimat Kellers nie Städteland. Der südostdeutsche Künstler besitzt demgemäß als unmittelbarer Künder stammlichen Lebens nicht die eingängigen Züge urbanen Charakters, die zum Beispiel der Alt-Kölner Malerei ihre führende Bedeutung seit der Zeit der Spätromantiker begründeten. Er verfügte nicht über die großstädtischen Züge einer Nürnberger Spätgotik, einer niederrheinischen Meisterkultur in der Art Kalkars oder Xantens, ihm bleibt die Gefühlsempfindsamkeit im Sinne Tilman Riemenschneiders in Würzburg fremd. Es ist aber nicht nur die Spätgotik des fünfzehnten Jahrhunderts, innerhalb der die Charakterzüge deutscher Kunst allerdings in besonderstem Maße klar umrissen erscheinen; gegenüber der eleganten Form rheinischer Dome wie Mainz oder Worms kann die Bauernschwere der romanischen Münster in Regensburg nicht ohne weiteres überzeugen. Die rauhe, monumentale Wucht romanischer Alpenklöster, zum Beispiel Millstadt in Kärnten oder das schon genannte Gurk, wird dem an die reicheren Formen fränkischer oder sächsischer Werke der Stauferzeit (Bamberg oder Hildesheim) Gewohnten zunächst als ein Mangel an werkmäßiger Geformtheit und so als Folge einer geringeren kulturellen Erfahrung erscheinen. In der Tat ist der Dialekt der südostdeutschen Formensprache nicht nur bei Stifter für den ersten Eindruck, verglichen mit der Geschmeidigkeit des Alamannischen oder gar der weltstädtischen Abgewogenheit des Niederrheinischen, ungefüge und schwer zugänglich. Der erste Bauernroman deutscher Geschichte, der „Meier Helmbrecht" Wernhers des Gärtners, wird im Zeitalter Walthers von der Vogelweide im Herzen der deutschen Ostmark, im Innviertel, geschrieben; zur selben Zeit dichtet Meister Gottfried in Straßburg den Liebesroman von „Tristan und Isolde"; diese Situation hat sich im Laufe der Geschichte als ein grundsätzlich wiederkehrender Gegensatz im deutschen Stammesleben bis zu Keller und Stifter — oder bis zu Leibl und Thoma, um an die Bildkunst zu erinnern — erhalten.

Einen besten Gradmesser für die Erscheinung stammlich eigener Prägung auf dem Gebiet der bildenden Kunst ergeben bis in die Gegenwart die überlieferten Formen des Städte- und Hausbaues innerhalb der großen deutschen Landschaftsgaue. Der südostdeutsche Haustypus, dessen Kernformen in den Hintergründen und Kulissen der Pacherschen Gemälde oft und bestimmend für den Charakter seiner Bilder begegnen, unterscheidet sich vom fränkischen oder schwäbischen in

wesentlichen Punkten so sehr, daß lange Zeit das Gepräge der sogenannten Innstädte, die den Pacherschen Schilderungen noch heute entsprechen, als südliche Form angesehen werden konnte. Während der fränkische und mitteldeutsche Städtebau das malerische Verfließen von Straße und Platz als Grundlage seiner Raumvorstellung betont, wird in den ostdeutschen Alpenländern in der weiten Spanne von Südtirol bis Niederösterreich und Lechschwaben von jeher der überraschende Gegensatz von schmalen, schluchtartigen — also die Raumtiefe bewußt auswertenden — Gassen und breiten Platzflächen als Grundlage der stadträumlichen Aufteilung angesehen. Während ferner der Fachwerkkörper des mitteldeutschen Hauses mit verhältnismäßig schmaler Stirnbreite hoch aufwächst, ist der Stein- oder in älterer Zeit gelegentlich Blockholzkörper der Inntaler Stadt völlig in das Breite und Waagrechte gelagert; die Fensterhöhlen werden tief eingeschnitten gegenüber der sorgsam gewahrten Flächigkeit der Befensterung etwa des Thüringer Hauses. Das Dach, das in Franken, am Rhein, in Niederdeutschland ohne Steilgiebel nicht denkbar ist, tritt bei der Innstadt verhältnismäßig wenig in Erscheinung — wenn schon der Steilgiebel im spätgotischen Stadtbild auch der Innstadt stärker mitsprach als in späterer Zeit, wie zum Beispiel Dürers Ansicht der Stadt Innsbruck, übrigens auch die Ausschnitte bei Pacher (vergleiche das Bild der Geburt Christi auf dem Wolfgangsaltar) bezeugen. Dazu kommt endlich als eindrücklichstes Merkmal die alte Anordnung der Laube, das heißt des in Arkaden geöffneten Erdgeschosses, in den Straßenbildern der Alpenstädte; ein Merkmal, das der Verschachtelung und Verklammerung der räumlichen Ausdehnungen etwas ganz besonders Kennzeichnendes verleiht. Zusammengefaßt: die Erscheinung der alten südostdeutschen Stadtbilder würde für sich allein schon genügen, um wesentliche Eigenheiten des künstlerischen Sehens dieser Länder zu erklären, so wie es in den Bildern der Pacherzeit begegnet; es bedarf nicht allein der Annahme italienischer Einflüsse, um die Begabung Pachers — oder richtiger: der gesamten bayrisch-österreichischen spätgotischen Malerei — für Tiefenwirkung, überraschende Perspektiven und monumentale Raumvorstellung zu begründen. Wie weit alle diese Einzelzüge mit bodenständiger Landschaftsstruktur und ihrem Erleben zusammenhängen — der in der Pacher-Literatur oft begegnende Hinweis auf den Tiefblick in den Alpentälern — ist hier nicht zu untersuchen; die alemannische Schweiz, die ja auch anderen Gesetzen des Hausbaues folgt, kennt trotz gleicher geologischer Voraussetzungen eine ähnliche Wertlegung auf räumliche Tiefenwirkungen von streng architektonischem Aufbau nicht. Dort liegt der Nachdruck viel stärker auf dem malerischen Gesamtanblick, zum Beispiel in dem Christophorusbild des Konrad Witz in Basel.

Stellt also das räumlich tiefenhafte Sehen in der Tiroler Malerei, durch Pacher in vorbildlichem Maße herausgestellt, einen kulturgeschichtlich erweisbaren Zug stammlicher Gesamtveranlagung dar, so steht es ähnlich mit der Klangfarbe des Wirklichkeitsgefühls, das in den Typen dieser Kunst, im Ausdruck

der Gesichter und in der rhythmischen Gebärde ihrer Haltungen erscheint. Auch hier geht das Auffällige eines Sonderverhaltens weiter als in anderen deutschen Landschaften. Wie auf dem Gebiete der Landschaftsschilderung wird das persönliche Erlebnis einer Stimmung besonders dann lebendig, wenn es sich um intime Beobachtungen des täglichen Lebens handelt. Die Tätigkeit der Maurer auf dem Baugerüst in dem Bild mit der Wunderheilung des heiligen Wolfgang oder der seinen Weg heimwandelnde Bettler mit dem Rucksack auf dem Bild der Almosenverteilung im Wolfgangsaltar sind Darstellungen einer reinen Sachschilderung, die vor dem Zeitalter Dürers außerhalb der Pacherschen Malerei in der deutschen Spätgotik kaum vorkommen. Es liegt nahe, solche Durchbrechungen der im fünfzehnten Jahrhundert im Norden im allgemeinen noch sehr streng gewahrten Bildüberlieferung im Grenzland Tirol mit der Realistik der italienischen Frührenaissance in Zusammenhang zu bringen; bedeutet es ja doch einen Wesenszug der Schilderei seit Giotto, daß dort „Dinge gesehen wurden, die man bis dahin nirgends beobachtet hatte", wie etwa Wölfflin einmal die italienische Lage bezeichnete.

Keine Kunst vermag aber Elemente in sich aufzunehmen und in sich auszubilden, für die nicht schon eine im Lebensgefühl vorbereitete Veranlagung vorhanden ist, ohne in ihrem Gesamtausdruck zwiespältig zu werden und damit die ihr eigene Geschlossenheit aufzugeben. Ein Vergleich Pacherscher Bilder mit Dürer-Werken, die unter dem mächtigen Eindruck der Venetianer Reise von 1505 und 1506 entstanden sind, wie zum Beispiel Dürers Madonna mit dem Zeisig im Kaiser-Friedrich-Museum (Berlin), deutet die Verschiedenheit nicht nur der Zeiten in bezug auf das Verhältnis zwischen eigener Auffassung und Übernahme an. Während für Dürer der Venezianer Eindruck auf einige Zeit das Eigene fremdartig überfärbt, bleiben im Bilde der Pacherschen Kunst die italienischen Eindrücke Begleitakkorde, die neben dem rein altdeutschen Gesamtanblick nicht aufkommen, vor allem an diesem Anblick nichts Grundsätzliches ändern. In einer Galerie von Frührenaissance-Malern würde man Gemälde Pachers stets als fremd empfinden, so viel Anklänge an Mantegna in der Farbe, in Einzelbeobachtungen der Perspektive sich auch finden mögen. Innerhalb der italienischen Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts führt die Wirklichkeitsbeobachtung zur Isolierung der Einzelfigur im Sinne plastischer Monumentalität und Statuarik. Der epische Flächenstil der mittelalterlichen Chronik wird von ihr seit dem dreizehnten Jahrhundert mehr und mehr aufgegeben, der bestimmende Eindruck des einmaligen Vorganges in klar umrissener räumlicher Umgebung ist ihr wichtiger, als der symbolische Ausdruck des Geschehens (vergleiche Gentile Bellinis Bilder der Markus-Legende). Eine „richtige" Beziehung der Figur zum Gesamtraum des Bildausschnittes im Sinne der italienischen Malerei wird man bei Pacher vergeblich suchen; seine Figuren sind innerhalb ihrer Bildgründe fast stets zu groß, jedenfalls soweit es um Träger der jeweils geschilderten Handlung geht. Das heißt: sie sind noch ganz in nordisch-mittelalterlichem Sinn von dem Maße

ihrer inneren Bedeutsamkeit her gesehen, und zwar in einem Grade, dem der Süden überhaupt kaum folgte: man vergleiche den heiligen Wolfgang als Kirchenbauer auf dem Wolfgangsaltar, wo sicher nicht etwa ein Unvermögen schlechthin, die Figur im Landschaftsraum einzuordnen, sondern vielmehr der magische Ton der Legende — wie der Kirchenfürst inmitten der wilden Einsamkeit mit eigenen Händen gleichsam die Gewalt der Natur durch seinen Bau bezwingt — den Kern dessen bildet, was der Künstler veranschaulichen wollte; die Vorstellung bleibt stärker als die reale Anschauung. Wäre die Begabung für die Beobachtung des Wirklichen in der Tiroler spätgotischen Malerei grundsätzliche Folge der Nähelage zur Lombardei, so hätte sich das zuerst in der geistigen Haltung ihrer Schilderung offenbaren müssen; die Schau der realistisch vorgetragenen Anekdote und nicht die Nachdichtung des im gedanklichen Vorstellungsbild lebendigen Vorganges einer mittelalterlichen Legende hätte das Wort. In der Tat aber ist die lineare Wesensschau der mittelalterlichen Vorgangsschilderung — die große Tat des nordischen Geistes, das Wundererlebnis schaubar zu machen jenseits der Schwelle aller barocken Illusionen — das Bestimmende. Nur die Art der Schau unterscheidet sich von anderen deutschen Schulen, indem sie in der Klangfarbe ihrer Darstellungsmittel sich freier und ungehemmter des persönlichen Erlebnisses bedient.

Für den Weg, auf dem die lombardischen — Veroneser und Venezianer — Einzelmotive der Raumauffassung, der perspektivischen Andeutungen, der Verkürzung oder Überschneidung der Figuren in der Tiroler Malerei ähnlich Eingang finden wie Lehnwörter oder Handelsbegriffe längs der alten Kaufmannsstraßen, dürfte die in Südtirol und den Nachbarländern besonders gepflegte Kunst der Wandmalerei in Betracht kommen: die Fülle des in Brixen und anderen Orten an Freskomalerei Erhaltenen scheint darauf hinzuweisen, daß die Geltung dieser diesseits der Alpen durch die Glasmalerei zurückgedrängten Kunstgattung einmal vor dem Auftreten der Tafelaltäre von beherrschender Bedeutung war. Noch in Pachers Lebenswerk spielt die Wandmalerei eine Rolle, wie wir sie bei anderen altdeutschen Meistern wenig, etwa den jüngeren Holbein ausgenommen, kennen. Angesichts der Vorrangstellung der Wandmalerei im vierzehnten Jahrhundert in Italien liegen Beziehungen nahe und lassen sich längs des Weges Verona—Trient—Brixen auch wohl verfolgen, ohne daß aber die Ausbeute an rein italienischen Motiven viel weiterführen würde als in dem oben betrachteten Bereich: im ganzen bleiben die erhaltenen Denkmäler der Südtiroler Wandmalerei Flächendekorationen gotischen Gepräges. Steigerung der Raumillusion im Sinne etwa der Florentiner ist der alpenländischen Wandmalerei ebenso fremd wie die Raumweite der Toskaner Architektur. Wohl aber sind die Einzelmotive, die in der Tafelmalerei als raumsteigernde Elemente begegnen, die im Vordergrund des Bildausschnittes eingestellte Mittelsäule oder die perspektivischen Fußbodenmuster, zuerst im Bereich der Wandmalerei anzutreffen. Für Pachers

Lehrjahre mochte die satte Pracht des älteren Bilderzyklus im Brixener Domkreuzgang, der ihm zeitweise vielleicht täglich vor Augen stand, keinen geringen Antrieb bedeuten.

Versucht man die Grundlagen der geistigen und kulturellen Umgebung, aus der Michael Pachers Kunst hervorging, zusammenzufassen, so ergibt sich etwa folgendes Bild: deutsch ist nicht nur die geistige Haltung, sondern der Stil Pachers in seiner ganzen Erscheinung — seiner rein deutschen Eigenschaft als Bildschnitzer wäre in dieser Hinsicht noch ganz besonders zu gedenken. Die Beziehung zu dem reich und stolz entfalteten Kunstleben Oberitaliens aber — eine Folge jahrhundertealter Überlieferung ebenso wie geographischer Begünstigung — gibt der Pacherschen Kunst ihre besondere Klangfarbe und vermöge des Weitblickes für das künstlerisch Wirksame, den Pacher besaß wie nur Dürer oder der jüngere Holbein nach ihm, ihre monumentale Einmaligkeit.

Über Michael Pachers Lebensumstände ist wenig bekannt. Als Heimatsort der Pacher — der Name kommt außer bei Michael noch bei dem zur gleichen Zeit lebenden Maler Friedrich Pacher, ferner bei dem Probst Leonhard Pacher in Neustift vor, doch sind die möglichen verwandtschaftlichen Beziehungen der Namensträger nicht feststellbar — wird das Klosterdorf Neustift unweit Brixen am Eingang in das Pustertal genannt. Dort ist der Name (in der Form „Bacher") heute noch vorhanden. In einer Brunecker Urkunde von 1467 tritt Michael zum erstenmal als Meister auf, wenige Jahre später (1471) werden mit ihm die Verträge für zwei seiner größten Altarwerke: den Grieser Altar bei Bozen und den Hochaltar für Sankt Wolfgang im Salzkammergut, abgeschlossen. Aus den beiden Daten hat man seine Geburtszeit um das Jahr 1435 errechnet; die Bezeichnung als Meister im Jahr 1467 setzt einen mindestens Zwanzigjährigen nach mittelalterlichem Handwerksherkommen voraus. Die Übertragung so großer Aufgaben, wie sie der Wolfgangaltar stellte, berechtigt aber zu der Vermutung, daß die Tätigkeit des Künstlers wohl schon einen gewissen Ruf besaß, also schon mehrere Jahre währte. Zwischen 1469 und 1496 ist Michael Pacher aus Beurkundungen in Bruneck nachweisbar. Der Überlieferung zufolge gilt das im neunzehnten Jahrhundert etwas veränderte „Stifterhaus" (Nr. 79 in Bruneck) als seine Wohn- und Arbeitsstätte. Der Künstler hat es auf seinem Einblick in die Hauptstraße von Bruneck auf der Szene der Geburt Christi des Wolfgangaltares abgebildet: ein typischer Südtiroler Bau mit flachem Giebeldach; der große Dielenraum des Erdgeschosses soll seine Werkstatt gewesen sein. Den nachweisbaren Arbeiten folgend, finden wir Pacher innerhalb der oben genannten Jahre in der Gegend zwischen Bozen, Innichen und Salzburg tätig. In Innsbruck, das seit den dreißiger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts an Stelle der alten Hofhaltung der Tiroler Herzöge in Meran tritt, ist sein Name nicht nachweisbar, wohl aber der des gleichfalls in Bruneck ansässigen Friedrich Pacher, der als Mitarbeiter bei den Bildern des Wolfgangaltares in Betracht kommt. Über Pachers



Michael Pacher: Chriſtus und die Ehebrecherin
Tafel vom Altar zu St. Wolfgang am Abersee, 1481

künstlerische Lehrzeit vermag nur der stilistische Befund der älteren Pustertaler Kunst (Altar in Sankt Sigmund um 1430 mit Schreinfiguren und Gemälden) und vor allem die im Pustertal reich entwickelte Schnitzerei einigen Anhalt zu geben, daneben die schon erwähnte, in ganz Südtirol gepflegte Wandmalerei; das heißt die Lehrzeit spielte sich in seiner engeren Heimat ab. Dem klaren Inhalt der Verträge von Gries und Sankt Wolfgang zufolge und angesichts der Ausdrucksprache der Werke selber kann nicht daran gezweifelt werden, daß Michael Pacher die beiden Kunstgattungen: die Malerei wie die Schnitzerei beherrschte und ausübte. Kenntnis der Kunst Mantegnas und wohl auch der Venedigs wird durch einzelne Motive des Wolfgangaltares vorausgesetzt, insbesondere mögen Beobachtungen überraschender Bewegung, wie der nach einem Stein sich Bückende auf der Darstellung der versuchten Steinigung Christi (Wolfgangaltar, Außenflügel), für den Lernenden, der auch mit den Vorstellungsformen des plastischen Bildens vertraut war, von Bedeutung gewesen sein. Die Art der Bildkomposition im Wolfgangaltar mit den in den Hintergrund führenden, gedrängt mit Figürlichem gefüllten Randkulissen und der freibleibenden Bildmitte — der immer wieder hervorgehobene „Tiefenblick" der Pacherschen Komposition — ist in ihrer großen Klarheit und Bestimmtheit ohne Mantegna schwer vorstellbar, die Tiefenwirkungen etwa auf dem Johannesaltar des Niederländers Roger von der Weyden (Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum) sind nicht in dem Maße räumlich körperhaft gesehen, wie das bei Michael Pacher der Fall ist. Auch der sonore Klang des Pacherschen Kolorits läßt sich eher mit mantegneskер Farbigkeit vergleichen als mit irgendeinem Meister des Nordens. Michael Pacher ist vermutlich im Sommer 1498 gestorben, seit August dieses Jahres gehen die Zahlungen für seinen Salzburger Altar an seinen Schwiegersohn Kaspar Neunhauser in Brixen. Sein Name ist bis in die Romantikerzeit des neunzehnten Jahrhunderts (1822) verschollen geblieben.

Erhalten sind an entscheidenden und für die Autorschaft Pachers gesicherten Werken drei große Altäre, die ungefähr die Stufen seines Künstlertums andeuten: der geschnitzte Marienaltar im Dorf Gries bei Bozen, der der Marienkrönung und dem Leben des heiligen Wolfgang bestimmte Hochaltar der Wallfahrtskirche Sankt Wolfgang bei Salzburg und der in der Alten Pinakothek in München befindliche, ehedem für Neustift geschaffene Kirchenväteraltar. Von einem vierten Werk, dem einstigen Hochaltar der Franziskanerkirche in Salzburg, sind nur Bruchstücke übriggeblieben. Zwischen den Grieser Altar, der stilgeschichtlich das früheste Werk darstellen dürfte — die sich wiederholenden Hauptszenen der Marienkrönung in dem Grieser beziehungsweise dem Wolfganger Altar verhalten sich zueinander wie Erwartung und Erfüllung — und das Werk von Sankt Wolfgang schalten sich einige kleinere Arbeiten ein, vor allem die Freskomalereien in Neustift und Innichen und die zusammen mit Friedrich Pacher gefertigten in Sankt Paul im Lavant. Der Wolfgangaltar darf als der Höhepunkt des Pacherschen Schaffens

angesehen werden; der etwa ein Jahrzehnt jüngere Kirchenväteraltar und was ihm folgt, der vermutete Altar von Sankt Lorenzen und die Bruchstücke des Salzburger Altares, bezeichnen die Reifezeit. Der künstlerische Weg führt von einer ungemein zarten Stimmungskunst, die im Grieser Altar noch Elemente der älteren idealistischen Prägung des Gotischen im Sinne des frühen fünfzehnten Jahrhunderts in sich birgt, zu dem dramatisch feierlichen Daseinsausdruck der spätgotischen Bildvorstellung im Wolfgangaltare. In Sankt Wolfgang wird zum erstenmal innerhalb der deutschen Spätgotik der liturgische Mittelpunkt eines großen Sakralraumes durch die künstlerische Erscheinung des mächtigen Altarwerkes, durch das hier erreichte völlige Zusammenklingen von Plastik und Malerei, zum schaubaren Erlebnis vollendeter Sammlung — nicht also nur die Mächtigkeit architektonischer Erscheinung, die ja schon an älteren Retabelaltären bis zurück zu den Schwellen des Spätgotischen im vierzehnten Jahrhundert gesehen werden kann, vielmehr die Steigerung der Bildkünste im Dienste einer größten dekorativen Vergegenwärtigung ist beabsichtigt und erreicht. Der Kirchenväteraltar bedeutet Vertiefung der Pacherschen Kunst hinsichtlich des rein Malerischen; es kann kein Zufall sein, daß der Bildschnitzer in diesem Werk ganz verschwindet, um alles dem Maler zu überlassen und so eine letzte, vom Werkmäßigen in das Ästhetische im Sinne der heraufziehenden Zeit der Renaissance hinübergreifende Geschlossenheit der Wirkung zu erreichen.

Am 27. Mai 1471 wird in Bozen zwischen sieben Bürgern der Gemeinde Gries und Meister Michael Pacher zu Bruneck der Vertrag abgeschlossen, wonach Pacher binnen vier Jahren den Hochaltar für die Pfarrkirche Gries mit der Krönung Mariä im Schrein und den Patronen Georg und Erasmus, mit Brustbildern in der Altarstufe (Predella) und Szenen aus dem Marienleben als Flügelreliefs schnitzen sollte. Als Entschädigung wird der Betrag von dreihundertundfünfzig Berner Mark Meraner Währung vereinbart. Eine Reihe kleinerer Figuren sollte die ornamentale Bekrönung des Altares (das „Gespreng") schmücken.

Erhalten ist in der Hauptsache als Pacherscher Arbeit der Mittelschrein mit den Figuren in etwa zweidrittel Lebensgröße. Die Komposition ist streng symmetrisch in altertümlichem Sinn: eine Mittelnische, in der auf einem Teppichsockel die Madonna zwischen Gottvater und Christus kniet, sechs Engel, zum Teil mit Musikinstrumenten, stehen zu seiten längs der rahmenden Fialen, vier gemalte Engel halten den Goldteppich des Hintergrundes. Auf eigenen Teppichsockeln stehen in den Seitennischen Georg und Erasmus. Feingliedrige, aber noch streng architektonisch komponierte Maßwerkbaldachine schließen den Schrein nach oben ab. Die ehemalige farbige Behandlung der Figuren ist nur zum Teil erhalten.

Das Thema der Marienkrönung als eines der Symbole des volkstümlichsten Marienfestes im deutschen Süden, des Festes Mariä Himmelfahrt am 15. August, begegnet in der Tiroler spätgotischen Kunst oft. Pacher hat es, wie erwähnt, noch einmal in seinem Hauptwerk zu Sankt Wolfgang gestaltet. Als Gemälde

seiner Hand ist eine gleiche Darstellung in der Alten Pinakothek in München erhalten, die dem Grieser Altar stilistisch nahesteht.

Geht man dem Ausdruck der Form in den Figuren des Grieser Altares nach, so mag zunächst das merkwürdig Weiche und Idyllische in der Erscheinung der Gesichter Beachtung finden. Der Madonnenkopf besitzt unbeschadet der erkennbaren Tiroler Prägung mit der spitzen Nase und dem kleinen Kinn noch die hohe Stirn und die ruhig fließenden großen Gesichtsflächen, wie sie etwa am besten durch den Kölner Madonnentypus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts (zum Beispiel bei Stefan Lochner) der Vorstellung vertraut sind. Milde und Ruhe erscheint in den Köpfen Gottvaters oder Christi, knabenhafte weiche Zärtlichkeit im Gesicht des Michael, ausgesprochen idealisiert ist das Antlitz des Erasmus. Überall wird der unmittelbare Wirklichkeitswille des Charakteristischen oder gar des pathetisch Machtvollen zugunsten einer fast schwärmerischen frommen Stille zurückgehalten, nur bei den geschnitzten Engelsfigürchen tritt das launisch-übermütige Kindertemperament, das ein halbes Jahrhundert später im Marienleben Dürers eine bestimmte Rolle spielt, etwas stärker hervor. Ähnlich die Stilistik der Körper- und Stofformen. Wohl deuten die tiefen Unterschneidungen der Faltenzüge und die starken Schatten in den lockeren Haarflechten das malerisch barocke Formgefühl der kommenden spätgotischen Reifezeit an; die flächenhafte Tektonik des älteren Stiles und dessen lineare Sicherheit ist verlassen, ein bewegtes Oberflächenspiel in den Beiwerken: Kronen, Ornamentsäumen, Umriß der Maßwerkblumen, ist an deren Stelle getreten. Aber diese Erlebnisse malerischen Sehens bestehen stärker für sich als Einzelbeobachtung, sie sind noch nicht von dem alles durchzitternden Wirbel aufrauschender Bewegtheit erfaßt, der in den Skulpturen des Wolfgangaltares herrscht. Und so wird der Blick unwillkürlich immer wieder zu der großen Ruhe der Komposition zurückgeleitet. Bei den gemalten Engeln des Hintergrundes hat man auf Ähnlichkeiten mit dem Niederländer Rogier von der Weyden hingewiesen. Weitergehend könnte eine grundsätzliche Stimmungsverwandtschaft zwischen Werken, wie Rogiers Medici-Madonna in Frankfurt und dem Grieser Altar empfunden werden, als Zeitausdruck einer in etwa vergleichbaren Gemütshaltung gegenüber dem sakralen Erlebnis überhaupt. Denn wie der Flame Rogier erscheint der Tiroler Pacher im Grieser Altar nicht als ein Revolutionär des Realismus im Sinne der fest geprägten Typen des Paele-Altars des Holländers Jan van Eyk. Das Wirklichkeitsringen als künstlerisches Anliegen im Zeitalter Schongauers, das heißt in der Zeit zwischen 1460 und 1480, ist in dem Grieser Werk von einem Rest idealistischer Rückschau überschichtet. Es mag sein, daß diese Art von Vorstellung und Ausdruck des Andachtsbildes mit ihrem Festhalten an Gewohntem und durch Generationen Vertrautem im Volkstum beider Länder seine Begründung findet. Wie in Flandern spielt in Tirol die Reformtendenz im kirchlichen Volksleben der Spätgotik keine bestimmende Rolle; den Reformversuchen des Rheinländers

Nikolaus von Kues, der von 1452 bis 1460 den bischöflichen Stuhl von Brixen innehatte, war Erfolg nicht beschieden.

Für den Werdegang der künstlerischen Form Pachers besagt der Grieser Altar jedenfalls so viel: die werkmäßige Leistung steht auf einer Stufe, die über alles in der gleichen Zeit in Tirol Nachweisbare hinausragt an Sicherheit der Formbeherrschung. In den erhaltenen Flügelreliefs (Verkündigung und Anbetung der Könige) verstärkt sich der Eindruck der räumlichen Klarheit des Aufbaues, der den Mittelschrein bestimmt und den großen Komponisten der Gemälde des Wolfgangaltares ahnen läßt. Die Stimmung des Gesamtwerkes trägt altertümliche Züge, die an ältere Werke des Pustertales erinnern.

Noch am 13. Dezember 1471 hat Pacher mit dem Abt Benedikt von Mondsee den Lieferungsvertrag für den Flügelaltar in Sankt Wolfgang abgeschlossen; der hohe Betrag des Lohnes von zwölfhundert Gulden ungarischer Währung deutet den Umfang der Arbeit an. Zum Vertragsabschluß lag eine Entwurfsskizze vor; die Arbeit selbst entstand in Bruneck, wie aus den Vereinbarungen über Transport und Aufenthaltsvergütung während der Aufstellung des Altares hervorgeht. Eine Inschrift auf den Rahmen der Außenflügel des Altares besagt, daß er 1481 vollendet wurde; wahrscheinlich hat sich die Arbeit zwischen die Jahre 1477 (Weihe des Chorneubaues, in dem der Altar steht) und 1481 erstreckt.

Auch wenn man die Verschiedenheit der Aufgaben — der Grieser Altar ist für eine einfache Dorfkirche bestimmt, der Wolfgangaltar bildet den Mittelpunkt einer großen, zu seiner Zeit von weither besuchten Wallfahrtskirche — in Anrechnung bringt, ist die Steigerung des künstlerischen Wachstums, das im Vergleich beider Werke vor Augen steht, gewaltig. Was an Feierlichkeit der Wirkung im Grieser Altar als schlichte Bauernfrömmigkeit angesprochen werden könnte, entfaltet sich in Sankt Wolfgang zu rauschender Pracht. Mag die besonders glückliche Erhaltung des Werkes inmitten seiner ursprünglichen Umgebung das Erlebnis steigern — ohne die Urkunden würde wohl niemand auf die Vorstellung kommen, daß das Monumentalwerk zu Sankt Wolfgang nur um etwa ein halbes Jahrzehnt später als der Dorfaltar aus der Hand des gleichen Meisters hervorging.

Am unmittelbarsten ergibt sich dieser Eindruck durch einen Vergleich der Darstellung der Marienkrönung auf dem Grieser Altar mit dem Schrein zu Sankt Wolfgang. Die Grieser Szene ist Ruhe, Beharren, Zustand, gemessen an der visionären Dramatik des Wolfgangaltares. In ihrer streng symmetrischen Ordnung wirken die Figuren in Gries wie ein reiches, flach gereihtes Ornament; aus den tiefen Schatten der Schreinnische in Sankt Wolfgang blitzen Figuren und Baldachine auf als Augenblicksbild eines großen Festspieles auf weiter Raumbühne. Die Dreiteilung aus Krönungsgruppe und Seitenfiguren, die in Gries unmittelbar abgelesen wird, ist im Wolfgangaltar zu einem überraschenden

Einklang geworden, an Stelle der nebeneinandergestellten Baldachine tritt eine kühne Durchflechtung, die einen Siebentakt erkennen läßt. Das Ganze wogt wie ein reich gefaltetes breites Gitterband über die Figuren weg. Die Krönungsszene selbst verzichtet auf die symbolische Dreiteiligkeit: Christus sitzt segnend erhoben oben links, Maria kniet zu seinen Füßen unten rechts, die Mittellinie gleitet lautlos vom Symbol der Taube des Heiligen Geistes zu den beiden gegeneinander gestellten Engeln im Sockel. Die Diagonale der Bewegung, die durch diese Komposition entsteht (an Stelle des Ruhepunktes eines Achsenkreuzes im Grieser Altar) gibt entscheidenden Klang; es ist einer der ersten Fälle gleitender Spannung, wie solche in der Reifezeit der deutschen Spätgotik von Dürer bis Grünewald zum Dominantakkord der Komposition überhaupt wird. Das Augenblickliche, Schwebende, „Transitorische" — und damit das Visionäre eines Bilderlebnisses ist da.

Diesem Gesamtanblick fügen sich die Einzelheiten. Der Ausdruck der Physiognomien verrät Ekstase: spendende Macht im Christuskopf, tiefste innere Ergriffenheit im Antlitz der Maria, Versunkenheit in die Gewalt der liturgischen Feier bei den Seitenfiguren der Heiligen Wolfgang und Benedikt, die innerlich Teilnehmende, nicht nur begleitende Rahmenfiguren, wie in Gries, sind. Das Beiwerk der dienenden, singenden oder musizierenden Engel ist gedämpft mitschwebende Melodie, die in der prächtigen Girlande der Rahmenleiste des Schreines ausklingt. Die Kanten und Flächen der Draperien wogen knisternd auf; nicht die festen Ebenen, sondern immer wieder die Höhlen der Verschattungen fesseln den Blick. Bei geschlossenen Flügeln sprechen die monumentalen Senkrechten der Wächter zu seiten des Schreins, des Sankt Georg und Sankt Florian. Sie sind geformt aus Gewalt und Reichtum rhythmischer Gebärdensprache, die mit solcher Kraft nur im Barock wieder auflebte. Zum Wölbescheitel des Chores wächst die Bekrönung des Altares mit der Kreuzigungsgruppe zwischen den Blütenstengeln der Fialen empor, bekrönt durch die Segensgeste des thronenden Gottvaters, der so „Anfang und Ende" des ganzen Werkes versinnbildlicht.

Zu dem Goldklang der Schnitzereien stehen die Gemälde der Flügel wie edles Pflanzenwerk, das Architekturgebilde umschlingt. Der Altar besitzt wie alle ganz großen Wandelaltäre der Spätgotik ein doppeltes Flügelpaar, so daß er, je nach den Zeiten des Kirchenjahres, drei Gesamterscheinungen zeigen kann. Die Festtagsseite mit der geschnitzten Marienkrönung wird von den geöffneten Innenflügeln mit den Bildern der Geburt Christi, der Darstellung im Tempel, der Beschneidung Christi und des Todes Mariä umrahmt. Bei geschlossenen Innenflügeln ergibt sich das Sonntagsbild: acht Szenen aus dem Leben und Wirken Christi stehen nebeneinander. Die dritte Verwandlung des Altares mit geschlossenen Außenflügeln zeigt vier Bilder aus der Legende des Kirchenpatrons, des heiligen Wolfgang: die Alltagsseite des Altares. Der gesamte Rhythmus der

Gemälde in Farbe und Komposition ist so, daß er die Bewegtheit der Skulpturen weiterklingen läßt, aber ihnen einen festen Grund gegenüberstellt. Malerei und Plastik verhalten sich im Wolfgangaltar zueinander etwa wie Choralgesang und vollinstrumentierte liturgische Komposition. Das vornehm satte Farbenbild hält gleichsam die flitternde Schimmerwirkung der Schnitzerei.

Das Wesen der Pacherschen Malerei verkörpert sich am deutlichsten in den Bildern der Wolfganglegende oder in den vier Mittelbildern des Christuslebens: Versuchung, Hochzeit zu Kana, Austreibung der Händler und Christus vor der Ehebrecherin. Bei den Bildern der Wolfganglegende ergänzen sich die Bildgewichte in diagonaler Verschränkung: Predigt des heiligen Wolfgang oben links und Heilung der Besessenen unten rechts, entsprechend Almosenspende und der Heilige als Kirchenbauer auf der anderen Seite. Das Gleitende der Blickführung entspricht wieder dem Bewegungszug des Gesamtausdruckes: die Tiefenräumlichkeit der Bilder — besonders eindringlich in der Szene der Almosenspende mit dem Durchblick durch einen der Bogen in die Straßentiefe einer Stadt in der Mitte — unterstreicht den Eindruck des unmittelbar Lebendigen. Es ist spätgotischer Legendenton reinster Prägung. In den obengenannten Christusbildern ist der Klang feierlicher und großartiger: weniger Figuren, diese maßstäblich etwas größer als die der Wolfganglegende, die architektonischen Gründe majestätischer — besonders prachtvoll der symmetrisch in die Tiefe gespannte Kirchenraum auf der Szene der Ehebrecherin vor Christus. Die Außenbilder dieser Folge sind unruhiger und kleinformiger; man nimmt in ihnen die Hand Friedrich Pachers nach Entwürfen Michaels an. Auf den Bildern der Festtagsseite endlich ist die Szenerie am stärksten gelockert, Bewegtheit der Umrisse und Tiefenwirkung am nachdrücklichsten herausgehoben, die farbige Abstufung am reichsten entwickelt: die Bildstimmung folgt den Spannungen der Plastik des Mittelschreins.

Es würde zu weit führen, die Typen der Gemälde und die farbige Haltung mit den prachtvollen Rot- und Grüntönungen im einzelnen zu benennen. Angesichts der unmittelbaren Volkstümlichkeit der Schilderung, für die etwa die Tiroler Prägung der Christusfigur und die feingliederigen Frauengestalten mit ihrem blassen Inkarnat, in reich gemusterten oder gedämpft-farbigen Gewändern gegen die Marmortöne der Architektur gestellt, die Pachersche Malerei einmalig unverkennbar bezeichnen, hat man wiederholt auf das Erlebnis der geistlichen Volksschauspiele hingewiesen. Sie mochten dem Künstler in seiner Heimat stets vor Augen stehen; ihre zutiefst erlebte Widerspiegelung erklärt Wesentliches der geheimnisvollen Wirkung, die der Altar zu Sankt Wolfgang an Macht und visionärer Fülle ausstrahlt. Man geht kaum zu weit, wenn man bei Pacher von einer Eroberung des Volkstons, wie er im liturgischen Spiel vorlag, für das Bild der Spätgotik innerhalb Oberdeutschlands spricht. Noch ist solches nicht Erlebnis großstädtischer Kultur — erst im Krakauer Altar des Veit Stoß oder im Isenheimer Altar Grünewalds werden die letzten Folgerungen einer



Die Wallfahrtskirche St. Wolfgang am Abersee

Ausdruckshaltung erfüllt, für die in Pachers Altar zu Sankt Wolfgang der Grund gelegt wurde.

Zur Zeit der Vollendung des Altares in Sankt Wolfgang stand Michael Pacher auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens. Sein Name galt im Alpenland von Salzburg bis Bozen. Im Jahre 1481 wurde ihm in Bozen ein Auftrag für die Pfarrkirche zuteil (der verschollene Michaelsaltar), und wenig später begannen die Vorverhandlungen für den ehemaligen Hochaltar der Salzburger Franziskanerkirche, der wohl einst das umfänglichste Werk seiner Hand (vergleiche unten) darstellte. Inmitten dieser Reifezeit steht die bedeutendste Schöpfung seiner Malerei, der Kirchenväteraltar in der Alten Pinakothek in München — der jüngeren Forschung zufolge wurde er zu Beginn der achtziger Jahre für Neustift, wo ein Leonhard Pacher von 1467 bis 1483 als Probst seines Amtes waltete, gemalt.

Das Thema der vier großen Kirchenlehrer des Abendlandes — Hieronymus, Augustinus, Gregor der Große und Ambrosius — hat im fünfzehnten Jahrhundert an der Schwelle der Reformation die abendländische Kunst vielfach beschäftigt. Der allgemeine Wunsch einer Rückkehr zu den Urschriften und Urlehren der Kirche legte es nahe, die Träger des altchristlichen Geistes aus der Zeit, in der die Lehren der römischen Kirche ihre grundsätzliche, dauernde Gestalt erhielten, im Bild zu verkörpern, gleichsam als die dem Volk vor Augen gestellten Wächter der Überlieferung und im Sinne der spätmittelalterlichen Legende als die Vorbilder des Klerikerstandes.

Pacher hatte das Thema vor dem Altar für Neustift wiederholt behandelt. Zuerst als Fresken in der alten Sakristei in Neustift, wo die vier Kirchenväter in den Vierpässen zwischen den Rippen des Gewölbes als Füllung erscheinen. Diese um 1467 — den überlieferten Baunachrichten zufolge — entstandenen Gemälde sind seine älteste nachweisbare Arbeit. Etwa gleichzeitig begegnet das Motiv auf einem al fresco bemalten Bildstock in Welsberg, dessen Originale im Jahr 1882 fast ganz zugrunde gegangen sind. Als Entwürfe seiner Hand — von Friedrich Pacher ausgeführt — gelten die in Vierpässen aufgemalten Büsten in der Stiftskirche zu Sankt Paul im Lavanttal aus der Zeit vor 1480. In monumentaler Fassung kehrt eine verwandte Aufgabe in den etwa lebensgroßen Bischofsgestalten der Heiligen Candidus und Korbinian über dem Südportal der Stiftskirche zu Innichen wieder. Auch hier ist der plastisch scharf zeichnende Stil der Wandmalereien als Voraussetzung für die viel weicher gemalte Form der Tafelbilder des Neustifter Altares anzusehen. Diese verschiedenen Variationen des Themas des in vollem Ornat thronenden kirchlichen Würdenträgers werden in dem genannten Altar zu dem stärksten Ausdruck hoher Feierlichkeit. Es ist der Anblick der ganzen dekorativen Pracht eines spätgotischen Chorgestühls, besetzt von den dazu gehörigen geistlichen Regenten, den der geöffnete Neustifter Altar in seinen vier Tafeln aufzeigt.

Ähnliche Szenerie mag Pacher in den Stiftskirchen zu Brixen und Salzburg oft genug mit eigenen Augen gesehen haben — seine Vertrautheit mit liturgischen Ornaten beweist u. a. auch ein ihm zugehöriger Entwurf für eine Bischofsmitra in der Universitätsbibliothek Erlangen. Das Verlangen der Zeit nach würdevoll reicher Erscheinung des Kirchenfürsten — als solche sind die Kirchenväter im fünfzehnten Jahrhundert allgemein angesehen — findet sich in der gleichzeitigen Schrift des Kardinallegaten Äneas Silvius Piccolomini „De moribus Germanorum" bestätigt.

Vier nebeneinandergereihte Baldachinstühle bilden den Rahmen des Neustifter Altares. Im Zweitakt schließt sich das Motiv der Handlung: die beiden inneren Figuren, Augustinus und Gregor, wenden sich frontal zu ihrem Symbol (Augustinus zu dem Kind, das mit einem Löffel das Meer ausschöpfen will, Gregor zu dem Kaiser Trajan, der aus der Unterwelt zu ihm aufsteigt), die Außenfiguren sitzen seitlich gewendet in Betrachtung versunken: links Hieronymus mit dem Löwen, rechts Ambrosius mit dem Kind, das zuerst ihn als den Berufenen auf den Mailänder Bischofsstuhl ausrief.

Viermal senkt sich der Blick in die tiefen Nischen mit den Brokatgründen, über denen die goldfunkelnden Baldachine in den Raum vorstoßen und in deren Mitte die durchgeistigten Antlitze der Kirchenväter stehen, gleichsam wie Edelsteine, um die herum die volle Pracht des Schmelzes der Farben in den Gewändern, des Goldes in den Ornamenten, der Lichter und Schatten in den begleitenden Geräten gesammelt ist. Es gibt wohl kein Gemälde deutscher Spätgotik aus dieser

Zeit, das heißt vor dem älteren Holbein, das eine ähnlich reiche Stufung toniger Farbigkeit aufweisen könnte. Am ehesten wären Mantegna und die älteren Venezianer zum Vergleich heranzuziehen, obschon man auch im lombardischen Bereich den tiefsatten Schimmer der Farben nicht antrifft, die im Kirchenväteraltar das Weben der Lichter in spätgotischem, von bunten Glasfenstern umschlossenen Raum zum unmittelbarsten Erlebnis erheben. Die vier Bilder der Außenflügel zeigen Szenen aus der Wolfganglegende; gegenüber dem Wolfgangaltar hat die Bewegtheit der Schilderung an Einfachheit des Ausdruckes und räumlicher Bestimmtheit zugenommen. Die ornamentale Umrahmung des Altares, vor allem die Bekrönung, ist nicht erhalten; man kann sich schwer vorstellen, daß sie gegenüber der Erscheinung der Malerei, die Pacher hier ganz in den Vordergrund rückte, noch viel zu besagen vermöchte. Denn, wie schon erwähnt, gerade das ist das Wesentliche im künstlerischen Werden Pachers, wie im Neustifter Altar der Maler die Wirkungsmöglichkeiten des Bildschnitzers aufnimmt und damit der spätgotischen Malerei neue Wege eröffnet.

Spätwerke der Pacherschen Malerei sind die Szenen aus der Laurenziuslegende in der Alten Pinakothek in München (mit den dazugehörigen zwei Bildern aus dem Marienleben, Verkündigung und Tod Mariä) und im Kunsthistorischen Museum in Wien, ferner die Bruchstücke zweier Bilder mit der Vermählung Mariens und der Geißlung Christi im Wiener Kunsthistorischen Museum. Den Altersstil seiner Schnitzkunst bezeichnen die thronenden Madonnenfiguren in Sankt Lorenzen im Pustertal und in der Franziskanerkirche in Salzburg. In die Zeitstufe dieser Schöpfungen, die etwa zwischen 1484, dem Jahr des Vertragsabschlusses des ehemaligen Hochaltares in der Salzburger Franziskanerkirche und dem Todesjahr 1498 entstanden, reiht sich das Bild mit der Vermählung der heiligen Katharina (Salzburg, Sankt-Peters-Stift) noch als wichtige Arbeit ein.

Die Madonna von Sankt Lorenzen und die obengenannten Bilder der Laurenziuslegende hat Hempel, der jüngste der großen Pacher-Forscher, zu einem ehemaligen Altar für Sankt Lorenzen zu vereinigen gesucht. Die geschnitzte Madonna erinnert unverkennbar an Sankt Wolfgang; das Schlichtere der Erscheinung erklärt sich hinlänglich aus der Zweckstellung. Ähnlich wie seinerzeit in Gries handelt es sich um das Werk einer Dorfkirche. Und man könnte den Gegensatz des Ausdruckes, wie er oben zwischen dem Grieser und Wolfgangaltar festgestellt wurde, wiederholt finden, wenn man der Madonna von Sankt Lorenzen die der Salzburger Franziskanerkirche gegenüberstellt. Noch heute, wo die Salzburger Figur stark überarbeitet und ohne das ursprüngliche Christkind vor Augen steht, empfindet man den Unterschied zwischen dem anspruchslos Herkömmlichen im besten Sinn des Wortes in Sankt Lorenzen und dem adelig Erhabenen der Salzburger Madonna. Bedeutsam erscheint vor allem: die Haltung der jungen Mutter mit dem Kind in Salzburg trägt einen profan lässigen Zug, der bei Pacher

ganz neuartig anklingt und zu den zeitlich ersten Beispielen der Wendung vom älteren sakralen Ideal zum stadtbürgerlichen der Zeit um 1500 gehören dürfte. In der Auffassung, die etwa die Kunst des großen Landshuter Bildschnitzers Hans Leinberger um 1520 beherrscht, könnte recht wohl eine Fortsetzung dieser späten Pacherschen Prägung gesehen werden. Um so mehr, wenn in Rechnung gestellt wird, daß einmal der Hochaltar der Salzburger Franziskanerkirche, von dem die Madonna stammt, an Umfang und Reichtum der Ausstattung den Altar von Sankt Wolfgang wohl übertroffen hat, also um 1500 wohl eines der größten Altarwerke darstellte, die in Südostdeutschland überhaupt vorhanden waren.

Der Stil der genannten Bilder der Laurenziuslegende einschließlich der Marienbilder setzt die Bildererscheinung, die auf den Wolfgangsbildern des Kirchenväteraltars angetroffen wird, fort. Die Zahl der Figuren ist gegenüber den früheren Werken beschränkt; die Figuren selbst stehen noch klarer im Raum, dieser spricht ferner durch größere und einfachere Teilformen nachdrücklicher als in Sankt Wolfgang. Gebärden und Gesichtsausdruck entsprechen an Feinheit der Schilderung der Höhe der Kirchenväter. Im Farbigen ist die Stimmung besonders in der Darstellung des Laurenziusmartyriums mit dem föhnigen Himmel über der venezianisch ansehnlichen Erscheinung des Palastbaues wohl die reichste, die sich bei mehrfigurigen Schilderungen innerhalb der Pacherschen Kunst überhaupt findet.

Nur hinsichtlich des seelischen Gehaltes ist vielleicht der Gesamtanblick der Wiener Fragmente des Salzburger Altares noch tiefer: die Typen auf der Marienvermählung in Wien, verglichen mit verwandten Gruppierungen in Sankt Wolfgang, zeigen eine letzte Entwicklung. Der Komponist vermochte mit den Gegensatzmotiven von Einzelfigur und geballter Masse zu spielen, wie ihm das zwanzig Jahre vorher zum Beispiel bei der Predigt des heiligen Wolfgang noch nicht möglich gewesen war. Der letzte Rest des altertümlich Zusammengedrängten im Sinne des früheren fünfzehnten Jahrhunderts ist völlig überwunden, die Einheit des Vorganges spricht mit augenblicklicher Lebendigkeit. Was an Wucht und Eindringlichkeit der Schilderung in den Wiener Fragmenten erreicht ist, hat nur der junge Dürer gelegentlich übertroffen, der Erzählungsstil Altdorfers und seines Kreises aber weitgehend fortgesetzt.

Die Auswirkung der Pacherschen Kunst zeigt sich in Südtirol und den Nachbargebieten von Salzburg bis Lienz in der Frühzeit des sechzehnten Jahrhunderts weitgehend. Da aber, abgesehen von dem Salzburger Maler Marx Reichlich, die künstlerische Höhe aller dieser Werke selten das Mittelmaß erheblich übersteigt, kann man von einer wirklichen Pacherschule kaum sprechen. Es mag hinzukommen, daß Pachers Tätigkeitsort, Bruneck, für eine Schulbildung zu klein war, die für eine größere künstlerische Tätigkeit in Frage kommenden Mittelpunkte: Salzburg und Innsbruck, aber im Zeitalter Maximilians von Augsburg und Nürnberg,

wohin der Kaiser den Großteil seiner Aufgaben verlegte, ganz in den Hintergrund gedrängt wurden. So mußten sich die Werke der Pacher-Nachfolger in der Fortsetzung eines tüchtigen Handwerkes begnügen, das dem Gepräge seines ländlichen Bodens entsprechend nicht ins Weite reichen konnte und deshalb über den Rahmen örtlicher Geschichte nicht hinausdrang. Der Geist der Pacherschen Malerei wurde, wie erwähnt, innerhalb der sogenannten Donauschule aufgenommen und kann dort besonders bei den Bildern der Florianslegende von Albrecht Altdorfer als eigentümlichste Eigenschaft südostdeutscher Kunst an der Wende zur Renaissance empfunden werden.

Bernt Notke

Tätig um 1460 bis 1509

Von

Carl Georg Heise

Langsam erst, in den letzten Jahrzehnten, hat der Name des größten Lübecker Malers und Bildschnitzers für das erinnernde Bewußtsein der Deutschen wiedergewonnen werden können. Freilich ist Bernt Notke noch immer nicht auferstanden als umfassende Künstlerpersönlichkeit, neben Pacher, Stoß, Kraft, Riemenschneider eine der bedeutendsten des ausgehenden Mittelalters, sondern lediglich als Verfertiger eines einzigen Werkes, der gewaltigen, holzgeschnitzten St. Jürgen-Gruppe von 1489 in der Hauptkirche in Stockholm. Dies Monument aber ist mehr als ein deutsches Meisterwerk unter vielen anderen, es ist schlechthin das Sinnbild für Ausdehnung, Art und Bedeutung norddeutschen Kunstschaffens im Ostseeraum. Nirgends sonst ist Deutschland auf dem Gebiet der bildenden Kunst außerhalb seiner staatlichen Grenzen so führend, so ausschließlich der gebende Teil gewesen wie hier. Nicht so sehr eine Person und den Umfang ihrer Wirksamkeit also gilt es zu erschließen als vielmehr im Bilde der Zentralfigur eines Kreises und ihrer Ausstrahlungen ein Stück deutsches Kunstschicksal richtig verstehen zu lernen. Vor Notke also muß begonnen und über ihn hinaus muß Wesentliches ausgesagt werden. Daß ein einzelner Künstler und sein Werk aufschlußreich eine große historische Situation zu versinnbildlichen vermag, das ist ein deutliches Anzeichen für das Heraufkommen eines neuen Zeitabschnittes der europäischen Geschichte. Daß indessen ein Versuch lebensgeschichtlicher Darstellung im engeren Sinne fast eine Unmöglichkeit ist und gerade dann, wenn die entscheidende Wirkung aufgedeckt werden soll, einmünden muß in eine mehr oder minder breite Vergegenwärtigung aller treibenden Kräfte jener Epoche, das beweist die Verwurzelung dieser Kunst im Gemeinschaftsgeist des Mittelalters. Notke ist ein Vertreter der großen Wende, der sinkenden so sehr wie der kommenden Zeit verpflichtet.

*

Das wirtschaftspolitische Schicksal des Ostseeraumes hat auch Wesen und Wendung der künstlerischen Leistung entscheidend mitbestimmt, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß die Kunstblüte — bei fortschreitender Entwicklung um so nachdrücklicher — ihrerseits nicht unwesentlich dazu beigetragen hat, aus dem vielteiligen Ländergefüge einen einheitlichen Kulturkreis zu machen. Am Anfang aber steht die Herrschaft nüchterner kaufmännischer Eroberer. Zwar schaffen sich

im 12. und vor allem im 13. Jahrhundert die siedelnden Handelsherrn einen großartigen eigenen Baustil für ihre Städte — damit ist dem Geltungsbedürfnis der Emporkömmlinge Genüge getan —, was sie indessen an Werken der schmückenden Künste nicht entbehren wollen, das holen sie sich in der Regel von auswärts. Noch das erzene Grabmal des 1341 verstorbenen Bischofs Bocholt, der den Chor des Lübecker Doms vollendete, ist unbezweifelbar importiertes Kunstgut. Wie in Venedig, wo ähnliche wirtschaftspolitische Voraussetzungen maßgebend waren, bestätigt sich in Lübeck das alte Entwicklungsgesetz, daß eine umfassende ästhetische Kultur eine lange Periode gesicherten Wohlstandes voraussetzt. Erst als der Friede von Stralsund (1370) als Folge des entscheidenden Sieges der Hanse über den Dänenkönig Waldemar Atterdag solche gesichertere Epoche einleitet und an Stelle des vorbehaltlosen Wagemuts eine geruhsamere Rentnergesinnung tritt, gewinnt die lübeckische Kunst den ihr gemäßen äußeren Rahmen und erhebt sich rasch im Laufe der folgenden Jahrzehnte zu europäischem Rang. Man zieht zum Schmuck der Stadt und der Gotteshäuser Künstler von auswärts heran, doch nun bleiben sie in Lübeck; hier gibt es Arbeit übergenug, und was in den Lübecker Kirchen entsteht, das erweckt die Bewunderung der kulturärmeren Nordländer. Es setzt ein Kunstexport ein, der nach Umfang und Durchschnittshöhe ohne Vergleich ist. Das ist auch rückwirkend für den Charakter der lübeckischen Plastik und Malerei nicht ohne Bedeutung geblieben: es hat zum mindesten die konservative Note unterstützt, aber wohl auch, durch die besondere Art der Aufträge, die Neigung zum Dekorativen und Prächtigen, die Richtung aufs Monumentale befördert.

Bezeichnend für den lübeckischen Kunstbetrieb, wie er sich in seinen Grundzügen für die Gesamtzeit seiner Ostseegeltung, also über hundert Jahre lang, erhielt, ist die bedeutende Werkstatt, die etwa ab 1400 für ein Menschenalter die führende wird. Man pflegt sie — ohne voll ausreichende urkundliche Belege — die des Johannes Junge zu nennen. Der Stil kommt aus Westfalen, wir kennen Steinfiguren der gleichen Hand in Soest und in Lübeck. Neben diesen älteren Meister treten jüngere, in einzelnen Hauptwerken deutlich als künstlerische Persönlichkeiten unterscheidbar, dann aber einen ausgesprochenen lübeckisch bestimmten Gesamtstil bewirkend, dessen Erzeugnisse auf einzelne Mitarbeiter aufzuteilen ein unfruchtbares Unterfangen sein würde. Die berühmte „Madonna des Ratsherrn Darssow" in der Marienkirche (von einem 1420 gestifteten Altar) bezeichnet eine leicht altertümelnde, sakral gestimmte Richtung, mit der etwa gleichzeitigen „Niendorfer Madonna" (genannt nach dem Ort ihrer Verschleppung im 19. Jahrhundert) dringen französische, höfisch-realistische Elemente in die lübeckische Kunst ein, schon das im nächsten Jahrzehnt entstandene Grabmal der Königin Margarete in Roeskilde aber, das unverkennbar dieser führenden Werkstatt entstammt, zeigt Gesellen verschiedener künstlerischer Herkunft zu schwer entwirrbarer Gemeinschaftsarbeit vereint. Die Reichweite dieses Stils ist überraschend:

im Osten über die Gegend von Danzig (Tiegenhagen) nach Reval und Finnland (Nystad), im Norden über Dänemark (Sonder-Alslev auf Falster), Südschweden (Widsköfle) nach Vadstena und Glanshammer, um nur einige Orte mit heute noch erhaltenen Werken zu nennen. Wichtig ist vor allem, daß unter den Exportstücken sich damals schon Arbeiten hohen Ranges befanden, in Erfüllung ausgesprochen nationaler Aufgaben der außerdeutschen Ostseeländer. Lübeckische Meister zog man heran, als es galt, das Grabmal für die Einigerin der drei nordischen Reiche in Roeskilde zu errichten, als die Königin Filippa ein Bildwerk der Heiligen Anna selbdritt in das schwedische Birgittenkloster Vadstena stiftete, ja gar für den Entwurf des großen schwedischen Staatssiegels von 1436. Das sind künstlerische Höchstleistungen. Daneben beobachten wir die Belieferung kleinerer nordischer Gotteshäuser in weniger persönlicher, fast möchte man sagen fabrikmäßig-schematischer Art. Erst kürzlich haben auch in Norwegen eine ganze Anzahl solcher lübeckischer Figuren und Altäre festgestellt werden können — die Nachfrage ist zweifellos sehr groß gewesen. Zunächst hat man sie von Lübeck aus befriedigt, die Meister blieben in ihrer Werkstatt und schickten die fertigen Kunstwerke zu Schiff an den Ort ihrer Bestimmung. Von zwei Meistern der Mitte des Jahrhunderts dürfen wir annehmen, daß sie selbst in Schweden gewesen sind: Hans Hesse, der den Auftrag für den Hauptaltar des Klosters Vadstena erhielt und dessen persönliche Anwesenheit dort feststeht, ferner Johannes Stenrat, der den gleichen Altar vollendet und sich inschriftlich als Meister eines Altars in Bälinge bei Upsala bezeichnet hat. Als Künstler dürfen wir sie nicht überschätzen, gerade für den Altar von Bälinge findet sich in Lübeck in einer großartigen Olafsfigur das weit bedeutendere heimische Vorbild. Noch bleiben die Besten als Leiter ihrer Werkstatt im eigenen Lande. Die beiden großen Meister, die als Bildhauer und als Maler kurz vor und neben Notke das Bild der lübeckischen Kunst bestimmen, der anonyme „Meister der lübeckischen Stein-Madonnen", der den knittrigen Faltenstil des flandrischen Realismus in die hansische Kunst einführt, und der vielbeschäftigte Hermen Rode sind nur in Lübeck nachweisbar. Rodes seßhafte Arbeitsweise und der konservative Charakter seiner Kunst bilden die beste Folie zu Notkes in jeder Beziehung entgegengesetztem Wirken. Man muß ihn kennen, der die andere, die traditionelle Seite der lübeckischen Kunst vertritt, der zu ihrer ungeheuren Beliebtheit Wesentliches beigetragen hat, um einerseits die Voraussetzungen für Notkes riesigen Wirkungskreis, andererseits die umwälzende Bedeutung seiner Erscheinung richtig abschätzen zu können.

Hermen Rode ist Maler, ein Handwerker von vielen Graden, aber ohne künstlerisches Genie. Seine Schulung wird er in Westfalen erhalten haben, von dort bringt er eine saubere Technik mit, einen zarten, vornehm harmonisierenden Farbengeschmack. Er ist sanfter Gemütsart, ihm fehlt jeder Sinn für dramatische Belebung seiner Figurenbilder; zwingt ihn die Aufgabe zur Darstellung einer Marterszene, so gehen Henker und Opfer im Tanzschritt. Nur zögernd entschließt

er sich zu zeitgemäßen Neuerungen: Goldgrund herrscht vor, die Landschaft ist gleichförmig in Zonen gegliedert, der Ausdruck der Gesichter nur notdürftig belebt, die Figurengruppen kleben ohne Tiefenerstreckung vorn am Bildrand, die Innenräume werden nach vorhandenen Mustern, nicht nach eigener Anschauung gestaltet. Er bleibt ganz auf die Malerei beschränkt und scheint alle seine Tafeln im Wesentlichen selbst ausgeführt zu haben. Frühwerke und Bilder der Spätzeit sind wenig voneinander unterschieden. Muß er im Ausnahmefall auch die plastischen Arbeiten seiner Altäre besorgen, so spricht die Kümmerlichkeit der Gestalten für das geringe Maß der Anregungskraft über die Grenzen seiner eigenen Handfertigkeit hinaus. Seine Malergesellen aber werden zu sauberer Nachahmung unterwiesen; es gibt, namentlich in Schweden, Altäre der Werkstatt, die in nichts als im Grade der handwerklichen Meisterschaft von den eigenhändigen Arbeiten Rodes unterschieden sind. Die Person wird zum Stilbegriff. Das hatte gerade für den entfernt wohnenden Auftraggeber seine unschätzbaren Vorteile: man wußte, was man bekam. Als Rode zu Anfang des neuen Jahrhunderts starb, hatte seine Kunst sich längst überlebt, doch scheint ihr die Nachfrage bis zuletzt treu geblieben zu sein.

Das Auftreten Notkes in Lübeck muß in hohem Maße revolutionär gewirkt haben. Ist bisher bei aller noch so bedeutenden Kunstübung der Antrieb durch einen führenden Kopf mehr durch Überlegung zu erschließen, als im einzelnen Werk erkennbar, da rasch ein nachahmender Gesamtstil sich bildet, den auch schwächere Mitarbeiter mehr oder minder sicher zu handhaben verstehen, so spricht aus den Arbeiten Notkes, selbst dann, wenn ihre Ausführung sich unzweideutig als Gruppenleistung erweist, eine so eigenwillige Phantasie, daß wir vor ihnen nicht mehr nach einem Stil, sondern nach einem Menschen fragen. Die Werkstattgewohnheiten bleiben die gleichen: ein großer Stab von Gesellen, wachsend und wechselnd mit Zunahme und Besonderheit der Aufträge, ist verantwortlich für die handwerkliche Gestaltung, ja, es liegt die Vermutung nahe, daß der Meister in manchen Fällen überhaupt nicht, jedenfalls nicht immer an eindeutig erkennbarer Stelle, persönlich Hand ans Werk gelegt hat. Um so erstaunlicher ist es, daß nun etwa vier Jahrzehnte hindurch im weiten Umkreis des Ostseegebietes Kunstwerke verschiedenster Gattung entstehen — Altar, Sakramentshaus, Triumphkreuz, Grabmal und Monument, Gemälde und Holzschnitt, Stickerei und Goldschmiedearbeit —, die unverkennbar den Stempel dieses einen Meisters tragen, der ebensosehr Unternehmer und Anreger großen Stils wie Künstler hohen Ranges gewesen sein muß. Man spürt überall das Wirken einer universal gerichteten Natur, aber es ist sehr schwer, es im Bilde der Persönlichkeit zu fassen. Hält man sich allein an die Urkunden, die manche Seite von Notkes bewegtem Leben gut beleuchten, so wird man leicht auf einen künstlerisch viel zu begrenzten Meister schließen. Es ist bezeichnend, daß nicht einmal sein Hauptwerk, der Stockholmer Georg, dokumentarisch einwandfrei als Arbeit seiner Hand erwiesen werden kann.

Befragt man allein die Kunstwerke, so fühlt man an so vielen Orten, unter so mannigfacher Verkleidung das Aufleuchten des Genies, daß man leicht geneigt ist, den Kreis seines Wirkens allzu weit zu ziehen, und unter der Entdeckerfreude über immer neue Meisterwerke verdunkelt sich das Bild des Meisters selbst. Es muß hier angemerkt werden, daß die weitschichtigen, kunstwissenschaftlichen Untersuchungen, die in kameradschaftlicher Weise von skandinavischer und deutscher Seite betrieben werden, bisher noch keineswegs als abgeschlossen gelten dürfen. Friedrich Bruns in Lübeck hat mustergültig das archivalische Material zusammengestellt. Johnny Roosval in Stockholm hat über die St. Jürgen-Gruppe zwei Bücher geschrieben, die eine Fülle wertvollster Hinweise enthalten. Auch Walter Paatz, der eine grundlegend veränderte Vorstellung von Notkes Persönlichkeit erarbeitet hat, die hier mit seiner freundlichen Erlaubnis z. T. berücksichtigt werden konnte, hat seine Ergebnisse noch nicht öffentlich vorlegen können. Wenn hier nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung der erste Versuch einer Gesamtdarstellung gewagt werden soll, so kann es sich nur um einen vorläufigen Notbau handeln. Fast schon verschollene Lebenskunde muß neu erweckt und der Leser eingeladen werden, am Werkvorgang teilzunehmen.

*

Bernt Notke ist nicht in Lübeck geboren, sondern stammt aus dem lauenburgischen Kirchdorf Lassahn am östlichen Ufer des Schaalsees. Das Jahr seiner Geburt ist nicht bekannt, doch werden wir es zwischen 1430 und 1440 ansetzen dürfen. Urkundlich erwähnt wird er zuerst 1467 in Lübeck, und zwar bereits als selbständiger Meister. Er gehört keiner Zunft an, sondern ist ein „Freimeister", dem die Befugnis zur Ausübung seines Berufes durch besondere Ratsverfügung erteilt war. Zeitlebens scheint ihm das Maleramt als unbequemem Eindringling Schwierigkeiten gemacht zu haben, gelegentlich weigerte man sich gar, seinen Gesellen den Aufstieg zu Amtsmeistern zu gewähren; doch fällt es auf, daß wir bei solchen Streitereien den Rat immer auf Notkes Seite finden. Der erste Auftrag, von dem wir hören, wird ihm von der Nowgorodfahrerkompagnie, einer der angesehensten Lübecker Körperschaften, erteilt. Warum gehört er der Zunft nicht an? Warum sind die Mächtigen der Stadt ihm gewogen? Für beide Fragen bieten sich einleuchtende Antworten an, die durch allerhand Hinweise gestützt werden können, für die es aber einstweilen keine tatsächlichen Belege gibt. Notke könnte, wie Albrecht Dürer, ursprünglich ein anderes Handwerk gelernt haben, und zwar die Goldschmiedekunst, und der Rat hätte ihn daraufhin als Meister zugelassen. Es ist immerhin auffällig, daß Notke fast niemals mit anderen Malern, immer wieder aber in Gemeinschaft mit Goldschmieden genannt wird, mit Nikolaus Rughese, dem Meister des Sakramentshauses der Marienkirche, an dessen Erfindung Notke nicht unbeteiligt gewesen sein wird, mit Sander Oldendorp, Jost Jakob und vor allem mit dem ausgezeichneten Bernt Heynemann, der noch unter



Bernt Notke: St. Jürgengruppe,
1489. Holz. Stockholm, Hauptkirche



Bernt Notke: Kopf eines Toten
Holz. Teilstück der St. Jürgengruppe

des Künstlers Testamentsvollstreckern erscheint. Und sollte der schwedische Reichsverweser Sten Sture ihn zum „Reichsmünzmeister" ernannt haben, wenn Notke nicht gewisse Erfahrungen in dieser Richtung hätte mitbringen können? Die andere Antwort ist schwieriger zu finden. Schließlich aber wird man sich sagen müssen, daß kaum etwas anderes als eine außerordentliche künstlerische Leistung den Grund gelegt haben kann zu Notkes besonderer Bevorzugung. Ein lübeckisches Kunstwerk aber von außergewöhnlicher Art, bis heute weltberühmt trotz seiner Zerstörung, entstand 1463 in der Marienkirche: der Totentanz, ein gemalter Fries mit lebensgroßen Figuren. Seine gegenwärtige Erscheinungsform läßt Rückschlüsse auf den Urheber kaum noch zu, da eine gründliche Übermalung von 1701 den Stilcharakter vollkommen verändert hat. Allerdings wird man mit einiger Sicherheit sagen dürfen, daß Rode, der sanfte Heiligenmaler, wohl keinesfalls der Gestalter dieses grausigsten Themas gewesen sein wird. Notkes ganzes Lebenswerk dagegen ist so sehr von dieser düster-pathetischen Gesamtstimmung erfüllt, die hier in Lübeck zum ersten Male aufklingt — der irdischen Not näher als der himmlischen Erhebung, gewaltsam im Ausdruck, in der Formensprache aufs Monumentale gerichtet —, daß die Verlockung groß ist, ihn als den Meister des Totentanzes und dies Werk als Grundlage seines Ruhmes anzusehen. Es kommt hinzu, nahezu beweisend, daß sich in der Nicolai-Kirche in Reval ein Stück eines ähnlichen Totentanzes erhalten hat, das unverkennbare Züge Notkescher Malerei trägt. Es gehört zum Eindrucksvollsten, was wir von seiner Hand besitzen.

Immer ist in dieser Zeit ausdrücklich von Malerei die Rede, nicht von Bildhauer-Arbeit. „Meister Bernde, dem maler," zahlt die Nowgorodfahrerkompagnie eine hohe Summe für die dekorative Ausstattung ihrer Kapelle, während ausdrücklich erwähnt wird, daß das Schnitzwerk von „Meister Ilies" stammt, nicht von ihm. Malerei ist es wiederum, eine „tafele, de meister Bernd Notken malet", die 1471 der aus Frankfurt a. M. gebürtige Lübecker Kaufmann Johann Biis in seinem Testament erwähnt, ein Werk, das uns leider nicht erhalten ist. Das gibt die Richtung an, in der wir des Künstlers eigenhändigen Anteil zu suchen haben, am ersten der erhaltenen und urkundlich belegten Riesenwerke, die bei Notke bestellt worden sind. 1478 finden wir den Künstler tätig für den Hochaltar des Doms von Aarhus im Auftrag des dänischen Bischofs Jens Iwersen. Voraussichtlich ist die sehr umfangreiche Arbeit aber schon früher begonnen, denn eine Inschrift nennt als Vollendungsdatum das Jahr 1479. Es handelt sich um einen dekorativen Aufbau von größtem Ausmaß, bei dem die Schnitzerei des Mittelschreins — drei große Heiligenfiguren — zwar zuerst den Blick des Betrachters auffängt, aber nicht einmal rein massenmäßig, geschweige denn künstlerisch das Wichtigste ist. Riesige Doppelflügel, die sich nur ächzend in den Angeln drehen lassen, eine ungewöhnlich hohe Predella mit ebenfalls zwei Paar Flügeln, im Gesprenge lebensgroß ein Bischof und ein Engel, endlich ein kleines bekrönendes Altärchen, wiederum mit gemalten Flügeln, nicht zu reden von der Fülle der kleinen Zier-

figürchen — das ist Werkstattarbeit großen Stils. Wenigstens vier verschiedene ausführende Hände lassen sich heute noch deutlich unterscheiden, wahrscheinlich sind es noch viel mehr gewesen. Etwas Ähnliches hatte es in Lübeck selbst bisher nur einmal gegeben: unmittelbar vorher war das pomphafte Triumphkreuz im Dom entstanden, ein verwirrend schmuckreiches Schaugerüst, das so phantasievoll wie aufdringlich den Gesamteindruck des Kircheninneren bestimmt. Richtig hat man denn auch erkannt, daß der ausführende Hauptmeister des geschnitzten Figurenwerkes hier und dort der gleiche gewesen sein muß, ja, daß sich ihm leicht noch eine ganze Anzahl weiterer Arbeiten zuweisen läßt, so ein thronender Thomas a Beckett aus dem schwedischen Ort Skepptuna, das Original heute im Stockholmer National-Museum. (Eine moderne Nachbildung steht — man sieht auch daran das Wiederaufflammen lang vergessenen Ruhmes in unseren Tagen — an der Grabstätte des Heiligen in der Krypta der Kathedrale in Canterbury als Geschenk des schwedischen Erzbischofs Nathan Söderblom.) Das alles sind grobschlächtige Gestalten, Teilglieder eines dekorativ wirkungsvollen Gesamtkunstwerkes, aber im einzelnen ohne formschöpferische Kraft, ohne Feinheit der handwerklichen Ausführung. Ist Notke selbst dieser Meister gewesen? Wir müßten es annehmen (und die meisten Forscher tun es heute noch) auf Grund der erhaltenen Urkunden, die eindeutig erkennen lassen, daß der Aarhuser Altar bei Notke und nur bei ihm bestellt ist, fänden sich an diesem Werk nicht Proben hervorragender künstlerischer Leistung, die jene derben Schnitzarbeiten vollkommen in den Schatten stellen; ich meine einen Teil der Gemälde, namentlich die Monumentalgestalten der Außenseiten der Flügel, einen Johannes den Täufer und einen Heiligen Clemens. Nehmen wir dazu die Reste des Revaler Totentanzes und die im Lübecker Museum erhaltenen Außenseiten der Flügel eines Dreifaltigkeitsaltars, so haben wir eine einheitliche Bildergruppe, die einzige unter den erhaltenen, die bedeutend genug ist für einen Meister, von dem die zeitgenössischen Berichte die Vorstellung einer überragenden, leidenschaftlichen und neuerungssüchtigen Künstlerpersönlichkeit zu geben verstehen. In diesen Bildern lebt wirklich ein neuer Geist. Mit Ungestüm wird um Ausdruck gerungen, die Figuren sind häßlich, aber charaktervoll, der menschliche Körper wird studiert, eine eindrucksvolle Gebärde gilt mehr als ein Heiligenschein, die Landschaft drängt sich vor, Raumprobleme melden sich an, die Farben sind düster und glühend. Diese Malerei, das ist Notke.

Aber er ist mehr als das. Mögen rein malerische Leistungen seinen Ruf begründet haben, so liegt seine eigentümlichste Fähigkeit, der er gewiß auch seine großen Auslandsaufträge verdankt haben wird, doch noch auf anderem Felde: keiner konnte wie er ein künstlerisches Gesamtprogramm so einheitlich, so festlich überzeugend und doch so kühn und neuartig ersinnen und verwirklichen. Immer ist Notke beides: Werkstatthaupt im mittelalterlichen Sinne, nur schwungvoller, genialischer, selbstbewußter, und originelle künstlerische Einzelpersönlichkeit, doch im Rahmen des Ganzen, mehr auf Einordnung als auf Sicht-

barmachen des Neuen bedacht. Man könnte auch sagen, daß er zur Ausbildung einer ganz individuell bestimmten, ganz zeitgemäß einmaligen schöpferischen Leistung den großen Apparat mittelalterlicher Gemeinschaftsarbeit nach seinem Kopf befehligt, daß ihm die Werkstatt das Instrument ist, um seine neue Melodie darauf zu spielen.

Der Auftrag für Aarhus hat ein unangenehmes Nachspiel. 1482 bescheinigt Notke, daß er alle Arbeiten für den Aarhuser Dom — es scheinen zum Hochaltar später noch andere hinzugekommen zu sein — voll bezahlt erhalten habe. Trotzdem stellt er, als kurz darauf der Bischof gestorben war, eine weitere Forderung von 800 Gulden. Er bekommt sie auch mit Hilfe des Lübecker Rates, doch gibt es im Verlauf der langwierigen Verhandlungen einen Aufsehen erregenden Todesfall und noch 1484 einen Protest des dänischen Reichsrates, der behauptet, daß Notkes Forderung durchaus unberechtigt gewesen sei und er sie nur durchgesetzt habe „mit Lügen, listigen und falschen Worten, deren er wohl kundig wäre". Wüßten wir nicht, wie sehr in jener Zeit fast alle Männer des öffentlichen Lebens mit allerhand Makel behaftet erscheinen, wie Unrechtlichkeit und Durchbrechung alter Ordnungen nur das Widerspiel der erwachenden schöpferischen Kräfte der freien Persönlichkeit gewesen sind, Notkes Charakterbild könnte abstoßend wirken. 1471 finden wir ihn in einen Ehestreit verwickelt, 1498 in einen Prozeß wegen übler Nachrede. Auch seine Nächsten hatten sich über ihn zu beschweren: Heinrich Wylsynck, der sich selbst als Mitarbeiter am Stockholmer St. Jürgen bezeichnet, hat sich mit dem Meister um Geld veruneinigt und schließt einen Brief mit dem Stoßseufzer: Gott weiß, er ist ein seltsamer Mann! Das läßt immerhin auf mehr als gewöhnliche charakterliche Schwierigkeiten schließen.

Immer weiter spannt sich der Aufgabenkreis. 1483 ist der große Altar der Heiligen-Geist-Kirche in Reval datiert, für den Notke im gleichen Jahr in einem noch erhaltenen Schreiben aus Stockholm eine Restzahlung anfordert. Auch der Revaler Altar ist zwar einheitlich in der Erfindung, nicht aber in der handwerklichen Ausführung. Einen der Maler — es ist nicht der beste — kennen wir schon aus Aarhus, der Plastiker aber ist nicht mehr der gleiche. War hier Notke selbst als Bildhauer tätig? Der künstlerische Hauptakzent liegt jedenfalls auf der geschnitzten Figurengruppe des Pfingstfestes im Mittelschrein, die schon als Darstellungsform für das Ostseegebiet neu ist. Wie auf süddeutschen Schreinen, etwa auf Veit Stoß' Krakauer Marienaltar, ist eine tiefe Bühne für die hintereinander knienden, sitzenden, stehenden Figuren geschaffen, in betontestem Gegensatz zur flachen Reihung der alten lübeckischen Kunstübung, wie sie noch Rode ein Jahr früher bei seinem ebenfalls für Reval gelieferten Altar eingehalten hatte. Zwar haben die einzelnen Figuren trotz des erzählenden Inhalts immer noch eine gewisse Neigung zu statuarischer Absonderung, aber sie sind von innen her bewegt, die schweren Körper scheinen geladen mit seelischer Spannung. Bezeichnend für den Gesamtstil ist auch hier der Reichtum des schmückenden Beiwerks und das

dekorative Ineinandergreifen aller Teile. Die Ausführung ist, verglichen mit bester süddeutscher oder niederländischer Schnitzarbeit, keineswegs von besonderer technischer Vollendung, aber doch wesentlich lebendiger als in Aarhus. Hier kündigt sich der Meister der Stockholmer St. Jürgen-Gruppe an.

Seit April 1483 ist Notke in Schweden, und erst im März 1486 wird er wieder in Lübeck genannt, ebenso im August 1487. Dann ist er über ein Jahrzehnt von der Heimat abwesend und kommt während dieser Zeit in Stockholmer Urkunden so häufig vor, daß wir mit einer ununterbrochenen Tätigkeit im Dienste des schwedischen Reichsverwesers rechnen dürfen. Als im Oktober 1497 Sten Sture seines Amtes entsetzt wird und den König Johann von Dänemark als Beherrscher Schwedens anerkennen muß, wird Notke nach Lübeck zurückgekehrt sein, denn vom Frühling 1498 bis zu seinem Tode ist er wieder dort nachweisbar. Was hat er in Schweden geschaffen?

Vor allem die große St. Jürgen-Gruppe für die Stockholmer Hauptkirche. Keine Urkunde nennt Notke als ihren Verfertiger, doch viele Anzeichen, die erwähnte Briefstelle seines Gehilfen Wylsynck, des Künstlers langer Aufenthalt in der schwedischen Hauptstadt und stilvergleichende Bemühungen haben Roosval mit Recht zu dieser Zuschreibung geführt, die seit 30 Jahren unwidersprochen in die Kunstgeschichte eingegangen ist. Am Silvestertage des Jahres 1489 ist das Werk feierlich geweiht worden; den Pergamentzettel, auf dem der Tag verzeichnet steht, entdeckte der Dichter August Strindberg im Brustpanzer des Ritters. Es hat seinen Platz in einer eigenen (heute abgerissenen) Kapelle hinter dem Hauptaltar gehabt und war vermutlich auf hohem Sockel aufgestellt, von dem Teile des Reliefschmuckes sich noch erhalten haben, rechts und links davon auf eigenen Konsolen oder Postamenten die befreite Prinzessin und die Königsburg. Gestiftet war die St. Jürgen-Gruppe vom Reichsverweser Sten Sture, der Schweden befreit und geeinigt hatte — darin der große Vorläufer Gustav Wasas — zur Erinnerung an seinen entscheidenden, 1471 am Brunkeberg dicht vor Stockholm erfochtenen Sieg über die Dänen. Dreifach war ihre Bestimmung: Als Kultbild hat sie lange Zeit hindurch im Zentrum des religiösen Lebens der Stadt gestanden, als Siegesdenkmal war sie ein nationales Heiligtum des Landes, dessen Hauptfigur (wahrscheinlich auf einem anderen Pferde reitend) in der alljährlichen Gedenk-Prozession mitgeführt wurde, von der uns die Chroniken ausführlich berichten, als Grabmonument für Sture und seine Gattin ist sie endlich auch — eine damals sehr neuzeitliche Vorstellung — als persönliche Heldenehrung aufzufassen. Schon die eigentümliche Aufgabe, Kirchliches und Weltliches zu verbinden, den Heerführer und Staatsmann im Bilde des Heiligen vorzustellen, äußerlich im Rahmen traditioneller Altarkunst einen vollkommen neuen Typus volkstümlich-nationaler Repräsentation zu schaffen, entspricht in so hohem Grade den besonderen Fähigkeiten Notkes, erscheint so sehr „wie für ihn geschaffen", daß wir seine Mitarbeit schon bei der Konzeption des Planes annehmen möchten.

Freilich soll hier nicht vergessen werden, daß die schwedischen Verhältnisse seiner künstlerischen Arbeit Voraussetzungen geschaffen hatten, die in seiner engeren Heimat damals nicht gegeben waren. In der Genialität der staatsmännischen Leistung und in der Kühnheit der Auftragserteilung sehen wir den nicht zu unterschätzenden schwedischen Anteil an Notkes Meisterwerk. Man hat darauf hingewiesen, daß der Gedanke des Reiterdenkmals damals in Italien seine großartigste Ausprägung fand, daß schon seit 1447 Donatellos Gattamelata vielbewundert vor dem Santo in Padua stand, daß Verrocchio an seinem Colleoni, Leonardo an seinem Sforza-Denkmal zur gleichen Zeit arbeiteten wie Notke an seinem reitenden Georg, und daß von dort her die Anregungen gekommen sein müßten. Es würde zu weit gehen, daraus auf eine Italienreise des Künstlers zu schließen (die an sich, etwa zur Begleitung einer Gesandtschaft, im Bereich der Möglichkeiten gelegen hätte), auch andere Beziehungen zu italienischer Kunst — Anregungen Mantegnas etwa für die Aarhuser Passionsszenen — reichen für solche Annahme nicht aus. Wir werden sie uns, genau wie die Kenntnis chinesischer Drachen, die das Ungeheuer der St. Jürgen-Gruppe voraussetzt, durch indirekte Vermittlung hinreichend erklären können. Ja, gerade das ist für Notkes Arbeitsweise so charakteristisch: daß er von den Renaissance-Problemen genau so lebhaft erfüllt ist wie die Künstler südlicherer Länder, daß er ihre Lösung aber — fast möchte man sagen: tollkühn — auf eigene Faust, allein mit den Mitteln spätgotischer Formengebung innerhalb der gegebenen Verhältnisse zu erzwingen versucht. Von Zwiespältigkeit sind seine großen Leistungen gewiß nicht frei, doch was wäre Genie anderes als die magische Vereinigung von Gegensätzen?

Beim St. Jürgen wird keine klare Linie, geschweige denn eine im Zusammenhang ablesbare Gesamtform unter dem Gestrüpp krauser Einzelheiten erkennbar, und doch ist das Ganze von unbezweifelbarer Monumentalität. Ebenso unmittelbar teilt sich die Stimmung heroischer Aktivität jedem Betrachter mit, und doch ist die Figur des Ritters selbst von kaum überbietbarer Gelassenheit, nicht dem Schwert, sondern seiner Sendung vertrauend, Gott und Held in einer Person. Wilhelm Pinder sagt von ihm: „Seine Größe liegt im Zupacken" und an anderer Stelle: „Der Reiter ist nicht eigentlich im Kampfe, sondern wunderhaft erstarrt; die Schwerthaltung mehr festliches Signal als Hieb." Das widerspricht sich und ist doch beides vollkommen richtig. Die Bewunderung für das Ganze läßt sich wiederum nicht auf alle Einzelheiten der Ausführung erstrecken. Nicht nur die viel getadelte Prinzessin, selbst der Kopf des Heiligen oder gar die anatomisch unsichere Durchbildung des Pferdekörpers sind handwerklich derb. Vergessen wir es niemals: Notke war Maler und sicherlich auch ein großer Erfinder, wahrscheinlich überdies als Goldschmied ausgebildet. Was er dagegen als Bildhauer selber ausgeführt, was er nur in allgemeinen Umrissen entworfen hat, das ist jeweils nur zu vermuten. Auffallend durch besondere Vollkommenheit ist die auch technisch komplizierte Durchbildung des Drachens unter Verwendung

echter Elchgeweihe, die mit feinstem Sinn für Metalltechnik holzgeschnitzte Rüstung und das schmuckreiche Zaumzeug, endlich drei Totenköpfe, deren Anbringung im Gesamtaufbau des Monuments nicht mehr eindeutig zu rekonstruieren ist, besonders der eines erst eben Verstorbenen, der realistische Bildnishaftigkeit mit verallgemeinernder Todesverklärung geheimnisvoll verbindet. Dazu kommt endlich noch die meisterhafte Statuette des Königs Karl Knutson in Schloß Gripsholm, die von Roosval scharfsinnig als abgesprengtes Teilstück des Denkmals erkannt ist. Überall hier wird man Notkes eigene Hand erkennen dürfen. Noch sieben Jahre nach Errichtung der Jürgen-Gruppe ist der Meister in Schweden geblieben. Als des „rykes muntemester" bekleidet er ein hohes schwedisches Staatsamt. Weithin im Land spürt man in jener Zeit seine Wirkung, doch ist heute die Abgrenzung seiner künstlerischen Tätigkeit in Schweden im einzelnen noch nicht spruchreif. Es sei hier an zwei weitere Georgs-Darstellungen erinnert, die erst kürzlich mit überzeugenden Gründen als Werke Notkes haben vorgestellt werden können. Beides sind — auffallenderweise — Goldschmiedearbeiten: die phantastische Silberstatuette aus Elbing im Berliner Kunstgewerbemuseum und die reich verzierte Scheide eines Dolchbestecks, das ursprünglich Henning von der Heides Lübecker Georgs-Figur als Schmuck gedient hat.

Für Notkes letztes, in Lübeck verbrachtes Altersjahrzehnt sind die urkundlichen Nachrichten nicht allzu ergiebig. Immerhin lassen sie den Schluß zu, daß sich der Meister besten Ansehens erfreut haben muß. Mit dem achtzigjährigen Bürgermeister Ludeke van Thunen verbinden ihn freundschaftliche Beziehungen, ein Zeichen für seine geachtete soziale Stellung, wir begegnen ihm als Zeuge bei gerichtlichen Vergleichen, als Vormund, als Testamentsvollstrecker und Bevollmächtigter in Erbschaftssachen. Um Ostern 1505 hat er das Amt eines Werkmeisters der St. Petri-Kirche angetreten, das wir wohl als eine Art von Altersversorgung ansehen dürfen; regelmäßig zeigen die Rechnungsbücher seine eigenhändigen Eintragungen. Im ersten Drittel des Jahres 1509 ist er, offenbar hochbetagt, gestorben. Ob er in Lübeck noch künstlerisch ausübend war und was er geschaffen hat, ist nicht überliefert. Es ist indessen in hohem Maße unwahrscheinlich, daß der unternehmende Mann ein Jahrzehnt lang untätig geblieben sein sollte. Die künstlerische Welt um ihn her allerdings hatte sich stark verändert. Der Maler Hermen Rode war um die Jahrhundertwende gestorben. Der begehrteste Meister dieser Jahre scheint der Bildschnitzer Henning von der Heide gewesen zu sein, für den der 1496 datierte Fronleichnamsaltar der Burgkirche und die St. Jürgen-Gruppe von 1504 (beide heute im St. Annen-Museum) urkundlich gesichert sind. Henning war Notke-Schüler, das lehrt der Augenschein. Es lassen das auch eine ganze Anzahl von Arbeiten erkennen, die sich in Schweden erhalten haben: der Altar in Rytterne, die Figur einer Prinzessin aus Tyresö, ein Heiliger Hieronymus in Vadstena, um nur die wichtigsten zu nennen. Es sei hier angemerkt, daß auch die Vermutung festen Boden gewinnt, Henning sei unter Notkes

Mitarbeitern an der Stockholmer St. Jürgen-Gruppe gewesen und habe z. B. die Sockelreliefs geschaffen. Auffallend aber ist es, wie sein Stil über die statuarische Monumentalität des Lehrers hinausstrebt zu einer mehr erzählenden Vortragsweise, zu psychologisch vertieferem Ausdruck, wie er spontaner, affektreicher gestaltet, jedoch unter Einbuße an plastischer Wucht. Der Vergleich von Hennings St. Jürgen-Gruppe mit der Notkes läßt das besonders deutlich erkennen. Suchen wir unter den in Lübeck erhaltenen Kunstdenkmälern nach Notkes Alterswerken, so werden wir uns also nicht an die fortschrittlichsten Leistungen der Zeit halten dürfen.

Ein Werk nun, vollkommen ungewöhnlicher und — ist es wirklich um 1500 entstanden — auch unzeitgemäßer Art, spätmittelalterlich befangen und doch von eigenwillig fortschrittlichem Bemühen, vor allem aber von unvergleichlich eindrucksvoller Monumentalität, hat sich in dem großen, 2,50 m hohen und 3,75 m breiten Gemälde der Messe des Heiligen Gregor in der Marienkirche erhalten. Vieles spricht dafür, daß es vom Kanonikus Greverade zum Jubiläumsjahr bestellt ist, das mit großen Zeremonien gefeiert worden ist, eine norddeutsche Parallele zu den bekannten Basilika-Bildern des älteren Holbein in Augsburg. Das würde das ungewöhnliche Gepränge der Darstellung auch äußerlich erklären. Lange hat die Forschung geschwankt, welchem Meister sie dies Werk zuschreiben solle, das sich jeder Einordnung zu widersetzen scheint. Wir glauben, es für Notke in Anspruch nehmen zu dürfen. Der „Totalcharakter" ist durchaus derjenige seiner größten Leistungen in Aarhus, Reval und Stockholm. Mit leidenschaftlichem Aufwand werden Spannungen seelischer und künstlerischer Art angedeutet und wieder aufgelöst in festliche Repräsentation. Der Pracht überreicher dekorativer Flächenfüllung — die Tafel wirkt, unterstützt durch den Reichtum der Gewänder, fast wie ein Bildteppich — verbindet sich das neue Ideal überzeugender Gestaltung von Raum und Einzelpersönlichkeit mit unheimlich andrängender Mächtigkeit. Schwieriger ist die Verknüpfung des Spätwerks mit den frühen Arbeiten des Künstlers auf Grundlage stilistischer Einzelvergleichung. Aber auch das ist möglich und an anderer Stelle ausführlich unternommen worden. Hier genüge die schlagende stimmungsmäßige Verwandtschaft des Totenkopfes in Stockholm mit dem Greisenhaupt des anbetenden Papstes in Lübeck, ferner der Hinweis auf ein bisher in diesem Zusammenhang nicht beachtetes verbindendes Zwischenglied: auf die ebenfalls schwer einzuordnenden, ungestüm ausdruckskräftigen Holzschnitte des bei Steffen Arndes in Lübeck 1489 gedruckten Totentanzes und der ebendort erschienenen niederdeutschen Bibel von 1494. Hat Notke diese Holzschnitte von Schweden aus geliefert? Die Flügelbilder des Altars von Tensta in Uppland zeigen die engste Übereinstimmung mit ihnen und beide Werkgruppen lassen sich durch Stilvergleichung sowohl mit den frühen Notke-Malereien aus der Zeit um 1480 als mit der Gregorsmesse verbinden. Läßt es sich endlich nicht sehr wohl denken, daß eine so stark auf ausdrucksbetonte Menschen-

darstellung gerichtete Kunst wie die, welche den Kopf des Bischofs Iwersen in Aarhus und den des Königs Karl Knutson in Gripsholm geschaffen hat, sich schließlich zu der unvergleichlichen Höhe der Charakterköpfe des Gregor-Bildes erhoben haben könnte? Auch sie sind immer noch keine Bildnisse im modernen Sinne, aber die eindrucksvollste Summe typenmäßiger Menschenschau. Gerade dies eigensinnige Verharren bei symbolhaltiger Darstellungsweise trotz voll entwickelter handwerklicher Fähigkeit zu realistischem Ausdruck ist bezeichnend für einen bejahrten Meister, der mit sicherem Instinkt die Grenzüberschreitung zur Wirklichkeitsmalerei scheut, die ihn entwurzeln würde.

Auf der gleichen Stufe steht die Grabplatte des Ratsherrn Hermen Hutterock, eines Mannes, der uns in Notkes Leben schon zur Zeit seines Aarhuser Prozesses begegnet. Walter Paatz, der diese bisher kaum beachtete, grandiose Leistung aus der Zeit um 1508 erst kürzlich als voraussichtlich letzte Arbeit Notkes in Anspruch genommen hat, charakterisiert sie folgendermaßen: „Sie zeigt den Hingeschiedenen und seine Gemahlin unter üppigem Bogenwerk in eingetiefter, schwarz ausgelegter Zeichnung. An düsterer Größe tut sie es den berühmtesten zeitgenössischen Phantasien über den Tod gleich, ja, sie gibt sich eher noch spröder als selbst die schroffsten unter diesen. Es ist, als ob die zusammengetrockneten, in gespenstiges Gefält eingesponnenen Leichen Hutterocks und seines Weibes gleichsam knisterten von elektrischen Funken, die dann im Flammengeäst des Baldachins jähsprühend aufblitzen. Abgestorben und doch von unbeugsamer Tatkraft durchgeistet, wirken sie wie aus einer Vermischung des Todes und des Lebens erzeugt." Gewiß, das ist Bernt Notke, der große Meister der Totentänze. Endlich gehört hierher noch eine plastische Arbeit, die schönste lübeckische Figur dieser Zeit schlechthin, ein Evangelist Johannes in der Marienkirche, von echter statuarischer Größe und sanftester Beseelung. Die Zuschreibung schwankt zwischen Notke und Henning, und wenn sich zwischen ihr und der entsprechenden Johannes-Figur des Revaler Altars auch eine ähnliche Beziehung aufzeigen läßt wie zwischen den gemalten Bildnissen in Aarhus und denen der großen Gregor-Tafel, getrennt nur durch die Zeit — hier Vorstufe, dort Vollendung —, so scheint es doch gerade diesem Werk kampfloser Schönheit gegenüber notwendig, an die Möglichkeit zu erinnern, daß ein in den Werkstattgewohnheiten des alten Meisters aufgewachsener, unter seinen Augen arbeitender Schüler dies frisch und jugendlich wirkende Heiligenbild geschaffen hat. Noch ist, trotz aller Auflehnung dagegen, Zunftgeist des Mittelalters lebendig und Notkes einst so revolutionäre Kunstsprache ist längst zur lübeckischen Tradition geworden.

*

Aus Urkunde, Kunstwerk und verknüpfender Vermutung, deren Maß an Glaubwürdigkeit sich von nichts anderem herzuleiten vermag als vom Maß der Einfühlung in jenes seltsame Zeitalter, entsteht das Bild einer der großartigsten



Bernt Notke: Meſſe des heiligen Gregor, um 1500. Lübeck, Marienkirche



Bernt Notke: Prophetenfigur
vom Dreifaltigkeitsaltar der Lübecker Marienkirche, um 1480. Lübeck, St.-Annen-Museum



Bernt Notke: Papst Gregor
von der Gregorsmesse, um 1500. Lübeck



Bernt Notke: Bischof Jens Iwersen
vom Hochaltar des Doms zu Aarhus, 1479

und bewegendsten Gestalten des deutschen Nordens. In seiner Person wird noch einmal zusammengefaßt, was Generationen kaufmännischer Eroberer vor ihm errungen haben und im Begriff sind, wieder preiszugeben. Am Ende steht der Künstler; seine heute noch schaubare Kunde von der Macht hansischen Geistes hat die Zeiten überdauert. Nur wo die beharrenden Mächte als Träger des Kolonisationsgedankens durch Jahrhunderte hindurch die eigentlich fruchtbaren geblieben waren, nur dort konnte eine Persönlichkeit von der Wucht und dem Ausmaß eines Renaissance-Menschen, wie Notke es zweifellos gewesen ist, in vielfach noch mittelalterlich beschränkten äußeren Verhältnissen, schon in der Periode des Wetterleuchtens einer neuen Zeit, ihre entscheidende Leistung vollbringen. Was die Umwelt an helfenden Kräften zu vergeben hatte, das war unlöslich verknüpft mit der großen Vergangenheit. Von der Zukunft war nichts zu erwarten. Die nordischen Nationalstaaten erstarkten immer mehr, die Handelskonkurrenz auf der Ostsee, besonders die der Holländer und der Dänen, wurde übermächtig, die untereinander längst nicht mehr einigen Städte des Hansebundes sanken an Bedeutung weit hinter die emporstrebenden, reichen Handelsplätze des deutschen Südens zurück, Lübecks Ansehen verblaßte neben dem Augsburgs und Nürnbergs. Vermochten im Süden Renaissance und Humanismus stärkste Kräfte der Persönlichkeit zu befreien, die in Dürer und Holbein Deutschlands größte Meisterwerke entstehen ließen, so bedeutete im Ostseegebiet das Ende des Mittelalters zugleich auch das Ende der Kunst.

Freilich ist dieses Ende in ebenso überraschender Weise weit über das zu erwartende Maß hinaus verzögert worden, wie die schöpferischen Anfänge auf künstlerischem Gebiet so überraschend spät sich eingestellt hatten. Fehlt auch schon der tragende Unterbau gefestigter wirtschaftlicher, politischer, sozialer Verhältnisse, so vermag doch die Kunst aus sich selbst heraus noch eine Zeitlang neue Kräfte zu entwickeln. Dem empfindsamen Betrachter allerdings wird das Übertreibende, das außerhalb der gegebenen Verhältnisse frei Schwebende und daher leicht manieristisch Entartete solcher Spätkunst nicht entgehen. Eben deswegen kommt auch den geschmacklich so fesselnden Arbeiten eines Claus Berg und eines Benedikt Dreyer, die eine letzte Hochblüte lübeckischer Kunst heraufführen, nicht mehr die gleiche Bedeutung zu wie dem Lebenswerk Notkes. Dreyer vereinsamt. Er hat wenig fürs Ausland geliefert, nur eine Werkstattarbeit in Norwegen kennen wir von ihm außerhalb Lübecks. Und auch hier scheint er in seinen letzten Lebensjahrzehnten nach Einbruch der Reformation künstlerisch kaum noch tätig gewesen zu sein. Seine feingliedrigen, durchgeistigten, schmerzlich-pathetischen Figuren vom Lettner der Marienkirche gehören einem sterbenden Geschlechte an. Claus Berg ist derber. Auch macht er noch einmal einen Vorstoß in nordisches Gebiet, erobert künstlerisch gerade dasjenige Land, das am wirtschaftlichen Ruin der Hanse den stärksten Anteil hat. Aber sein jahrelanges Arbeiten am Hof der dänischen Königin Christine auf Fünen hat auch etwas von einer Flucht. In seiner

Heimatstadt gab es keine Aufgaben mehr, die seinem anspruchsvollen, zum großfigurigen Repräsentationsstück drängenden Schaffenstrieb hätten genügen können. Wie bezeichnend ist es, daß in Lübeck allein im Jahre 1518, knapp ein Jahrzehnt nach Notkes Tod, drei künstlerische Importstücke in der Marienkirche aufgestellt werden: ein großes Triptychon Adriaen Isenbrants, ein kleinfigurig-redseliger Antwerpener Schnitzaltar und eine herrliche Grabplatte mit Renaissance-Motiven aus der Nürnberger Werkstatt Peter Vischers. Der Einkauf modischer „Fertigfabrikate" entspricht der allein auf Sicherheit bedachten Geisteshaltung der Spätlinge. So sieht Claus Berg sich genötigt, in den letzten nordischen Hochburgen des Katholizismus, am Schluß seines Lebens in Mecklenburg, seine schwelgerisch unberechenbare Kunst zu entfalten, deren fast schon barocke Formenwelt von gegenreformatorischer Leidenschaft erfüllt ist. Sein berühmter Allerheiligenaltar in Odense aus den Jahren 1516 bis 1522, ein wahres Wunderwerk an dogmatischen Heilsrequisiten und schnitztechnischen Verführungskünsten, ist zu flackrig bewegt, um — wie bei Notke — ein überzeugendes Sinnbild sein zu können, zu virtuos, um an die Seele zu rühren, aber er ist die letzte Aufgipfelung konservativ-heroischen Kunstgeistes. Noch lange verarbeiten die Nachfahren das ererbte Formengut, Erinnerungen an Notke, Berg und Dreyer finden sich in dekorativen Schnitzereien an Stuhlwangen und Schrankenwerk. Im dritten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts löst in Lübeck ein Geschlecht hausbackener Handwerker, das auf den engen Kreis der eigenen Stadt beschränkt bleibt, die großen schöpferischen Meister ab, die ein Jahrhundert lang dem ganzen Norden das künstlerische Gepräge gegeben hatten.

Veit Stoß

Etwa 1447—1533

Von

Hubert Schrade

Das erste Werk des Veit Stoß, das wir mit Sicherheit als das seine bezeichnen können, ist ein Marienaltar von den größten Ausmaßen. Er befindet sich in Krakau und ist auch dort seit 1477 in mehr als zehnjähriger Arbeit entstanden. Das gab den Anlaß zum Streit über die Nationalität des Meisters. Die deutsche Forschung hat den Streit längst für beendet erklärt. Veit Stoß war Deutscher und fühlte sich als solcher. Die polnische Forschung setzt aber immer noch alles daran, Veit Stoß zu einem Polen zu machen. Doch es steht fest: die Krakauer Marienkirche war, als Veit Stoß den Altar für sie schuf, die Kirche der deutschen Gemeinde. Sie wurde erst 1537 polonisiert. Noch 1511 hatte der polnische Bischof Jan Konarski erklärt, daß in der Marienkirche „das Wort Gottes seit Ewigkeit und über alles Menschengedenken hinaus in deutscher Sprache gepredigt worden ist". Der Stadtschreiber Johann Heydeke, der sich um die Aufbringung der Gelder für den großen Altar besonders verdient gemacht hatte, war nicht nur ein Deutscher, aus Damm bei Stettin, sondern sogar einer der Führer und Vorkämpfer des Deutschtums in Krakau. Gerade ihn aber machte Veit Stoß, als er Krakau verließ, zum Vormund für Frau und Kinder. Auch wissen wir urkundlich, daß sich die Polen an den Spenden für den Altar nicht beteiligten. Im Gegenteil, sie spotteten, das Werk sei viel zu groß, um jemals zu Ende geführt werden zu können. Dieselbe Urkunde — Johann Heydeke hat sie aufgesetzt — bezeichnet den Meister ausdrücklich als Magister Vittus Almannus de Norinberga. Andere Feststellungen, die jeden Zweifel ausschließen, bestätigen Veit Stoß ebenfalls als Nürnberger. Und hätte er sich nicht als Deutscher gefühlt, würde er seine Töchter wohl kaum an Deutsche verheiratet haben. Alle seine vier Schwiegersöhne waren aber nachweislich Deutsche. Die Polen behaupten, Veit sei ein Sohn des Krakauer Rotgießers Hans Stochse. Abgesehen davon, daß dieser, wie jetzt feststeht, kinderlos starb, war auch er ein Deutscher. Er stammte aus Breslau. Veit Stoß war, daran ist kein Zweifel mehr erlaubt, Nürnberger. In Nürnberg gab es nun allerdings mehrere Träger des Namens Stoß. Wenn es auch nicht ganz sicher ist, so hat es doch die allergrößte Wahrscheinlichkeit für sich, daß Veit der Sohn des Dinkelsbühler Bürgers Fritz Stoß war, dessen Witwe Katherine 1454 das Nürnberger Bürgerrecht erwarb. Sie war Wirkerin und Leilachmacherin und starb 1473. Vier Jahre später ging Veit Stoß, der damals ein Dreißigjähriger sein mochte — 1447 nennen ältere Nachrichten als Geburtsjahr —, nach Krakau.

Nun hat man sich immer mit Recht gewundert, wie Veit Stoß in Krakau sofort zu einem so großen Auftrag hat kommen können, zumal es ganz den Anschein hat, als ob der Auftrag bereits vor der Ankunft des jungen Meisters eine ausgemachte Sache gewesen sei. So wäre der Ruhm schon des jungen Künstlers von Nürnberg bis Krakau gedrungen, und die Krakauer Deutschen hätten sich zur Wahl des Veit Stoß durch seinen Ruf bestimmen lassen? Das ist um so unwahrscheinlicher, als wir nicht ein einziges Werk des Veit Stoß mit Sicherheit als vor seiner Krakauer Zeit entstanden nachweisen können. Es müssen selbstverständlich Werke dagewesen sein, aber zu einem so weitreichenden Rufe haben sie es schwerlich gebracht. Natürlicher ist die Annahme von Vermittlungen. Vieles spricht dafür, daß sie über Breslau gingen, wohin Stoß wahrscheinlich verwandtschaftliche, sicher freundschaftliche Beziehungen hatte. Die Breslauer aber standen mit den Krakauern seit den ältesten Zeiten im engsten Zusammenhange. So stammte auch der Krakauer Ratsherr Nikolaus Kreydler, der in dem für die Errichtung des Marienaltars gebildeten Ausschuß saß, aus Breslau. Die erste Reise des Veit Stoß von Krakau aus, über die wir Nachricht haben, führte ihn nach Breslau (1485). Damals zeigte sich schon, daß die Vermittler den rechten Mann vorgeschlagen hatten. In die Urkunde, die dem 1489 vollendeten Altare beigegeben wurde, schrieb dann Johann Heydeke, daß Veit Stoß, der Schöpfer des Werks, der Deutsche aus Nürnberg, ein Mann bewunderungswürdiger Ausdauer und Treue sei, das Lob seiner Begabung und seiner Arbeit die ganze Christenheit erfülle.

Dem ehrenvollen Auftrage der deutschen Gemeinde folgten alsbald andere. 1492 bestellte Elisabeth von Österreich das Grabmal für ihren Gemahl, den König Kasimir Jagiello, das in der Heiligkreuzkapelle auf dem Wawel aufgerichtet wurde. 1493 schuf Veit Stoß das Grabmal für den Erzbischof Zbigniew Olesnicki. Das Grabmal für den Bischof Peter Bnina in Wloclawek kam jedoch nicht mehr zur Ausführung, weil der Künstler im Jahre 1496 Krakau verließ, um wieder in seine Heimatstadt zurückzukehren.

Die Krakauer Zeit ist unzweifelhaft die glücklichste des Veit Stoß gewesen. Er durfte das Bewußtsein haben, an einem Orte, an dem das Deutschtum auf Kampfposten stand, den Deutschen einen unvergänglichen Sieg errungen zu haben. Seine schöpferischen Kräfte waren mit der Größe der Aufgabe, die sie zu bewältigen hatten, gewachsen. Er hatte vielleicht erst angesichts der Größe der Aufgabe entdeckt, was alles er vermochte. Und bald traute er sich mehr als nur die Kunst des Bildschnitzens zu. Er begann auch in Stein zu hauen, und es dürfte in Krakau gewesen sein, daß er sich erstmals als Kupferstecher versuchte und vielleicht auch schon als Maler. Endlich muß er sich auch im Bauwesen hinreichende Kenntnisse erworben haben, sonst hätten ihn die Krakauer Stadtväter nicht als Sachverständigen auf diesem Gebiete verpflichtet. Sein bürgerliches Ansehen stand hinter dem künstlerischen nicht zurück, nicht zuletzt, weil er sich in einem Falle, in dem er es nicht nötig gehabt hätte, als ein Mann von „Demut" erwies. Aber es ist ihm

nicht zum Heile ausgeschlagen, daß die Stadt ihn auch mit ihren Vermögensangelegenheiten befaßte. So sehr das ein Ausdruck des Vertrauens war, den er rechtfertigte, so lernte er damals doch die Kunst der Finanzgeschäfte kennen, deren Verführungen er später verfallen sollte.

Als ein Mann der Demut, der Treue, der Ausdauer galt er in Krakau — ein „irrig und geschreyig Mann" wurde er in Nürnberg. Es schien, als habe er es ganz darauf abgelegt, zu zeigen, was es mit seinem Namen auf sich habe. Stoß heißt so viel wie Streit. Streit und abermals Streit, Urkundenfälschung, Gefängnis, öffentliche Brandmarkung, Eidbruch, Flucht, Fehde — all das kommt in das Dasein des Mannes, der vorlängst „seine Lebtage in keinem unehrlichen, bösen, sträflichen Gerücht" gestanden. Finanzgeschäfte gaben den ersten Anlaß, und nachdem er einmal mit Praktiken begonnen, wurde er von ihnen nicht mehr frei. Doch über aller Meintat, die er beging, darf nicht vergessen werden: Stoß war in allen seinen Händeln keineswegs ohne Recht, ja es ging ihm nur um Recht (verlorenes Geld wiederzuerhalten), freilich nicht um das Recht, sondern um sein Recht, und dies hielt er fast wie ein anderer Michael Kohlhaas unter allen Umständen auch für das Recht. Daher vergriff er sich fortwährend in den Mitteln, es durchzusetzen. Seine erregte Phantasie spiegelte ihm Möglichkeiten vor, die keine waren, und seine Kunst verleitete ihn zu dem Probestück einer Siegelfälschung, das zwar Bewunderung, aber notwendig auch sein Gericht fand. Er fiel in Schande. Er ruhte nicht, sich wieder von ihr freizumachen. Es entsprach ganz seinem Rechtsbewußtsein, daß er die Wiederherstellung seiner Ehre von einem Machtwort des Kaisers erhoffte, und 1506 erhielt er von Maximilian tatsächlich einen Rehabilitationsbrief. Der Brief hatte allerdings entfernt nicht die Wirkung, die Stoß erwartete. Denn der Nürnberger Rat ließ auf diese Weise nicht mit sich rechten, er verbot den öffentlichen Anschlag des Briefes, den Stoß forderte. Aber so viel wird das kaiserliche Wort doch bewirkt haben, daß man die Sache nun nicht mehr so starr ansah, wie sie der Rat darstellte und als Obrigkeit darstellen mußte. Es kam hinzu, daß Maximilian dem Künstler einen Auftrag erteilte, dazu einen höchst ehrenvollen und auf einem Gebiete, auf dem er sich bisher kaum bewiesen. Stoß sollte Bronzewerk für das Innsbrucker Grabmal des Kaisers liefern. Die Stadt und mehr noch die Rotschmiede Nürnbergs machten ihm alle erdenklichen Schwierigkeiten. Diesmal mußten sie sich aber fügen. Und seit 1513 erhielt der Künstler auch wieder Aufträge von den Nürnberger Patriziern, 1518 durfte er eines seiner schönsten späteren Werke, den „Englischen Gruß" in Sankt Lorenz aufhängen. Ganz ist die Acht, in der er gewesen, wohl nie von Veit Stoß genommen worden. Sie blieb der Schatten, den er nicht loswurde. Zu einer bürgerlichen Ehrenstellung wie in Krakau brachte er es in Nürnberg niemals. Auch scheint es, er habe seit seinen Prozessen unter den Nürnberger Künstlern immer als ein Einsamer gelebt. Wenigstens hören wir nichts davon, daß er irgendwelche Beziehungen zu Adam Krafft, Peter Vischer oder Dürer gehabt hätte. Und in

seinen letzten Lebensjahren sollte er noch einmal in Widerstreit mit der Stadt geraten. Er, dessen Sohn Andreas Prior des Nürnberger Karmeliterklosters war, wollte von der neuen Lehre, zu der der Nürnberger Rat hielt, nichts wissen. Gehörte doch sein Sohn zu den eifrigsten Verteidigern des alten Glaubens. 1523 hatte Veit Stoß nun auf Betreiben seines Sohnes einen großen Schnitzaltar für die Nürnberger Karmeliterkirche geliefert. Er war noch nicht vollständig bezahlt, als der religiöse Umschwung eintrat. Den Streit um die Restsumme hat Veit Stoß noch als Erbe vermacht. Erst 1543, zehn Jahre nach dem Tode des Künstlers, kam es zu einem leidlichen Abschluß, und der Altar gelangte in die Bamberger Obere Pfarrkirche, wo er sich noch heute befindet. Veit Stoß, der „unruhige heillose Bürger, der einem erbarn Rat und gemeiner Stadt viel Unruhe gemacht hat", ist mit Streit aus der Welt gefahren. Wer will sagen, ob es nicht die ständige Spannung des Streites war, die ihn so lange am Leben hielt. Wenig fehlte, daß er hundert Jahre alt geworden wäre.

Veit Stoß ist tatsächlich gewiß nicht der erste Künstler gewesen, der in Widerstreit mit dem Rechte geriet. Aber er ist für uns der erste, dessen Rechtsfall von verhältnismäßig sehr zahlreichen Urkunden begleitet ist. So genau sind sie nun freilich nicht, daß wir alles zu erhellen vermöchten. Aber was sie berichten, genügt, um Veit Stoß nicht nur als Beuger des Rechts erscheinen zu lassen. Wenn das Tragische aus dem Kampf des Subjekts mit den objektiven Mächten hervorgeht, ist auch der Fall des Veit Stoß ein tragischer. Aber zum echten Tragischen gehört außerdem, daß der Konflikt ein schicksalhafter, kein bloßes Bubenstück sei. Nur wenn man die Siegelfälschung dämonisiert, so daß sie als die verhängnisvolle Folge eines künstlerischen Vermögens erscheint, das die Lust aller Möglichkeiten der Bestätigung schon früh erprobt und ausgekostet hatte, hier überdies durch den Schein des Rechtes erregt wurde, wäre die Bedingung des echten Tragischen gegeben. Ob sie es tatsächlich war, bleibt für uns im Unerforschlichen, und wir wissen auch nichts darüber auszusagen, ob der Kaiser, als er Veit Stoß seine Huld zuwandte, den Künstler vom Menschen getrennt sehen wollte. Indessen hat er doch auch diesen durch den Rehabilitationsbrief rechtfertigen wollen. Aber bei dem Kaiser, der die Künste so sehr liebte, ist man leicht geneigt, freiere Anschauungen vorauszusetzen, anzunehmen, er habe sich seine eigenen Gedanken über das Verhältnis des Künstlers zur bürgerlichen Rechtswelt gemacht, in den Werken des Künstlers genug des Versöhnenden gefunden. Gibt es doch auch im Leben Rembrandts Vorkommnisse, die der bürgerliche Verstand nicht faßt, nicht fassen darf, wenn die Welt Bestand haben soll.

Das hat das Werk des Veit Stoß mit seinem späteren Leben gemein, daß es ganz in der Unruhe steht. Es ist seine Unruhe und zugleich die Unruhe seiner Zeit. Wie eine Vorahnung der bewegten Welt des jungen Dürer wirkt der Krakauer Marienaltar, in dessen Schrein Tod und Himmelfahrt der Maria erscheinen. Maria, da die Stunde des Sterbens sie ankommt, ist zum Gebet auf die Knie

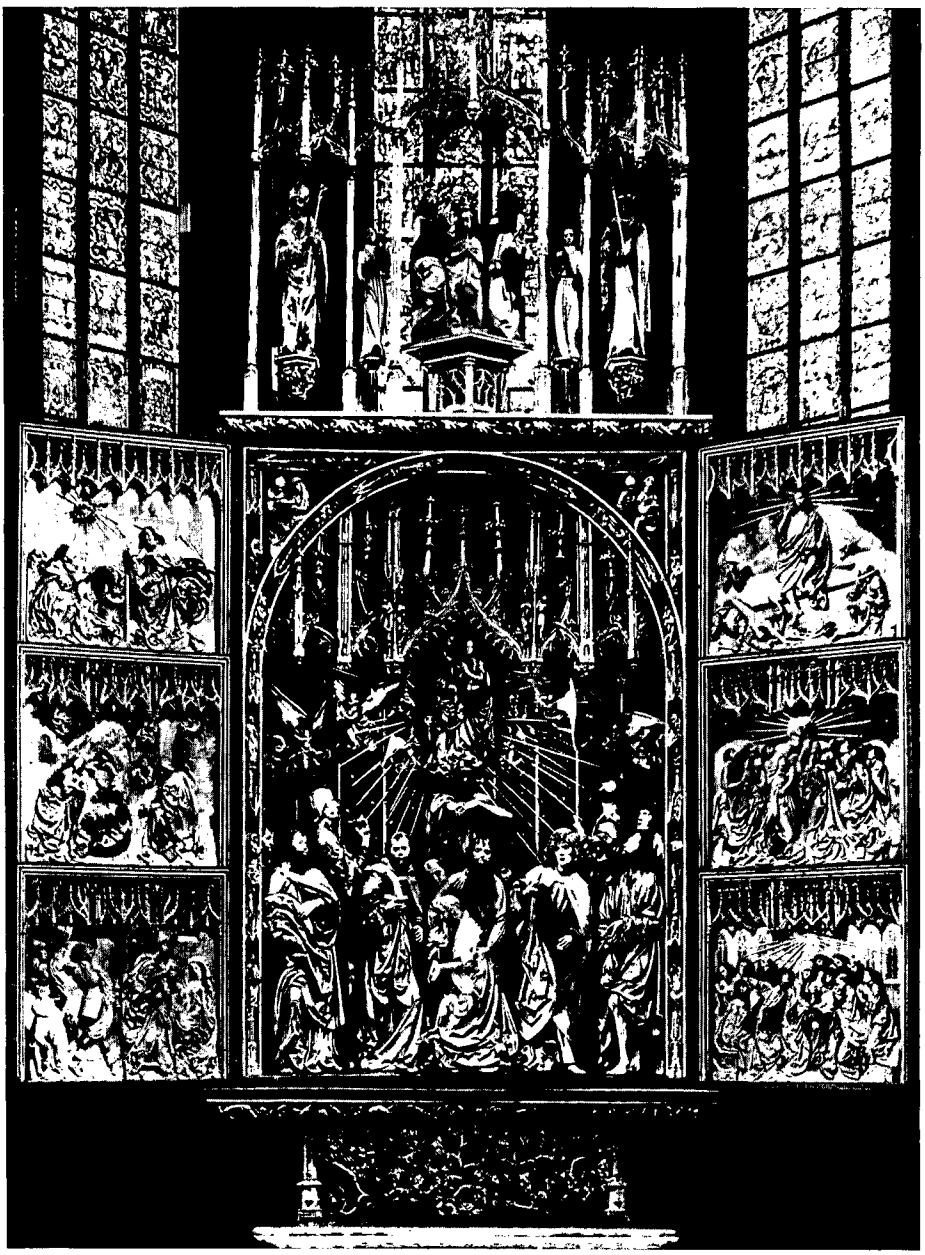
gesunken. Der Tod will sie haben, obwohl ihre Jugend noch wie eine knospende Blüte ist, ihre Schönheit den Tod nicht zu kennen scheint. Aber nun kann sie vor Schwäche nur noch knien, indem ein Apostel sie stützt, mit der Behutsamkeit, die ein so zartes Wesen verlangt, in der Kümmernis, die ein so frühes Scheiden bereitet. Denn er, mit einem Barte wie Urväter, hat die Länge des Lebens erfahren, und es ist, als ob der Ahn sein Enkel hielte. Hinter seinem Rücken sind zwei, von denen man nur die Köpfe sieht, die sie vorbeugen, halb von Neugier, halb vom Schmerze erregt, wie dieser Tod sein kann. Über dem Haupte des Urvaters aber bricht der Schmerz in die bewegteste Klage aus. Da erscheint einer, und er erscheint aus seinem Gewande wie aus einer dunklen Wolke, dessen ringende Hände das Bild der erschüttertsten Fassungslosigkeit sind. Seit Giottos klagendem Johannes in der Beweinung von Padua ist die Gebärde der Fassungslosigkeit so nicht mehr Gestalt geworden. Nur daß der Jünger des Veit Stoß schwebender erscheint und damit schon an sich selbst ganz im Fassungslosen.

Das ist die Mitte des Altares: eine Kniende in der Ohnmacht des nahenden Todes, in magdlicher Schönheit und Jugend; ein Stehender, von mythischem Alter und Ansehen, der das junge schöne Wesen umfängt, aber wie einer, der längst weiß und begriffen hat, er wird nicht hindern können, daß es ihm entgleitet, dann nicht mehr ganze Gestalten, sondern nur noch Gesichter und eine gewandumwogte Gebärde und sie mit dem Ausdruck des Wissenwollens, der beunruhigten Frage, des Schmerzes, der nicht begreifen und nicht fassen kann. Aber der von der Woge des Schmerzes Ergriffene, dessen Gewand und Gebärde das Untere wie eine dunkle Wolke beschatten, ist nicht das Ende. Über ihm bilden Gewänder und Engel eine andere Wolke, aus der Strahlen brechen, und auf ihr erscheint Maria noch einmal, aber in der Neuheit des Lebens und in der Feierlichkeit der himmlischen Erhöhung, und es ist nun Christus, der sie umfängt.

Daß zwei Ereignisse, Tod und Erhöhung, darzustellen und zu vereinen waren, bestimmt Haltung und Ausdruck der anderen Apostel um die Gruppe der Mitte. Dieser zunächst stehen Petrus und Johannes. Petrus, mit einem Kopfe, den Mühe und Sorge geformt haben, hält in der Linken die Sterbekerze, in der Rechten das Buch, aus dem er die Totengebete liest. Johannes, noch bartlos, aber auch er schon vom Harm der Nöte gekennzeichnet, hebt sein Gewand wie Petrus das Buch. Will er sich mit dem Gewande die Tränen trocknen? Mitteninne ist die Bewegung zum Stillstand gekommen, als ob er nicht mehr wüßte, was zu tun er eben noch im Begriffe war. Und dieses plötzliche Gegenstandsloswerden der Gebärde, die Unbestimmtheit und Ziellosigkeit, in der sie gehalten wird, macht die Gestalt in ihrer ganzen Existenz zu einer zutiefst rätselvollen. Denn man muß den Johannes immer mit dem Petrus vergleichen, der liest, während er auf einen Zipfel Gewandes starrt, als ob da irgend etwas zu entziffern wäre. Neben dem Johannes steht einer, dessen Hände mit dem Rauchfaß beschäftigt sind, das sie halten. Doch sein Blick gilt nicht diesem irdischen Tun, er ist von der himmlischen

Erscheinung über allen Häuptern ergriffen. Indem seine Hände noch für die Feier der Exequien der Sterbenden tätig sind, erblickt sein Auge schon die zu neuem Leben Erhobene. Auch hier wird eine Bewegung durchbrochen, nicht bis zum Ende ihres ursprünglichen Zieles geführt, weil ein anderes mit neuem Sinn und Anspruch davortritt. Während es aber beim Johannes zutiefst gegenstandslos bleibt, hat es sich hier in der himmlischen Erscheinung verkörpert. Dem Apostel mit dem Rauchfaß entspricht auf der anderen Seite neben dem Petrus einer mit dem Gefäß für die Rauchfaßkohlen. Ihn hält Stoß wieder ganz im Unbestimmten, er scheint sich zur Höhe wenden zu wollen, aber noch hat sein Auge kein Ziel, und so sehen wir nur, daß ein inneres Gesicht, davon der Ausdruck seines Antlitzes ganz erfüllt ist, ihn dem bloßen Dasein entrückt und ihn auf eine ihm selbst nicht faßbare Weise dunkel bewegt. Wie nun bei der Mittelgruppe hinter dem stehenden Alten zwei erschienen, von denen man fast nur die vorgebeugten Köpfe erblickt, so auch hinter den äußersten Aposteln rechts und links. Hinter dem Apostel mit dem Kohlengefäß wird ein Kopf sichtbar, der aus den seitlichen Gruppen als einziger auf die Mitte zur Sterbenden hinzuschauen scheint. Doch sein Blick ist so starr und so versunken, daß er etwas Wirkliches zu sehen kaum noch imstande ist. Der ihm auf der anderen Seite entspricht, nicht nur mit seinem Kopfe, sondern halb auch mit seinen Schultern sichtbar ist, blickt weder auf die Mitte noch auf die himmlische Erscheinung, sondern, abgelöst von beidem, in die Höhe und ist doch von beidem, dem irdischen Sterben und dem himmlischen Leben, in einem ergriffen. Der Klagende der Mitte aber, den seine Schmerzgebärde über den Alten hinaushebt, hat zur Rechten einen, den der sehnsuchtsvolle Blick über die anderen hinaus zur Höhe zieht. Er findet sein Gegenbild auf der anderen Seite in einem, der ein Gefäß emporhält, das zur Hälfte zerstört und deshalb nicht ganz einwandfrei deutbar ist, das er aber wie gebannt anstarrt. Zwischen der himmlischen Erscheinung und den Aposteln vermitteln dann noch musizierende Engel. Alles aber wird zusammengefaßt durch den großen Rundbogen, der sich über dem Ganzen wölbt.

Die Darstellung zweier oder mehrerer Ereignisse in einem Raume ist, wie bekannt, eine alte mittelalterliche Gewohnheit. Sie widerspricht dem modernen künstlerischen Gesetz der Einheit von Handlung, Zeit und Raum. Man kann sagen, ohne die Verallgemeinerung ganz streng zu nehmen, daß die Abwesenheit jenes Gesetzes für einen Geist kennzeichnend ist, der das ursächliche Denken noch nicht vereinzigt hat. Wo dieses wie im Mittelalter die Alleinherrschaft noch nicht hat, da kann deshalb das Erscheinen mehrerer Ereignisse in einem Raume auch nicht als Mangel an Einheit empfunden worden sein. Im Gegenteil, erst durch das Neben- und Nacheinander mehrerer Ereignisse, die unter sich zusammenhängen, glaubte man zur Einheit zu gelangen. Erst indem über dem Tode Mariens ihre himmlische Erhöhung erschien, wurde die Einheit ihres Lebens sichtbar, die darin besteht, daß sie Erde und Himmel verbindet. Vom Standpunkte des ursächlichen Denkens ist



Veit Stoß: Marienaltar
der Liebfrauenkirche in Krakau, 1486



Veit Stoß: Apostelfigur
aus dem Mittelschrein des Krakauer Marienaltars



Veit Stoß: Kopf des Engels
aus dem „Engliſchen Gruß“ in der St. Lorenzkirche zu Nürnberg



Veit Stoß: Der Engliſche Gruß
Holzſchnitzerei, um 1518. Nürnberg, St. Lorenz



Die hl. Anna selbdritt.
Federzeichnung von Veit Stoß auf der Rückseite eines Briefentwurfs. Budapest, Museum

das ein dualistisches Vorstellen. Aber in diesem ist nicht nur der Dualismus der Komposition im ganzen begründet, sondern auch alles, was wir über den Seinscharakter der einzelnen Gestalten und das Wesen ihrer Handlungen andeuteten. Nun ist aber im ganzen Mittelalter das ursächliche Denken keineswegs vollkommen ausgeschaltet gewesen. Es ist nur niemals verabsolutiert worden. Daher entstehen denn Spannungen, deren Wesen zutreffend zu würdigen dem modernen Menschen sehr schwerfällt, die er aber zu begreifen versuchen muß, wenn er überhaupt einen inneren Zugang zu den mittelalterlichen Werken finden will. Die Spannungen wachsen im Spätmittelalter und mit dessen Realismus. Es besteht kein Zweifel, daß das künstlerische Vermögen des Veit Stoß, abstrakt genommen, zu rein realistisch-ursächlicher Gestaltungsweise wohl imstande gewesen wäre. Wenn er dennoch nicht auf sie ausgeht, kann sie sein Ziel nicht gewesen sein. Er sieht alle Wirklichkeit zwischen Welt und Überwelt, bewußt und unbewußt, und daß er sie auch unbewußt, gleichsam von Natur, in diesem Dualismus sieht, macht sein Schaffen erst frei.

Zu den bewußten Setzungen seines schöpferischen Willens wird man die Monumentalität zu rechnen haben, die er den Aposteln zu geben sucht. Ja es erscheint uns beinahe als ein Rückgriff auf ältere Kompositionsprinzipien, wenn er für die vordersten Apostel den Eindruck des Stehens in einer Reihe erstrebt.

Aber das ist nun nicht mehr das einfache und fraglose Nebeneinanderstehen der Figuren wie in den älteren Schöpfungen und dann wieder bei den reinen Existenzfiguren der sogenannten sacra conversazione der Renaissance, die einende Reihung kommt hier innerhalb einer Unruhe zustande, die sie fragwürdig macht, in keinem Falle aufhebt, aber doch nicht einfach hinnehmen läßt. Es sind zumal die Gewänder mit ihren harten Brüchen, stürzenden Faltenfällen, gleichsam sausenden oder brandenden Konturen, von denen eine fast rauschende Unruhe ausgeht. Es sind sodann die hinteren Apostel, deren Köpfe bald unter, bald über den Köpfen derer der vorderen Reihe erscheinen, so daß sie den Umriß der ganzen Gruppe ins Wogen bringen, die sich dem Daseinsgesetz der Reihung entreißen. Denn dieses geht, wie man an den Aposteln der vorderen Reihe sieht, auf die strenge Isokephalie. Diese Unruhe hängt natürlich mit der Aufgabe zusammen, die Gestalten an zwei Geschehnissen teilhaben zu lassen. Aber schon die Tatsache, daß Stoß die Reihung gab, obwohl er Geschehnisse darzustellen hatte, bedeutete im vorhinein, daß er die Reihung nur im Lebenszusammenhange mit Bewegungen würde geben können, deren Bestreben es wird sein müssen, sich jener zu entziehen. Er suchte die Reihung dennoch, weil sie ihm Mittel der Monumentalisierung und das heißt für ihn der Verewigung der Gestalten war. Es entspringt hier also auch die Idee der Reihung demselben dualistischen Denken, das wir an jeder einzelnen Gestalt, an der Verbindung zweier Geschehnisse in einem Raume schöpferisch wirksam sahen. Unzweifelhaft ist nicht zuletzt durch die Reihung die Verbindung des Drunten mit dem Droben gelungen. Denn wie dort Christus und Maria nebeneinander erscheinen, ist auch dies eine Reihung, nur auf zwei Figuren beschränkt und mit innigerer Beziehung der beiden Gestalten zueinander, als sie unten bei den Aposteln zu finden ist.

Würden wir noch auf die Figuren der Predella, in der die Wurzel Jesse dargestellt ist, auf die Kompositionen der Flügelreliefs mit Szenen aus dem Leben Jesu, auf die Gestalten des Gesprenges — Propheten, Kirchenväter, Heilige, Marienkrönung — eingehen, so würden wir überall den gleichen Form- und Sinnwillen entdecken. Nur daß sich hier Veit Stoß umfänglicher seiner Gehilfen bedient hat. Indessen wird er doch alles mit eigener Hand übergangen haben, und insonderheit unter den Köpfen der Flügelreliefs sind viele, die nur er selbst geschaffen haben kann. Die Kompositionen als solche gehen selbstverständlich auf ihn zurück.

Dieses großartige Werk bekam Veit Stoß, wie bereits gesagt, als ein Mann in Auftrag, der seine Könnerschaft wohl schon ausgewiesen hatte, der aber immer noch ein Beginnender gewesen sein muß. Wer ihn auf seinen künstlerischen Weg gewiesen, wissen wir nicht genau. Aber die höchste Wahrscheinlichkeit besitzt doch die Annahme, daß er mit dem Meister, der 1478 den Nördlinger Georgsaltar schuf und den man — ohne eigentlich zwingende Beweise, ja fast gegen sie — mit dem eine Zeitlang in Nürnberg lebenden Simon Lainberger identifiziert hat, in

Berührung gekommen sein dürfte, natürlich schon in Jahren, die vor dem Nördlinger Altare lagen. Leider können wir aber über Herkunft und Wirkungskreis auch dieses Meisters, der vielleicht mit dem Meister der schnitzerisch so überaus kühnen Dangolsheimer Maria des Berliner Deutschen Museums identisch ist, nicht mehr als Vermutungen äußern, deren eine ist, daß er den großen Nikolaus Gerhaert von Leyden am Oberrhein gekannt haben muß. Und Nikolaus Gerhaert glauben wir als Vorbild auch noch an der Grabmalfigur zu spüren, die Veit Stoß kurz nach Vollendung des Marienaltars für König Kasimir schuf. Nur ist bei Veit Stoß alles härter und schärfer geworden, unbiegsamer, gebrochener und weniger malerisch. Gewisse Einzelheiten weisen darauf hin, daß der Meister auch Niederländisches gekannt hat, doch gewiß nur in Vorlagen, wie er denn für die Paulusfigur in der Nürnberger Lorenzkirche, die Dr. Anton Kreß 1513 bei ihm bestellte, sich auch einmal von einem Stich Schongauers hat anregen lassen. Alle Beobachtungen zusammengenommen, ergibt sich die Möglichkeit einer Schulung am Oberrhein und in Nürnberg bei Kräften, die mit den Errungenschaften der oberrheinischen Kunst vertraut waren, das heißt mit einem neuen Realismus der Oberflächenbehandlung und mit seinem Gegenspiel, einer kühn unterschneidenden, kompliziertesten Formenbewegungen bewältigenden Gewanddurchbildung. Gewisseres und nun gar zweifelsfrei Namentliches läßt sich über die Lehrzeit des Veit Stoß bis heute nicht angeben.

Es war dem Künstler, als er nach Nürnberg zurückkehrte, aus den Ursachen, die wir schon beschrieben und die sein ganzes Dasein gefährdeten, viele Jahre schwer, ja unmöglich gemacht, seine Kräfte zu entfalten. Er hing zähe an seiner Kunst, aber es läßt sich nicht leugnen, daß sie solche schöpferischen Höhepunkte wie den Krakauer Altar seltener erreicht, als die Kraft seines Frühwerks und die Länge seines Lebens erwarten lassen. Reliefs, wie die 1499 für Paul Volckamer an Sankt Sebaldus geschaffenen (Abendmahl, Ölberg, Judaskuß), sind höchst temperamentvoll, reich an realistischen Beobachtungen, drastisch und zupackend, aber den Gefahren des Manieristischen nicht durchaus enthoben. Der Größe entbehren sie ganz. Sie sind in mancher Hinsicht den Malereien vergleichlich, die Stoß wenig später dem Altare Riemenschneiders in Münnerstadt hinzufügte.

Aber dann ist der Künstler doch auch wieder des Edelsten fähig. Der Kruzifixus von Sankt Lorenz steht an Adel hinter den Kruzifixen Riemenschneiders nicht zurück, ist aber kraftvoller. Das Verhaltene und die Stille ist freilich die Art des Veit Stoß sonst nicht. Auch wenn er das Sinnende oder das Liebliche, etwa in einigen seiner Muttergottesfiguren, darstellt, verbindet er es stärker, als Riemenschneider je tat, mit aufstörender Unruhe, die er zumal in den Gewandbildungen Gestalt werden läßt. Man hat sie als barock angesprochen und, wenn damit die Heftigkeit der Bewegungen, das schwer Wogende und Turbulente, leidenschaftlich Brechende der Formen gemeint ist, so trifft die Bezeichnung zu. Es steht in innerem Zusammenhange mit diesem Barock der Gewänder, daß

Stoß wenigstens in einer Reihe von Jahren und am entschiedensten, wie es scheint, bald nach seiner Krakauer Zeit auf die Steigerung des körperlichen Volumens ausging. Eine Figur wie der Apostel Andreas im Ostchor der Sebalduskirche übertrifft an Mächtigkeit der körperlichen Erscheinung wie an Kühnheit der Gewandformen alle Krakauer Gestalten. (Man darf den Andreas aber nicht von vorn, sondern muß ihn von der Seite sehen.) In das große Mantelstück, das sich da vor dem Körper bauschend und wogend aufbäumt, um dann zu stürzen, scheint ein alles durchwühlender Wind gefahren. Der ausgreifende Schritt aber, bei dem das Bein nackt und stark aus dem Kleide heraustritt, zeigt den Willen zu fester und voller Körperlichkeit fast übermäßig. Hinzu kommt, daß unmittelbar neben dem Beine und zum Vergleiche mit diesem herausfordernd der schwere Rundbalken des Kreuzes erscheint, auf das sich der Heilige stützt. In seltsamem Widerspruch zu diesem derben, gewaltsamen Auftreten, den rauschenden Wirbeln des Gewandes steht die fast gezierte Art, mit welcher der Heilige das ungetüme Mantelstück und zugleich das Buch hält. Auch den Ausdruck des Kopfes könnte man sich erregter denken. Aber der Heilige liest ja. Ist es nicht ein Widersinn in sich, daß dieser bäurische, starkknochige Mann, dessen Fuß öfter über Felder als über Dielen gegangen ist, in dessen Gewand der Sturm bläst, als ein Lesender erscheint? Was auf uns wie ein Widersinn wirken will, bedeutete jener Zeit gerade Verleihung des Sinnes. Er kehrte für sie in diese gewaltsame Körperlichkeit erst durch das Motiv des Lesens in der Schrift ein.

Womöglich noch barocker in ihrer Haltung und durch die Strudel des Gewandes ist die Maria von der Kreuzigung in Sankt Sebaldus (etwa 1506/1507), ein derbes Weib ohne alle Schönheit. Und bei ihr spüren wir auch keinen Bruch zwischen dem Ausdruck des zum Kreuze erhobenen Kopfes, der geöffneten Arme und der tosenden Unruhe des Gewandes. Die dürrgliedrigen Hände freilich haben etwas Kralliges, wie denn Stoß zu scharfen, ausgezehrten, spitzen Formen auch dann immer noch Neigung behielt, wenn er sonst in den Gewandbildungen die starke und ausfahrende Bewegung, in der Körperbildung die Fülle suchte. Es gibt Werke, in denen die Versessenheit auf solche überbezeichneten Formen etwas Verkrampftes hat. Vor der Sebalder Maria aber überwiegt der Eindruck eines starken Pathos, ja sie gehört zu den Gestalten des Meisters, von denen man sagen darf, daß sie uns einen Inbegriff vom Wesen des spätgotischen Pathos geben. Es erwächst aus der Gewalt der von Welt und Überwelt entfesselten Unruhe, und seine Größe ist die bäurisch-bürgerlicher Geschlechter.

Jene Marienfigur ist nebst einem Johannes zu einem Kruzifixus gestellt worden, der, obgleich erst 1520 entstanden und ihr ursprünglich nicht zugedacht, gestalterisch die ältere Schöpfung doch unmittelbar vollendet. Der Gekreuzigte hängt am Holze gespannt wie der frühere Kruzifixus von Sankt Lorenz. Aber erst bei dem Sebalder ist die Spannung ganz strack geworden, als solche empfunden, bis zum Pathetischen gesteigert. Und der Ausdruck der Schicksals-

ergebenheit der früheren Gestalt ist einer Haltung gewichen, die heroisch zu nennen ist.

Beides, die barocke Unruhe der Gewandgestaltung und das Pathos als Ausdruck gesteigerter menschlicher Erscheinung, kennzeichnet, wie uns scheint, die besten der späteren Werke des Veit Stoß. Beides sind allerdings Eigenschaften, bei denen der Übergang vom Wesentlichen zum Äußerlichen ein sehr rascher sein kann. Und es mag wohl sein, daß der Künstler, der durch sein persönliches Schicksal immer wieder gezwungen wurde, auf die äußere Anerkennung entscheidendes Gewicht zu legen, öfter, als es vielleicht sonst geschehen wäre, sich am Äußerlichen und bloß Eindruck Fordernden Genüge sein ließ. Andrerseits rang er sich doch immer wieder zum Innerlichen durch, und ohne innerste Ergriffenheit hätte ihm ein Werk wie der „Englische Gruß" in Sankt Lorenz (1517/1518) niemals gelingen können. Da ist die Monumentalität, die er schon für die Apostel des Krakauer Altares erstrebte, großartiger, freier, pathetischer Gestalt geworden, und die ausflatternden Gewänder gehören zum Rauschendsten, das Stoß geschaffen hat, aber der Engel und die Maria auch zu seinen innerlichsten Gestalten.

Den „Englischen Gruß" und den Sebalder Kruzifixus möchten wir als die eigentlichen Spätwerke des Meisters bezeichnen. Denn der Bamberger Altar (1523), der Ursache eines den Tod des Künstlers überdauernden Streites wurde, scheint uns mehr interessant als überzeugend. Interessant, weil er den ersten nachweisbaren Versuch des Künstlers darstellt, auf die farbige Fassung zu verzichten und wie Riemenschneider malerische Wirkungen allein durch schnitzerische Kunst zu erreichen. Es gelingt ihm in dem Maße Riemenschneiders nicht, weil er zugleich intensiver noch, als er es bisher getan hat, auf die volle und dichte Plastizität der Gestalten ausgeht. Die Anordnung, die er der Szene gibt, ist malerisch. Bei der einzelnen Figur überwindet aber die Plastizität der Form das Malerische des Zusammenhanges, in den sie gebracht ist. In dieser Hinsicht kann man den Bamberger Altar mit der Maidbronner Beweinung Riemenschneiders durchaus vergleichen. Doch Riemenschneider ist in seinem Spätwerke wesenhafter geblieben als Stoß, und übrigens wird man den Eindruck nicht los, daß die plastische Form im Bamberger Altar auf Anregungen italienischer Plastik zurückzuführen sein möchte.

Aber die geschichtliche Rolle des späteren Stoß ist mitnichten durch den Bamberger Altar bezeichnet. Sie liegt in der kaum überschätzbaren Wirkung, die von dem Künstler ausging. Schon bald nach seiner Rückkehr nach Nürnberg, im Jahre 1500, lieferte er einen großen Altar für die Gemeinde Schwaz in Tirol, der leider nicht mehr ganz erhalten ist. Ja bis nach Florenz gingen Werke von ihm, und die Figur des heiligen Rochus in Santa Annunziata nannte bereits ein Kenner wie Vasari ein miracolo di legno. Sie muß zwischen 1505/1506 entstanden sein. Handelte es sich hier um Einzelwerke, deren Auswirkung schwer zu fassen ist, so ist die Kunst des Stoß in Polen und Schlesien geradezu eine Macht geworden.

Man übertreibt kaum, wenn man behauptet, daß das meiste Bedeutende entweder unmittelbar oder mittelbar auf Veit Stoß zurückgeht. Stoß wirkte auf den Osten — in beschränkterem Maße sind auch Ungarn und Ostpreußen einzubeziehen — wie die Lübecker Kunst auf den Norden. Aber auch diese hat entscheidende Anregungen von dem Manne erfahren, von dem schon Johann Heydeke behauptete, daß sein Ruhm „die ganze Christenheit erfülle". Claus Berg, die stärkste Begabung unter den spätgotischen Bildhauern Lübecks, muß, wenn nicht Schüler des Veit Stoß, so doch Kenner seiner Werke gewesen sein. Wenn man die geschichtliche Leistung des Veit Stoß im ganzen würdigen will, darf man diese Ausstrahlungen seiner Kunst nicht vergessen. Als ein Deutscher aus Nürnberg hat er, ehe ein großer Umschwung der Dinge eintrat, noch einmal, aus den dualistisch bestimmten Kräften des Mittelalters heraus, die kulturelle Sendung der Deutschen im Osten bezeugt.

Tilman Riemenschneider

Etwa 1455—1531

Von

Hubert Schrade

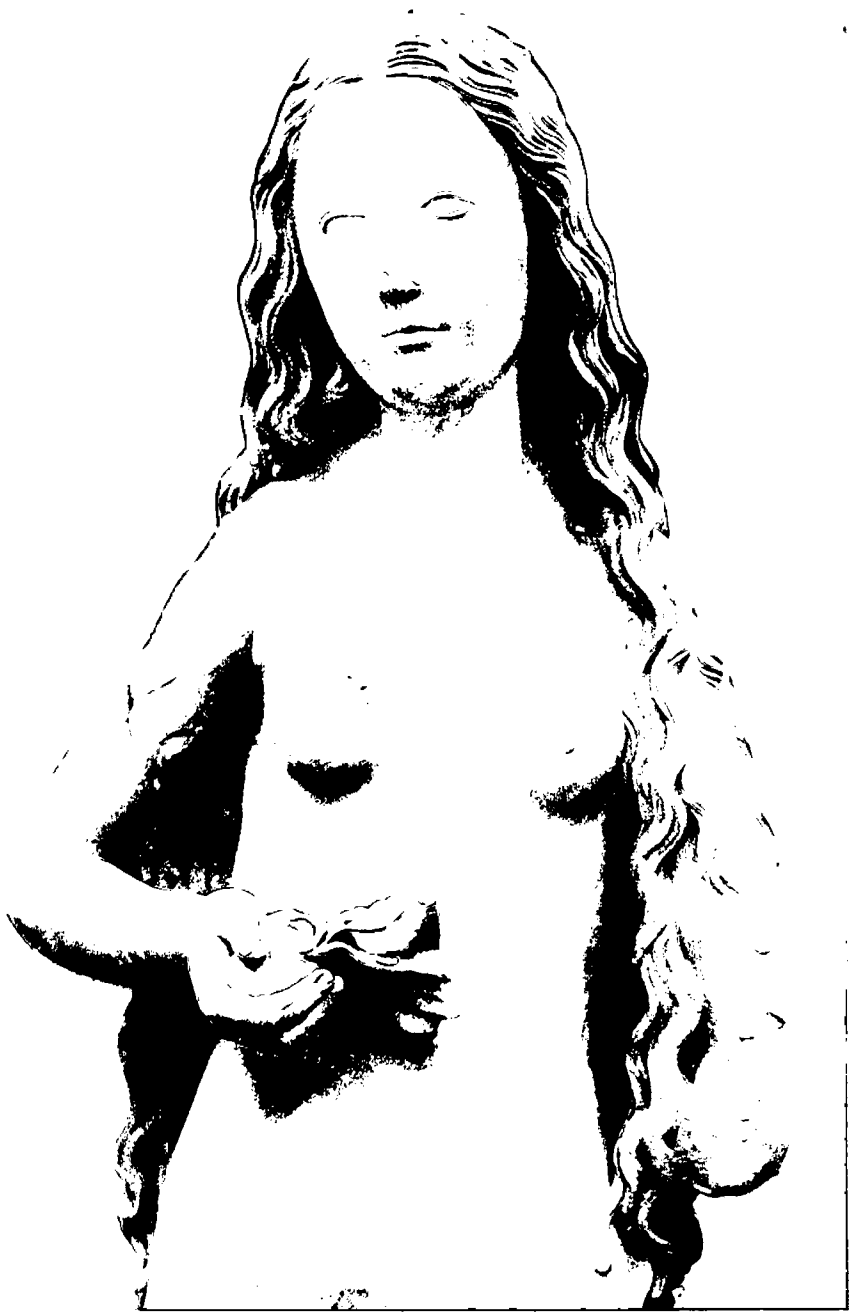
Tilman Riemenschneider gehört als einer ihrer bedeutendsten Meister jener glücklichen Epoche der deutschen Kunst an, in der sie wie nie zuvor und nie mehr danach Kunst des Volkes gewesen ist. Es war eine glückliche Epoche und doch zugleich eine schicksalvolle. Denn indem der Kunst das Glück widerfuhr, von allem Volke zu denjenigen Gütern gerechnet zu werden, die zu entbehren einer Daseinsminderung gleichgekommen wäre, waren schon Mächte im Anzug, die das bestritten. Es kam die Reformation und mit ihr die deutsche Gewalt der Entgötzung von Mittlerschaften. Es kam die Renaissance und mit ihr die Idee der Möglichkeit der Verabsolutierung der Kunst. Die Reformation, welche die Mittlerschaften entrechtete, mußte notwendig auch die Kunst entrechten. Denn die Kunst war in einem Maße zur Mittlerin des Religiösen geworden, daß sich die Grenze nicht mehr angeben ließ, wo sie es aufhob, wenn das Religiöse allein als durch das Wort der neutestamentlichen Offenbarung bestimmbar erkannt wurde. Eben darauf hatte sich aber die unerhörte Daseinsbreite der Kunst gegründet, daß die Religion, wie sie geworden war, der Kunst nicht nur Vorschub leistete, sondern sie geradezu forderte. Gehörte doch die Stiftung von Kunstwerken zu den Mitteln, sich die Seligkeit, wo nicht zu erwerben, so doch ihrer zu versichern. Daher war es nur natürlich, daß niemand dieses Mittels, das dazu noch ein schönes war, entbehren mochte. Hoch und niedrig begegneten sich in dem gleichen Glauben, und selbst der Arme betrachtete es als ein Ziel, das Opfer verlohnte, die Heller, die er sich mühsam erworben oder womöglich erbettelt hatte, für das Bild seines heiligen Schutzpatrons dranzugeben. Denn es verkörperte in seinem trostlosen Dasein eine Hoffnung und eine Macht.

Auch die Renaissance trat mit dem Willen zu Entrechtungen auf, sie aber aus Ursachen, die den Gründen der Reformation nicht entgegengesetzter gedacht werden konnten. Die Möglichkeit der Gefährdung der Religion bekümmerte sie nicht, ja sie war bereit, zu den alten Gefahren noch neue hinzuzufügen, wenn sie die Folge der Idee sein sollten, die sie verfocht. Diese Idee aber war die Notwendigkeit der Unterscheidung zwischen vollkommener und unvollkommener Kunst. Daß es gute und schlechte Kunst gäbe, war eine Erfahrungstatsache, von der die Kunst auch bisher schon gelebt hatte. Daß man jedoch zwischen vollkommener und unvollkommener Kunst unterscheiden könne und müsse, waren eine Erkenntnis und eine Forderung von umwälzender Neuheit. Denn der Begriff

der Vollkommenheit ist ausschließend und verabsolutierend. Als vollkommen wollten nun aber die Italiener, die darin für Europa das Wort führten, nur mehr die Kunst gelten lassen, die sich, wie neuerdings die ihre, auf das Vorbild der Antike verschwor, so daß es keine andere künstlerische Seligkeit mehr geben sollte als die, zu der die antike Kunst kanonisch den Weg gewiesen. Zwar zeigte sich auch in Italien das Leben lange noch mächtiger und freier als die Lehre, aber diese war doch aufgestellt, und zu ihren ersten Auswirkungen gehörte die Sonderung der Kenner von den Banausen. Denn naturgemäß konnte nun die Kunst zureichend nur mehr von denen gewürdigt werden, die einen Begriff von Wesen und Sinn des Vorbildes hatten, das die Kunst zur Vollkommenheit erhob. Von den anderen war in Beziehung auf die Kunst nichts zu halten, ja sie waren, wenn sie Meinungen äußern sollten, streng zu bekämpfen und darauf hinzuweisen, daß sie von der Kunst als Kunst nichts verständen. Dieser Kanonismus, der in einem Augenblicke die Herrschaft antrat, in dem ein anderer durch die Reformation an seinen Wurzeln getroffen wurde, mußte notwendig ebenfalls zu einer Einschränkung der Daseinsbreite der Kunst führen. Es war aber Dürer, der seine Lehren in Deutschland als erster so verkündete, daß sie zum Aufhorchen zwangen, nicht ohne daß man sein Bekenntnis mithörte, es sei das neue Gesetz sehr schwer, überkünstlich, hart zu begreifen gegenüber dem lebendigen Leben, aber um der Vollkommenheit der Kunst willen müsse es doch gesucht werden. Auch blieb er wieder und wieder schwankend, ob das Urteil über Kunst allein den Kennern zukomme und nicht vielleicht doch auch dem einfachen Manne von natürlicher Urteilskraft. Indessen, auch Dürer mußte, seitdem er einmal den neuen Weg beschritten, am Ende dem Kenner die ersten Rechte zusprechen.

Beide Mächte, die Reformation und die Renaissance, sind in Leben und Werk Tilman Riemenschneiders eingetreten. Wir können aber nicht behaupten, daß sie ihn mehr als äußerlich berührt hätten. Das Werk Riemenschneiders wenigstens hat seine Schönheit und seine Sicherheit daher, daß es den revolutionären Mächten im Grunde seines Wesens entrückt blieb. Es erreicht daher auch noch eine Breite, die ganz unmittelbar das große Bedürfnis spiegelt, von dem es getragen wurde und sich tragen ließ. Es ist das Werk eines Meisters im echtesten Sinne des Wortes. Das Werk eines Künstlers, wie Dürer einer war, dem das Werk Bekenntnis, das Schaffen problematisch, die Kunst Schicksal wurde, ist es nicht. Aber es entbehrt darum keineswegs einer hohen geschichtlichen Aufgabe.

Versuchen wir zunächst, sie in ihrem engeren, dem landschaftlichen Kreise zu erfassen. Als Riemenschneider 1485 in Würzburg das Bürgerrecht erwarb — er war bereits zwei Jahre in der Stadt —, gab er als Ort seiner Herkunft Osterode im Harz an. Diese Herkunftsangabe muß, wie wir aus anderen Fällen wissen, nicht durchaus die Geburtsstadt bezeichnen, es kann auch der letzte Aufenthaltsort gemeint sein. Aber neueren Nachforschungen gelang der Nachweis, daß ein Tile Remensnieder 1483 in Osterode verstarb. Die Vermutung liegt sehr nahe, es möchte



Tilman Riemenſchneider: Eva
Steinplaſtik vom Südportal der Marienkapelle, um 1492. Würzburg, Luitpold-Muſeum



Tilman Riemenſchneider: Abendmahl
Teilſtück vom Mittelſchrein des Blutaltars in Rothenburg ob der Tauber, um 1500

der Vater des Bildschnitzers gewesen sein. Dieser selbst wäre dann im Todesjahre des Vaters nach Würzburg gezogen. Dort aber wird er für uns erst fünf Jahre später künstlerisch faßbar, mit dem Grabmal, das er für den Ritter Eberhard von Grumbach in Rimpar schuf, einem Werke allerdings, das wohl Züge zeigt, die wir als riemenschneiderisch erkennen, doch nur so allgemein, daß es ebensogut von einem anderen gearbeitet sein könnte. In seiner ganzen Eigenart tritt Riemenschneider uns erst mit dem Altare von Münnerstadt (1490/1492) und den Adam-und-Eva-Figuren für die Würzburger Marienkapelle (1491/1493) entgegen. Es bleibt also eine ganze Reihe dunkler Jahre. Davon wäre kein Aufhebens zu machen, wenn es nicht eine Reihe von Ungewißheiten nach sich zöge. Ist das Grumbach-Denkmal von Riemenschneider, so müssen wir folgern, daß er erst allmählich seine Eigenart gefunden habe und daß dies in Würzburg geschehen sei. Hat dagegen das Grumbach-Denkmal ein anderer geschaffen, so müßte dieser der Lehrer Riemenschneiders gewesen sein, und die Würzburger hätten demnach schon vor Riemenschneider eine Art gekannt, die der Riemenschneiders selbst sehr nahekam. Aber jenen anderen können wir in Würzburg mit Sicherheit an keinem zweiten Werke nachweisen. Würzburg verfügte, soviel wir sehen, überhaupt nicht über die Kräfte, von denen Riemenschneider etwas lernen konnte. Die Höhe, welche die Würzburger Plastik um 1400 innegehabt, war längst verlassen. Das wenige, was sich im fünfzehnten Jahrhundert heraushebt, ist entweder von auswärts eingeführt oder aber vereinzelt, zudem der Art Riemenschneiders ganz entgegengesetzt. Es geht mehr aufs Breite, Derbe und Volle, als daß es schon irgend Zeichen jener Zartheit trüge, in der die Kunst Riemenschneiders lebt.

Wir streiten die Möglichkeit durchaus nicht ab, zwischen dem gesicherten Frühwerke Riemenschneiders und den älteren oder gleichzeitigen Würzburger Arbeiten da und dort Verbindendes zu finden. Aber aufs Ganze gesehen, erscheint die Kunst Riemenschneiders in Würzburg als etwas Neues, das durch Art und Vermögen von den einheimischen Überlieferungen unabhängig ist. Man würde darin nichts Außerordentliches zu finden haben, wenn es nicht gerade Riemenschneider gewesen wäre, der den untermainfränkischen Stil des Spätmittelalters in der Plastik so bestimmte, daß er unsere Vorstellung von ihm fast ganz gebildet hat. Jedenfalls pflegen wir ein spätmittelalterliches Werk erst dann mit Sicherheit als untermainfränkisch zu erkennen, wenn es irgend riemenschneiderische Züge trägt. Wir werden gewiß bei fortschreitender Durchforschung des Gebietes noch besser unterscheiden lernen. Aber dabei dürfte es bleiben, daß niemand den plastischen Stil dieser Landschaft so entscheidend geformt hat wie Riemenschneider. Das heißt also: es war ein Landfremder, der in der Plastik das Untermainfränkische zum Charakter erhob. Das ist eine Erkenntnis von grundsätzlicher Bedeutung. Sie zeigt die Abhängigkeit der landschaftlichen Charaktere von den Künstlern, die in den Landschaften erscheinen. Wir haben nicht die Spur eines Zeugnisses dafür, daß Riemenschneider nach Würzburg ging, weil dessen Landschaft ihn anzog. Was

ihn anzog, waren die Aufträge, welche er in einer Stadt und Landschaft erwarten durfte, die um jene Zeit gegenüber anderen mit plastischen Werken noch verhältnismäßig wenig versehen war. Damit soll die Einwirkung der Natur der mainfränkischen Landschaft, die keinerlei scharfe und harte Formen kennt, auf die Kunst Riemenschneiders keineswegs ausgeschlossen werden. Nur haben wir als das eigentlich Geschichtliche des Erscheinens Riemenschneiders im Würzburgisch-Fränkischen zu bezeichnen, daß er als ein Niederdeutscher jenem brachte, was es bisher nicht besaß, und daß er ihm eine Gestalt gab, die es ohne ihn und allein von sich aus nicht gewonnen hätte.

Als Riemenschneider 1483 nach Würzburg kam, trat er zwar zunächst als Geselle bei einem anderen Meister in die Werkstatt, aber seine Wander- und Lehrzeit muß er hinter sich gehabt haben. Wohin sie ihn geführt, bei wem er gelernt hat, wissen wir nicht. Wir können aus seiner Kunst nur erschließen, daß er am Oberrhein und in Schwaben gewesen sein dürfte, daß er aber auch Niederländisches gekannt haben muß und, wenn Osterode wirklich seine Heimat war, wahrscheinlich doch aus eigener Anschauung, nicht bloß durch jene Werkstattzeichnungen und Vorlagen, die von Hand zu Hand gingen. 1528 gab Riemenschneider einmal zu Protokoll, er sei siebzig Jahre alt. Die Angabe kann nach der Gewohnheit der Zeit nur eine ungefähre, er muß tatsächlich älter gewesen sein. Sein Geburtsjahr dürfte um 1455 liegen. Es bleibt vorläufig ganz unseren Vermutungen überlassen auszudenken, wie er mit jungen Jahren in den Niederlanden, am Oberrhein, in Schwaben und 1483 wieder in Osterode gewesen sein kann, um von dort nach Würzburg zu ziehen.

Es bedurfte, wie gesagt, mehrerer Jahre, ehe Riemenschneider sich in Würzburg durchsetzte, so daß er großer Aufträge für würdig befunden wurde. Dann aber erhielt er gleich solche, die ihm einen Namen machten und der Würzburger Plastik einen hohen Rang in der Geschichte der ganzen deutschen Plastik gewannen. Es waren der Münnerstädter Altar, die Adam-und-Eva-Figuren für die Würzburger Marienkapelle und das Grabmal des Fürstbischofs Rudolf von Scherenberg, wenn wir nur diejenigen Werke der ersten Schaffenszeit nennen, in denen die Leistung und der Gestaltwille Riemenschneiders am klarsten heraustreten. Mit dem Münnerstädter Altar zeigte Riemenschneider sofort sein kompositorisches Vermögen. Er war, soviel wir sehen, in dem Untermainkreis der erste Altar, der einen Begriff von den reicheren Möglichkeiten eines großen Schreinflügelaltars gab, in dem Großfiguren, Reliefs und Predellenplastik zusammenwirkten. Auch war es, wenn die Überlieferung nicht trügt, für jene Gebiete das erstemal, daß ein Bildschnitzer es wagte, einen transitorischen Vorgang nicht im Relief, sondern vollplastisch zu gestalten. Der Schrein enthielt die Himmelfahrt der heiligen Magdalena (heute im Bayerischen National-Museum, München). Sodann zeigte sich schon am Münnerstädter Altar die ungemeine Fähigkeit Riemenschneiders zu einer Oberflächenbehandlung, die das Zarteste sichtbar machte. Daß er für das

Flügelrelief des Noli me tangere den Kupferstich Schongauers benutzte, der die gleiche Szene darstellt, möchte weniger auf mangelndem Willen zu eigener Erfindung beruhen — er hat den Stich übrigens keineswegs kopiert — als in der Bewunderung begründet gewesen sein, die der Bildschnitzer für den Stecher gehegt haben muß. Denn Riemenschneider traf bei Schongauer auf eine verwandte Haltung, die sich zum Zarten, Empfindsamen, ja Gezierten inniger hingezogen fühlte als zu dem Derben, Festen und Zupackenden. Von Schongauer weiß man, daß er sich an dem aristokratischen Rogier van der Weyden gebildet hat, und kein Zweifel, auch vor Riemenschneiders Gestalten spüren wir noch die Welt des Niederländers. Aber es war nicht allein der Empfindungsgehalt, der Riemenschneider auf Schongauer hinlenkte. Ebenso muß er an dem Stecher das unerhört Saubere, goldschmiedemäßig Akribiehafte und doch Weiche, den ganzen technischen Glanz des Handwerklichen bewundert haben. Hatte er doch, um Bürger in Würzburg werden zu können, die Witwe eines Goldschmiedes geheiratet, und es ist daher nicht ausgeschlossen, daß er um die Handwerksgeheimnisse der Goldschmiede sehr genau Bescheid wußte. Endlich aber fand er bei Schongauer eine Klarheit des Komponierens, die auch er erstrebte, wenngleich an dem Münnerstädter Altare noch nicht überall mit der Meisterschaft Schongauers erreichte.

Dichter haben die Menschen in solche aufgeteilt, denen sich Gott im Erdbeben, Feuer und Sturmwind offenbart, und in andere, denen das stille und sanfte Sausen zur Offenbarung der Gottheit wird. Daß Riemenschneider zu diesen gehört, bezeugt schon der Münnerstädter Altar. Es bezeugt das noch bezeichnender die Gruppe des Stammelternpaares der Würzburger Marienkapelle (heute Luitpold-Museum). Seit Riemenschneider um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wiederentdeckt wurde, bildeten diese Figuren lange seinen höchsten Ruhm. Denn durchaus nach Maßstäben urteilend, die von der Kunst der italienischen Renaissance bestimmt waren, glaubte man hier Gestalten gefunden zu haben, die auch die Deutschen auf dem Wege der Italiener zeigten. Galt doch wie diese zu sein als ein absoluter Wert. Zu den Hauptleistungen der italienischen Renaissance gehört aber die künstlerische Eroberung des Aktes. Allein, wir wissen heute, daß Riemenschneiders Akte mit der Renaissance weder mittelbar noch unmittelbar irgend etwas zu tun haben. Der Realismus der späten Gotik ist von sich aus zu einer solchen Reife der Erfassung der nackten menschlichen Gestalt gekommen. Im allgemeinen hat er den Akt aber nur dort dargestellt, wo er gegenständlich gefordert wurde, und das bedeutet, daß er einen Akt darstellen zu können nicht für eine Grundbedingung der Kunst, sondern nur für eine ihrer Möglichkeiten hielt. Sie hat Riemenschneider nun allerdings in einer Weise ergriffen, für die es in der Plastik seiner Zeit wenig Vergleichliches gibt. Man erkennt alsbald, daß es ihm sehr auf die Unterscheidung der Geschlechter ankam. Das Weib wollte er ganz als blühende sinnliche Erscheinung, den Mann hager, keineswegs aszetisch, aber von herber Leiblichkeit. Mittelalterlich war es, daß er das Feigenblatt

beibehielt, daß er die sinnliche Schönheit der Eva als eine verführerische betrachtet wissen wollte und daher den Teufel in Gestalt der Schlange sich am Weibe emporringeln ließ. Aber die Stimmung, die er im Haupte der Eva ausdrückte, war ganz seine Empfindung: dieses schöne, sanfte Sinnen, das dem holden Ernst näher ist als irgendeiner Macht der Verführung. Die Stille, in der es bleibt, macht es zum Sinnen des Weibes. Der Adam hat diese Gefaßtheit nicht. Er scheint zu schreiten. Doch es ist ein schleppfüßiger Schritt, in dem er sich regt, und die ganze Gestalt hat etwas Schwankendes. Es ist etwas in sie gekommen, das sie in der schönen Gehaltenheit nicht ließ, in der das Weib sein und bleiben durfte. Der Adam scheint auf etwas zugehen zu sollen: nur weiß man nicht zu sagen worauf. Er scheint, wie er das Haupt leicht rückwärts- und emporhält, etwas zu hören: nur kann man mit keinem bestimmten Worte benennen, wessen er da innewird. Es ist das Innewerden des Unsäglichen. Und obwohl unsagbar, ist es doch eine Macht, die bis in die Wesensgründe hinabreicht. Sie scheint aus den Augen, die geöffneter sind als die des Weibes, aber nur um anzuzeigen, daß ihre Blicke von den gestaltlosen Bildern des Innen je und je erfüllter sind als vom Außen. Sie spricht aus dem Munde, der entsagender ist als der der Eva, aus dem ganzen schmalen Haupte, seiner Neigung, seiner Umringelung von Locken, die damals die Stutzer so gekräuselt trugen, die aber hier geschaffen scheinen aus Zeug wie dem zu Träumen. Den Adam und nur ihn hat Riemenschneider als den darstellen wollen, der in das Reich der Erkenntnis tritt. Aber das Erkennen ist ein Erleiden und das Erleiden nicht Qual, Unruhe, Erschütterung, es ist das Leiden der Entrücktheit von Welt, Wort und Tat, das Leiden des schönen Sinnens der Eva.

Wir pflegen die Figuren heute im Museum zu sehen, wohin sie des drohenden Zerfalls wegen gerettet werden mußten. Doch das heißt sie außerhalb des architektonischen Zusammenhanges sehen, für den sie gedacht waren und in dem ihre Figuration erst verständlich wird. In einer Zeit entstanden, in der Architekturplastik, die wirklich noch solche war, bereits zu den Seltenheiten gehörte, weil der Sinn der Künstler sich den Bindungen des Architektonischen nicht mehr fügen wollte, hat Riemenschneider noch einmal ein großes Beispiel für sie gegeben. Es wäre nichts Ungewöhnliches gewesen, wenn er die Figuren nicht in Stein, sondern in Holz ausgeführt hätte. Denn es kam damals bereits vor, daß man an Architekturen die Steinplastik durch Holzplastik ersetzte. So sehr war der Sinn für die Naturgesetze des Monumentalen schon im Schwinden begriffen. Riemenschneider suchte sie noch einmal zu erfüllen, und das gehörte zu seinem Streben nach Werkreinheit. Man könnte es auch sein Streben nach „Klassizität" nennen, wenn dieser Begriff nicht so belastet wäre und nicht Vorstellungen einer innerweltlichen Erfülltheit enthielte, von der Riemenschneiders Wesen nichts weiß.

Gerade weil ihm diese Vorstellungen fremd blieben, vermochte er in dem Grabmal des Fürstbischofs Rudolf von Scherenberg im Würzburger Dom (1496

bis 1499) eines der eindrucksvollsten Greisenbildnisse der deutschen Spätgotik zu schaffen. Denn das Greisenhafte, das verwitterte, verlöschende Leben wird der nicht begreifen oder auch nur begreifen wollen, den die Idee innerweltlicher Erfüllbarkeit des Menschlichen bestimmt. Wo aber ein Jenseitsbewußtsein ist, da erscheinen die Verformungen, in welche die Zeit die menschliche Gestalt bringt, als die Spuren eines Lebens über der zeitlichen Zeit. Im verlöschenden Endlichen offenbart sich das Ewige. Der Mann, den Riemenschneider darzustellen hatte, war hundert Jahre alt geworden. Und wahrlich, Riemenschneider hat ihn wie einen geschaffen, dem schon „die lange, die lange, die langsame Zeit" seines Lebens zur Ahnung der Ewigkeit geworden ist. Der Körper ist noch spürbar, und es ist noch eine letzte Kraft in ihm, die aufrecht hält. Aber in dem Abfallen der einen Schulter liegt schon das ganze Ermatten. Und dann half dem Künstler die Gewohnheit der Gotik, das Gewand und seine Ausdruckskraft für wichtiger zu halten als den Leib, der Illusion verloschener Körperlichkeit noch ein übriges hinzuzufügen. Ob das Antlitz ein Porträt ist, wissen wir nicht, ja es spricht manches dafür, daß es das nicht ist. Aber es wirkt ganz porträthaft als das Gesicht eines einmaligen Menschen. Und damit war das Porträtbedürfnis schon befriedigt. Niemals mehr hat Riemenschneider eine solche Kraft der Individuation gezeigt wie hier. Es ist charakteristisch für ihn, daß es am Bilde eines Greisen geschieht. Er gibt aber nicht nur das Verfallene: die Furchen der Falten auf der Stirn, ihre Rinnsale um die Augen, die Schlaffheit des Fleisches, das Welke und Knitterige der Haut, das Strichdünne der Lippen, das Verwitterte des Kinns, sondern in Brauenbögen, die sich unveraltert straff wölben, in Augen, die groß und klar geöffnet sind, mit der Nase, die feste Form geblieben ist, in der Schärfe der Mundlinie findet er auch den Ausdruck eines Willens, der sich mit letzter Anstrengung behauptet. Nur daß er ihn auch wieder aufhebt: denn der Blick der Augen divergiert, so daß er nichts Wirkliches mehr erfassen kann und trotz alles Schauens weltlos bleibt.

Unter den vielen Greisenköpfen, welche die Spätgotik geschaffen hat, wird der Riemenschneiders immer als einer der bedeutendsten genannt werden müssen, weil er mehr als ein äußeres Bild des Greisentums gibt. Fraglos war die Hinneigung der Spätgotiker zum Charakteristischen oft der einzige Anlaß zur Darstellung von Greisenköpfen. Doch diese erscheinen in der Kunst der Spätgotik zu häufig und in zu wesentlichen Gestaltungen, als daß man mit jener äußeren Erklärung auskäme. Es ist die seelische Sagekraft des Greisenkopfes, die ihn so häufig zum künstlerischen Gegenstand hat werden lassen. Alsdann aber wird man daran erinnern dürfen, daß er, die „Ruine" des Menschengesichts, in demselben Zeitpunkte zur ausgeprägtesten Darstellungsform kommt, in dem die Kunst auch die Landschaft und in ihr als Stimmungs- und Sinnmittlerin die architektonische Ruine entdeckt hat.

Riemenschneider hat jedoch nicht nur den Greis greisenhaft dargestellt. Auch

bei seinen Jünglings- und Männergestalten geht der Ausdruck des Sinnens, den sie alle haben, durch die Stimmung des Leides, von der die meisten überkommen sind, leicht ins Greisenhafte über. Wir spüren, daß ein Jahrhundert, ja eine Welt zu Ende geht. Aber Riemenschneider hat sich von dem Bann dieser Stimmung doch auch freimachen können, am stärksten wohl in den Altären für Rothenburg und Creglingen. Den Rothenburger Blutaltar erhielt er 1499 in Auftrag. Der Gegenstand, den er hier darzustellen hatte, war an sich ganz der seine: das Abendmahl mit der Ankündigung des Verrats und der Nähe des Todes. Das Erleiden der Untreue war zu gestalten und die Ahnung des Endes. Und im Christus und in dem johanneshaften Jünger links von Judas, am stärksten in dem Jünger, kommt beides wie selten in der deutschen Kunst zum Ausdruck. Auch im Beteuern des Petrus überwiegt die schmerzlichste Ergriffenheit, und welche Empfindungen des namenlosesten Leidens die Seele des Jüngers ganz rechts beschatten, der fragend zum Herrn hinüberblickt, läßt sich mit Worten nicht sagen. Aber neben diesen Gestalten gibt es doch auch solche, die bloß da sind und von dem Vorgang nicht im mindesten erschüttert werden, Männer mit derben und knolligen Gesichtern. Zwei unterhalten sich über den Vorgang, wie wenn Gevatter Schneider und Handschuhmacher sich eine Neuigkeit erzählen. Zwei aber, die beiden rechts von Christus, das genaue Gegenteil zu denen, die sich so alltäglich unterhalten, haben fast das Ansehen von Revolutionären. Es wetterleuchtet über ihren Gesichtern, und der Starkschädel mit dem breiten Barte und dem rollenden Haupthaar hat einen Groll, der zum Zuschlagen bereit scheint. So stellt man sich einen Rottenführer der Bauern vor, die zwanzig Jahre später die Revolution durchs Land trugen.

Man wird darüber streiten können, inwieweit hier alles bewußte Entgegensetzung von Charakteren ist. Es bleibt wahrscheinlich, daß der Ausdruck der Unbeteiligtheit, das bloß biedere Dasein einiger Apostel auf ein Nachlassen der gestalterischen Spannkraft zurückgeführt werden muß. Aber es wirkt fast befreiend, daß Riemenschneider auch Gestalten gab, die nicht das namenlose Leid, sondern die einfältige Stumpfheit untäterisch macht. Andrerseits treibt er doch — und darin dürfte Absicht liegen — die Unruhe auch bis zum Ausdruck des Revolutionären vor, in dem die Tat als Möglichkeit erscheint.

Die Komposition im ganzen ist eine der geschlossensten und durchdachtesten Abendmahlskompositionen des deutschen Spätmittelalters. Was immer man für die innere Ursache der sehr ungewöhnlichen Auffassung und Anordnung des Judas halte — er steht in der „heiligen" Altarmitte, als wäre er die Hauptperson —, sie erhöht die Geschlossenheit der ganzen Gruppe, und sie dramatisiert sie zugleich. Denn nun erscheint das Gegenüber von Christus und Judas wirklich als die Achse des Geschehens, und wie die Gruppen der Apostel rechts und links halbkreisförmig zugeordnet sind, schaffen sie um jene einen sich rundenden Raum. Indem aber um Judas allseits ein Ausweichen stattfindet, entstehen in der Mitte



Die Herrgottskirche in Creglingen, erbaut Ende 14. Jahrh.

räumliche Leeren, und sie bewirken, daß wir sofort empfinden: es ist in diesem Kreise der Gemeinschaft einer, der ihre Geschlossenheit sprengt.

Unter den deutschen Bildhauern des Spätmittelalters wüßten wir keinen zu nennen, der eine Abendmahlskomposition von gleicher Tiefe des gestalterischen Gehalts und von gleicher Sinnbildlichkeit allein schon des Kompositionellen geschaffen hätte. Des Veit Stoß Abendmahlsdarstellung (Nürnberg, Sankt Sebaldus) wirkt daneben bizarr und überdies als Komposition sehr altertümlich. Erst Dürer ist über Riemenschneider hinausgegangen.

Sehr bald nach Vollendung des Blutaltars, um 1505/1506, begann Riemenschneider das Werk, das ihn auf die Höhe seines Schaffens führen sollte: den Creglinger Marienaltar. Man hat schon immer empfunden, daß der große Altar in der Mitte des kapellenhaften Herrgottskirchleins nicht an der Stelle stehen kann, für die er ursprünglich berechnet war. Neuere Versuche, ihn doch als für diesen Ort geschaffen zu erweisen, haben nicht überzeugen können. Nicht, weil es von vornherein feststände, daß für eine so kleine Kirche ein so kostbares Werk niemals in Auftrag hätte gegeben werden können. Das Kirchlein war eine durch Wunder geheiligte Stätte. Aber der Altar steht außer allem Verhältnis zu dem Raume, und es sind nur ganz wenige Stunden des Tages, in denen er so viel Licht erhält, daß man ihn überhaupt würdigen kann.

Das erste große Altarwerk Riemenschneiders stellt die Himmelfahrt der Magdalena dar, dieses die Himmelfahrt der Maria. Hatte der Meister schon in jenem die plastische Wiedergabe des Transitorischen versucht, so gelangt er hier vom Versuch zur Erfüllung. Das Schweben der Maria kann nicht schwebender gedacht werden. Es bedeutete allerdings eine Erleichterung der Aufgabe, daß die Gestalt der Schwebenden diesmal eine Gewandfigur und daß unter ihr die Gruppe der zurückbleibenden Apostel zu geben war. Die Wirkungen, die von ihr ausgehen, verstärken den Eindruck des Schwebens der Maria. Und ein Drittes kommt hinzu. Der Altarschrein ist wie ein kleiner Kirchenraum gebildet, seine Rückwand von Fenstern durchbrochen. Das Licht, das durch sie einfällt, umspielt die Schwebende, und es ist nicht zuletzt das körperlose Scheinen des Lichts, das den Körper der Maria entschwert. Um es wirksam werden zu lassen, dazu war freilich notwendig, daß die bildnerische Form selbst sich dem Lichte nicht verschloß, daß sie malerisch wurde. Sie ist es im höchsten Maße geworden. Die plastischen Bildungen erhalten ihr volles Leben erst durch die Lichter und die Schatten, die sie anlocken. Und was in den plastischen Bildungen vor allem der Gewandfalten noch an Schärfe oder an knittriger Härte ist, wird durch die Licht- und Schattenspiele erweicht und zart gemacht. Aber die Unruhe der Gewandformen ist auch an sich schon weniger eigenwillig und kontrastreich als am Rothenburger Blutaltar.

Mit dem stärkeren Hervortreten der malerischen Tendenzen hängt es ferner zusammen, daß die Gruppen der Apostel sehr viel bildhafter gesehen, optisch einheitlicher zusammengeschlossen sind als in Rothenburg. Endlich aber war es das Vertrauen auf die malerische Erscheinungskraft der von Licht und Schatten mitgebildeten plastischen Form, die Riemenschneider auf eine farbige Fassung des Altars bewußt verzichten ließ. Schon seine früheren Altäre hatte er ungefaßt gelassen, der Münnerstädter Altar ist erst später und nicht von ihm bemalt worden. Aber erst im Creglinger Altare ist der malerische Charakter der Form so reich geworden, daß der Versuch ihrer farbigen Fassung eine Zerstörung ihres malerischen Eigengehalts bedeutet hätte. Dieser ist freilich ein anderer als der einer Bemalung. Er entbehrt der Buntheit und auch des strahlenden Goldes. Das Licht ist sein Gold, und seine Farben sind die unendlichen Töne zwischen Helle und Dunkel. Auch aus dem Verzichte auf die farbige Fassung erklärt sich die Durchbrechung der Schreinrückwand mit Fenstern. Denn erst dadurch wurde das allseitige Eindringen des Lichtes möglich und übrigens die malerische Erscheinung des Ganzen erhöht. Diese Komposition mit dem Lichte steht geschichtlich auf einer Stufe mit den Versuchen der Gestaltung der Lichtphänomene in der Malerei, die zur Überwindung der Herrschaft der Lokalfarben und ihrer Buntheit führen. Sodann und vielleicht noch unmittelbarer ist das gestalterische Ziel Riemenschneiders dem der führenden Graphiker seiner Zeit vergleichlich, die nicht mehr mit den alten einfachen Schwarz-Weiß-Kontrasten, sondern zwischen diesen mit einer Fülle von Übergangstönen arbeiten, die höchst



Tilman Riemenſchneider: Himmelfahrt der Maria
Mittelſchrein des Marienaltars in Creglingen an der Tauber, um 1505



Tilman Riemenſchneider: Der heilige Matthias
Holzplaſtik, um 1510. Berlin, Deutſches Muſeum

malerische Wirkungen zur Folge haben. Daß Riemenschneider der Graphik schon früh seine Aufmerksamkeit zuwandte, erwähnten wir bereits.

Die Komposition der Himmelfahrt selbst zeigt gewisse Verwandtschaften mit niederländischen Darstellungen. Aber es hat sich bisher keine einzige auffinden lassen, die der Creglinger vollkommen gliche, so daß wir vorläufig zu der Annahme berechtigt sind, Riemenschneider habe niederländische Vorbilder in einer sehr freien Weise umgeformt. Das gilt vor allem für die Anordnung der Apostel, die, obgleich anderer Zielsetzung, von demselben Kompositionssinn zeugt wie die Gruppe des Blutaltars. Nur daß die sinnvoll ordnende Fähigkeit des Meisters gewachsen ist. Ein Entschweben war darzustellen, und wir haben die Mittel angedeutet, mit denen Riemenschneider es sinnenfällig machte. Aber das Entschweben sollte nicht zu einer Entrückung werden, in der die Entrückte sich allen irdischen Zusammenhängen enthebt. Noch erscheint die Jungfrau zwischen den Häuptern der Apostel, und es hält sie für immer im Raume der Zurückbleibenden, daß sich der Schrein mit dem herrlichsten Maßwerk unmittelbar über ihr schließt. Es ist ein Schweben in Entrücktheit und doch zugleich in sinnlicher Nähe, so daß der Betrachter der holden Schönheit der Jungfrau ganz inne werden kann. Sie ist und bleibt unter denen, die sie verlassen hat. Wir meinen, es sei der deutschen Spätgotik nicht ein zweites Mal mehr geglückt, dieses Ineinander von Nähe und Ferne, von Dasein und Entrücktheit so zu gestalten, daß man das eine nicht ohne das andere sehen und empfinden kann. Daß eines das andere bedingt, keines vom anderen ohne Zerstörung des Ganzen gesondert werden kann, macht die Harmonie dieses Werkes aus. Es ist aber, wir wagen den romantischen Begriff, eine unendliche Harmonie. Denn sie entsteht nicht durch ein harmonisches Dasein an sich, sondern im ständigen und erlebnismäßig nie zu endenden Ausgleich der Kräfte des Seins und des Strebens, des Haltens und des Entlassens, der Gewißheit und des Wunders. Man hat gesagt, erst die Renaissance habe den Deutschen gezeigt, was Harmonie sei. Der Creglinger Altar Riemenschneiders ist der stärkste Gegenbeweis. Und im Glanze des Schnitzerischen, in der Pracht des Maßwerkes, in der sakralen Feierlichkeit des Kirchenraummotivs für den Schrein, im leisen, lichtdurchströmten Rauschen der Gewänder strahlt er eine Festlichkeit aus, die wir bei keinem Werke der Renaissanceplastik mehr finden.

Der Creglinger Altar stellt, wie wir schon sagten, den Höhepunkt der Kunst Riemenschneiders dar. Er hat neben und nach ihm noch andere Altäre geschaffen. Der edelste ist der Kreuzigungsaltar von Detwang. Aber über das Creglinger Werk ist er nicht mehr hinausgekommen. Das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts scheint überhaupt das glücklichste und fruchtbarste für ihn gewesen zu sein. Damals entstanden auch Einzelfiguren wie die Mutter Gottes im Frankfurter Staedelmuseum, unter allen Marienfiguren Riemenschneiders die des warmen Lebens vollste. Dann begann er sich zu wiederholen. Man hat ihm daraus einen schweren Vorwurf gemacht. Aber diese Wiederholungen gehören zu der

Daseinsbreite der spätmittelalterlichen Kunst, von der wir eingangs sprachen. Auch ist es keineswegs so, daß Riemenschneider ganz gedankenlos sich selbst kopierte. So nahe eine Mutter Gottes des Berliner Deutschen Museums der Frankfurter in allem rein Motivischen kommt, so sehr ist ihr Ausdrucksgehalt gewandelt. Die sinnliche Wärme ist geschwunden, statt ihrer eine Hoheit des Ahnungsvollen Gestalt geworden, die einen anderen, doch darum nicht geringeren Wert darstellt. Auch hat Riemenschneider niemals von dem Adel gelassen, den er von Beginn an suchte. Es war seine geschichtliche Sendung, in einer Zeit, die von Wirklichkeit und Überwirklichkeit so ergriffen war, daß sie vor keinem künstlerischen Wagnis zurückschreckte, den Sinn für das Edle, Maßvolle, Schöne gehütet zu haben. Wahr ist, er hat ihn oft, allzuoft nur mit einem Ausdruck des Leidens ins Werk bringen können, der zu verzichtreich ist, als daß er immer bezwingen könnte. Und in einer Welt, die den größten Kämpfen entgegenging, bedurfte es der männlichen Gestalten. Riemenschneider aber hat es am stärksten zum Weiblichen hingezogen. Wohl machte auch er wieder und wieder Versuche, seine Form durch ein volleres Volumen zu kräftigen, und noch eines seiner letzten Werke, die Beweinung von Maidbronn, zeigt, wie erstaunlich weit er darin gehen konnte. Ja, in dem Grabmal, das er um 1517 für den Fürstbischof Lorenz von Bibra begann, setzte er sich sogar mit den neuen Formen der Renaissance auseinander. Indessen, zu wandeln vermochten sie sein Wesen nicht. Sie gaben ihm neue Möglichkeiten des Schmuckes, nicht mehr. Überdies begriff er diesen Renaissanceschmuck ganz gotisch.

1525 ist ein Schicksalsjahr für ihn geworden. Er hat sich aus Gründen, die wir nicht genau durchschauen, auf die Seite der Bauern gestellt, und er hat dafür büßen müssen, scheint sich übrigens sehr tapfer gezeigt zu haben. Nur in einem seiner Werke — aber das lag nun schon lange zurück — sahen wir etwas wie eine revolutionäre Unruhe an den Tag kommen, im Rothenburger Blutaltar. Sie kehrte nicht wieder. Als er 1525 für die Revolution Partei nahm, hatte er als Künstler das Revolutionäre längst überwunden. Er starb am Kilianstag des Jahres 1531.

Peter Vischer

1460—1529

Von

Hans Karlinger

Es gibt wenige Künstler aus deutscher Vergangenheit, deren Name eine ähnliche Volkstümlichkeit aufweisen könnte wie der Name des Nürnberger Erzgießers Peter Vischer des Älteren. Seit den Tagen der Spätromantik, namentlich aber seit der Zeit, in der die deutsche Renaissance Hand in Hand mit der Erneuerung des Kunsthandwerks wieder zu Ehren kam — nach 1870 —, wird Peter Vischer als der vornehmlichste Träger deutschen Kunsthandwerkertums weithin in unserem historischen Schriftum immer wieder genannt. Viel mag zu diesem Vorstellungsbild sein bekanntes Selbstporträt am Sebaldusgrab beigetragen haben: der Werkmeister im Lederschurz mit dem Hammer, also mitten in seiner Tätigkeit, eine schlichte Figur mit schönem Haupt und geradem Blick, gleichsam den Typ des deutschen Werkmeisters verkörpernd, so wie ihn landläufige Vorstellung von deutscher Kunst und deutschem Bürgertum gern sieht, eine Führergestalt unter den Künstlern der tonangebenden Stadt an der Wende zur Neuzeit auf deutschem Boden, des Nürnberg der Meistersänger.

Geschichtlich betrachtet entspricht diesem Vorstellungsbild so viel, daß zweifellos Peter Vischer der Ältere in der an künstlerischen Bestrebungen und Kräften ungewöhnlich reichen Stadt Nürnberg in der Zeit um 1500 eine Persönlichkeit darstellte, die neben Namen wie Adam Krafft und Albrecht Dürer auf höchster Stufe allgemeinen Ansehens stand, soweit ein solches dem ja immer noch in Ständen denkenden Geist bürgerlicher Gemeinschaften im Norden überhaupt — im Gegensatz zu der freieren und dadurch gehobeneren Stellung des gleichzeitigen italienischen Künstlers — zukam. Als der Rat der Stadt Nürnberg 1511 über das Schicksal des schadhaft gewordenen „Schönen Brunnens" auf dem Markt, des Hauptdenkmals der Stadt aus den Anfängen ihres Aufstieges unter Kaiser Karl IV., sich Auskunft erholte, wurden Peter Vischer und Dürer mit dieser Aufgabe betraut. Berichte aus dem sechzehnten Jahrhundert lassen durchblicken, daß man in dem Meister nicht nur den Inhaber der größten Gußhütte des Messingwerkes sah, auf das ja Nürnberg besonders stolz war, sondern daß über alle Zunftenge hinaus der Künstler Peter Vischer entsprechende Beachtung genoß; in seine Hände wird von Anbeginn (1488) die Durchführung der größten Arbeit, die in der Zeit zwischen 1480 und 1520 in der Stadt vergeben wurde, gelegt: das Denkmal und der Schutzbehälter für den Sarg des Schutzheiligen der Stadt, den hl. Sebald.

Die Verbindung des Namens Peter Vischer mit dem Sebaldusgrab, dem größten Metallgußwerk aus der Spätzeit deutscher mittelalterlicher Kunst, hielt zunächst die Erinnerung an den Künstler fest; als einzig dastehende technische Leistung wird das Denkmal in der Regel in der älteren Reiseliteratur genannt. Erst erheblich später ist das Interesse für die künstlerische Eigenart des Meisters wach geworden. Zunächst in der Blickrichtung auf Peter Vischer als den Begründer einer neuen, dem Gotischen abgewendeten Schönheitsform. Für die noch nicht kritisch sichtende Frühzeit der Kunstgeschichtsschreibung konnte sich dabei leicht die Verbindung dieser neuen Form mit einer Befreiung von mittelalterlicher Enge angesichts der ganzen profanen Welt der spielenden Kinderfiguren, antiken Götter und Allegorien einstellen, die das Sebaldusgrab umgibt, — daß sie nicht von seiner Hand stammen, ist eine Erkenntnis viel jüngerer Forschung. Den tiefsten Grund aber, warum die Gestalt Vischers dem späten neunzehnten Jahrhundert so naherücken konnte, hat zuerst W. Pinder angedeutet: Peter Vischer ist der erste, der rückschauend aus der Formenwelt vergangener deutscher Kunst seine Idealtypen der Apostel des Sebaldusgrabes geprägt hat. Er ist in diesem Sinne der erste bewußt historisch gestaltende Künstler; inmitten der Rückblickgeneration um 1880 war diese innere Wesensverwandtschaft sicher das Element, aus dem am unmittelbarsten ein Verständnis — und eine Begeisterung — für seine Kunst erwachsen konnte. Was Dürer in gleichem Maße erst in Spätwerken, wie den Vier Aposteln der Alten Pinakothek in München, ganz erreichte, was andere Zeitgenossen, wie Veit Stoß oder Riemenschneider überhaupt nicht anstrebten — die Bildung eines scheinbar zeitlosen Idealstiles, das hat Peter Vischer in den Apostelfiguren des Sebaldusgrabes in erstmaliger Fülle verwirklicht.

Gleichviel, wie man sich zu dieser Klassik der Formgesinnung stellen mag, darüber kann kein Zweifel sein, daß die schlichte Größe ihrer Erscheinung leichter weitesten Kreisen der Betrachtung zugänglich ist, als das eigenwillige Ungestüm spätgotischen Bewegungsausdruckes. Bei oberflächlichster Betrachtung könnte es so scheinen, als ob Vischer diese Klarheit und Größe seines Stiles italienischen Anregungen zu danken hätte; der Vergleich zur italienischen Renaissance, die in Wirklichkeit kein verwandtes Werk besitzt, ist oft genug gemacht worden. In Wirklichkeit ist die Gestaltgebung der zwölf Apostel Vischers eigenstes Verdienst, Folge eines geistigen Ringens, das von innen heraus zur Abstoßung der malerischen Effekte und Spannungen führte, von denen sich andere, wie Veit Stoß, nicht frei machen wollten. Es kann sein, daß ein besonders feines Werkgefühl für die Wirkungsmöglichkeiten des Metallgusses, der ja den Reiz der persönlichen Handschrift nicht in gleichem Maße ermöglicht, wie Holz- oder Steinbildnerei, diese Anlage zu monumental einfacher Formgebung noch gefördert hat — für den Metallgießer liegt, wie für den Freskomaler, das Entscheidende in der Idee des Entwurfes, er bleibt von wirkungsvollen Zufälligkeiten des Materials in ganz anderem Grade ferngehalten, wie etwa der Bild-

hauer, der in rauhem Steinmaterial arbeitet. Die Bevorzugung harter und glatter Werkstoffe — Buchsholz oder Alabaster — in der Vischer nachfolgenden Generation der Bildhauer renaissancemäßiger Richtung (Konrad Meit u. a.) ist ein Beweis dafür, wie sich Formgesinnung und Materialgefühl wechselweise bedingen können — je nach den inneren Anliegen der Ausdrucksprache einer Zeit. Vischer gehört nun gewiß unter die ersten, bei denen dieses, der mittelalterlichen Überlieferung fremde Empfinden für die monumentale Steigerungsmöglichkeit durch den Werkstoff an sich, nicht durch beiläufige Arbeitsvorgänge, als entscheidende Linie in seiner künstlerischen Entwicklung wahrnehmbar ist.

Da die Urkunden, wie fast immer in dieser Zeit, über den inneren Verlauf des künstlerischen Lebensganges schweigen und äußere Anstöße, welche die Kunst Peter Vischers des Älteren — im Gegensatz zu seinen Söhnen — bewegt hätten, kaum vorhanden gewesen sind, so ist es wohl notwendig, die Lage der künstlerischen Richtungen, die den Meister in seiner Vaterstadt Nürnberg umgaben, wenigstens andeutenderweise noch einmal bestimmt zu umreißen. Dem deutschen Künstler um 1500 — und für Nürnberg als einen der größten Mittelpunkte dieser Zeit trifft der Fall in besonderem Maße zu — standen im allgemeinen zwei Wege offen: die Fortsetzung einer mehr oder weniger stark naturalistisch gefärbten, auf den malerisch-überraschenden Anblick hin gesteigerten Ausdruckskunst oder aber — in Abkehr von dieser seit etwa 1440 herrschenden Strömung — die Neubildung einer monumentalen Idealform, die notwendig auf die Zeit vor dem Eintreten des sogenannten spätgotischen Naturalismus, also auf die große Form des vierzehnten Jahrhunderts zurückgreifen mußte, soweit sie nicht aus dem anderen Blickbereich, d. h. dem des Südens, geholt wurde, was in der Zeit um 1500 noch selten begegnet. Die erste Richtung führte zu der Erscheinung, die unter dem Namen des „spätgotischen Barock" geläufig ist; Veit Stoß ist in Nürnberg ihr schon erwähnter, bedeutendster Vertreter, aber auch Adam Krafft, der Steinbildhauer und Freund Peter Vischers — wie überliefert wird — steht in Werken, wie dem Schreyer-Grabmal am Chor von St. Sebald oder dem Sakramentshäuschen von St. Lorenz, der malerisch bewegten Ausdrucksform näher als der „klassizistisch" ruhigen Monumentalität. Immerhin kann man im Werke des Adam Krafft, vor allem in seinen Stationsbildern und dem Relief der Stadtwaage, Elemente feststellen, die nicht nach malerischer Unruhe, wie sie innerhalb der gleichen Zeitstufe etwa besonders eindrücklich bei Heinrich Douverman in Xanten am Niederrhein ausgeprägt ist, abzielen, die vielmehr in der Beschränkung auf wenige Figuren und stille Stimmung die Klarheit der Erscheinung in den Vordergrund stellen. Ein ähnliches Verhalten kann man bei dem Augsburger Maler Hans Holbein dem Älteren finden; im Bilde der Paulsbasilika (1504) ruht der Blick unwillkürlich auf dem großen Umriß der dem Beschauer den Rücken zukehrenden sitzenden Frau, die den Grundton für die ruhig niederfließenden — nirgends zackig in das Waagrechte verlaufenden — Linien angibt: es wird etwas

von der in sich gefesteten Zuständlichkeit eines Daseins angedeutet, das in Peter Vischers reifer Kunst — den Aposteln des Sebaldusgrabes oder den Helden des Innsbrucker Denkmals — den Ausschlag gibt. Peter Vischers Frühwerke aber: der Erstentwurf des Sebaldusgrabes (1488) und der Astbrecher von 1490 sind selbst noch Zeugnisse des spätgotischen Naturalismus; das Augenblickliche, Fesselnde der Bewegung, der Überschneidungen entscheidet. Gegen 1500 muß die Wendung eingetreten sein; die Christophorus-Statuette von 1497 der Sammlung Delmar in Budapest bereitet den großzügigen Gewandstil vor, der fortan in Vischers Werken bis zu den Aposteln steigend sich entfaltet. Was die Wendung bestimmte, kann nur vermutet werden; vielleicht daß die überlieferte Tatsache, daß Peter Vischer eine der größten Sammlungen „altfränkischer Figuren", also mittelalterlicher Bildhauerarbeiten besaß — es sollen an die dreihundert gewesen sein — einigen Aufschluß über die innere Veranlagung des Künstlers gibt. Namentlich wenn man sich vergegenwärtigt, daß — wie oben erwähnt — der Stil der Apostel aus Elementen älterer deutscher Kunst genährt ist. Die historischen Bestrebungen der Zeit und zumal Nürnbergs — Hartmann Schedels Weltchronik ist damals erschienen — würden dann etwa den Hintergrund bilden, vor dem sich, von geschichtlichen Einsichten und Erlebnissen gefördert, der Neuidealismus der Form verwirklicht hätte. Eine derartige Deutung der Vischerschen Kunstgesinnung mag vielleicht zunächst allzu modern klingen, weil sich vom späten neunzehnten Jahrhundert her allzu leicht eine — an sich nicht notwendige und durch das Wesen des Vorganges nicht bedingte — Verbindung zwischen historischer Rückschau und dem Mangel an künstlerischer Schöpferkraft einstellt.

Für die Bewertung der Vischerschen Leistung wäre ein solcher Wertmaßstab falsch — er ist aber überhaupt falsch im Hinblick auf das ganz anders impulsive Temperament der nordischen Kunst an der Schwelle zur Humanistenzeit. Daß gerade diese Zeit selbst sehr stark von historischen Idealbildern durchsetzt war, das kann allein schon die Geistesrichtung des „letzten Ritters", des Kaisers Maximilian, beweisen — nicht zufällig befindet sich Maximilian unter den Auftraggebern Peter Vischers mit seiner Idee eines monumentalen Ahnengrabes für Innsbruck. Jedenfalls läßt sich aus dieser, in der Zeit vorhandenen inneren Bewegungsrichtung geistiger Einstellung die reife Kunst Peter Vischers zwangloser erklären als aus der Annahme äußerer Formeinflüsse; die Tatsache, daß Vischer der erste ist, der neben Albrecht Dürer den Weg zu einer Befreiung der Form vom herrschenden Zeitstil der spätgotischen Floskel unternimmt, kennzeichnet die vielseitige Spannkraft der Nürnberger Kultur ebenso wie die Gesamtlage des oberdeutschen künstlerischen Schaffens an der Schwelle zur sogenannten „deutschen Renaissance". Soweit es angängig ist, moderne Vorstellungen auf diese Zeit zu übertragen, möchte man den „Geist der Großstädte" als eine der wesentlichsten treibenden Kräfte dieses Geschichtszustandes erkennen; es ist nicht Zufall, daß sich in anderen Gebieten des Nordens, wie in Köln oder den damaligen

Welthandelsstädten der Niederlande, verwandte Bewegungen — dort vornehmlich innerhalb der Malerei — beobachten lassen. Schließlich gehört ja die Vielseitigkeit der seelischen Ausdrucksmöglichkeiten und damit die Vielbildigkeit der Formerfindung zu den Elementen reifer und einer Endphase sich zuneigender stilistischer Abläufe überhaupt; daß die deutsche Spätgotik — in deren Mitte Peter Vischer nach Herkommen und Werkgesinnung noch ganz steht — eine solche Reifezeit in vollstem Maße darstellt, ist längst bekannt.

Die Schwierigkeit, das künstlerische Gesamtwerk Peter Vischers des Älteren bis ins letzte genau zu bestimmen, beruht vor allem darin, daß nur wenige der Schöpfungen, welche der großen Vischerschen Gußhütte angehören, mit unbedingter Sicherheit dem Meister zuzuweisen sind. Der mittelalterliche Werkstattbetrieb nahm keinen Anstoß daran, daß Gußmodelle, die schon einmal vorhanden waren, wieder verwendet wurden und trotzdem die Signatur des jeweiligen Hütteninhabers tragen; so zeigt z. B. die Grabplatte für Bischof Johann IV. im Dom zu Breslau die Inschrift des Meisters, obwohl die Figur selbst von einem viel älteren Modell stammt und nur der Kopf und das Rahmenwerk neu modelliert wurde. Bei der wichtigsten Arbeit, dem Sebaldusgrab, hat die lange Entstehungsgeschichte (1488—1519) und die Beteiligung der Söhne zu einem höchst komplizierten Formengebilde geführt; die Meinungen über die Urheberschaft der einzelnen Teile gehen bei den Forschern weit auseinander, selbst die größte künstlerische Leistung der Hütte vor 1514, die Ritterfiguren für das Innsbrucker Denkmal, wird nicht einstimmig als Werk Peter Vischers des Älteren anerkannt.

Peter Vischer der Ältere hat 1488 die Werkstatt und Hütte seines Vaters, des „Rotgießers" Hermann Vischer, übernommen; die in Oberdeutschland nicht gebräuchliche Schreibweise des Namens mit „V" kann auf Zuzug von Niederdeutschland hinweisen; 1453 erhält Hermann Vischer das Nürnberger Bürgerrecht. Peter, der älteste von fünf Söhnen, muß um 1460 geboren sein und um 1485 sich zum erstenmal verheiratet haben. 1489, nach dem Tod des Vaters, wird er Meister; 1493 ist er Alleinerbe der Hütte. In den folgenden Jahren weilt er zeitweise auswärts, so 1493 anläßlich einer Beratung bei Pfalzgraf Philipp in Heidelberg, 1496 anläßlich der Aufstellung des Grabdenkmals für Ernst von Sachsen in Magdeburg. Hauskauf und Erweiterung der Gußhütte 1505 und 1506 deutet die Zunahme seines Ateliers an. 1512 wird er zuerst bei dem Humanisten Johannes Cochläus als berühmter Künstler und Meister erwähnt. 1520 gehört Peter Vischer dem großen Rat der Stadt an, 1529 ist er gestorben.

Von seinen fünf Söhnen traten die beiden ältesten (aus erster Ehe) Hermann und Peter als Mitarbeiter und Fortsetzer der väterlichen Werkhütte besonders hervor, von den drei Jüngeren, Hans, Jakob und Paulus, wird Hans als der letzte bedeutende Vertreter der Werkhütte zu erwähnen sein.

Die künstlerische Verlaufslinie der Werke Peter Vischers des Älteren wurde schon oben angedeutet: die Tätigkeit der Jugendzeit, die noch ganz an die Zeit-

überlieferung gebunden erscheint, umfaßt etwa die Jahre 1487 bis 1499, ihr folgt die entscheidende Wende zum neuen Idealstil, der mit den Aposteln des Sebaldusgrabes und den Ritterfiguren, die 1513 vollendet werden, auf der Höhe steht. Seit 1514 geht der entscheidende Einfluß in der Werkhütte auf die älteren Söhne über, der Vater scheint fast nicht mehr künstlerisch hervorgetreten zu sein, wenn er auch die Leitung der Werkstätte bis zu seinem Tod behielt. Eine Spätstufe seiner Kunst, wie bei anderen Zeitgenossen (z. B. Dürer), hat sich bisher nicht nachweisen lassen.

Der Zahl nach nehmen unter den Bildwerken Peter Vischers die gegossenen Grabplatten die erste Stelle ein, sie waren ja wohl auch die Aufgabe, welche nicht nur die Hütte fortlaufend beschäftigte, sondern welche den Namen des Meisters zuerst verbreiteten; im ganzen deutschen Osten: Magdeburg, Breslau, Posen, aber auch in Krakau, sind Werke seiner Hand anzutreffen. Der Gebrauch dieser gegossenen, meist mit Gravierung oder Flachrelief ausgestatteten Messingplatten, der zuerst im vierzehnten Jahrhundert in Flandern und Niederdeutschland (Lübeck) sich ausbreitet, scheint seit der Zeit um 1500 besonders beliebt gewesen zu sein, um erst gegen Mitte des sechzehnten Jahrhunderts neuerdings durch die Steinplastik wieder zurückgedrängt zu werden; jedenfalls ist die Zahl der erhaltenen Denkmäler unbeschadet der vielen Zerstörungen durch Einschmelzung in späteren Kriegszeiten für die Frühzeit des sechzehnten Jahrhunderts am besten vertreten. Daneben war eine Hauptaufgabe, besonders in Niederdeutschland, die Herstellung von Taufbecken, unter denen allerdings keine Arbeit Peter Vischers sich findet. Wohl aber gehört das einzige größere Werk seines Vaters, Hermann Vischers des Älteren, in diese Gruppe: das Taufbecken der Stadtkirche in Wittenberg vom Jahr 1457. Sowohl die Technik dieses aus kleinen Gußstücken zusammengesetzten, achteckigen Beckens auf vier fialenartigen Pfosten, wie der Stil der schmückenden Apostelfiguren mit ihrer stumpfen, untersetzten Proportion und den hartkantigen Faltenlinien ist vorwiegend handwerklicher Prägung. Man wird an derbe Holzschnitzerei erinnert; die wappenhaltenden Löwen am Sockel und die Laubbossen am Gesims des Beckens entsprechen der unpersönlichen Erscheinung von Serienstücken, wie solche auch sonst im spätmittelalterlichen Werkstattbetrieb des Metallgießers vorkommen.

Altertümlich kleinformig wirkt auch das zweite, für Hermann Vischer den Älteren gesicherte Werk: der Grabstein des Bischofs Georg von Schaumburg in Bamberg, der vor 1475 entstand. Das Unpersönliche sakraler Feierlichkeit entspricht einer künstlerischen Gesinnung, wie sie um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts noch herrschte. Von ihr aus gesehen bedeutet eines der ältesten Stücke, in denen die Hand Peter Vischers zu erkennen ist, das Grabmal Ottos IV. von Henneberg in der Stadtkirche zu Römhild (um 1480 entstanden), einen gewaltigen Fortschritt.

Die Figur des Hennebergers steht, nahezu in Vollfigur gegossen, vor dem

Steingrund, den eine Metallinschrift rahmt. Der Verstorbene ist in voller Rüstung auf einen heraldischen Löwen gestellt, die Rechte hält das flatternde Banner. Obwohl das Motiv des Stehens selbst — in Erinnerung an die Tradition der liegenden Grabfigur, wie sie in der älteren Zeit herkömmlich war — fast nicht angedeutet wird, im übrigen auch die Rüstung kaum eine freiere Bewegung zuläßt, verspürt man den großen Zug plastischer Mächtigkeit, den ähnlich ausdrucksvoll kein zweites Metallwerk dieser Zeit in Süddeutschland besitzt.

Etwa ein Jahrzehnt später — für die Zwischenzeit wären verschiedene Grabplatten mit reich gravierter Zeichnung zu erwähnen, darunter die des Woiwoden Lukas von Gorka († 1475) im Dom zu Posen — hat Vischer sein größtes Frühwerk gegossen: das Hochgrab für den Magdeburger Erzbischof Ernst von Sachsen, das 1495 vollendet wurde. Das Hochgrab trägt die überlebensgroße liegende Figur des Verstorbenen; der Sockel enthält vierzehn Wappenfelder zwischen Baldachinnischen mit den zwölf Aposteln und den Stiftspatronen St. Stefan und St. Moriz. Die Stilistik der Figur des Bischofs mit dem sprechend lebendigen Kopf inmitten der Zier des reichen Ornates ist reinste Spätgotik; sie begegnet etwa ähnlich im Nürnberger Kreis bei Adam Krafft mit der ganzen Lebendigkeit naturalistischer Formgebung. Für die Apostelfiguren sind zwei Grundtypen nachweisbar, die vor allem in der Modellierung der Köpfe leicht abgewandelt erscheinen; die Gestalten haben gedrungene Proportionen, wie die Apostel des Vaters am Wittenberger Taufbecken, von denen sie sich aber durch die unvergleichlich größer gesehene Wirklichkeit der Oberflächen unterscheiden. Die originellste Schöpfung ist der als Gewappneter erscheinende hl. Moriz, die erste ganz frei bewegte Gestalt, die wir von Peter Vischer kennen. Zusammen mit der Gedenkplatte für Thilo von Trotha in Merseburg um 1488 und dem „Astbrecher" stellt die Morizfigur die künstlerische Handschrift des jungen Meisters am eindrucksvollsten vor.

Der „Astbrecher" (München, Nationalmuseum) ist durch die Jahrzahl 1490 zeitlich bestimmt, die Zugehörigkeit zum Werk Peter Vischers wird heute allgemein anerkannt. Die Stellung der knienden Figur, die mit gespanntesten Kräften bemüht ist, den mächtigen Ast, den beide Hände umklammern, durchzubrechen, hat eine nächste Parallele in der Tragfigur des Adam Krafft am Sakramentshaus in St. Lorenz, das 1493 fertig wurde. Die Vermutung, daß der Astbrecher für den ersten Plan des Sebaldusgrabes bestimmt war, ist kaum zu bezweifeln; die dynamische Spannung, die durch das ganze erste Projekt des Gehäuses geht, erscheint in der Kraft der Figur in gedrängtester Geschlossenheit. Der „Astbrecher" ist eine der kennzeichnendsten Leistungen für den reinen Bewegungsstil, wie er in den Spätjahren des fünfzehnten Jahrhunderts als letzte Zusammenballung der Formkräfte auf überraschende Eindrücke bisweilen — z. B. bei den Maruckatänzern Erasmus Grassers in München — auftaucht; der Ausdruck des gleichen Formgefühls, das man innerhalb der Zeichnung in Dürers etwa gleichzeitiger Apokalypse feststellen kann. Nicht die anatomische

„Richtigkeit", die auch später keinen entscheidenden Gradmesser für Vischers Werke abgibt, auch nicht die Allseitigkeit plastischer Sicht — der „Astbrecher" ist auf eine entscheidende Frontansicht komponiert — kennzeichnet das Werk; die Wirkung liegt in der Einheit eines augenblicklichen Bewegungserlebnisses, und hierin kommt der junge Vischer mit diesem Stück etwa Veit Stoß am nächsten.

Es wurde schon angedeutet, daß der „Astbrecher" in konzentrierter Form den Geist umschreibt, aus dem der erste Entwurf für das Sebaldusgrab vom Jahre 1488 zu erklären ist. Die in der Wiener Akademie verwahrte Federzeichnung des Projektes zeigt ein Gehäuse mit rechteckigem Grundriß; acht Pfeiler mit den vorgesetzten Apostelfiguren tragen einen dreiteiligen gotischen Turmbau, der ganz in Fialen aufgelöst, wie ein spätgotisches Sakramentshaus, zu nahezu 17 m Höhe sich erheben sollte. Der Vergleich mit Sakramentshäusern liegt um so näher, als in dem erwähnten Lorenzer Sakramentshaus von Krafft verschiedene Motive, wie die gebogenen Fialen des zeitlich früheren Vischerentwurfes wiederkehren; daneben könnte der Gedanke des spätgotischen Kapellenreliquiars Anlaß für diese Form eines Schutzgehäuses um den silbernen Schrein des hl. Sebald, des Patrones der Stadt, gegeben haben. Die Ausführung des Entwurfes scheint zunächst an den Kosten gescheitert zu sein. Die Figuren der Wiener Zeichnung sind von den Aposteln des Magdeburger Hochgrabes durch elegantere Proportionen verschieden, in den Einzelheiten aber ist es die gleiche krause Stilgebung, die auch in den Entwürfen für die Sockelreliefs der Zeichnung — auch sie können an Adam Krafft erinnern — die bewegte Führung der Umrisse aufweist, die in der erwähnten Gedenktafel für Thilo von Trotha verwirklicht wurde. Zusammenfassend kann über alle die vorgenannten Werke Vischers etwa ausgesagt werden, daß das einzige, was sie von dem gemeinsamen Gepräge der Nürnberger Kunst vor 1500 unterscheidet, vielleicht in einer grundsätzlichen Neigung zur Vereinfachung der Oberflächenform besteht, wobei allerdings die Voraussetzungen, die der Metallguß plastischer Werke bedingte und die Peter Vischer von Anbeginn klarer erkannte als sein Vater, zu berücksichtigen sind.

Dieser richtige und — im Sinne der Spätgotik — neue Blick für die besonderen optischen Wirkungsmöglichkeiten der Metallfläche hebt die um 1499 entstandene Grabplatte für den Domherrn Bernhard Lubranski im Dom zu Posen entscheidend von den älteren Werken ab; es ist das erste vollendete Metallrelief, das aus den Händen Peter Vischers hervorging.

Waren die älteren Reliefs oder Gravierungen mehr oder weniger stark vom bewegten Umriß her gesehen, der sich seinerseits scharf bestimmend vom Grunde abhob und die Binnenbewegung der Einzelzeichnung umspannte, so beobachtet man in der Lubranski-Platte zuerst eine Entwicklung der Gestalten von innen heraus. Die Form entspringt gleichsam in dem lebensvollen Ausdruck des Hauptes und der Hände, um von da gegen die Umrisse der ruhig niedergleitenden Gewandstücke abzuklingen zur Raumtiefe des Grundes, den der reiche Baldachindekor

mit seinen Wappenhaltern umrahmt. Die leichte Wendung der Figur nach rechts gibt ihr den Anblick freier Beweglichkeit, die Vermeidung scharfkantiger Linien malerische Weichheit. In einer Reihe verwandter Werke, wie der Grabplatte der Sophie von Torgau (1504 geliefert) und vor allem der feinsten der Vischerschen Gravierarbeiten, dem Brustbild des Kanonikus Johann von Heringen im Dom zu Erfurt († 1505), steigert sich das Persönliche dieses Porträtstils. Das Großzügige der Handschrift in den wie skizzenhaft hingeworfenen Linien der Heringen-Platte erinnert an Dürers Form in den Blättern der Großen Passion; das „kalligraphisch" ältere Schema des vornehmlich Typischen, wie in der Gorka-Platte, weicht einer alle Feinheiten der malerischen Oberfläche auswertenden Impression. Wesentlich ist dabei, wie das einmalig Zufällige nicht zu überraschendem Ausdruck, sondern zu körperhafter Deutlichkeit wird und damit zum monumentalen Wirklichen: dem Blickziel aller folgenden Werke Vischers.

Unter den freiplastischen Arbeiten verkörpert die Statuette des hl. Christoph (Sammlung Delmar-Budapest) zuerst diesen neuen Stil. Sie ist durch die Jahrzahl 1497 in Zeitnähe zu der Lubranski-Platte gerückt. Damals, kurz vor 1500, muß sich in Vischer der Entscheid zur Abklärung durchgerungen haben — in den gleichen Jahren, innerhalb der bei Albrecht Dürer eine ähnliche, wenn auch nicht so scharf umrissene, weil viel subtiler sich vollziehende, Stilwende erscheint.

Noch ist das prachtvolle Haupt des Christophorus unverkennbar Vischerscher Prägung im Sinne des Gotischen — bis auf die Monumentalität, die im Christophorus und den Apostelköpfen des Sebaldusgrabes eines Sinnes ist. Neu ist auch im Grunde nicht die Auswägung der Stellung, die eine Verteilung von Lasten und Tragen mehr optisch als tektonisch — d. h. noch nicht mit anatomischer Genauigkeit gibt. Neu ist aber der großzügige Faltenstil, der mit seinen einfachen großen Linien ähnlich die Überschaubarkeit der Gesamtbewegung ausprägt, wie das in den oben genannten Grabplatten der Zeit von 1499—1505 geschieht.

1507 wird der Plan des Gehäuses um das Sebaldusgrab von den Pflegern der Sebalduskirche — vor allem von Anton Tucher und Lazarus Holzschuher — erneut aufgenommen; die Zahlungen, die von 1507—1512 an Peter Vischer geleistet werden, beweisen, daß man ernstlich mit der Durchführung des Werkes vorwärts kommen wollte. Es ist anzunehmen, daß man dabei zunächst an der alten Werkzeichnung von 1488 mit der hohen Bekrönung, der am fertigen Werk die Pfeiler mit den Apostelfiguren der Idee nach entsprechen, festhielt. Die Inschriften an den beiden Schmalseiten des Sockels mit den Jahrzahlen 1508 und 1509 und dem Namen des Meisters bezeichnen seine Tätigkeit, und zwar dürften damit die beiden Nischenfiguren, das Selbstporträt Vischers und die Statue des heiligen Sebald, gemeint sein, da es ja keinen Sinn gehabt hätte, den Sockel als solchen zweimal und in verschiedenen Jahren zu signieren.

Selbstporträt und Sebaldusfigur verkörpern den Gegensatz zweier Welten: hier der Meister inmitten der Wirklichkeit seiner Zeit, dort der Mythos des heiligen

Pilgers und einstigen Begründers der ersten Gemeinschaft auf Nürnberger Boden gemäß der Legende. Im Selbstporträt der Inbegriff einer persönlichen Aussage, die die hohe Volkstümlichkeit des Werkes verstehen läßt; in keinem zweiten deutschen Werk ist die Überlieferung vom Sein und Wollen eines Werkmeisters gotischer Zeit so nahe und lebendig als leibhafte Gestalt. In der Figur des hl. Sebald der unstete Wanderer, der endlich sein Ziel gefunden hat, herrlich ausgedrückt in dem Seherblick des Hauptes und der schreitenden Bewegung. Mächtig unterstreichen die großen Linien des Mantels, die Flächen des Leibrockes die Größe der Form, die weit über ihre bescheidenen Dimensionen von etwa einem Drittel der Lebensgröße hinauswächst. Der feierliche Ernst im Antlitz ist dem Christophorus-Haupt nächst verwandt.

Die Apostelfiguren des Gehäuses entfalten diesen Stil ins Weite. Auch ihnen ist grundsätzlich eigentümlich, daß sie als überlebensgroße Standbilder empfunden werden unbeschadet ihrer wirklichen Dimensionen. Als Grundtypen christlichen Lebens, wie sie so gerade die Zeit an der Schwelle zur Reformation erlebte in Deutschland — bei Dürer und bei Grünewald begegnen verwandte Züge seherischer Ergriffenheit —, sind die Figuren bestimmt durch die ruhige Macht der sie umhüllenden Gewänder. Aller Bewegungsausdruck der Gebärden klingt in den Faltenbahnen der Oberflächen aus, den leicht gerafften oder heftig emporgerissenen Querzügen der Mantelpartien, dem Verebben der Säume am Boden, dem großen Linienspiel der Umrisse. Die „Gewandfigur der nordischen Kathedralportale" seit den Anfängen gotischer Zeit erlebt noch einmal ihre Auferstehung — im Geiste einer anderen Zeit.

Vor den Aposteln des Sebaldusgrabes mag sich verstehen lassen, warum Vischer „altfränkische" Figuren sammelte; die Monumentalität der Bamberger Plastik des frühen dreizehnten Jahrhunderts — Bamberg wird uns noch einmal im Werk des Sebaldusgrabes begegnen — wurde hier wieder erlebt als ideelle Grundlage einer Form. Man kann dieses Erleben vergangener Formwelt Renaissance, d. h. Wiedergeburt, nennen, aber es ist die Vergangenheit des eigenen Bodens, die den Künstler trägt. Wie Jahrhunderte später in der Zeit der deutschen Romantiker erwächst aus dem Erlebnis großer geschichtlicher Tat eigene Größe — ein Idealstil voller Ergriffenheit vom Wesenhaften menschlicher Schicksale: tatbewußt im Ausdruck des Petrus, von hingebender Tragik umflort im Haupt des Bartholomäus.

Was über die Apostelfiguren hinaus von der Hand des älteren Peter Vischer am Sebaldusgrab noch stammen könnte, ist völlig umstritten. Am ehesten wäre an die Eckfiguren des Sockels (Simson, Herakles und zwei weitere unsicherer Deutung) zu denken.

Um 1512 scheint Peter Vischer seine Tätigkeit am Sebaldusgrab zurückgestellt zu haben, das Eingreifen des Rates im Jahre 1514, durch das die Söhne an dem Werk beteiligt werden, ist nur so zu begreifen. Anscheinend hatte die Hoffnung

auf einen noch größeren Auftrag den Künstler dazu bestimmt: das große Gedächtnisgrabmal, das Kaiser Maximilian für die Innsbrucker Hofkirche plante.

Die Idee des Grabmals steht etwa auf einer Stufe mit der „Ehrenpforte" und dem „Triumphzug", die Dürer für Maximilian zu entwerfen hatte, eine phantastische Apotheose der Ahnen Maximilians, zusammengestellt aus humanistischem Allegorismus und historischer Begeisterung: vierzig „Ahnen" des Kaisers sollten die Tumba mit der Gestalt des Verstorbenen umgeben. Nur zwei der achtundzwanzig ausgeführten Figuren stammen von Vischer: Arthus und Theoderich, die als Urgestalten der nordischen Heldensage in diesen Kreis einbezogen sind.

Das Thema des gewappneten Ritters hatte Vischer zuerst in dem Henneberger Grabmal in Römhild beschäftigt; in dem Moritz der Ernst-Tumba in Magdeburg hatte er es wieder aufgenommen. Was damals (1495) in einer kleinen Figur als Problem freier Stellung im Raum zuerst angedeutet wurde, hat Vischer in den Rittern des Maximiliangrabes ganz verwirklicht — wohl nicht ohne Einfluß von Dürerschen Gestalten. Die 1513 vollendeten Ritter gehören ihrer geschichtlichen Bedeutung nach in die Reihe größter dekorativer Standbilder aus der Grenzzeit zwischen Mittelalter und neuem Weltgefühl: Bernt Notkes, des Lübeckers, geharnischter Georg in Kopenhagen (1489) steht im gleichen Ideenkreis. Schon wird die klirrende Pracht des Gepanzerten als Symbol heldenhafter Vergangenheit gesehen — eine Vorahnung barocker Pathetik liegt über der Erscheinung der Sagenkönige: des sieghaften Wächters, die in der Gestalt Arthus', des in sich versunkenen Recken, die in Theoderich erscheint. Was etwa Zeitvorstellung vom Geiste deutscher Ahnenwelt erträumte, ist in der Macht dieser Standbilder, in ihrer bis zum Äußersten gehenden Fülle ornamentaler Steigerung, verwirklicht. Wenn sie des Kaisers Gefallen nicht fanden — nicht Vischer, sondern Veit Stoß sollte die weiteren Standbilder entwerfen — so kann ein Grund darin liegen, daß ihnen so ganz das sentimental Gelehrsame fehlt, in dem nun einmal Maximilians Geist sich bewegte; Vischers monumentales Wirklichkeitsgefühl lebt in den Innsbrucker Rittern ebenso einmalig, wie rund ein Jahrzehnt später in der fernen Größe der vier Apostel Albrecht Dürers.

Das Werk am Sebaldusgrab erlebt seit 1514 seine Fortsetzung durch die Söhne des Meisters. Mit ihnen dringen südliche Motive ein — aus eigenen Wandererfahrungen und der inzwischen eingetretenen Welle lombardischer Invasionen begründet. Seit Dürers Venezianer Reise (1506/7) war ja der Austausch zwischen deutschen und italienischen Formmotiven Allgemeingut im oberdeutschen Kunstbetrieb geworden — insbesondere in Nürnberg.

Die beiden ältesten Söhne des Meisters: Hermann der Jüngere, und Peter der Jüngere, kannten Italien aus eigener Erfahrung; Hermann ist, nach Ausweis der von ihm erhaltenen Architekturskizze, 1515 in Siena und Rom gewesen, Peter muß zwischen 1508 und 1512 die Lombardei (Padua und Venedig?) kennengelernt

haben. Hermanns Anteil an der Vollendung des Sebaldusgrabes beschränkt sich auf die Bekrönung durch die kuppelartigen Baldachine, deren romanische Teilformen auf Bamberg hinweisen; von Peter dem Jüngeren stammen die Allegorien und Mythologien am Sockel, die spielenden Kinderfiguren, die Kandelaber und Leuchterweibchen, endlich drei der Sockelreliefs aus der Sebalduslegende. Ihm werden meistens die Prophetenfiguren in der Bekrönung des Gehäuses zugeschrieben, die stilistisch mit diesen Reliefs in Verbindung stehen — undenkbar wäre es nicht, in diesen Figuren eine letzte Folge des Stiles der Apostel und damit ein Spätwerk Peter Vischers des Aelteren zu sehen. 1519 war das Gehäuse vollendet, von Peter Vischer „mit seinen sunnen gemacht", wie die Inschriftplatte am Fuß des Sockels berichtet.

Die wiederholt erwähnte Volkstümlichkeit des Sebaldusgrabes hängt mit dem Spielwerk der Allegorien und Kinderfiguren Peters des Jüngeren eng zusammen — gemessen an der strengen Einheit des Entwurfes von 1488 sind nur dessen Reliefs eine wirkliche künstlerische Steigerung. Alles übrige ist Zugeständnis an die neue Zeit; an Stelle des Legendentones der Gotik, der den väterlichen Entwurf beherrschte, ist die Anekdotenstimmung der Humanistenkultur getreten — Peter der Jüngere pflegt seine Werke in gebrochenem Latein zu signieren.

Zunächst bedeutet der gewaltsame Abschluß des Gehäuses durch die Bekrönung in Kuppelform einen Ausweg, der sicher mehr dem Zwang der verfügbaren Mittel, als dem inneren Rhythmus des Werkes Rechnung trug. Hermann Vischer wird urkundlich als der Verantwortliche dieser Lösung genannt; es gibt einen Entwurf von ihm im Stile römischer Hochrenaissance, der dem Werk eine ganz neue monumentale Erscheinung gegeben hätte, aber alles schon Vorhandene wäre dann überflüssig geworden. Skizzen Hermanns aus der Zeit um 1516 weisen darauf hin, daß er sich damals eingehend mit dem Bamberger Peterschor beschäftigte; von Baldachinen der Bamberger Plastik des XIII. Jahrhunderts holte er nun die Motive, welche die Kuppeln zusammensetzen: ein in der Zeit nicht seltener Rückgriff auf deutsche Romanik.

Peter der Jüngere bereichert am Sebaldusgrab den einfachen Rhythmus im Aufbau durch Einschaltung der acht großen Kandelaber zwischen die gotischen Pfosten des ersten Entwurfes. Dazu kommen zwölf Kandelabersäulchen für die Apostelkonsolen und vier an den Ecken, auf denen die Leuchterweibchen ruhen. Die Sockel dieser Kandelaber tragen Reliefs aus der antiken Mythologie (Jupiter, Skylla, Neptun u. a.), an der Mitte der vier Sockelseiten sind die Gruppen der vier christlichen Kardinaltugenden (Tapferkeit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Klugheit) eingeordnet, alle Zwischenkanten vom Sockel bis zur Bekrönung sind mit spielenden Kinderfigürchen besetzt. So ist das ganze ursprünglich schlichte Gerüst mit figürlichem Dekor überflattert; die Prägung dieser Zierwerke entspricht überall dem Formenvorrat der italienischen Frührenaissance.

Inmitten dieser kleinformigen Gestaltenfülle werden die vier Reliefs der Tumba sichtbar. Sie sind so komponiert, daß die große Linie ihrer Figuren gleichsam als Hauptakkord die Vielstimmigkeit der Zieraten übertönt. Die — schon im ersten Entwurf an dieser Stelle vorgesehenen — Legendenszenen, so das Brotwunder des hl. Sebald, seine Heilung des blinden Wirtes, sind mit ganz wenig Figuren in reinstem Relief geschildert; von ruhigem Grund erheben sich die klaren Bewegungsmotive, alles drückt unmittelbare Erzählungsstimmung aus, wie etwa ein gleichzeitiges Bild Altdorfers. Dabei sind die Formen aus der Raumtiefe gesehen, wie in den besten Werken der italienischen Renaissance. Es sind wohl die schönsten Schöpfungen deutscher Reliefplastik, die das frühe sechzehnte Jahrhundert aufzuweisen hat, und sicher das Beste, das die Söhne zu dem Werk des Vaters beigesteuert haben.

Von den jüngeren Söhnen des Meisters: Hans, Jakob und Paulus, scheint keiner wesentlich an der Vollendung des Sebaldusgehäuses beteiligt gewesen zu sein. Künstlerisch hervorgetreten ist unter ihnen nur Hans Vischer, und zwar erst nach 1530, nachdem er die Hütte des verstorbenen Vaters übernommen hatte. Die beiden älteren Brüder waren damals schon tot; Hermann d. J. ist 1517 durch einen Unglücksfall zugrunde gegangen, Peter d. J. starb 1528, ein Jahr vor dem Tod des Vaters.

Seit 1514 hatte sich also das Schicksal der Vischerschen Gießhütte so gestaltet, daß die entscheidende Ausprägung des Stilistischen nicht mehr in den Händen Peter Vischers des Älteren lag. Nicht die Idee der Monumentalgestalt seiner Apostel hat das Wort in der großen Zahl der Werke, die zwischen 1514 und 1540 aus der Hütte noch hervorgegangen sind: Grabdenkmäler, Taufbecken, Gitter und Kleinplastik. Schon seit etwa 1502 beobachtet man ein Schwanken; Anlehnungen an Dürer und Veit Stoß lassen sich in dem Grabrelief des Woiwoden Peter Kmita und des Humanisten Callimachus in Krakau, die vor 1510 entstanden sind, feststellen; in dem mächtigen Hochgrab des Kardinals Friedrich Kasimir im Krakauer Dom (1510) ist vielleicht in der gravierten Deckplatte noch einmal die Hand Peter Vischers des Älteren am Werk; das Sockelrelief mit der Szene der Verehrung des Verstorbenen vor der Madonna zeigt aber neue Züge impressionistischer Reliefauffassung, die am ehesten an die Formen der Reliefs des Fuggergitters erinnern. Das Hochgrab für Elisabeth und Hermann VIII. von Henneberg in Römhild (um 1512) mit dem Relief der Verstorbenen auf der Deckplatte und einer Reihe von Heiligenstatuen zwischen den Wappen der Tumba bedeutet eine Fortsetzung vieler Formmotive, die im Werk des älteren Meisters begegneten, aber die Stimmung ist anders. Wie weit alle die vorgenannten Schöpfungen Hermann dem Jüngeren zugewiesen werden dürfen, ist hier nicht zu entscheiden.

Gezeichnet sind von Peter dem Jüngeren eine Reihe von Denkmälern, unter denen die Grabplatten des Anton Kreß († 1513) in St. Lorenz zu Nürnberg und des Kurfürsten Friedrich des Weisen (1527) in Wittenberg seine künstlerische

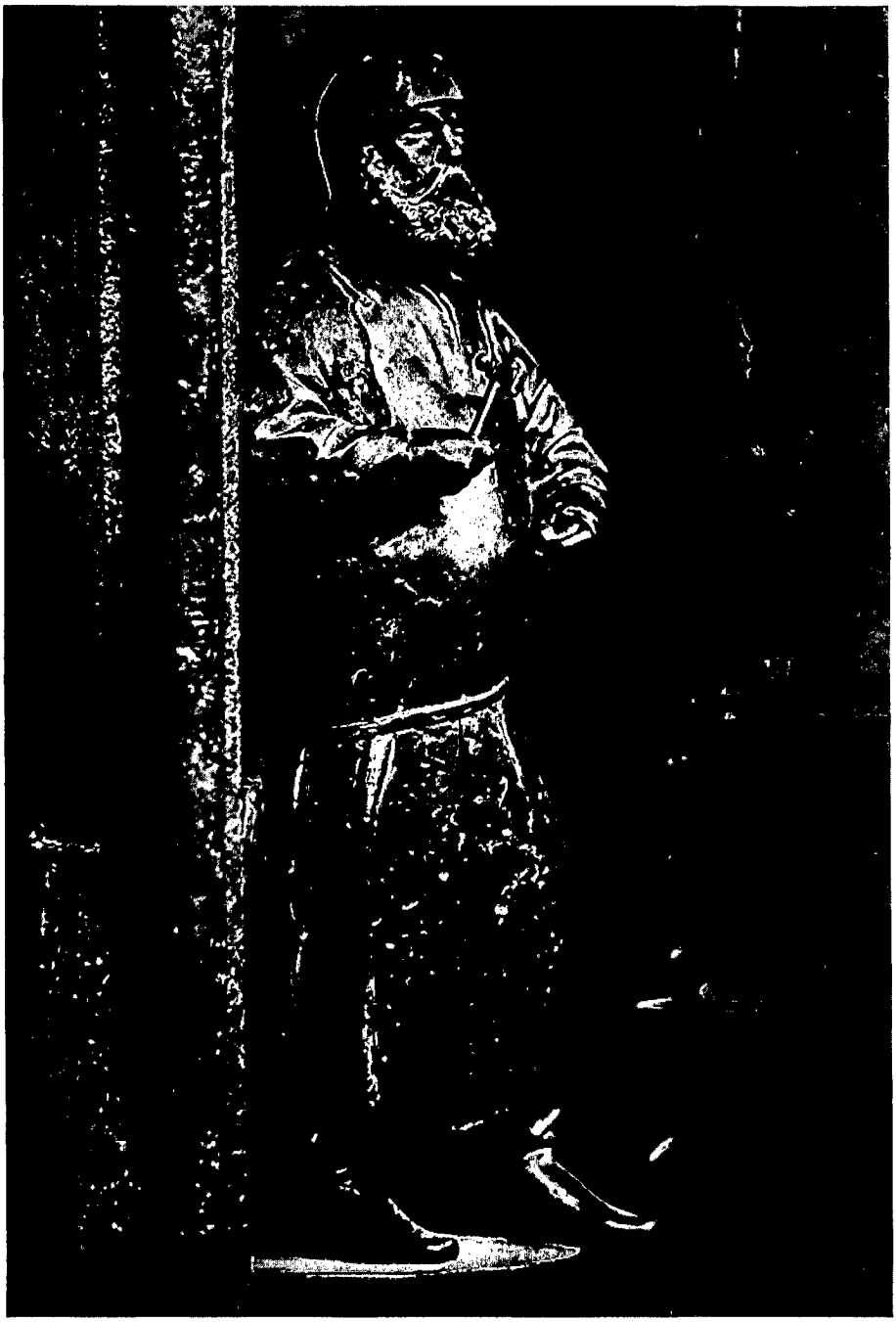
Handschrift am besten erkennbar machen. Klare Reliefform und Innerlichkeit der Stimmung, wie in den Reliefs des Sebaldusgrabes, kennzeichnen das Kreßepitaph; das Triumphbogenmotiv der Wittenberger Platte mit der machtvollen Figur des Kurfürsten verrät den Porträtgeist lombardischer Renaissance, aber mit dem ganzen herben Daseinswillen nordischer Charakterisierung durchtränkt. Es sind die letzten großen Zeugnisse des alten Geistes der Vischerhütte.

Denn inzwischen war die Rücksichtnahme auf den ästhetischen Ausdruck der optisch schönen Form — mehr und mehr um ihrer selbst willen — zur Herrschaft gekommen und damit die letzte Periode der Hütte angebrochen. Dahin gehören nicht bloß die wunderschönen Orpheus-Eurydike-Plaketten (1514 und 1519) von Peter dem Jüngeren, sondern vor allem die Reliefs für das ursprüngliche Fuggergitter und die Jünglingsakte von Hans Vischer.

Um 1512 hatten die Fugger in Augsburg für ihre Grabkapelle bei St. Anna ein monumentales Abschlußgitter bei Peter Vischer dem Älteren bestellt, das in den folgenden Jahren in der Hütte in Arbeit war, aber nach der Fertigstellung von den Fuggern nicht übernommen wurde, weshalb es die Erben nach dem Tod des Altmeisters an die Stadt Nürnberg verkauften. 1536 wird Hans Vischer beauftragt, das Werk fertigzustellen, seit 1540 befand es sich als Abschlußschranke im Nürnberger Rathaussaal; ein Kupferstich des achtzehnten Jahrhunderts zeigt die dreiteilige Anlage mit einer Ädikula über dem Mittelportal und zwei stichbogigen Giebeln über den Seitentüren. 1806 wurde die Anlage zerstört, zum Teil eingeschmolzen, andere Teile verkauft — sie befinden sich heute in Schloß Montrottier bei Annecy in Frankreich. Friese und Giebel waren ganz mit Reliefs gefüllt: kämpfende Kentauren, wilde Männer, ein Bacchantenzug und verwandte Szenen sind dargestellt. Das Formproblem ist die bewegte Aktfigur als malerisches Relief; blitzartig tauchen die ineinander verschlungenen Menschen- und Tierleiber aus dem Grund auf, das Spiel der Lichter und Schatten spiegelt alle Feinheiten der Metallflächen wider; die skizzenhaft kühnen Umrisse erinnern an das Linienspiel graphischer Phantasie, wie in Dürers Randzeichnungen zum Gebetbuch Kaiser Maximilians. Entwürfe Hermann Vischers (unter den schon genannten Blättern in Paris) mit ähnlichen Themen lassen darauf schließen, daß Hermann der Urheber dieser, als Relief formvollendetsten Arbeit der Werkhütte sein muß.

Seit 1530 hat Hans Vischer, der dritte der Söhne des Altmeisters, die Werkhütte noch fast zwanzig Jahre fortgeführt. Auch unter seiner Leitung sind noch verschiedene Grabdenkmäler gegossen worden, namentlich die große Tumba für die Kurfürsten Joachim und Johann Cicero im Berliner Dom (1530), ein Werk von großer technischer Vollendung, aber ohne persönliche Note; hinter der Eleganz der Formbeherrschung tritt der eigene Charakter, der die Werke des Vaters oder der älteren Brüder kennzeichnete, vollkommen zurück.

Was Hans Vischer zu dem Gesamtgepräge der Vischer-Hütte beizusteuern hatte, zeigen sein Apollobrunnen von 1532 und die Jünglingsstatuetten in Wien



Peter Vischer: Selbstbildnis des Künstlers
Bronzestatuette am Sebaldusgrab in der Sebalduskirche zu Nürnberg, 1508



Peter Vischer: Theoderich d. Gr.
Bronzestatue vom Grabmal Kaiser Maximilians I. in der Hofkirche zu Innsbruck, 1513

(Kunsthistor. Museum) und München (Nationalmuseum) — zu letzteren stammt die Zeichnung von Dürer. Die überschlanke Zier des bogenspannenden Jünglingsleibes des Apollo und der Tanzschritt des schreitenden Jünglings gehört zu den besten deutschen Phantasien von klassischer Körperschönheit, so wie sie der Süden begriff; bei Botticelli oder Mantegna wären die Vorstufen für diese wunschlose Schau der wohlklingenden Bewegungen zu suchen, die dem späten Erben einer überreich gewordenen Formenwelt eine neue Bildgestalt erahnen lassen. So berührt das Ende der Hütte — 1549 hat sie Hans Vischer verkauft und ist nach Eichstätt verzogen — fast wie ein Symbol. Die innere Kraft war erloschen; die Beruhigung im Anblick rein formaler Schönheit — im Schicksal der deutschen Kunst zu aller Zeit ein gefahrvoller Zustand — hat erst der nachfolgenden Generation der nordischen Spätrenaissance, den sogenannten Manieristen, nochmals einen Auftrieb gegeben. Hubert Gerhard, der Niederländer, hat mit dem Augsburger Augustusbrunnen und verwandten Werken diesen neuen Dekorationsstil vollendet, der zwischen dem rauschenden Temperament der Spätgotik und dem Pathos des Barocks eingebettet liegt.

Albrecht Dürer

1471—1528

Von

Emil Waldmann

Seit Jahrhunderten gilt Albrecht Dürer als die große Mittelfigur der deutschen Kunst. Sein Idealbild hat sich als unverdunkelbar erwiesen, auch in Zeiten, wo die persönliche Genialität eines Grünewald etwa mochte als größer empfunden werden. Dürer ist der reichste Mann im ganzen Umkreis der deutschen bildenden Kunst. Nicht nur durch die Vielseitigkeit seiner Begabungen und seines Wollens, sondern auch durch die Spannweite seiner geistigen und schöpferischen Kräfte, mit der er alle Gegensätze umfaßte und zu einer Einheit gestaltete, welche seine Zeit, die Halbjahrtausendwende, und welche Deutschlands besondere Lage im europäischen Kunstleben ihm in fast überwältigender Fülle in den Weg schleuderte. Ein Gotiker von leidenschaftlicher Gefühlskraft, der als Eroberer die Welt der Renaissance und des lateinischen Humanismus von allen Seiten her beraubte und diesen Raub dann umschmolz zu unverwechselbar deutschem, germanischem, nordischem Gewächs. Ein sinnenfroher und naturbegeisterter Anschauungsmensch, der zugleich in fast philosophischem Sinne um das Gesetz der Erscheinung kämpfte und dennoch, trotz dieser Problematik, seiner Kunst heimlich die wahre Monumentalität und eine Art von Weltbedeutung gab. In seiner Seele ein Anhänger von Luthers religiöser Ethik, der Mann, der in seinen Darstellungsreihen von der Passion Christi das Tiefste und Größte dieses welterschütternden Dramas gestaltete, der dem Abendland das gültige Idealbild Christi und die Ewigkeitsfiguren der wahren Christen schenkte und der doch, mitten in den Stürmen des Reformationszeitalters die innigsten, ergreifendsten und schönsten Marienfiguren schuf, zu denen die Christenheit betet. Dürer ist immer alles in einem und alles in allem. Eine Persönlichkeit, ebenso groß durch künstlerisches Genie wie durch sittlichen Charakter.

Die Familie des am 21. Mai 1471 in Nürnberg geborenen Albrecht Dürer stammte aus Ungarn. Sein Großvater, Anthoni, kam als Knabe aus dem Dorfe Aijtos, wo seine Sippe als Bauern und Handwerker saß, in das nahegelegene Städtchen Gyula bei Großwardein und wurde Goldschmied. Dessen ältester Sohn Albrecht, unsres Albrechts Vater, lernte gleichfalls das Goldschmiedehandwerk, war viel auf Reisen, in Deutschland und den Niederlanden, und setzte sich im Jahre 1455 in Nürnberg fest als Geselle des dortigen Goldschmieds Hieronymus Holper, dann, seit 1468 als selbständiger Meister, nachdem er seines Lehrherrn Tochter, die damals fünfzehnjährige Barbara, geheiratet hatte. Mit ihr

hatte er im Laufe von vierundzwanzig Jahren achtzehn Kinder. Das dritte Kind dieser langen Reihe war unser großer Albrecht Dürer.

Trotz der Herkunft der Familie aus dem siebenbürgischen Ungarn braucht man nicht anzunehmen, daß in seinen Adern neben dem deutschen auch ungarisches Blut floß. Der Vater sieht auf den Bildnissen, die sein Sohn von ihm malte, nicht so aus und er selbst auch nicht. Wesen und Charakter des Mannes, wie wir sie aus seinen Werken und Worten kennen, waren so durchaus deutsch, daß man annehmen muß, das Geschlecht sei ursprünglich aus Deutschland nach Ungarn ausgewandert und habe dort in der teilweise fremden Umgebung sein Deutschtum bewußt hochgehalten und dadurch um so reiner bewahrt.

Der junge Albrecht sollte nach dem Wunsche seiner von ihm sehr verehrten und geliebten Eltern Nachfolger des väterlichen Handwerks werden. Der Vater war tüchtig und angesehen in seinem Fach; er hat einmal für Kaiser Friedrich ein Trinkgefäß in Auftrag bekommen. Nach einigen Jahren der Lehre bei diesem Vater aber stellte sich der Wunsch bei dem Knaben ein, Maler zu werden, und trotz der Enttäuschung über die verlorene Zeit gab der Vater ihn dann in die Lehre zu Michael Wohlgemut, dem Haupt der Nürnberger Malerschule. Am 30. November 1486 trat Albrecht Dürer dort ein. Als er die sehr harte Lehrzeit dann im Frühjahr 1490 beendet hatte, ging er, wie damals üblich war, auf die Wanderschaft. Zunächst wollte er zu Martin Schongauer nach Kolmar, den aber traf er nicht mehr lebend an. Dann war er im Elsaß, in Straßburg, vielleicht auch in Freiburg, die längste Zeit aber wohl in Basel. Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich vornehmlich als Zeichner für Buchillustration. Zeichnen für den Holzschnitt und das Holzschneiden selbst hatte er in Wohlgemuts Betrieb gründlich gelernt, und diese Tätigkeit war damals, bei dem allgemeinen Aufschwung des Buchwesens, die vergleichsweise aussichtsreichste für einen jungen Künstler, und in Straßburg und Basel saßen die hervorragendsten Drucker und Verleger. Die Illustrationen für den Basler „Terenz", für den Roman des „Ritter von Thurn" und für Sebastian Brants „Narrenschiff" darf man wohl mit einiger Sicherheit als Arbeiten des jungen Dürer ansehen. Bilder von ihm aus den Wanderjahren aber sind nicht bekannt, außer einem Selbstbildnis aus dem Jahre 1493, wo er sich dargestellt hat mit einem Zweig „Männertreu" in der Hand, entstanden vielleicht im Zusammenhange mit einer uns nicht bekannten Liebesgeschichte.

Im Mai des nächsten Jahres kehrte Dürer nach Nürnberg zurück, auf Geheiß seines Vaters, der ihn zu verheiraten wünschte. Agnes Frey hieß die Braut, Tochter eines angesehenen Mechanikers und Musikers, mit Ratsfamilien verwandt und im Besitz der damals nicht unansehnlichen Mitgift von zweihundert Dukaten. Die Ehe war nicht sehr glücklich, bestenfalls gleichgültig, und blieb kinderlos. Eben verheiratet, machte sich der dreiundzwanzigjährige Ehemann abermals auf die Wanderschaft, ohne seine Frau mitzunehmen. Er ging über die Alpen, über die Brennerstraße und die Gardasee-Gegend nach Venedig und blieb

eine Reihe von Monaten aus, bis ins Jahr 1495 hinein. Seine künstlerische Ausbildung erschien ihm noch nicht als abgeschlossen. Italien, der neue Stil, die Renaissance, von der er in Basel einiges mochte gesehen haben, beschäftigte ihn so sehr, daß es mit dem Kopieren von Mantegna-Stichen allein nicht getan war, sondern er dies Neue an Ort und Stelle sehen und lateinische Luft atmen mußte. Dort in Venedig ging er offenen Auges umher, streifte auch wohl weiter und war am Ende auch in Lionardos Mailand und studierte fleißig. Von einem grundlegenden Stilwandel aber spürt man einstweilen noch nicht viel, und das Schönste, das er von dieser Reise mitbrachte, sind seine herrlichen in Südtirol gemachten Landschaftsaquarelle, die ersten bedeutenden Landschaftsbilder der deutschen Kunst überhaupt, die aber wohl niemand zu sehen bekam, sondern in den Skizzenmappen liegenblieben, zu gelegentlicher Verwendung für Hintergründe auf Stich oder Gemälde. Italienischer Kunst trat er damals nur bescheiden kopierend nahe und in zögernd theoretischem Gespräch. Er lernte damals den später auch in Deutschland tätigen Jacopo de Barbari kennen, Jacob Walch (der Wälsche) genannt, Maler, Zeichner und Kupferstecher aus der Vivarini-Schule, einen Mann dritten Ranges, aber für den jungen Deutschen dadurch fesselnd, daß dieser Künstler über die neue Kunst, die Renaissance-Kunst, zu reden verstand. Ahnungen von Gesetzmäßigkeit im Sinne des Antikischen scheinen Dürer im Verkehr mit Barbari zum ersten Male aufgegangen zu sein, vielleicht ein Abglanz der auch wissenschaftlichen Weisheiten des großen Lionardo, der gerade im Jahre vorher in Venedig gewesen war. Vielleicht verstand Dürer auf dem Umwege über antikische Theorie nun besser, was es mit der großen neuen Kunst Mantegnas da im nahen Padua auf sich hatte. Seit damals ließ die Sehnsucht nach Kunstlehre und Gesetz, nach dem Wissen um Perspektive und Proportion, nach „Harmonie" und Vitruv Dürer nicht mehr los. Auf diese Liebe seiner Jugend ist er bis ans Ende seiner Tage immer wieder zurückgekommen, und Kampf um die Entwicklung seines persönlichen Stiles, einen Augenblick lang einmal nur auf das Formale dieses Stiles hin angesehen, ist seit diesem Augenblick das Bestreben, das Beste und Lebendigste der eigenen, der nordischen Überlieferung zu verschmelzen mit der aus dem Süden kommenden neuen, klaren Formensprache des Klassischen, in viel mächtigerer, zugleich aber auch viel innerlicherer Weise, als es der auf der Brücke zwischen Nord und Süd auf jener Brennerstraße stehende Tiroler Michael Pacher vermocht hatte.

Sind nun seine ersten nach der Heimkehr im Frühsommer 1495 entstandenen Malereien, der Altar für Wittenberg und das Bildnis des Auftraggebers, Kurfürsten Friedrichs des Weisen, auch noch reichlich fremdartig eingehüllt in paduanische Luft und mailändische Atmosphäre, so besinnt sich Dürer doch sofort wieder auf sein Deutschtum, als er, der Graphiker und Illustrator, einen Gegenstand von Weltbedeutung, die Illustration zur „Apokalypse", in die Hand nahm. Wohlgemuts Werkstatt, in der er nach der Rückkehr aus Italien zunächst noch arbeitete,

hatte er im Jahre 1497 verlassen und sich auch äußerlich ganz selbständig gemacht. Die Blätter zur „Apokalypse" gab er im Selbstverlag heraus. Und mit dem Erscheinen dieses Werkes begann sein Ruhm. Es kamen viele Aufträge an ihn, Altarmalereien und Bildnismalereien für die Familien Tucher, Jabach und Paumgärtner, dann eine Berufung zum Kurfürsten nach Wittenberg zur Ausmalung des Schlosses. Derweilen aber legte er seine größten Gedanken immer wieder in der Graphik nieder, seine Phantasien und Träume, wie die vom „Meerwunder" und der „Fortuna", vertraute er dem Kupferstich an, dessen Ausdrucksfähigkeit er, auch im handwerklichen Sinne, weit über das von Schongauer Geleistete hinaus noch steigerte. Zugleich aber gab er sich mit wissenschaftlicher Gründlichkeit den Studien über Proportion und Perspektive hin und suchte nach der menschlichen Idealfigur. In seinem „Adam-und-Eva-Stich" vom Jahre 1504 glaubte er dies unter Dach gebracht zu haben, in demselben Jahre, wo er in den Holzschnitten des „Marienlebens" als ein scheinbar unbefangener Erzähler der gemütvollen Schilderung der Mariengeschichte sich an das Volk wandte. Dann ging er wieder nach Venedig. Die Renaissance, die „antikische Art", von der Jacopo de Barbari, der gleichzeitig in Wittenberg mit ihm arbeitete, offenbar dauernd redete, ließ ihm keine Ruhe.

Wie wir aus seinen Briefen an seinen Freund Pirckheimer wissen, ging es ihm gut bei diesem zweiten Aufenthalt im Süden. Er schuf für die Kapelle der deutschen Kaufmannschaft dort das Altarbild des „Rosenkranzfestes" und war auf einmal ein weltberühmter Mann; nicht nur die Deutschen dort bewunderten ihn wegen dieser Leistung, nicht nur der Doge und der Patriarch von Venedig, sondern auch der alte Giovanni Bellini, den Dürer mit Recht für den größten Künstler Venedigs hielt. Er mußte, neben Gelegenheitsarbeiten, auch viele Bildnisse malen und machte sich auch daran, die lebensgroßen Aktfiguren Adams und Evas zu schaffen, Idealfiguren „antikischer Art", die aber doch ganz deutsch geworden sind. So berühmt war er, daß der Rat in Venedig ihn mit dem ansehnlichen Gehalt von zweihundert Dukaten als Ratsmaler der Stadt anstellen wollte. Aber, so gern er in Venedig war, Dürer lehnte ab. Die Quellen seiner Kraft und seiner Kunst strömten in Deutschland, nicht in der Fremde.

Nach Hause zurückgekehrt, im Jahre 1507, bekam er bald einen Monumentalauftrag von dem Frankfurter Kaufherrn Jakob Heller, ein großes Altarbild mit Mariens Himmelfahrt. Hier zeigte er seinen neuen großen Stil der Formenklarheit und der geläuterten Farbenharmonie. Aber das Bild ist verbrannt, und nur nach einer schlechten alten Kopie und nach wunderbar gefühlten Einzelstudien kann man sich vorstellen, wie bedeutend Dürers Ausdrucksgewalt geworden war. Das für den Nürnberger Rotschmied Landauer gemalte „Allerheiligenbild" und die Glasfenster für die gleiche Kapelle zeigen noch etwas von dieser Größe, deutlicher aber die ganz einfachen Holzschnitte der ganz volkstümlich gehaltenen „Kleinen Passion". In manchen dieser nur handgroßen Blätter ist Dürer so

monumental wie der beherrschendste Wandmaler. Sein graphisches Schaffen in jenen Jahren ist besonders reich und fruchtbar. Die seit dem Jahre 1498 liegengebliebene große Holzschnitt-Passion schloß er durch Hinzufügen einiger Blätter ab, das „Marienleben" gleichfalls, und zudem stach er noch eine Passion in Kupfer. Danebenher geht eine Reihe von herrlichen Einzelblättern in Stich und Holzschnitt, die er dann in den Jahren 1513 und 1514 durch die sogenannten Meisterstiche, „Hieronymus im Gehäus", „Melancholie" und „Ritter, Tod und Teufel", abschloß, Höchstleistungen, über die hinaus auch in technischer Hinsicht eine weitere Steigerung nicht mehr möglich war. Er wechselte die Hand und eroberte mit einer kleinen Reihe von Radierungen, wie dem „Einhorn" und der „Kanone", ein neues Ausdrucksmittel für seine unheimlich drängende Phantasie.

Derweilen hatte er in Kaiser Maximilian einen großen Auftraggeber gefunden und war Hofmaler in festem Gehalt geworden. An alle Kunstaufträge des Kaisers, an die Riesenholzschnitte der Triumphpforte und des Triumphwagens, hat er als Maßgebender neben anderen Künstlern jahrelang seine beste Kraft verschwendet, Unsterbliches aber auch in diesem Dienst geleistet: in den Randzeichnungen zum Gebetbuch des Kaisers. Jedoch im Dienst an der papiernen Ruhmfabrik des Kaisers war er doch ein wenig müde geworden, und die Gemälde jener Jahre, wie etwa die „Lucrezia", haben etwas Kaltes. Er brauchte eine Auffrischung seines ganzen inneren Menschen, und als er, nach Maximilians Tode, um sich vom neuen Kaiser Karl dem Fünften die Bestätigung seines Anstellungsverhältnisses zu verschaffen, in die Niederlande reiste, regte er, gemächlich überall verweilend, wo Kunst und Menschen und fremdes großes Leben ihn fesselten, seine Anschauung und seine Phantasie so gründlich an, daß fortan die inneren Quellen wieder frischer strömten und das Schöpferische seiner Kunst auf allen ihren Gebieten abermals einen mächtigen Aufschwung nahm. Außer menschlich sehr bedeutenden Bildnissen, außer einer neuen Passionsfolge sollte eine Reihe monumentaler Gemälde von den großen Gegenständen der Menschheit entstehen, eine Beweinung Christi zum Beispiel. Aber Krankheit hinderte ihn, alles Geplante auszuführen. Erhalten sind uns von diesen Werken des letzten großen Stiles nur die „Vier Apostel". Das große Bild der Verehrung der Madonna, das er, bald nach der niederländischen Reise im Winter 1521 auf 1522 in Riga für den dortigen Dom malte, ist nach kurzer Lebensdauer von den Bilderstürmern im Jahre 1524 öffentlich verbrannt worden. Und als er dann wieder in Nürnberg saß, nachdem er in Antwerpen, wie seinerzeit in Venedig, die ihm angebotene hochbezahlte Stellung des Ratsmalers ausgeschlagen hatte, um Deutscher bleiben zu können, ging er, bevor er die großen Dinge malte, zunächst an die Abfassung und Fertigstellung seiner kunsttheoretischen Schriften: über Proportion („Underweisung der Messung") und über Befestigungslehre und Artillerie. Darüber aber ward es zu spät. Seine Gesundheit, von Jugend auf immer nur zart, war erschöpft, eine während der niederländischen Reise aufgetretene



Ruhe auf der Flucht. Federzeichnung von Dürer, 1511. Berlin, Kupferstichkabinett

Erkrankung der Leber oder Milz erwies sich als unheilbar, und am 6. April des Jahres 1528 schlug dem Siebenundfünfzigjährigen der Tod den Pinsel aus der Hand, ehe er sein Letztes und Größtes hatte sagen können. Auf dem Johannisfriedhof in Nürnberg ward er begraben. Eine einfache Steinplatte liegt auf der Gruft, mit lateinischer Inschrift: „Was von Albrecht Dürer sterblich war, deckt

dieser Hügel." Darunter steht, schlicht und phrasenlos und weltbedeutend, sein Künstlermonogramm.

*

Dürers Wesensart enthielt jene seltsame Mischung von nüchterner Sachlichkeit und glühender Erregung, wie sie ganz reichen Naturen manchmal eigen ist. In ihm trafen sich Anlagen, die bei Künstlern nicht oft gefunden werden, eine anschaulich schöpferische und eine gedanklich forschende. Die Vielseitigkeit oder, wenn man will, die Zwiespältigkeit seiner Anlagen ist nicht zu leugnen. Dabei war er nicht eigentlich gelehrt, ja von Haus nicht einmal sonderlich gebildet, alles, was er wußte und woran er teilnehmen konnte, hat er sich selbst erarbeitet durch Bücher und Gespräch. Und dieser rastlose Wissensdurst und Lerntrieb, der bis ans Ende in ihm steckte, bildet einen Hauptzug seines ganzen Wesens.

Er muß ein guter Mensch gewesen sein. Die Liebe, mit der er von seinen Eltern spricht, und die Art, wie er sich gegen sie zeigt, ist aufrichtig. Wer ihn gekannt und ihm nahegestanden hat, mußte ihn schätzen und lieben. Die tüchtigsten Männer seiner Zeit haben ihn aufrichtig verehrt, und zwar Männer aus verschiedensten Kreisen und von der verschiedensten Gesinnung: Künstler und Fürsten, Kaufleute und Gelehrte, Humanisten und Reformatoren. Dergleichen geschieht nur jemand, der wirklich ein Charakter ist und bei dem man wahrer menschlicher Güte versichert sein kann. Er war ein aufrichtiger und treuer Freund, dabei kein lauer Ja-Sager, sondern ein Mann mit eigener, manchmal schroffer Überzeugung. Dürers selbsterworbene Bildung war so gediegen und so fruchtbar, daß er mit den klügsten und gelehrtesten Geistern seiner Zeit in voraussetzungslosem Verkehr stand und durchaus nicht immer nur den lernbegierigen aufmerksamen Zuhörer machte: einer seiner Freunde schrieb von ihm, allen täte es leid, wenn er mit dem Sprechen innehalte. Und wenn wir an Dürers Ausdrucksweise in seinen Briefen denken, an dieses klare, anschauliche, kräftige und wundervolle Deutsch, so verstehen wir, daß es schön war, ihm zuzuhören. Soviel er auch las, ein Büchermensch ist er, trotz seines Verkehrs mit den Humanisten, nicht geworden. Selbst in seinen nicht immer einfachen und in ewiger Wandlung begriffenen ästhetischen Auseinandersetzungen finden sich Sätze von einer Schlagkraft und Anschaulichkeit, die kein anderer hätte sagen können. Der leidenschaftlich erregte Ernst, mit dem es ihm immer ums Ganze ging, und dabei die praktische sinnliche Anschauungsweise gaben ihm das Gepräge einer „Natur" im Goetheschen Sinne, eines Menschen, der auf eigenem Boden steht.

In Dürers Herz flossen ein heißer und ein kalter Strom gleichzeitig durcheinander. Aus diesem Widerstreit, aus dieser Doppelbewegung seines Innern wächst seine Eigenart recht eigentlich hervor, dieses Zwiespältige seines Wesens war Ausdruck seiner innerlichen Natur, Ausdruck seines überquellenden Reichtums. Ein Gefühlsmensch von großer Leidenschaft begegnet sich in ein und



Albrecht Dürer: Selbſtbildnis, 1498
Madrid, Prado

derselben Seele mit einem rastlos neugierigen Forscher, ein Sinnenmensch von ungeheurer Stärke der Anschauung wird in einem fort beobachtet und überwacht von einem langsamen Theoretiker. Dieser Mensch, der kraft seines Wirklichkeitssinnes die Verschiedenheit der Dinge, die Abweichung vom Normalen so deutlich sah und so sehr empfand wie keiner vor ihm, ist doch immer heimgesucht von der Sehnsucht nach der Norm, nach dem Normalmenschen, den er zwar nicht kennt, aber an den er glaubt. Mitten in der herrlichsten Schöpferkraft der Anschauung und der begeisterten Sinnlichkeit des naiven Schaffens fühlt er leise mahnend doch immer wieder „das Gesetz", das Warum der Erscheinung und den Urgrund des Seins, des So-und-nicht-anders-Seins, und ganz unmerklich verstrickt ihn das dann in hemmende Grübelei, in gedankliches Sinnen, ja in zögernd bizarres Spintisieren. Wenn man glaubt, einem handfesten Realisten bei der Arbeit über die Schulter zu schauen, hebt er plötzlich den Kopf, und man sieht in das blasse vergrübelte Antlitz eines Mystikers und den rätselhaften Blick des Phantasten.

Daß er so vieles wollte und Dinge in sich vereinigte, die sonst nebeneinander herzugehen pflegen, liegt nun aber nicht nur an seiner eigenen inneren Anlage, sondern auch mit an der Zeit, in die hinein er geboren wurde und deren tiefsten Pulsschlag er in sich empfand. Er war ein echtes Genie der Übergangszeit, nicht ein Genie der Vollendung oder ein Genie der Neuerung, sondern ein wenig von beiden. Aber weil Dürer weder ausschließlich das eine noch ausschließlich das andere wollte, sondern aus dem menschlichen Tiefblick und der menschlichen Gerechtigkeit heraus teilhaben mußte an beidem, geht seine künstlerische Entwicklung nicht so in geraden Bahnen wie die seiner beiden großen Zeitgenossen. Grünewald war noch nicht Renaissancemensch, Holbein war nicht mehr Gotiker oder wollte es nicht mehr sein. Dürer aber konnte sich der Wahrheit der Zugehörigkeit zu beiden nicht entziehen.

*

Was Dürer von Haus aus als künstlerische Begabung mitbrachte und wodurch er sich von seinen Vorgängern und seinen Zeitgenossen unterscheidet, ist seine angeborene Feinfühligkeit für den Wert und die Bedeutung des Körperlichen. Die Menschengestalten der gotischen Kunst, die Geschöpfe Wohlgemuts und sogar Schongauers, haben, mit Dürer verglichen, wenig Fülle; sie haben wohl Linie und Bewegung, aber nicht genügend Knochen und Skelett, um wirklich für die Dauer lebensfähig zu sein. Dürer dagegen sagten die Dinge der Sichtbarkeit an der Figur mehr, bei ihm ist die Figur nicht nur etwas Runderes und Volleres und an sich Schwereres, sondern auch, als Natureindruck, etwas Energischeres. Man fühlt, dem Künstler, der sie gemacht hat, imponiert die Energie ihres Daseins in der Wirklichkeit, ihres Dastehens im Leben, die Wirksamkeit ihrer Schwere im Raum, und durch diese Stärke der Erscheinung und der Wirkung, dadurch, daß dieser Mensch die Menschen als etwas so Bedeutendes

in der Welt empfand, hat das Geschlecht, das er hervorzauberte, etwas so Energisches und Ausdrucksvolles bekommen.

Auch vor der Gestalt des Weibes macht sein Verlangen nach mächtigem und straffem Formeneindruck nicht halt. Seine Frauen sind selten rein weiblich und zart, selbst die Madonnen oft hart und schwer im Gewächs. Nur die Mädchenengel haben manchmal eine feine Lieblichkeit und, wie er selber gesagt haben würde, „Lindigkeit".

Er wollte starke Plastik um jeden Preis, weil er die Schönheit des Plastischen an sich, ganz gleich ob schön oder häßlich, mit einer ganz neuen Sinnlichkeit empfand, vielleicht bis zu einem gewissen Grade bewußt empfand. Hier lag eine Gefahr, die Gefahr des Sichverlierens an den Einzelfall, etwas wie eine Gefahr des Realismus. Aber die Leidenschaft, mit der er sich in alle die tausendfältigen Verschiedenheiten der plastischen Form verliebte, erfuhr eine Bändigung, die heiße Sinnlichkeit des Anschauungsmenschen ward in ein ruhigeres Bett gelenkt durch die Nachdenklichkeit des Theoretikers. So hatte der kalte Strom in seinem Blutgang auch sein Gutes.

Die größere Reizbarkeit und Empfindlichkeit seines Auges für die Form und ihren körperlichen Wert ging nun Hand in Hand mit einer andern ihm angeborenen Eigenschaft: dem lebendigen Sinn für das Stoffliche der Gegenstände. Aber auch diese Lust der sinnlichen Einfühlung und diese Freude am Reiz der Oberfläche hätte wohl eine Gefahr werden können, wenn sie beschränkt geblieben wäre auf das nur Oberflächliche der Dinge. Man kann auf diese Weise zu einem äußerlichen Abmaler werden, zu einem Hexenmeister der täuschenden Wirkung. Hiergegen war Dürer gefeit durch den heimlichen Naturforscher in seiner Seele. Wenn er mit Genuß stehengeblieben war vor einer Eiche und die harte Schönheit ihrer Rinde auswendig gelernt hatte, dann war er ja noch nicht zufrieden, sondern er wollte nun auch noch wissen, weshalb das alles so rissig und schroff aussah, und wollte ergründen, wie das gewachsen war, dieses Eichenholz. Und wenn er sich freute über die zarte Erscheinung eines Grasbüschels, vertiefte er sich, von der Form ausgehend und im Geiste die Form nachmodellierend, so gründlich in das Geheimnis, wie dies aus der Erde kommt, bis daß er sozusagen das Gras wachsen sah.

Daß Dürer nun mit seiner durch den stillen Forschertrieb verständnisvoll gezügelten Sinnlichkeit so unendlich viele neue Dinge in der Welt entdeckt, daß er sie ansieht, als hätte noch nie einer vor ihm sie angesehen, so frisch, mit so unverdorbenen Augen, daß er sie in Wirklichkeit erst geschaffen zu haben scheint, — dies hat natürlich einen tieferliegenden menschlichen Grund: sein starkes, ihm angeborenes Naturgefühl. Der junge Dürer sah Erscheinungen in der Natur, die einen ganz großen Landschaftsmaler erwarten lassen: die Landschaft, aufgebaut aus Licht, Luft und Farbe, in großer einheitlicher Gesamtstimmung. Seine Ansicht von Trient, so topographisch genau und doch so malerisch in ihrem Gewoge blauer und grüner Töne, mit farbiger Luftperspektive und den feinsten flimmernden Reizen



Antwerpen. Federzeichnung von Dürer, 1520. Wien, Albertina

der Beleuchtung über dem spiegelnden, dunstigen Wasser: alles dies ausgedrückt nur durch die räumliche Richtigkeit der Farbe — dies spricht von einem geradezu genialen Naturgefühl und von einem Sinn für die große Wirkung des Ganzen.

Solchem Landschaftsgefühl verdankt Dürer manche seiner großartigsten poetischen Schöpfungen. Die Phantasie seiner Seele ist keine gedankliche Phantasie, sondern Naturphantasie, verankert in einem Naturgefühl, in einem Erleben der Wirklichkeit. Dieses Naturgefühl, aus einem innigen Verhältnis zur großen und kleinen Natur herausgewachsen, konnte man damals, als Dürer jung war, nirgends lernen und niemand absehen und nachempfinden. Es ist Dürers geistiges und seelisches Eigentum.

Es ist kein Zufall, daß das erste große Werk, das der selbständiggewordene Dürer herausgab, die Folge der Apokalypsebilder war. Der Stoff, die Offenbarung Johannis, beunruhigte die damalige Menschheit. Man fürchtete, daß mit der Halbjahrtausendwende das Ende der Zeiten hereinbrechen würde, und die Angst der Zeit griff immer wieder begierig nach diesem Buche.

Dürer war mächtig erregt von der dichterischen Gewalt dieser Vorstellungen. Dieser Stoff bot ihm das, wonach seine glühende Seele verlangte: das große Pathos. Aber wenn auch der allgemeine Stimmungscharakter dieser Dichtung Dürers gesteigertem Empfindungsleben entsprach und an ihm sich seine Phantasie entzündete, die Apokalypsebilder sollten doch Illustrationen sein, und damit blieb

viel herbste Sprödigkeit für den Bildner zu überwinden: das Unplastische all der Vorstellungen und die vielen Ungeheuerlichkeiten. Aber Dürers Auffassung hält an Pathos gleichen Schritt mit der Auffassung des Dichters. Wenn wir von den berühmten Reitern lesen, sieht unsere moderne Phantasie Idealgestalten vor sich, mächtige Rosse, die über die Erde in großem Schwung dahinschweben und -donnern. Dürer empfindet dies einfacher und viel irdischer. Es sind keine himmlischen Streiter von engelhafter Art, die er zeichnet, sondern Gestalten, wie er sie im täglichen Leben gesehen haben mochte, nur in wenigen unbedeutenden Äußerlichkeiten phantastisch aufgeputzt. Aber gerade weil diese Tiere so stumpfsinnig dahintrotten, ohne Schwung und Herrlichkeit, wirkt diese Bewegung so unabwendbar und handgreiflich, dieses rohe, gleichmäßige Hereinbrechen von etwas Tierischem und Brutalem, vor dem die ganze Menschheit hilflos zusammenbricht und auseinanderstiebt. Gerade darum ist dieses Pathos so grausig.

Liest man die Apokalypse ganz unvoreingenommen, so erscheint der Gegenstand besonders spröde, weil in der Dichtung so viel von merkwürdigen Naturerscheinungen geredet wird, von Blitzen und Sternenfall und Finsternissen, weil die Stimmen, die da ertönen, durch ihre Urgewalt in der Dichtung sehr erschüttern. Ja ein gut Teil des poetischen Eindrucks beruht auf diesem Lärm, diesem Brüllen und Rauschen der göttlichen Stimme. Aber auch mit solchen Dingen ward Dürer fertig. Unter seiner fieberhaften Hand wird die tote Natur selber pathetisch, mitleidend an dem großen Weltgeschehen. Der Aufruhr der Elemente, der durch die Dichtung tobt, hat die Linie des Bildners ins Rollen gebracht und das Pathos auch der fühllosen toten Natur mitgeteilt.

Ein Mensch, der Dramen schildern und glaubhaft machen konnte, in denen es eigentlich keinen Helden gibt, nur namenlose Mächte miteinander ringen, mußte Unerhörtes schaffen, wenn er erst einmal wirklich dramatische Geschichten, in denen es auf das Handeln und Leiden einer tragischen Persönlichkeit ankommt, behandelte. Man kann nach der „Apokalypse" sagen, daß Dürer für die Darstellung der Passion Christi eigentlich geboren war. Denn hier war ein Stoff, der den damaligen Menschen in ihren Glaubensnöten und ihrem Bestreben das wahre, einfache, menschliche Heil brachte und wie die Erlösung, wie die Rettung aus dem apokalyptischen Unglück erscheinen mußte.

Als Dürer einmal nach dem Zweck und dem Sinn des Malens befragt wurde, antwortete er: „Durch Malen mag angezeigt werden das Leiden Christi." Von vornherein trat Dürer der Bibel, die damals allerdings noch nicht das allgemeine Hausbuch war, sondern solches erst durch Luther wurde, nicht als einfacher Illustrator gegenüber. Sondern er faßte auch der Bibel gegenüber seine Rolle selbständig auf, dichtete an dem Stoff, der ihn bewegte, auf seine Weise weiter. Keiner vor Dürer hat so tief in den dramatischen Kern der Christusgeschichte hineingeblickt. Daß es sich bei diesem Drama nicht nur um das Hinnehmen von Leiden handelt, sondern um eine Überwindung der eigenen Persönlichkeit, hat als erster



Der hl. Chriſtophorus. Holzſchnitt von Albrecht Dürer, 1511

Dürer herausgefühlt. Und weil er ſo den Ewigkeitszug in dieſem Stoffe entdeckte, wurde ſeine Kunſt ſo weltbedeutend, ſieht die heutige Menſchheit Chriſtus mit den Augen Dürers an.

Dürer hat die Empfindung dafür, daß in dieſer Tragödie nicht die Tatſache des Sterbens allein ausſchlaggebend iſt, ſondern die Art, wie der Held den Tod hinnimmt, und was es für ein Menſch iſt, der da ſtirbt. Dürers Chriſtus iſt auch im Tode majeſtätiſch. Sein Held kämpft, ſolange er noch einen Funken von Leben in ſich hat.

Es iſt ein Zeichen dramatiſchen Verſtändniſſes, die Stufenfolge der Empfindungen auf Nebenfiguren und Geſtalten zweiter Ordnung zu verteilen. Für den Dramatiker ließ ſich zum Beiſpiel aus der Gruppe der Jünger wenig machen, und weil es für ihn, wenn er anders zweite Charaktere geben wollte, darauf ankam, Figuren zu ſchaffen, die nicht ſo ſehr handelnd als vielmehr empfindend auftreten, wandte Dürer ſich mit immer ſtärkerem Nachdruck der Gruppe der Frauen

zu. Wie sie die Tragödie hinnehmen, wird für ihn Ausdrucksmittel, und so wächst unter seinen Händen Maria, die Mutter, zur zweiten Heldin empor. Die Sentimentalität, das bloß Mitleidheischende der früheren Auffassung macht bei Dürer dem innerlichen Mitfühlen, einem dramatischen Mitwirken Platz. In der „Grablegung" wird Maria fast zur Hauptfigur. Von der geschäftigen Hantierung um sie herum sieht und hört sie nichts, geistesabwesend sitzt sie am Boden, nicht ohnmächtig, aber von einer seelischen Lähmung ergriffen: ein unendlich großartiger Mensch, für den nun alles aus ist.

Als Dürer im Jahre 1510 die „Große Passion" durch Hinzufügen einiger noch fehlender Szenen abgeschlossen hatte, gab er gleich noch eine andere Folge in Holzschnitt heraus, die „Kleine Passion" in achtunddreißig Blättern, sehr umfangreich und reichhaltig in der Erfindung und Häufung der Einzelszenen; im Stil ganz einfach und schlicht, als ein Volksbuch gedacht. Das Titelblatt gibt den Ton an: der Heiland sitzt auf einem Stein, vornübergebeugt, das Haupt in die Hand gestützt, so daß man ihm kaum ins Gesicht sehen kann: der stille, demütige Dulder, ganz allein in der Welt. Diesen Ton hält Dürer fest durch das ganze Drama hindurch, und die Auffassung ist, bei aller lebendigen Schlagkraft der Erzählung, innerlicher geworden. Auch die Volksszenen und Episoden wirken jetzt edel. Dies alles ist natürlich nicht ausschließlich Frage der Auffassung, sondern auch Folge des reiferen Könnens und des größeren Stiles. Dürer kann freier mit der Komposition und der Menschenfigur umgehen. Aber ohne das Verlangen nach geistiger Auffassung wäre er ja nicht auf diese formalen Dinge gekommen, und wenn er gelegentlich, wie in der „Kreuzabnahme", das Antlitz Christi durch die vornüberfallenden Locken ganz verdeckt und es auch sonst einmal unsichtbar macht, durch Abwenden des Hauptes oder durch Verbinden der Augen, ohne daß darum der Ausdruck leidet, so heißt dies, daß er dieser seelischen Ausdrucksgewalt nun ganz sicher ist und daß die Gefahr des bloßen Formalismus ihn auch nicht im geringsten mehr berührte.

Ein Angelpunkt der ganzen Christustragödie war, wenn man das Drama geistig faßte, das Gebet am Ölberg; und in der „Großen Passion" hatte Dürer den Helden in innerlichem Kampfe dargestellt, Christus, der, sehr menschlich, den Kelch erst abwehrt. Jetzt aber begreift der Künstler den Helden in seiner stillen Dulderrolle tiefer. Christus kniet mit betend erhobenen Händen, man sieht ihm nicht ins Antlitz, sondern erhascht nur eben ein wenig von seinem Profil, nur die Augenpartie eigentlich. Aber an der ganzen, leise gekrümmten Haltung der Gestalt, an der die Gewandfalten herunterfallen wie rieselnde Schauer, fühlt man die innerliche Erschütterung und das demütige Sichunterwerfen. Die innerlichste und tiefste Fassung dieses Problems aber fand er im Jahre 1515, in der Eisenradierung. Ruhig betend, mit stillem Schmerzensausdruck und einer leise erstaunten Handbewegung, blickt der Heiland den Engel an. Von dem sieht man nur den Kopf, einen menschlichen Kopf mit traurigen Augen und schmerzlichem

Munde, viel elender als Christus selber. Über dem Ganzen liegt eine melancholische Stimmung, nächtlich, mit leisem Beben des Abendwindes in dem Schüttern des Baumes. Hier ist der Angelpunkt der Tragödie ganz innerlich gefaßt, rührend und mit unsagbarer Zartheit.

Die Harmonie, in der die „Kleine Holzschnittpassion" geschrieben ist, hat einen volksliedhaften Unterton, man spürt durch das Dramatische eine leise, süße Klage hindurch. Aus diesem Gefühl heraus mögen die verzögernden Szenen entstanden sein, die Dürer sonst so selten schildert. Es gibt in der ganzen Dürerschen Kunst wenig, was sich an Monumentalität mit dem Blatt vom „Christus als Gärtner" vergleichen ließe. In dem Beieinander der beiden Figuren, in dem großen ruhigen Aufbau und in dem Gleichgewicht zwischen Gruppe und Raum liegt eine Kraft, so groß wie die in den schönsten Wandbildern der Italiener. Aber erst die Empfindung des seelischen Ausdrucks, dieses so unaussprechlich und unausgesprochen Feine in dem Wechselspiel der innerlichen Beziehungen, hat jene Monumentalität möglich gemacht und erschaffen.

Dürer wußte, daß er in den Passionen, die mit der Kupferstichfolge im Jahre 1512 abgeschlossen vorlagen, einer neuen Christusidee zum Bilde verholfen hatte: Christus als tragischer Held und Überwinder, innerlich und äußerlich eine Idealgestalt. Es drängte ihn, diese neue Gestalt nun auch symbolisch der Menschheit vor Augen zu stellen, alles zusammenzufassen, was er in Christus empfand, und so schuf er in den nächsten Jahren eine Reihe von Einzelgestalten, den „Schmerzensmann" und das Antlitz Christi auf dem „Schweißtuch der Veronika". In diesem Kopf ist alles gesammelt, was in der Christusidee lebt, das Leiden und das Traurige, zugleich aber die Energie des Kämpfers und der Stolz des Siegers. Ausdrucksschwer droht die Stirn mit der Bewegung über den Brauen, und die Augen blicken fest und ganz aus der Tiefe. Hans Sebald Beham hat diesen Kopf, nach Dürers Tode, in dem großen, weltberühmten Holzschnitt des dornengekrönten Christus in die Welt gesandt. Wohl trägt dieses Blatt Dürers Monogramm zu Unrecht, als Fälschung. Aber wenn auch Sebald Beham den Holzschnitt zeichnete, ausführte und druckte, insofern hatte er recht mit der Anbringung des falschen Monogramms: Dürer ist der geistige Urheber dieses Kopfes, der seither als Inbegriff des abendländischen Christusideals gilt.

Man findet es oft im Leben, daß die schweren Naturen bessere Menschenkenner sind als die gewandten. So dürfen wir es als Glück bezeichnen, daß wenigstens eine kleine Anzahl bedeutender Persönlichkeiten von Dürer porträtiert worden ist. Dürers Menschen sind alle ein wenig wie, nach Cornelius' schönem Wort, Dürer selber war: „glühend und streng". Schon die Tucherbildnisse von 1499 zeigen diesen persönlichen Zug, noch stärker aber der „Oswald Krell". In diesem erregten Kopf glüht es, hinter dieser wilden Stirn drängt es, alles ist geistige und seelische Spannung. Diese Steigerung vermittelst des Hineindeutens gerade in die seltensten Möglichkeiten der Seele ist Dürersche Porträtisten-Monumentalität.

Die schönsten Bildnisse entstanden, wenn Dürer von fremder Kunst angeregt war. Mit seinem bohrenden und etwas mürrischen Blick erinnert der „Imhoff", dieser Unbekannte, in den Niederlanden gemalt, einerseits sehr an den „Oswald Krell" und bereitet anderseits auf die beiden berühmtesten Dürer-Charaktere vor, den „Holzschuher" und den „Muffel". Angesichts dieser beiden Menschen sind die zwei Naturen in Dürers Brust zu ihrem vollkommenen Recht gekommen: neben dem leidenschaftlichen, tiefbohrenden und höchst sanguinischen Feuerkopf des Holzschuher der bedächtige, skeptische und kühle Muffel mit den schmalen Lippen. Zwei Temperamente gegeneinander ausgespielt, jedes mit der ihm eigenen geistigen Luft umgeben. Dies ist Seelenkenntnis; und durch solchen Tiefblick gelang es Dürer dann auch, dem Schulmeisterkopf seines Freundes Melanchthon das Enge zu nehmen und nur das Große und Geniale zur Wirkung zu bringen, dieses Glühende und Milde, dieses Dämonische und Strenge. Selbst seinem vertrautesten Freunde Pirckheimer hat er in dem Stich von 1524 etwas Bedeutendes verliehen. Dürer war ernst geworden, das allzu Auffallende interessierte ihn nicht mehr so sehr, sondern auch aus dieser, aus Kleinem und Großem gemischten, so seltsamen Natur, stellt er nun das Wesentliche und Eindeutige hin. Ein schlechter Seelendeuter hätte aus diesem Kopf etwas Frappantes gemacht. Kleine Psychologen kritisieren und blenden, große gehorchen.

Man hat früher viel darüber gestritten, ob es nicht möglich sei, Dürer zu einem Parteigänger des Protestantismus zu machen. Seine große Zuneigung für Luther und die neue Lehre und die Unterschriften zu den „Vier Aposteln" sind in diesem Sinne mehrfach ausgedeutet worden. Aber man darf dabei nicht übersehen, daß die Madonnengestalten, die er geschaffen hat, dem religiösen Bedürfnis der Katholiken nicht weniger sagen, als sein Christus den Protestanten sagt. Wenn seine Auffassung der Madonna uns vielleicht etwas weniger kirchlich erscheint als die Madonnen der Italiener, so ist dies nicht Sache seines Protestantismus, sondern Sache seiner nordischen, seiner deutschen Empfindungsweise.

Das „Marienleben" ist immer und immer wieder als Dürers innigstes und gefühlstiefstes Werk gepriesen worden. Mit Unrecht. Wohl hat es sehr gemütvolle und rührende Züge, aber der Ton, in dem Dürer seine Geschichten erzählt, ist doch manchmal etwas äußerlich, von einer großen Innigkeit kann man angesichts des Überwucherns genrehafter Züge nicht gut reden.

Das Menschliche und Mütterliche im Wesen der Gottesmutter hat Dürer mehr bewegt als das Göttliche. Erst in dem irdischen Zusammensein mit ihrem Kinde enthüllt sie ihm ihr wahres Wesen. Die schönsten Madonnen, die wir von Dürer haben, sind, mit irdischen Augen angeschaut, ganz naiv, fast alltäglich. Das Idyllische, das im „Marienleben" den breitesten Raum einnimmt, macht dem Elegischen Platz, und Dürer hat den Typus der „traurigen Madonna" geschaffen. Das Schicksal des Christuskindes und seiner zukünftigen Passion war für ihn das Entscheidende in seiner Marienauffassung, auch hier hat er mit dem Tiefblick



Albrecht Dürer: Das Roſenkranzfeſt, 1506
Ausſchnitt: Maria krönt Kaiſer Maximilian I. mit dem Roſenkranz. Prag, Staatsgalerie



Albrecht Dürer: Geburt Christi
Kupferstich, 1504



Albrecht Dürer: Ritter, Tod und Teufel
Kupferstich, 1513



Albrecht Dürer: Die Drahtziehmühle
Aquarell 1494. Berlin, Kupferstich-Kabinett

des Dramatikers und dem Feingefühl des Herzenskenners das wahre Wesen dieser Gestalt erschaut und versinnbildlicht.

Es ist das Zeichen phantasiebegabter Menschen, daß sie immer etwas erleben, auch bei Anlässen, die den andern, den Nicht-Sonntagskindern, gar nichts Außerordentliches bedeuten würden. Solch ein Mensch war Dürer. Ihm fiel immer etwas ein. Er selbst hat einmal geäußert: „Ach, wie oft sehe ich große Kunst und gute Dinge im Schlafe, dergleichen mir wachend nicht vorkommen." Dies war für die Zeitgenossen an Dürers Kunst vielleicht das Allerwunderbarste, daß er es vermochte, den Gestalten seiner Traumgesichte und den Erlebnissen seiner Tagträume Wirklichkeit zu verleihen. Er träumt von irgendwelchen Gestalten, mächtigen Körpern, in wilder Bewegung durcheinandergewürfelt, blitzschnell auftauchend und wieder verlöschend — und das phantastische Blatt des „Verzweifelnden" entsteht, quälend in seinem Mischcharakter von Gedachtem und Gesehenem, ein Strudel von heißen und kalten Strömen. Er liest in einem antiken Schriftsteller mythologische Märchen, vom Raub der Amymone, deren Worte er vielleicht nur halb versteht, aber der musikalische Klang der Verse und Sätze zwingt ihn die Augen zu schließen und sich vorzustellen, wie das gewesen sein möge in Wirklichkeit — da an der adriatischen Küste; eigene Traumerinnerungen von Seeschlangenlegenden und Schiffermärchen schleichen sich in die Vorstellung hinein, und es entsteht das „Meerwunder", mag es sich nun ursprünglich um eine fränkische Sage gehandelt haben oder um eine antike Fabel.

Dieses von Dürer selbst so getaufte „Meerwunder" oder, wie man es im sechzehnten Jahrhundert auch nannte, der „Raub der Amymone", war für Dürer zunächst eine Aktfigur. Aber dieses formale Interesse war innerhalb der Rechnung des Schöpferischen gleichsam nur wie das Salzkorn, das in das Chaos einer Retorte geworfen wird und an das sich nun die unerwarteten Elemente ankristallisieren: ein gehörnter Greis mit einem Fischleib und riesigem Schildkrötenschild, badende Mädchen und ein verzweifelter orientalischer Herrscher erscheinen. Man weiß noch heute nicht genau, welche Geschichte Dürer dargestellt hat, aber dies alles besagt wenig vor dem Bildhaften dieser Erscheinung: es ist ein Frauenraub, eine Entführung eines Mädchens durch ein Meerungeheuer, poetisch weitergesponnen, ein Naturtraum und eine Vision, mit der Erinnerung an den Süden. Ein König wird unglücklich; über einer Landschaft an der Küste Griechenlands fliegt ein Glanz hoch; in klarer Heiterkeit fährt ein schönes Schiff in die Ferne hinaus — für das wehmütige Lächeln dieses aus der Wassertiefe geborenen Wunderwesens ist dies alles gleichgültig, kleinlich, kaum wie das Gekräusel der sanft plätschernden Welle vom Winde bewegt wird. Dies ist Inhalt und Vorstellung genug, man bedarf weiterer Klarheit nicht, das Menschliche und das Pathetische bleiben, und eindeutigere Gestalt kann kein Traum gewinnen.

Für das „Große Glück" zeichnete er einen Frauenakt nach dem Leben und benutzte eine Landschaftsstudie von seiner Wanderung in Tirol, von Klausen an

der Eisack. Dies waren seine Wirklichkeiten, dieser erschreckend gewaltige Frauenleib mit den riesigen, mächtig durchgearbeiteten Formen und diese feine, tief unten liegende Stadt mit Fluß und Tälern und Bergen. Aber das Ganze, wie es geworden ist, hat Traumgewalt.

Vielleicht fällt es auf, daß Dürer diesen Akt in die scharfe Profilstellung gebracht hat. Aber dies mag mit dem Charakter der Traumwahrheit zusammenhängen, den diese Vision ursprünglich hatte und den sie behalten mußte. Sie sollte vorüberwandeln wie ein Schattenbild, wie die Dinge, die wir im Schlafe sehen. Und es ist denkbar, daß auch mit aus diesem Grunde der „Ritter, Tod und Teufel" wieder in dieser altertümlichen Seitenansicht erscheint, als Traumbild, in Bewegung für die Ewigkeit. Man weiß genau, was Dürer gemeint hat: den christlichen Ritter, wie er furchtlos und unerschüttert durch eine grausige Schlucht reitet, sich vom Teufel und allem Höllengetier, ja vom grinsenden Tode selbst nicht anfechten läßt, und wie er auch die Herrlichkeiten der Welt nicht achtet, sondern seinen Weg geradeaus geht. Dies ist der einfache menschliche Kern dieser Gedankenphantasie, und man täte dem Inhalt dieses Blattes Unrecht, wollte man neugierig noch mehr wissen, etwa, ob Dürer eine bestimmte Literaturstelle habe erläutern wollen. Die Phantasie, die geistige Bilder schafft und ihnen sichtbare Gestalt verleiht, ist das wahrhaft Schöpferische.

Ob wir jemals genau erfahren werden, was für wissenschaftliche oder mystische Gedankengänge und Grübeleien Dürer zu seiner berühmten Traumgestalt der „Melancholie" angeregt haben? Das Blatt steht der Wissenschaft nahe, mathematische Dinge und Geräte liegen da umher, das magische Zahlenquadrat hängt an der Wand, und das Wort „Melencolia", das erscheint, bedeutete für die damaligen Menschen nicht dasselbe wie für uns, die wir dabei immer an Schwermut denken, sondern ebensosehr die Geistesverfassung ernster, zum geistigen Schaffen veranlagter Naturen; man könnte es etwa mit dem gleichfalls doppeldeutigen „Tiefsinn", dem „tiefen Sinnen", übersetzen. Diese geflügelte Frau, die mit Zirkel und Buch nichts mehr anzufangen weiß, während das Knäblein da neben ihr geschäftig in ein Täfelchen schreibt, die von den Schlüsseln zur Macht und von dem Reichtum keinen Gebrauch macht und der die Kugel entglitten ist, sitzt in tiefem Grübeln da inmitten ihrer reglosen wissenschaftlichen Instrumente, der Hund schläft, am Himmel blitzt ein Komet auf; das einzig Lebendige auf der Erde sind die Flamme in dem Tiegel und die wachen Augen der Frau. Dies kann nichts anderes bedeuten als die Tätigkeit des Geistes, der, dem Element des Feuers gleich, ewig wach ist und über die mechanischen Dinge herrscht, der wohl trübe und dumpf und tiefsinnig dabei werden kann, aber doch leuchtet wie ein Licht in der Nacht. Der menschliche Geist als Genius.

An die letzten Beziehungen und Gedankengänge kann man nicht rühren, sie sind und bleiben Traumwerk. Aber das Ganze ist klar: ein Sinnbild des menschlichen Geistes, zugleich das schönste Sinnbild der Dürerschen Phantasie.

Matthias Grünewald

1475/80—1528

Von

Willy Kurth

Keine Quelle lebendiger Erinnerung durchzieht sein irdisches Dasein. Und mit dem Tode vollends geraten beide in Vergessenheit: Werk und Name. Nur in dürftigen Zeugnissen erhält ihre Spur sich noch. Melanchthon wußte von dem Wert dieses Meisters. Des Beiworts „hochberühmt" beim Meister Mathis bedienten sich andere. Auch das eine Werk, das bis heute mit dem ganzen Umfang seiner Persönlichkeit sich deckt, findet Erwähnung: der Isenheimer Altar. Doch der Name seines Schöpfers ist schon 1597 selbst seinen Besitzern in Isenheim unbekannt gewesen und blieb es trotz des Ersuchens Rudolfs II., nach ihm zu forschen. Dreimal streckte dieser Kaiser vergebens seine Hand nach dem Besitz des größten Denkmals deutscher Malkunst aus. Jedenfalls hat sein Werk bei dem Ehrgeiz fürstlicher Sammler mehr Achtung genossen als im deutschen Bürgertum, das geschehen ließ, daß schon 1577 die Stuppacher Madonna aus ihrem Rahmen genommen war. Sein Name aber: Maler Mathis, erfuhr zu dieser Zeit die Ergänzung: Mathis von Aschaffenburg.

Da nahm der deutsche Maler-Biograph Joachim von Sandrart in der „Deutschen Akademie" (1675) sich seiner an. Als Schulbub sah er bei dem Enkelschüler des Meisters Mathis, Philipp Uffenbach, einen Klebeband mit Zeichnungen des Matthaeus von Aschaffenburg. Uffenbach hatte diese von seinem Lehrer Grimmer, dem Schüler des großen Malers, erworben. Der aber hatte die edlen Handrisse aus der Hand der Witwe empfangen. Hier mag sich der junge Sandrart, wir würden heute sagen: stilkritisch, geschult haben. Jedenfalls befähigte ihn die Kenntnis von der löblichen Qualität der Blätter, als Sachverständiger aufzutreten.

Nicht ohne Selbstgefälligkeit berichtete er, daß er in Rom, als er den Papst malte, einen fälschlich Dürer zugeschriebenen Johannes, der überaus andächtig die Hände zusammenschlug und das Haupt erhob, als ob er Christus am Kreuz anschaute, richtig als Grünewald bestimmt habe. Noch einmal durfte Sandrarts Kennerauge sich erweisen. Das sogenannte Kleine Kruzifix (heute in Privatbesitz), das er beim Herzog Wilhelm von Bayern sah, fügte er dem Werk ein. Der Herzog hat es sehr geliebt, ohne zu wissen, von wem es war, und ließ sogar von Raphael Sadeler einen Kupferstich danach anfertigen. Hier hätten wir so etwas wie ein erstes Denkmal, das dem Genius geweiht wurde. Als ein anderes könnte die Aufschrift „Matthaeus Grünewald Aleman fecit" betrachtet werden,

die Sandrart in Rom auf Geheiß des Papstes auf die Rückseite des ebengenannten Bildes setzen mußte.

Hier erscheint zum ersten Male der Name Grünewald. Allein unsere Erwartung, Näheres nun von Sandrart über das Leben Grünewalds zu erfahren, wird gröblich enttäuscht. Kein Wort, wo er geboren, keine Silbe über seinen künstlerischen Werdegang. Nicht einmal, daß dieser Mathis von Aschaffenburg Hofmaler zweier Kurfürsten von Mainz war, wurde Sandrart bekannt. Er klagte: dieser ausbündige Mann sei derart in Vergessenheit geraten, „daß ich nicht einen Menschen mehr bei Leben weiß, der von seinem Tun nur eine geringe Schrift oder mündliche Nachricht geben könnte". Wie kam er aber zu dem Namen Grünewald? Eine willkürliche Erfindung ist bei dem verehrungsvollen Bemühen Sandrarts nicht anzunehmen, eher dürfte eine Verwechslung mit Hans Baldung Grien vorliegen, den er Hans Grünwald nannte.

Dagegen erfahren wir vieles von Grünewalds Werken, von drei verlorengegangenen Altären im Dom zu Mainz, die 1631 im Dreißigjährigen Krieg von den Schweden fortgeführt wurden. Vergessenheit, Entheimatung — und wir sind vorbereitet, auch dies noch zu hören — Untergang des Schiffes mit den Bildern.

Dem Schicksal des Malwerkes — weiß doch selbst Sandrart nichts von dem Isenheimer Altar — galt sein Bemühen: „seine Würdigkeit an den Tag zu bringen, sonst würde das schöne Gedächtnis in wenig Jahren ganz völlig erlöschen." Das Finale dieses Satzes aber erhebt sich noch einmal zu einem düsteren Klang. Es handelt sich um den Menschen Grünewald: er habe ein eingezogenes, melancholisches Leben geführt und sei übel verheiratet gewesen. Den etwas reichlich allgemeinen Umriß dieser menschlichen Existenz hat selbst unsere Zeit nicht aufgehört, zu deuten und zu mißdeuten. Man legte dem Worte „melancholisch" unsere Auffassung unter und schloß aus den Bildern auf eine pathologische Natur.

Ein Blatt aus der Geschichte seines Ruhmes soll ein Jahrhundert später nicht unerwähnt bleiben. Wenn auch nicht von Goethe selbst, so ist doch die Anzeige über die Gemälde in Isenheim (1781), die sein Jugendgenosse Franz Lerse erscheinen ließ, voll jener Begeisterung, aus der Goethe wenige Jahre vorher seinen Gesang an die deutsche Baukunst in Straßburg angestimmt hatte. „Einer dieser selbstschöpferischen Großen Größter ist Dürer" heißt es vom Schöpfer des Isenheimer Altars, denn das Genialische, wenn auch im „schrankenlosen Schweifen", durchpulste die Sehnsucht jener Sturm-und-Drang-Zeit.

Wiederum ein Jahrhundert später. Die Stimme kam ebenfalls aus dem Elsaß, und nationale Gefühle wollten auch hier ihr Recht, denn das Elsaß war wieder deutsch geworden. Ein Kunsthistoriker sichtete das Feld (Woltmann, 1872), und der Isenheimer Altar wurde „ausgegraben". Jetzt hieß der Meister zum ersten Male wieder Grünewald. Durch H. A. Schmieds große Biographie (1904) aber ist die Teilnahme erst allgemein geworden. Auf dieser Grundlage hat

dann die Forschung des 20. Jahrhunderts oft allzu sorglos weitergebaut. Wie auch immer: ein großer deutscher Mensch von wahrhaft symbolischer Kraft wurde für das nationale Bewußtsein zurückerobert, das größte Malgenie der Deutschen und einer der bestrickendsten Seelenkünder erkannt. Die Flamme der Begeisterung für ihn drohte oft das eigene Haus anzuzünden. Aber er wurde wahrhaft durchlebt, denn die Kunst des Tages war ihm innerlichst verwandt. „Grünewald und wir" war die Losung.

Reflexe drangen bis in die Archivräume, und aus dem Staub der Akten stieg ein neuer Grünewald empor (Zülch, 1917). Es wurden gewonnen der neue Umriß einer mehr bürgerlichen Existenz, eine Vermehrung der Arbeitsstätten und Werkdaten. Allein für das, was wir zu wissen begehren, zu gestaltlos. Eine Lücke blieb: der junge Grünewald. In diese Lücke wurde ein wahrer Wust von Konstruktionen hineingestopft. Mögen die Manen des Künstlers Vergebung gewähren.

Tatsache ist: Mathis Gothart-Nithart war sein Name, Würzburg seine Geburtsstadt, Halle der Ort seines Todes. Mit dem neuen Namen hat sein Monogramm — ein verschlungenes MG mit abgetrenntem N — seine Auflösung gefunden. Obwohl nicht immer beide Namen gleichzeitig genannt werden, wird man doch Gothart als Vatersnamen den Vorzug geben und Nithart (Neidhart) als Beinamen, obwohl der Name in Würzburg häufiger vorkommt. Wenn nicht ererbt, so dürfte der Spitzname doch immerhin auf das Wesen eines Sonderlings hinweisen. Den Ort, Würzburg, nicht das Datum seiner Geburt erschlossen die Akten. Wie alt aber war der Meister des Isenheimer Altars, als er sein Hauptwerk schuf? Für die, die das Geburtsdatum bis auf 1455 zurückverlegen wollen, hätte Grünewald an der Schwelle des Greisenalters dieses Altarbild geschaffen. Das Verhältnis zu den anderen Arbeiten jedoch berechtigt zu dem Urteil: es steht in der Mitte des Lebenswerkes und sein Schöpfer in der Mitte des Lebens selber. Um 1475/80 wird das Datum der Geburt seinen rechten Platz haben. Was konnte dem Lehrling Würzburg geben: bestenfalls einen Werkstattbetrieb nürnbergischer Prägung. Mehr nicht. Die Frage nach dem Werden seiner künstlerischen Persönlichkeit bleibt somit offen. Es wird sich herausstellen, daß sein ganzes Wirken zwischen Würzburg und Mainz sich abspielte. Wenn Einflüsse Dürers bemerkt werden können, so ist dafür wohl mehr das Allgemeingut seiner Graphik als ein besonderes Verhältnis beider Künstler heranzuziehen. Mit der Kunst Hans Holbeins d. Ä. und besonders mit seinem bedeutendsten Werke, dem Dominikaner-Passionsaltar aus der Predigerkirche vom Jahre 1501 in Frankfurt, sind wir aber ganz in der Nähe eines verwandten Geistes. Unter der Farbenglut und Erfindungskraft dieser Passionen möchte man Grünewald erste wegweisende Erlebnisse sammeln sehen; wohl auch geneigt sein, ihn unter Umständen als Gesellen mit am Werke zu finden. Jedenfalls führt uns das erste Werk Grünewalds, das uns bekannt ist, der Altar in Lindenhardt (1503), zurück

zu dem Stil des Frankfurter Werkes von Holbein. Der Auftrag zu dem Lindenhardt-Altar kam über Aschaffenburg, und ein Jahr später wird er uns schon als Meister mit Gesellen in Seligenstadt bei Aschaffenburg genannt. Dort war er ansässig, die Akten nennen ihn über zwanzig Jahre hinüber in größeren Abständen, die auf längere Abwesenheit des Meisters hindeuten. Als Werkplatz für einen Altarmaler mag dieser wichtige Wallfahrtsort Seligenstadt mit seinem kirchlichen Leben und kirchlicher Kunstübung nicht unausgiebig gewesen sein. Nach Seligenstadt weisen uns aber auch die letzten Worte des Sterbenden, die dem adoptierten Sohn Andreas galten, den er dort als Tischlerlehrling zurückgelassen hatte, als er, ein Halbverbannter, 1526 den Mainkreis verlassen mußte.

Achtzehn Jahre lang war Grünewald Hofmaler am erzbischöflichen Hof in Mainz. Es fällt uns schwer, den „ausbündigen" Mann in der Rolle des „Dieners" zu sehen. Der Erzbischof Urich von Gemmingen war 1508 bis 1514 sein erster Herr. In diese Zeit aber muß der Isenheimer Altar fallen. Sein Herr hätte ihn also freigegeben für diese „Nebenarbeit", auf Jahre nach dem Elsaß beurlaubt? Wir erfahren, daß im Antoniterkloster Roßdorf, oberhalb Seligenstadts, zu dieser Zeit der Generalpräzeptor des Ordens der Antoniter residierte. Wenn er bei seinen Ordensgenossen in Isenheim die Anregung zum Auftrag gegeben hat, woher nahm er die Berechtigung und was mußte Grünewald inzwischen geschaffen haben? In seinem Nachlaß wurde ein Vertragsbrief gefunden mit einem Meister Mecheln aus Altkirch im Elsaß. Sind wir nicht auch hier in der Nähe des Isenheimer Altars? Sollte es der Vertrag über den Schrein oder die Holzplastik sein, die das Innere des Schreins besetzt hat? Sie wäre also dann bei seinem Weggang aus Isenheim, ja vielleicht bei seinem Tode noch nicht fertig gewesen?

Nach 1514 wurde er Hofmaler des Erzbischofs Albrecht von Brandenburg. Bei diesem großen Herrn muß sich die bürgerliche Lebenshaltung Grünewalds beträchtlich erhöht haben. Drei rote Hofkleider befinden sich in dem Nachlaß des seltsamen Künstlers. Dürer läßt uns von fern die Gestalt ahnen. Am 23. Oktober 1520 war Dürer Augenzeuge der Krönung Karls V. in Aachen. „Da hab ich gesehen all herrlich Köstlichkeit, dergleichen keiner, der bei uns lebt, köstlicher Ding gesehen hat." Dort schenkte er dem Mathis für die beträchtliche Summe von zwei Gulden Kunst. Erschien also hier unser Grünewald im Gefolge seines Herrn, des Kurfürsten von Mainz, in roten Hofkleidern im Festzug? Dann dürfte das reichliche Geschenk an den Hofmaler des Mannes, den auch Dürer „seinen gnädigsten Herrn in Mainz" nannte und dem er aus freien Stücken sein Porträt in Kupfer stach und schenkte, nicht ganz belanglos sein.

Albrecht genoß Leben, Kunst und auch Religion mit jener naiven Selbstsicherheit, die die ästhetische Lockerung durch den Humanismus deutlich werden läßt. Es wäre denkbar, daß Albrecht an Grünewalds Kunst mehr der Rausch der Farbe als das Abgründige des Ausdrucks fesselte. Stimmt jedenfalls dazu nicht sein

Spruch: domine, dilexi decorum domus tuae? Kannte er denn auch seinen Maler unter dem roten Hofkleid? Wenn je ein Schluß vom Werk auf den Menschen erlaubt ist, so bei der Ausdruckskunst Grünewalds, wo jede Form von persönlichstem Gehalt erfüllt ist. Wie vertrug sich sein Kreuzigungsmysterium mit der kindlichen Religiosität Albrechts, dessen Liebe dem Schmucke des Gotteshauses galt? Und doch könnte man aus den vorreformatorischen Freiheitsgefühlen der beiden wohl einen Zusammenklang heraushören. Die sittliche Wucht Luthers verfehlte ja nicht ihren Eindruck auf den Kirchenfürsten, der seine bevorzugte Residenz in Halle hielt. Aber der Bauernkrieg schreckte Albrecht davon ab, weitere Gedanken zu hegen. In Aschaffenburg, wohin er sich aus dem protestantisch gewordenen Halle zurückzog, mag er seinem Maler nähergekommen sein. Doch nur für kurze Zeit. Noch 1524/25 erhielt Grünewald größere Zahlungen aus der Mainzer Hofkasse. Dann kam der Bruch; er wurde 1526 als Hofmaler entlassen. Albrecht ging gegen die Neugläubigen vor. Sollte sich darunter auch sein Hofmaler befunden haben? Von einem Übertritt zum Protestantismus zu reden ist zum mindesten verfrüht. Es gab wohl Protestanten, aber noch keinen Protestantismus. Aus seinem Nachlaß fällt ein Licht auf diesen tragischen Abschluß. Neben den roten Hofkleidern werden auch genannt: „Die 12 Artikel des christlichen glaubens", „27 predig Luthers ingebunden" und in einem zugenagelten Lädchen: „Das neu testament ingebunden und sunst viel schartecken luterisch".

Auch die letzten beiden Jahre, die Grünewald nach seinem Abgang vom Hofe in Mainz durchlebte, entbehren des inneren Konfliktstoffes nicht. Als Wasserkunstbaumeister trat er in Frankfurt auf. Als solchen rief ihn die Stadt Halle, als solcher arbeitete er für Magdeburg. Sollten in den Tagen der Bilderstürmer auch für ihn Zweifel an seinem eigenen Werk entstanden sein? Leider hat er in Halle nicht viel ausgerichtet, wie die Urkunden vermerken, denn am 1. September 1528 wurde er beim Rat der Stadt als verstorben gemeldet. Den Nachbarn, die dem Fremdling in seiner letzten Stunde zur Seite standen, berichtete er von seinem Testament, das er vorsorglich bei seinem Fortgang von Frankfurt bei seinem Freund Hans von Saarbrücken verwahrt hatte. Dorthin ging auch sein Nachlaß. Er wurde vom Freunde in Truhen und Laden versiegelt für den Adoptivsohn Andreas in Seligenstadt, mit Zetteln versehen, die die Aufschrift trugen: Mathis Neithart Maler von Würtzburg. Später vergriff Hans von Saarbrücken sich an dem Gut des Mündels, um das Andreas prozessieren mußte.

Das ist, was zufällig durch einen traurigen Nachruhm und modernen Forschungseifer als Lebensrahmen des großen Meisters gelten darf. Dieser umschließt ein Leben von ungefähr fünfzig Jahren, von denen kaum fünfundzwanzig Jahre auf das uns bekanntgewordene Werk entfallen. Die geistige Persönlichkeit aber und die inneren Werte ihres Seins und Werdens entsteigen jenem Werk mit einer beispiellosen Entschiedenheit. Bei einem Mann, an dem Natur und Geist

Wunder getan (Sandrart), müssen wir allerdings unsere Vorstellung von Entwicklung nur sehr vorsichtig einschalten. Eher wäre es hier am Platze, von einem instinktsicheren Wachstum zu reden, das sich selbst, des heimlichen Reichtums unbewußt, entfaltet. Die Bewußtseinsmomente jedenfalls scheinen dieser Natur fremder als der Dürers gewesen zu sein. Alles mutet daher auf den ersten Blick völlig einmalig an; man glaubt, es noch nie gesehen zu haben. Eine Persönlichkeit, deren Werk an Inhalt und Gehalt, an Auffassung und Gestaltung, an Form und Farbe immer wie am ersten Tag erscheint, kann man die mit dem Schulbegriff des „letzten Gotikers" umschreiben? Sollte dieses ganz ursprüngliche Genie dazu bestimmt gewesen sein, die letzten Trauben einer überalterten Rebe zu keltern? Gewiß war er einer „neben der Zeit", ein überzeitlicher Unzeitgemäßer. Mit dem Mute seiner eigenen Meinung und dem Rechte, das mit ihm geboren ward, war er aber ganz ein Kind der Zeit, der Renaissance: Wiederwachsung nannte sie Dürer.

Grünewald war ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt, als der geschichtliche Blick ihn sichtet. In dem schon genannten Lindenhardt-Altar (1503) fanden wir ihn in der Gefolgschaft Holbeins d. Ä. Die Note ist anziehend; als Revolutionär aber tritt dieser ausbündige Mann uns keinesfalls entgegen. Wie unausgeglichen ist all das Überkommene! Bis man bemerkt, daß all dies Nichtgereifte doch auf einem eigenen Erlebnisgrund fußen muß, denn in irgendeiner Bewegung, einer Kopfwendung, dem Griff einer Hand zeigt sich eine Feinfühligkeit, die gänzlich abseits der Gepflogenheiten des ausgehenden 15. Jahrhunderts steht, dem seine Jugend und Lehre angehört hat. Das erregte Erfassen des Augenblicklichen ist es, was diese vierzehn, in zwei schmale Tafeln hineingedrängten Nothelfer uns näherbringt. Bei weitem kunstsicherer, fester auf dem Boden der Überlieferung und gänzlich im Stoffkreis des 15. Jahrhunderts befangen, tritt uns Grünewald in der Verspottung (München) entgegen. Alles derbe und recht laute Äußerungen, wie man sie gewohnt war und wie man sie bei diesem Thema liebte; laut auch die Farbe. Dramatische Massenszenerie war, wie auch später, nicht sein Fach. Monologe, Dialoge, das waren seine Hauptrollen. Mit diesen tritt er unerwartet in der Kreuzigung zu Basel vor uns hin. Hier stürmte seine Genialität seiner Zeit weit voraus. Wie ein Ausdruck überhitzten Temperaments, wie eine Wallung, aller Bindungen ledig, dringt die fiebernde Glut seiner religiösen Phantasien auf uns ein. Gewiß liegt diese Steigerung etwas in dem Inhalt des Bildes. Denn hier erklingt zum ersten Male das Leitmotiv seiner Kunst: die Klage um den Tod. Achtmal hat er, angeregt durch die starke Bildkraft, dieses Thema behandelt. Bis in die letzten Stunden seines eigenen Lebens begleitet ihn die Klage um den Herrn. Erwähnt doch das Nachlaßverzeichnis ein Täfelchen mit der Kreuzigung Christi.

Die religiöse Stimmung ist vollkommen vorreformatorisch. Wir spüren den heißen Atem aus der Zelle des Augustinermönches in Erfurt. Der eigentliche,



Matthias Grünewald: Maria, Johannes und Magdalena
Gruppe aus der Kreuzigung des Isenheimer Altars, um 1515. Colmar, Museum

ganz persönliche Grünewald setzt ein, jene Fähigkeit, von der Inwendigkeit eines Vorgangs einen Begriff zu geben, d. h. an die Stelle der Handlung ihre Ausstrahlungen zu setzen. Der Schmerz trifft die Menschen an der Wurzel ihres Seins, so daß der Wille die Herrschaft über den Körper zu verlieren droht. Es entsteht bei aller Leidenschaftlichkeit eine kontemplative Neigung, sich diesem Zustand hinzugeben, eine Sehnsucht, die erst in der inneren Vermählung mit dem Gegenstand ihre Erfüllung findet. Zugleich aber schlägt dieser mystische Klang auch schon die hinreißende Wucht seiner symbolischen Sprache an. Die eindringliche Gebärde des Hauptmanns, der seinen Glauben hier bekennt, läßt ihn zum einzigen Vertreter der Menschheit unter dem Kreuz neben den beiden Nächsten, Maria und Johannes, emporsteigen. Grünewalds Hang, Gedanken und Empfindungen symbolisch auszuformen, schlägt hier mit erstaunlicher Wahrheit durch. Völlig neu ist auch die Formgebung. Ganz deutlich, außerhalb aller Stilbildung, wird die Freiheit, die Form rein nach dem Ausdruck zu stimmen. So scheinen die Gestalten des Zusammenhangs mit dem Ganzen vollständig zu spotten. Es ist, als ob jede ihr eigenes Gesetz in sich trage. Ihre Proportion, ihre Farbigkeit, alles dies bedeutet vorerst nur etwas für sie, nämlich die letzte Wahrheit des Innern deutlich zu machen. Jeder kann alles in Anspruch nehmen. Diese Glut der Teilnahme hätte zu einer völligen Anarchie der Bildgefüge des Meisters führen können, hätte nicht die malerische Vision Ausgleich und Einheit geschaffen. Allein die Formgesetze dieser malerischen Phantasie sind nicht so leicht zu begründen. Irrationell, entziehen sie sich nur zu gern dem begrifflichen Zwang.

Man glaubt, nun hätte der Weg nach Isenheim freigelegen für ihn. Es ist nicht zu leugnen, daß wir bei der Basler Kreuzigung in die zeitliche Nähe seines Hauptwerkes gekommen sind. Etwas mangelte aber doch seiner Gestaltungskraft, um den Mut zu diesem großen Format vor sich selber zu rechtfertigen: die plastische Anschauung. Was ist dem Isenheimer Altar vorausgegangen? Eine größere Tätigkeit muß angenommen werden; sie ist uns heute unbekannt. Überdies, die Ernennung zum erzbischöflichen Hofmaler in Mainz (1508) forderte ebenfalls ihre Berechtigung und Bewährung. Zwei kleinere Altarflügel mit den Heiligen Laurentius und Zyriakus, heute im Städel (Frankfurt), weisen auf eine neue, vorwärtstreibende Phase seiner Entfaltung. Sie gehörten zum Heller-Altar in Frankfurt, für den Dürer das Mittelstück, die Himmelfahrt Mariä (1509), malte. Grünewald ward die Aufgabe, zwei Stellflügel den Außenflügeln des Altars anzufügen; auf diesen fand er Arbeiten der Dürer-Schule vor: Heilige, grau in grau gemalt, als Nachahmung plastischer Figuren. Grünewald hatte dieselbe Aufgabe. Sie läßt, da nur das Licht, ohne Farbe, die Modellierung übernimmt, den Durchbruch einer neuen, gefestigten Anschauung klar zutage treten. Es ist kein Zweifel, der plastische Kern der Figuren hat sich gestärkt.

Mit diesem Sinn zugleich wird der Reichtum eines unerhört wandlungsfähigen Helldunkels deutlich, das seine späteren Koloraturen ermöglichte. Allein

seinem eigenen heimlichen Schatz war dieser Reichtum entnommen. Jedenfalls lag es seiner Natur nicht, wie Dürer sich auf das Problematische drängen zu lassen. In künstlerischen Nöten und mit zähem Bemühen brachte Dürer die Mitteltafel dieses Heller-Altars zustande. Durch sie wollte er mit nationalem Bewußtsein für eine große deutsche Malerei werben. Italien hatte ihm den Sinn erschlossen. Sein schwacher Erfolg auf diesem Gebiet ist uns bekannt. Wenige Jahre später löst Grünewald die Aufgabe, eine große deutsche Malerei zu schaffen, im ersten Anlauf. So entstand der Isenheimer Altar, das größte Malwerk der Deutschen an äußerem und innerem Ausmaß, die Sixtinische Decke der deutschen Kunst.

Kaum vor 1510, sicher nicht nach 1515, aber wohl näher bei diesem Jahre, ist dieses Werk entstanden. Ein italienischer Prior, Guido Guersi, war der Besteller. Sollte das Monumentalformat, die Hauptbilder sind über drei Meter lang, südlichem Ehrgeiz zu verdanken sein? In Isenheim bei Gebweiler im Elsaß, dem Kloster der Antoniter, blieb es bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts und fand im Kloster Unterlinden in Kolmar seine museale Ruhestätte.

Grünewald stand jetzt in der Reife der Dreißiger. Er hatte in sich selber festen Fuß gefaßt. Wieviel gäbe man darum, zu wissen, wie sich die klärende Kraft in ihm genährt hat! Gewiß, die Niederschrift der Gesichte hatte nichts eingebüßt. Nur schüttete das Gefühl seine Glut jetzt in das haltbarere Gefäß großer Menschlichkeit. So entstand eine freie Monumentalität, der deutschen Kunst unbekannt und unbekannt geblieben; denn das Maß der Kraft band sich nicht an ausgleichende Stilprinzipien romanischer Richtschnur, die später immer wieder für dieses Streben verpflichtet wurden. Mit einem Wort: diesem größten deutschen Altarwerk fehlt die prunkende Erhabenheit kirchlicher Malerei, wie sie im Süden entstanden war. Alles, Geist und Form, ist hier unrepräsentativ. Sein Maß kann also doch wohl nur in seiner eigenen inneren Gesetzmäßigkeit gereift sein. Nicht die „Schaubarkeit", sondern die Mitteilungskraft des inneren und äußeren Geschehens, ganz gleich, ob Geist oder Form, das ist es, was dieses Werk so wesentlich nordisch macht.

Es ist ein Wandelaltar, der sich zweimal öffnet, mit Stellflügeln und Predella. Neun große Gemälde ergeben sich aus dieser Anordnung. Die Außenansicht zeigt die Kreuzigung, die zweite, innere Ansicht drei Bilder: Verkündigung, Menschwerdung und Auferstehung Christi. Die dritte Ansicht zeigt in den Seitenflügeln die Versuchung des Antonius und dessen Besuch bei Paulus in der Wüste. Die Mitte nimmt Holzplastik von unbekannter Hand ein.

Der Bedeutung des Gegenständlichen, ihrer symbolistischen Einkleidung hat sich auch der ästhetisch gestimmteste Besucher nie entziehen können. Der Wunsch, eine leitende Idee hinter dem Werke zu suchen, hat aber vielfach dazu geführt, das Temperament Grünewalds zu eng an kirchliche Liturgie zu knüpfen. Jedenfalls kann man sich diese schöpferische Kraft nicht recht im Sammeln von Quellen rationaler Dogmatik denken. Mit dem Beweis, den

Pfarrer Feuerstein erbrachte, daß die Offenbarungen der heiligen Birgitte die motivische Grundlage abgegeben haben, durfte man wahrhaft aufatmen. Hier finden wir Grünewald in der Nähe eines kongenialen Geistes. Die gesteigerte Vorstellungswelt, die aufreizenden Träume dieser nordischen Seherin des Mittelalters, einer schwedischen Königin, müssen ihn mächtig angesprochen haben. Getragen von dem Geist und der Forderung, lebendige Religiosität in der Innensichtigkeit des Gefühls zu üben, haben sie der vorreformatorischen Zeit (1502 waren sie in Nürnberg deutsch herausgekommen) viel bedeutet. Die bildnerische Kraft Grünewalds überdies muß sich an der sinnlich-übersinnlichen Heftigkeit der Schilderung, dem poetischen Schwung und der Farbenpracht der Sprache erhitzt haben. Die innere Verwandtschaft beider aber zeigt der mystische Grundton und die Fähigkeit irrationalen Erlebens.

Die tiefgründige Geistigkeit der religiösen Schau des Isenheimer Altars hat die künstlerische Freiheit, vor allen Dingen die Anschauung, nicht eingeschränkt, d. h. die Symbolik hat sich nicht in leere Abstraktionen verloren. Tiefe des Gefühls und Schönheit der Erscheinung streben nicht auseinander. Allen Gepflogenheiten, nicht nur seiner Zeit, enthebt sich die Größe dieser religiösen Dichtung, der Kreuzigung. Der Ton über die Klage um den Tod ist niemals so hoch angeschlagen und die Häßlichkeit als Symbol aller Leiden dieser Welt nie so eindringlich herausgestellt worden. Man muß Grünewalds Einbildung alles zugute halten, um der ganz einzigartigen Gegenwartskraft willen. Wo wäre ein Schmerz wie der der übermenschlich leidenden, ohnmächtig umsinkenden Mutter in den hilflosen Armen des Jüngers Johannes, wo eine im wilden Wahngeschrei verzweifelnde Magdalena wie diese Magdalenerin! Den sinngebenden Inhalt des Schmerzensmythus aber erklärt der lange, auf Christus weisende Finger Johannes des Täufers: „Es tut not, daß er wachse und ich kleiner werde." Ist das der Notschrei über die schwindende Gläubigkeit der Zeit? Vor einem dunklen Himmel über müde fließender Landschaft lodert dieses Drama in Flammen auf, beherrscht von dem fahlen, grünlichen Riesenleib Christi. Aufbau, Form, Farbe, alles ist hier ausdruckbetont. Die Größenmaßstäbe wechseln in schnellstem Tempo, spottend allem ausgleichenden Nebeneinander.

Mit diesem Grünewald, dem Romantiker des Schmerzes, dem, der uns unmittelbar ans Herz greift, deckt sich aber keineswegs die Summe seiner Künstlerschaft. Wurde der Altar an Festtagen aufgeklappt, dann bot sich dem Blick das Hohelied menschlichen Glücks, verkörpert in der Gestalt der Frau, deren Leben wie nie ein anderes die Wonnen mütterlichen Daseins erfahren durfte. Grünewald zieht hier das volle Register. Farben scheinen den Bildraum zu sprengen, ihr Ausdruck droht Atmosphäre und malerischen Stil zu mißachten. Was hier an Liebe in der rein menschlich beglückten Frau mit dem großen, hell erglänzenden Gesicht und dem Kind auf dem Arm gelebt wird, überstrahlt doch bei weitem die Mütterlichkeit Dürers, der hierfür den Weg gezeigt hatte. Den Abglanz himmlischer Freuden hat

Grünewald in die irdische Form menschlicher Idylle ohne jedes geschichtliche Beiwerk gefaßt: ein reifer schöner Sommertag, begleitet von den Lichtfluten überirdischer Mächte. Der zweite Teil des Bildes, malerisch ganz in Gegensatz hierzu gestellt und den Bildraum blockierend, ist erst aus dem Schlußgesicht der Birgitte, dem tiefsten, was von der Überzeitlichkeit der Jungfrau verkündet worden ist, verständlich: das Geheimnis der Menschwerdung Christi, uranfänglich im Rate Gottes beschlossen, prädestiniert in der Vorzeitlichkeit der „ewigen Jungfrau".

Das Finale der Auferstehung, der linke Seitenflügel, beschließt diesen Mythus mit einer beispiellosen Flammenapotheose. Wir werden Zeugen der Erneuerung des Gottes: wie das Fleisch wieder Geist ward. Seine irdische Bahn ist vollendet. Grünewald entnimmt für diesen Hymnus seine Darstellungsmittel der Lichtwelt, in die der Gott eingeht, begleitet von Sonnenmächten und Sternenheeren. Wie eine Feuergarbe fährt Christus empor, nach sich ziehend einen Mantel, der von gelb bis purpurrot erglüht, bis die Gestalt, überblendet von einem Kugelmeteor, ihre irdische Schwere verliert. Alles wird hier zur Stütze einer Vergeistigung, die ohne Beispiel ist.

Die Madonna von Stuppach, einst auf dem Maria-Schnee-Altar in Aschaffenburg, mit der wir noch einmal in die Nähe des irdischen Idylls der Menschwerdung des Isenheimer Altars zurückkehren, endet diese Werkgruppe.

Grünewald war ein Vierziger geworden. Nun wuchs er in die letzte Phase seines Stils hinein. Die Wandlung wird deutlich in der Kreuzigung (um 1520) in der Galerie von Karlsruhe; auch sie erscheint wie ein Sprung, so plötzlich erstieg er diese letzte Stufe. Völlig neu ist die gestraffte Bewußtheit in der Sparsamkeit der Mittel. Auffassung wie Formgebung werden von ihr beherrscht. Der Gegenstand, das Leitmotiv seiner Kunst, erlaubt uns ja die Vergleiche mit denselben Darstellungen von Basel und Isenheim. Die Wucht der plastischen Erscheinung will uns fast niederschlagen. War es im Isenheimer die malerische Vision, die den einzelnen Teil in das Ganze zurückriß, so hier die Straffung einer neuen Flächenkomposition. Zum erstenmal hat Grünewald die Symmetrie des religiösen Bildes bewußt geübt. Durch sie wird die dumpfe Monotonie einer neuen, ins Große erhobenen Menschlichkeit für die nordische Kunst geschaffen. Eine heroische Note wird angeschlagen, das Drama von Isenheim wird hier zum Epos.

Große Altäre im Mainzer Dom, von deren Untergang wir berichteten, mögen dieser Reife seines Stils vorangegangen sein. Ihr gehört auch das letzte große Werk an: das Mauritiusbild in München. Mit diesem Bild kommen wir in die Nähe seines Herrn, des Kardinals Albrecht. Der hat unbedenklich die Rolle des Erasmus in diesem Bilde mit seiner eigenen Person übernommen. Grünewald malte ihn in dieser Aufmachung 1523 für die Stiftskirche in Halle, die Lieblingsschöpfung Albrechts, die er mit siebzehn Altären schmückte. Erasmus und Mauritius sind im Gespräch. Seit den Disputationen der Bamberger Chorschranken

haben wir eine ähnliche Dringlichkeit sich mitteilender Menschen nicht mehr gekannt. Doch darüber hinaus wußte Grünewald, daß der Gegensatz von aktiv und passiv in der Inszenierung der Sprecher ihre Begegnung stärker dramatisiert. Es mehren sich verweltlichende Nuancen in der Deutung des Geistigen, die in dieser Abklärung seinen religiösen Bildern fremd waren. Dürer begann ungefähr zur selben Zeit seine Münchner „Apostel". Wir wollen hier nicht vergleichen. Daß aber auch Grünewald, wenn überhaupt ein zweiter Name genannt werden kann, einen grundlegenden Beitrag zu einer deutschen Renaissance beigesteuert hat, beweist dieses Werk. Man darf wohl sagen, daß die repräsentative Note dieses Geschichtsbildes, die Gepflegtheit seines abgestuften Kolorits eine breitere Basis für die Änderung des Geschmacks hätten abgeben können. Mit diesem letzten Bild (neben der Beweinung in Aschaffenburg) stehen wir wieder an einem Anfang und Umbruch, denen der frühe Tod des Meisters aber jede Wirkung abschnitt.

Die weltweite Kraft seiner künstlerischen Sprache ist heimatlichem, mainfränkischem Boden entsprossen. Sie formte sich in einer Zeit, als deutsches Innenleben zu einer großen Wende bereit war. Ob noch gotisch oder schon Renaissance, besagt bei seinem Werk wenig. Die Bewertung seiner Kunst fällt sicherlich nicht zusammen mit der schicksalhaften Gegensätzlichkeit in dem Verhältnis von Form und Ausdruck, das bei dem Namen Dürer immer wieder aufgeworfen wird. Zwar kann nicht geleugnet werden, daß auch die Wesenszüge von Grünewalds Stil der Zeit entstammen. Nur daß das Grundwasser, das sie nährte, noch nicht durch falsche Umlagerung abgeleitet wurde. Das ist es, was über das Interesse an der Einmaligkeit seines Werkes hinaus die Frage nach den hintergründigen Beziehungen nicht hat ruhen lassen. So kam es, daß man über das Nationale zum Volklichen strebte und in ihm so etwas wie einen Prüfstein sah für die Stellung zu deutscher Art und deutscher Kunst.

Und doch war gerade diese Offenbarung nationaler Grundkräfte die eigenwilligste und unabhängigste, ja einseitigste der deutschen Kunst. Nur der eigenen Anschauungskraft vertrauend, ohne jede tiefere Problematik, prägte dieser Geist seinen Stil. Mit einer seltenen Selbständigkeit, ohne äußere Einwirkungen, überließ er sich dem Wachstum, das allein von der jeweiligen Aufgabe ihm zugeführt wurde. Wie gut muß das Gewicht zwischen den verstandesmäßigen und den instinktiven Faktoren in ihm verteilt gewesen sein, daß alles nur im Werklichen reifte! Und doch hat er die Grenze der Kunst mächtig erweitert. Hat doch wesentlich durch seine Gestalt sich der Glaube an das Irrationale in der deutschen Kunst wieder gestärkt. Die irreführende Meinung, er müsse nach alledem so etwas wie ein romantisierender Schwärmer gewesen sein, ist wohl längst abgetan. Seine höchsten Erleuchtungen treten aus der Anschauung als vollkommen klare Gebilde heraus, und der symbolische Grund ihres Gehaltes vermag den künstlerischen Genuß nicht zu beengen. Ursprünglich und frei fließen seine Gefühle, den Gegenstand ganz erfüllend. Alles, auch die

tiefste mystische Schau, sollte im Irdischen verankert sein. Seine Menschen sind keinem Typus entnommen, sondern voll sinnlichen Daseins und fähig, der Gestaltung der Leidenschaften die gegenwartskräftigste Verdeutlichung zu ermöglichen — immer ausdrucksbetont, nie abstrakt. Wenn das aufwühlende Leben die Gestalten unmittelbar erfaßt und seine entstellenden Zeichen in Gesicht und Haltung der Glieder einschreibt, möchte man meinen, Grünewald teile das Interesse Lionardos, die Ableitung der Physiognomik aus den Gedanken darzutun. Der eine Hinweis auf die Modellzeichnung des Johannes (Berlin, Kupferstichkabinett) zur Kreuzigung in Karlsruhe aber genügt, um klarzulegen, wie ursprünglich und individuell sein Ausgangspunkt ist. Stets war seine visionäre Schau für die Anschaulichkeit bereit, alles am Wege des Lebens aufzugreifen und gelten zu lassen, was sich nur irgend in den Sinn des Gegenstandes einfügen ließ. Das Glücksgefühl, das die Isenheimer Madonna in der Menschwerdung durchströmt, schaltet nicht die sorgliche Handhabe aus, den Kopf des übermütigen Kindes am Hals, der schwächsten Körperstelle der Neugeborenen, zu stützen.

Die ausdrucksbetonte Form hat auch die viel angemerkten Rücksichtslosigkeiten seines Naturalismus gefordert. Die Spannungsverhältnisse dieses Gefühlsmenschen glühten mächtig im inneren Erlebnis auf und strebten nach letzter Eindringlichkeit der Gesichte. Hierin war Grünewald den Sehern der Mystik verwandt. Wie dort Ursächlichkeit und Logik sich selber ausschalten, so wollen auch Gestaltung und Ausmaß bei ihm nicht mit der Zahl gemessen sein, sondern als sinnverstärkender Ausdruck verstanden werden. Wie neben dem Riesen am Kruzifix in Isenheim das halbwüchsige Mädchen Magdalena kniet, greift über Geschlechts- und Altersunterschiede hinüber in das Reich der Symbolik.

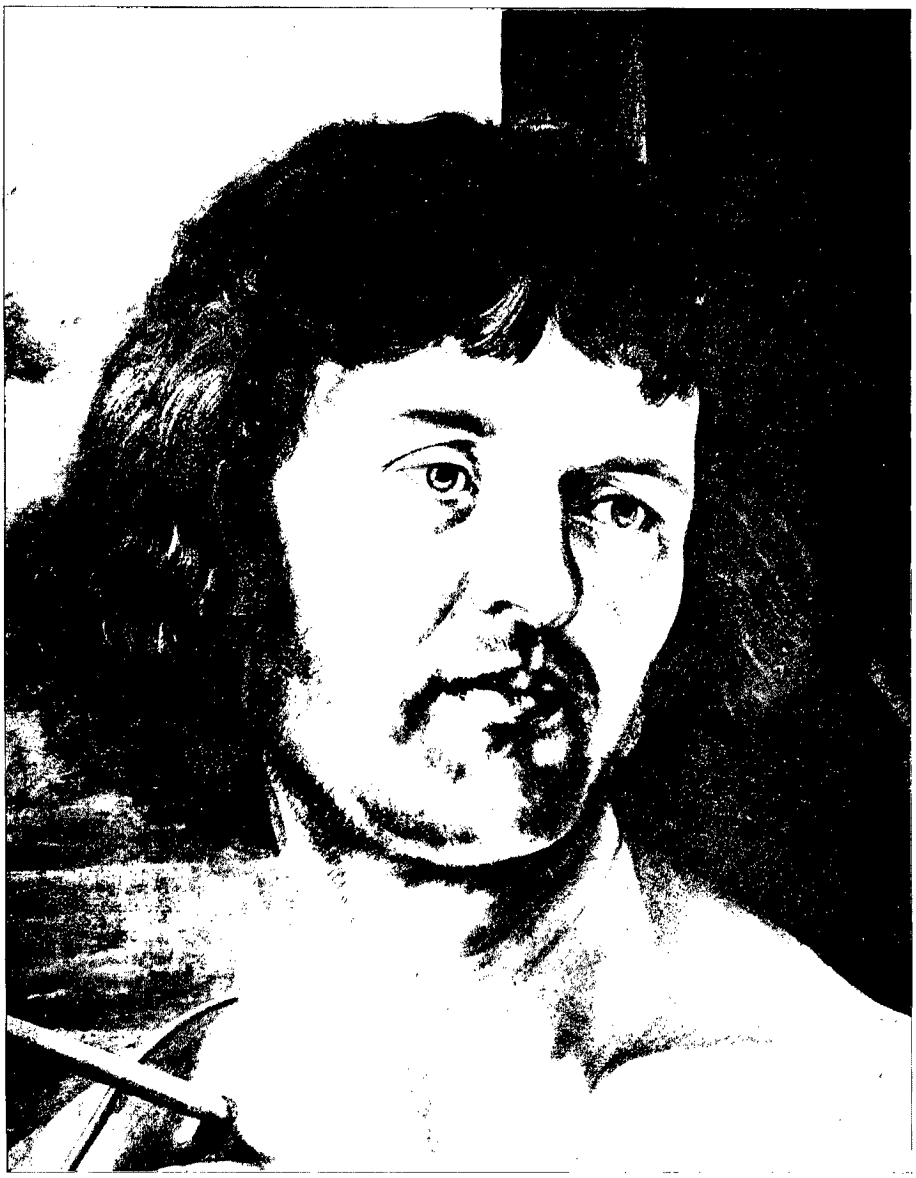
Am nächsten aber kommt man seiner Anschauung, wenn man der Suggestion seiner Farbe sich zu entziehen vermag und den Blick allein für die Form mit ihren zeichnerischen Mitteln freilegt. Daß er Linie und Modellierung nicht handhaben werde, um einen nüchternen Befund über ihr gegenseitiges Verhalten in der Bewegung oder um die besonderen Merkmale an ihrer Oberfläche festzuhalten, darf man nach der bisherigen Kenntnis dieses Spiritualisten voraussetzen. Die Feinfühligkeit jedoch, mit der er die geistigen Kräfte der Bewegung bloßlegt, ist wahrhaft aufregend. Ihr zu folgen, wie sie gleitet oder sich staut, wie sie auf- und untertaucht und alle Regungen des Innern augenblicklichst aufnimmt, als wandle sich das Leben selbst und wir spürten den Atem der Dinge, ist in der deutschen Kunst einmalig und nur dem Sfumato des Lionardo vergleichbar. Man muß verstehen, daß sein ganzer Linienapparat nur die Beschleunigung der Bewegung zum Zwecke hat und seine Helldunkelmodellierung mit ihren Abstufungen des Lichtes und des reflektierten Schattens, die auch die verlegensten und widerspenstigsten Flächen prismatisch zu brechen vermögen, ganz im Dienst dieser Vergeistigung gebraucht wird. Man muß hier einen Blick auf seine Zeichnungen werfen. Grünewald ist durch und durch Rhythmiker. Tempo wie

Intervall können oft atembeklemmend wirken. Die Veränderlichkeit, die Reizbarkeit der Dinge hat es ihm angetan. Lippen und Augenlider, das sind die empfindlichsten Reizstellen für seine geistigen Kurven. Nirgends dringt die Linie auf Festigung der Form. Sie umspielt, lockert auf, überrieselt die Begrenzungen, so daß jede Starrheit unmöglich ist. Es gibt im Werke Grünewalds keinen abgerundeten Blick, der uns von vorn träfe. Nicht einmal in dem Selbstbildnis, das er den Zügen des Sebastian am Isenheimer Altar anvertraut hat, sticht uns ein Spiegelblick. Man denke hier an Dürer! Wie Grünewald vom Umriß her sich seine Kurven eingeben ließ, das zeigen dann noch deutlicher seine Hände. Er baut die Bewegung nicht vom Gerüst des Knochens auf, wie er andrerseits aber auch nicht ornamentalem Zierat verfällt. Wie reif und voll seine individualisierende Anschauung im Safte steht, können besonders diese Formen zeigen. Dem gleichen Gefühl unterliegt die Behandlung der Haare, nur daß hier etwas wie Überlieferung mitspricht. Ist doch die Pracht rollender Locken ein Lieblingsthema der deutschen Holzschnitzerei vom Ausgang des 15. Jahrhunderts und darüber hinaus. Nur daß bei Grünewald die sinnliche Fülle an der Erfassung des individuellen Gehalts der Figur und ihrer Ausdrucksbestimmung in einem ganz andern Sinne teilnimmt. Die alten Formulierungen erfahren bei der Magdalena des Isenheimer Altars eine Steigerung, die mit den entsagenden Linien des Kopftuches der Maria in einem Blickfeld zusammen noch einmal mit einem Schlage die unerhörte dramatische Regie dieses Künstlers vergegenwärtigt.

Die Rhythmik seines Gewandstils läßt sich in noch höherem Grade ihr Thema und Tempo vom Gegenstand vorschreiben. Der stofflichen Qualität seiner Gewebe gegenüber nimmt er einen fast kennerischen Standpunkt ein. Sein Freund Hans, dem er in Frankfurt sein Vermächtnis übergeben hatte, als er seine letzte Wanderung antrat, war ein Seidensticker. Brokat zeigt nun allerdings nur sein lieblichstes Geschöpf, die Madonna in Stuppach. Doch mag die Werkstatt dieses Freundes das Feingefühl für den individuellen Gehalt der Stoffe und ihre besonderen Bewegungsmöglichkeiten, ganz abgesehen von der Pracht ihres Reichtums, unterstützt haben; das hastige Gebreche dünner Stoffe in Plisseefalten und das schwadenhafte Dahinziehen von Massen weicher Gewebe sollen hier nur als die Endpunkte dieses Reichtums angemerkt sein. Nirgends läßt sich ein anderer Name in der deutschen Kunst mit einer so überwältigenden Anschauung der Farbe, auch nur annähernd in gleichem Maße verbinden. Dazu kommt, daß eine wundervoll lasierende Temperatechnik auch den lichtgeblendeten Farben noch ihre durchsichtige, schimmernde Tiefe erhält. In der Frage, ob mehr um des Ausdrucks oder der Schönheit willen, wird man sich hier bei der Farbe zum ersten Male mehr auf die Seite der liebenden Sinne stellen. Für die Instrumentierung ihrer Melodien und Dissonanzen folgen sie inneren einmaligen Gesetzen, die darzulegen sprachliche Begriffe nicht ausreichen. Nur das eine darf gesagt werden: Wenn überhaupt der Gebrauch der Begriffe der Vision und Intuition für den werkstattlichen Haushalt künstlerischer

Darstellungsmittel wie Form und Farbe zulässig erscheint, so nur dann, wenn von der Farbe bei Grünewald die Rede ist. Ihre orchestrale Macht überläuft uns mit zauberischer Gewalt. Aus seiner malerischen Vision fließen alle Bestandteile, die er für seinen Bildaufbau benötigt, der nur aus farbiger Helldunkeltönung verständlich ist. Sie ist der Grundstoff aller Erscheinungen in seinem Werke. Sie leitet die Verbindungen zwischen den verlorensten Teilen der Bildfläche ein, deckt Flächen zu, die der plastische Sinn für die Vergegenwärtigung des Raumes gern bestellt sehen möchte, und bereitet oft fast spielend die Umwelt vor, auf der die Innenwelt seiner Gesichte sich heimisch fühlen soll. Mit dieser Sehweite ist er ein ganz großer Landschafter geworden. Nicht nur in dem Sinne, daß ein beseelender Zug jede Körperlichkeit erfaßt und in ihrer Besonderheit erschöpfend prägt. Hierin gibt Grünewald dem Dürer zwar nichts nach, nur hat er sich der Absichtlichkeit entschlagen. Auch nicht in dem Sinne, daß ein pantheistischer Zug, der alle Dinge in die Allräumlichkeit der Welt einwebt, vorherrsche. Diese Beseelung zu einem Ganzen durften wir bei seiner Anlage voraussetzen. Auch das ist es nicht, was seine besondere Stellung innerhalb der deutschen Landschaft rechtfertigt, daß so etwas wie eine Stimmungslandschaft im modern romantischen Sinne durch Farbklänge entsteht. Gewiß, er hat das Licht als Nordländer zuerst als eine magische Naturkraft empfunden, mit ihm gejubelt und geklagt. Entscheidend aber ist, und das berührt das Nordische wesentlich, daß Natur und Mensch sich gleichgestimmt sympathetisch zueinander verhalten, ja daß der Mensch seine egozentrische Stellung im Weltbild aufgibt und selber, kosmisch gebunden, Landschaft wird. Spricht nicht Nietzsche einmal von der Seele als einer Landschaft? Nur ein Beispiel, das ausnahmsweise nicht der bei Grünewald vorherrschenden Dämonie dunkler Gewalten entnommen ist. Es ist der Besuch der beiden Heiligen Antonius und Paulus in der Wüste (Isenheimer Altar). Die freudige Fülle dieses belebten Ganzen ist die Vervielfältigung vollblütiger Individualitäten, ob Mensch, Baum oder Tier. Von Stimmung im modernen Sinne, etwa als Einsamkeit der Wüste, kein Wort! Und doch, welcher Frieden! Das wäre sein „Hieronymus im Gehäus"!

Die Einmaligkeit, mit der dieses Genie seinen Werkstoff geprägt hat, reißt uns immer wieder von der sachlichen Anschauung fort zu den inneren Vorgängen, zu den Hintergründen, mit einem Wort, zu seiner Persönlichkeit. Volkstümlich wie die Dürers kann sie wohl nie werden. Dazu bedarf es eines Werkes, das wie das des Nürnbergers in der Graphik vor aller Augen lag und liegt, oder jenes Nimbus, dessen Licht aus der geistigen Quelle Dürerscher Selbstbekenntnisse gespendet wird. Alledem gegenüber bleibt das äußere Geschick von Grünewalds irdischem Dasein stumm. Was wir suchen, ist der religiöse Kern seiner Persönlichkeit. Das erwähnte Selbstbildnis am Isenheimer Altar kann hierfür als Zeuge kaum herangezogen werden; zugegeben, daß der Blick eigenen Fernen zuzustreben scheint. Selbst sein ganzes Werk, das seine Fähigkeit leidenschaftlicher Hingabe und



Matthias Grünewald: Hl. Sebaſtian
Allgemein als Selbſtbildnis des Künſtlers angeſprochen. Vom Iſenheimer Altar, um 1515.
Colmar, Muſeum



Matthias Grünewald: Maria mit dem Kinde
Vom Isenheimer Altar, um 1515. Colmar, Museum



Matthias Grünewald: Die Heiligen Erasmus und Mauritius
(Erasmus: Bildnis des Kardinals Albrecht von Brandenburg). Um 1525. München, Pinakothek



Matthias Grünewald: Gebirgslandschaft
Ausschnitt aus der Versuchung des Hl. Antonius vom Isenheimer Altar



Matthias Grünewald: Blumenstrauß
Ausschnitt aus der Stuppacher Madonna, um 1518

überschnellen Erglühens bei leisester Berührung offenbart, das ganz dem Grunde des eigenen Erlebens entsteigt, vermag doch nur ahnen zu lassen, wie das Innere dieses Mannes beschaffen gewesen sein muß, der sich in dem Maße den Visionen der Birgitte hingeben konnte. Denn dies setzt nicht nur eine starke Bildhaftigkeit voraus, sondern muß auf Spannungsverhältnissen einer im gleichen Sinne sehnsüchtig verlangenden Seele beruhen, eben einer großen Religiosität. Indem er sich der nordischen Seherin anvertraut, fühlt er seine Seele im Schoß der großen Kirche geborgen, weist er den eigenen Gesichten einen Rahmen an, der sie nicht in die Gefahr kommen lassen kann, ihn selbst zu sprengen und dabei das Geschick des äußeren Daseins zu reizen. Wie hätte auch sonst die Kirche ihm ihre Altäre überlassen können, wenn er sie benutzt hätte, um unerträgliche Dinge zu sagen! Die Schreckensmonologe seiner Christusgestalt hat erst das „bittersüße Geschwätz vom Schönen" (Herder) späterer Zeiten in Verwirrung zu bringen versucht. Und trotzdem. Eine persönliche Note seiner Seelenhaltung klingt immer wieder an. Eine hohe religiöse Bewußtheit, nur seiner Seele entsprungen. Ihre Subjektivität entspringt dem allgemeinen Bedenken gegen die Glaubenshaltung der Zeit, das sich von Jahr zu Jahr mehrte. Wenn die Auffassung richtig ist, daß die Stuppacher Madonna auch als Braut der Kirche Christi (im Hintergrund erscheinen Chor und Seitenschiff des Straßburger Münsters) gelten darf, auf deren Reformierung Birgitte mit ernstem Drängen hingewiesen hatte, könnte man in ihr das letzte äußere Zeugnis der inneren Verbundenheit Grünewalds mit der Altgläubigkeit sehen. Sie würde dann am Vorabend großer religiöser Veränderungen wie eine Mahnung vor der Entladung des Gewitters an der Pforte der Wittenberger Schloßkirche angesehen werden können. Wo liegt der innere Durchbruch, der Grünewald zu den Schriften Luthers führte, die sein Nachlaß enthielt? Welche Erkenntnis ging voran? Sicher nur eine, die die äußeren Verhältnisse betraf. Das religiöse Genie, und das war er, bleibt immer seiner inneren Gesetzmäßigkeit verpflichtet. Mit den „Aposteln" trat Dürer als Ethiker der neuen Lehre zur Seite. Grünewald bleibt mit dem „Kreuz", das er unfertig hinterläßt, der Überzeitlichkeit des Glaubens verbunden.

Jakob Fugger

1459—1525

Von

Jakob Strieder

Hatten im Mittelalter rheinische und hansische Städte, vor allem Köln und Lübeck, die Führung im deutschen Wirtschaftsleben innegehabt, so rückte gegen Anfang des sechzehnten Jahrhunderts statt des Nordens der Süden unseres Vaterlandes in den Brennpunkt der deutschen Volkswirtschaft. In den ersten zwei Dritteln des sechzehnten Jahrhunderts nahmen die süddeutschen Kaufleute, bald allen voran die Fugger, eine so tonangebende Stellung in der europäischen Handels-, Industrie- und Finanzwelt ein wie niemals zuvor und niemals wieder nachher. Selbst die Italiener, die führenden europäischen Kaufleute des ganzen Mittelalters, haben in ihren vorurteilslosen Beurteilern den Süddeutschen schon geraume Zeit vor der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Führerschaft im europäischen Wirtschaftsleben eingeräumt.

Die Erhebung Süddeutschlands zum führenden deutschen Wirtschaftsraum ist unauflöslich mit der Wirksamkeit Jakob Fuggers verknüpft. In ihm findet die Entstehung eines älteren, frühkapitalistischen, deutschen Großunternehmertums ihren Abschluß. In ihm ist auch als Vorbild für die Folgezeit ein Typ geschaffen, dessen Denken und Handeln für die Weiterentwicklung des gesamten europäischen Großunternehmertums bedeutungsvoll wurde. Denn Jakob Fugger ist nicht nur ein deutscher, er ist auch ein europäischer Wirtschaftsführer. Nicht nur in dem Sinne, daß seine Arbeitsgebiete ganz international waren. Mehr noch in dem Sinne, daß er einen Höhepunkt in der Entwicklung jenes älteren, frühkapitalistischen Kaufmannstyps der Europäer bedeutet, der sich in dem Italien der Frührenaissance zuerst voll zu entfalten begonnen hatte. Den rationalen, im Gegensatz zum solidaristischen Zunftgeist des Mittelalters individualistisch eingestellten Wirtschaftsgeist der italienischen Renaissance hat Jakob Fugger ganz in sich aufgenommen und schließlich über seine italienischen Lehrmeister hinausgeführt. Aus einer gleichgestimmten geistigen Verfassung, aus einem auch bei ihm vorhandenen wirtschaftlichen Renaissancegeist heraus ist das geschehen.

Wie auf einzelnen wirtschaftlichen Sachgebieten Jakob Fugger der Erbe und Vollender der Italiener des Mittelalters wurde, kann man nirgends besser beobachten als bei seiner hochfinanziellen Tätigkeit. Italienische Großkaufleute, an ihrer Spitze die Medici, waren jahrhundertelang die Bankiers der Könige von England, Frankreich und Sizilien gewesen, namentlich aber bediente sich

ihrer das Papsttum bei seinen weitverzweigten Geldeinhebungsgeschäften in ganz Europa. Einen Teil dieser Aufgaben nahm nun Jakob Fugger in die Hand. Gerade als die Medici Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von ihrem römischen Betätigungsplatz abtraten, begegnen wir Jakob Fugger erstmals im Finanzgeschäft mit der Kurie. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wurde dann der Augsburger Handelsherr der überragende finanzielle Helfer des Papsttums. Dabei ist es nicht nur ein äußeres Erbe der italienischen Finanzmächte, das Jakob Fugger hier antrat. Die innere Struktur, die ganze Technik, die wesentliche Gestaltung dieser Finanzgebarung mit der Kurie konnte er den Italienern absehen, die sie seit dem dreizehnten Jahrhundert in immer vollendetere Formen gegossen hatten.

Auch in den Finanzgeschäften mit dem höchsten weltlichen Fürstentum seiner Zeit konnte sich Jakob Fugger als Erbe der italienischen Bankiers des Mittelalters deren Erfahrungen und Hilfsmittel zunutze machen. Zum Teil sind es, etwa bei den großen Finanzgeschäften mit den Habsburgern, noch dieselben Pfänder und Sicherungen, deren sich einst die Italiener, jetzt die Fugger bedienten. So war es im Königreich beider Sizilien. Gewechselt hatten dort die Dynastien. Die spanischen Habsburger waren an die Stelle der Anjous getreten. Geblieben waren die reichen Staatseinkünfte des fruchtbaren Landes und die Möglichkeit, auf ihnen Anleihen aufzubauen. Das nutzten jetzt die neuen spanischen Herrscher des Landes, wie es früher die Anjous genutzt hatten. Dabei halfen die Fugger den neuen Herren, wie einst die italienischen Bankiers den alten geholfen hatten. Nicht anders war es in Spanien. Auch hier löste Jakob Fugger bekannte Namen der italienischen Hochfinanz ab, als er Karl I. von Spanien, dem späteren Kaiser Karl V., große Darlehen gewährte und dafür spanische Kroneinnahmen als Pfand nahm.

Stärker noch als in derartiger Übernahme einzelner Geschäftszweige und Geschäftsmethoden tritt die italienische Einwirkung auf Jakob Fugger in dem geistigen Band hervor, das seine gesamte wirtschaftliche Tätigkeit umschlingt. Wenn der große Augsburger Kaufmann schließlich seine italienischen Vorläufer und Vorbilder übertraf und der stärkste Vertreter des Wirtschaftswillens und des kaufmännischen Könnens seiner Zeit wurde, so verdankt er diesen Erfolg im letzten Grunde der Tatsache, daß ihm die eigene Veranlagung gestattete, den in Italien seit der Frührenaissance konsequent durchgebildeten rationellen, individualistischen Wirtschaftsgeist auf einen bis dahin unerreichten Höhepunkt weiterzuführen. In dem wirtschaftlichen Rationalismus der Italiener, wie er sich zum Beispiel in der doppelten Buchführung ausdrückte, hat Jakob Fugger ein so wesentliches Stück moderner Geschäftsgebarung gefühlt, daß er in seinem Unternehmen schließlich die Buchhaltung auf einen derart seltenen Höhepunkt brachte, wie er selbst in Italien kaum übertroffen wurde. Als Matheus Schwarz, Jakob Fuggers späterer bewährter Hauptbuchhalter, der als Jüngling in mehreren

italienischen Städten die besten Lehrer für Buchführung gesucht hatte, nach Augsburg kam, erkannte er — von Jakob Fugger angestellt — daß es nicht nötig war, etwas in der Fremde zu suchen, was er als Lehrling der Fugger sich zu Hause hätte aneignen können. Auf solcher Höhe stand die italienische Buchhaltungspraxis der Firma unter Jakobs Leitung. Der Lehrling der Italiener, der Jakob Fugger in seiner venezianischen Zeit gewesen war, erscheint als Meister in einem grundlegenden Teil seines Berufes.

Dabei ist es nicht die äußere Technik der Buchführung, auf die es hier in erster Linie ankommt, sondern der Wesensgehalt, der ihr zugrunde liegt, der Zweck, den sie zu erreichen trachtete. Was die genaue Buchführung, diese Erfindung des ökonomischen Rationalismus der Italiener, so unentbehrlich für die Erziehung zum Großunternehmer machte, war doch wohl zweierlei. Man wollte einmal durch die Anwendung der doppelten Buchführung sich in jedem Augenblick volle Klarheit über die jeweilige Geschäftslage geben können. „Deutlich, wie man sich selbst im Spiegel erschaut, so müsse sich das Geschäft in der Buchhaltung widerspiegeln." So hat Matheus Schwarz, der kaufmännische Zögling Jakob Fuggers, die Aufgabe der Buchhaltung gekennzeichnet. Es ist Fuggerscher Geist, der hier aus seinem Kontor, der berühmten goldenen Schreibstube, uns entgegenweht.

Hiermit ist aber die Bedeutung der doppelten Buchführung für die Herausbildung zum großen Unternehmer nicht erschöpft. Diese folgerichtige Art der Buchhaltung war nicht allein ein wirksames Hilfsmittel, um Klarheit über die jeweilige Lage des Handelsgeschäftes zu bekommen, mit ihrer Hilfe konnte sich der groß angelegte Geschäftsmann auch jene völlige Objektivität dem Ganzen wie dem Einzelnen der Geschäftsvorgänge gegenüber anerziehen, die letzten Endes den Erfolg sichert. In Jakob Fugger traf der kaufmännische Erziehungsfaktor, den die doppelte Buchführung darstellt, auf eine wesensverwandte Veranlagung. Allzeit wußte der hochentwickelte Intellekt, der ihn auszeichnete, einen kühlen Abstand zu den Unternehmungen einzuhalten, die an ihn herantraten. Besonders zu allen gewagten Geld- und Warenspekulationsgeschäften. Genau und kühl — wie mit einer Waage — wog dieser Mann die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten eines Geschäftes. Da wurde sich nichts in Hoffnungsfreudigkeit vorgetäuscht. Alles ward beiseite geschoben, was kühlem, verstandesmäßigem Erwägen nicht standzuhalten vermochte. Der Optimismus, den jeder Führer, auch der Wirtschaftsführer braucht, trat erst in sein Recht, wenn alle Vorsichtsmaßregeln getroffen waren.

Bezeichnend für Jakob Fuggers Geistesverfassung ist sein geschäftliches Verhältnis zu Kaiser Maximilian I. und Kaiser Karl V. In seltener Treue hat er allzeit dem Hause Habsburg gedient. Soviel er konnte, unterstützte er durch die Macht seines Geldes und seines Kredites die kaiserliche Politik. Aber niemals hat sich Jakob Fugger trotz allen Drängens und trotz aller Schmeicheleien der

kaiserlichen Finanzagenten durch das stolze Bewußtsein seiner Unentbehrlichkeit dazu hinreißen lassen, die Warnungen eines ruhigen geschäftlichen Nachdenkens zu vernachlässigen. Nur so weit erfolgte eine Kreditgewährung, als sie vom kaufmännischen Standpunkt aus begründet werden konnte. Solche Geistesart hat Jakob Fugger zeit seines Lebens vor waghalsig-spekulativen Unternehmungen bewahrt. Im Gegensatz zu manchem anderen Augsburger seiner Zeit! Wie Macchiavelli es dem politischen Führer vorschrieb, die stumpfe Machtgier zu verachten, den Kopf kühl zu halten und nur das Erreichbare zu wollen — so handhabte dieser Augsburger Wirtschaftsführer seine Geschäftspolitik.

Wenn man die Einwirkung des italienischen wirtschaftlichen Rationalismus auf Jakob Fugger in einem Satz zusammenfassen will, so kann man ihn als den bedeutendsten deutschen Renaissancemenschen auf wirtschaftlichem Gebiet bezeichnen. Nicht nur im Stil seiner Geschäftsführung dienten ihm die großen Kaufleute Italiens zum Vorbild. Auch sein Privatleben zeigt in der Geschmacksrichtung, die seine Kunst- und Wissenschaftsfreude nahm, wie stark ihm der Lebensstil der Renaissance wesensverwandt war. Jakob Fugger ist der erste deutsche Kunstmäzen gewesen, der in seinem Augsburger Palast, besonders aber in seiner herrlichen Grabkapelle zu St. Anna, der deutschen Frührenaissance die Wege geebnet hat. Und wie seine starke Bauluſt dem Geist der Renaissance entsprach, so auch seine Freude an der Wissenschaft. Mehrere Bibliotheken, die, von den nachfolgenden Fuggerschen Generationen vermehrt, die Grundstöcke noch heute berühmter Büchereien geworden sind (Wiener Hofbibliothek, Münchner Staatsbibliothek, Heidelberger Universitätsbibliothek usw.), gehen in ihren Anfängen auf Jakob Fugger zurück. Sie künden auch von der Seite der Wissenschaft her den Nachruhm als einen der großen Lebensträume des Renaissancemenschen.

So groß nun auch zweifellos die Einwirkung Italiens auf Jakob Fugger gewesen ist, ganz vermag sie den Werdegang dieses Wirtschaftsführers nicht zu erklären. Schon deshalb nicht, weil der Augsburger Handelsherr auch Keime des europäischen Wirtschaftslebens zur Reife gebracht hat, die die Italiener kaum gepflegt haben. Vor allem auf dem Gebiet des Montanwesens, also des Bergbaues und Hüttenwesens ist das der Fall. Wenn Jakob Fugger als Montanindustrieller eine Wirksamkeit entfaltete, die ihn zum Führer der damaligen Weltwirtschaft auf diesem Gebiete erhob, wenn der große Augsburger dabei der Vorläufer der deutschen Industriekapitäne des neunzehnten Jahrhunderts zu werden berufen war, so wandelte er hierbei in den Spuren nicht des italienischen, sondern des deutschen, besonders des Augsburger Unternehmertums der frühkapitalistischen Zeit.

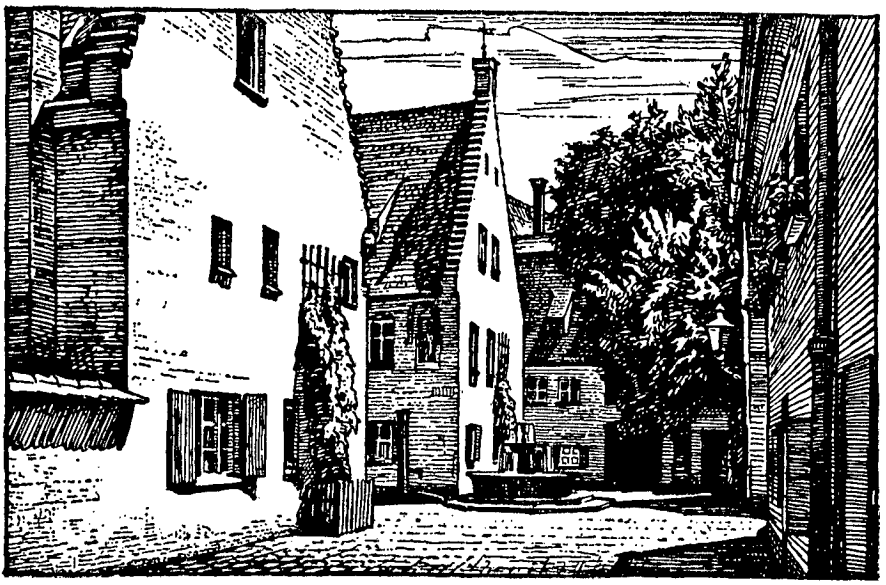
In dieser und in anderen Beziehungen ruhen starke Wurzeln der Leistungen Jakob Fuggers in der besonderen Gestaltung, die das Wirtschaftsleben seiner Vaterstadt Augsburg seit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nahm. Gewiß

liegen hier starke Wechselbeziehungen vor. Jakob Fugger hat das wirtschaftliche Augsburg seiner Zeit und fortwirkend auch das Augsburg der nächsten Generationen formen und gestalten helfen wie kein anderer. Das Augsburg der Renaissance, wie es groß und eindrucksvoll an der Schwelle der Neuzeit steht, ist nicht nur zufällig das Augsburg der Lebenstage Jakob Fuggers, nicht nur der äußere Rahmen seines Daseins. Dieses Augsburg ist in seinem einzigartigen wirtschaftlichen Gesicht zu einem nicht geringern Teil auch die Schöpfung Jakob Fuggers. Es sind in vieler Beziehung seine Wege, die das übrige Augsburger Unternehmertum im Zeitalter seines größten Führers und noch lange nachher gegangen ist.

Und dennoch, so sehr auch Jakob Fugger dem Wirtschaftsleben seiner Vaterstadt auf lange hinaus seinen Geist aufdrückte, so stark ist doch auch wieder seine eigene Entwicklung beeinflußt und bedingt worden durch den Rahmen, den ihr Augsburg, die Vaterstadt gab. Weder in Lübeck noch in Köln, noch selbst in Ulm oder Nürnberg hätte Jakob Fugger das werden können, was er schließlich in Augsburg geworden ist. In keiner anderen Stadt hätte er zum Beispiel zum größten Industriellen seiner Zeit werden können. Hier half dem kaufmännischen Genie die Gunst der geographischen Lage der Vaterstadt, die Nähe des erzreichen Landes Tirol und die Vorarbeit seiner unternehmungslustigen Mitbürger. Der Aufstieg Augsburgs und der Aufstieg der Fugger verläuft in einer merkwürdigen Parallelität der Ursachen. Augsburg verdankt seinen großen Aufschwung der Tatsache, daß eine Anzahl seiner Bürger im fünfzehnten Jahrhundert die schwäbische Barchentweberei ins Große fortentwickeln halfen. Es waren nicht die Fugger allein, es waren auch nicht die Fugger zuerst, die aus der Augsburger Weberzunft in die Kaufmannszunft und von dort in die erste Reihe der europäischen Unternehmerschaft emporstiegen. Neben ihnen sind die Ehem, die Bimmel, die Höchstetter u. a. zu nennen. Auch ihre Ahnherren standen am Webstuhl, die Enkel waren Kaufleute von Weltruf und Bankiers von Königen und Fürsten.

Eine zweite Ursache des Aufschwungs, den Augsburg um die Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts nahm, liegt im folgenden: Die Augsburger Kaufmannschaft ist mit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts immer tatkräftiger in den Erzgroßhandel und in die Montanindustrie hineingegangen. Sie hat damit einen Hauptteil jener großen Geldgewinne, die in dem jetzt voll entfalteten Bergbau, Hüttenwesen und Metallhandel Europas zu machen waren, in ihre Geldschränke zu leiten verstanden. Dabei wurde es für die Stadt Augsburg von der größten Bedeutung, daß Tirol, die Stätte der stärksten Montanindustrie der Zeit, so nahe gelegen war.

Auch in dieser zweiten Ursachenreihe geht die Fuggersche Entwicklung der allgemeinen Augsburger parallel. Jakob Fugger ist nur einer von vielen und nicht etwa der erste Augsburger gewesen, der sich dem Erz- und Montangeschäft stark



Die Fuggerei in Augsburg, eine Wohnsiedlung für arme Bürger, 1519 von Jakob Fugger angelegt

zuwandte. Freilich hat er dann hier die Entwicklung auf den Höhepunkt geführt. Er ist der Hauptvertreter dieser neuen Schicht montanindustriell interessierter Geschäftsmänner geworden, wie sie sich in Augsburg, aber auch in Nürnberg und Leipzig zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts herausbildete. In ihm hat diese moderne Form des europäischen Unternehmertums eine frühe klassische Ausprägung erfahren. Immer stärker tritt im Fuggerschen Unternehmen allmählich das übrige Warengeschäft vor dem direkten und indirekten Erwerb und Vertrieb von Bergbauerzeugnissen zurück. Man wird schließlich Jakob Fugger am Ende seiner Laufbahn schon mehr als Großindustriellen ansprechen dürfen, wenngleich noch wesentliche Reste rein händlerischer Tätigkeit an ihm hängen blieben.

Nächst dem Geschäftsgeist der Einwohnerschaft seiner Heimatstadt ist für das Werden eines genialen Kaufmanns der Geist der Wirtschaftspolitik seines Wohnortes von der allergrößten Bedeutung. Das, was sich der große Unternehmer für seine Entfaltung wünscht, ist wirtschaftliche Freiheit und Ungebundenheit. Der größte Teil der Gesellschaft des sechzehnten Jahrhunderts dachte anders über diese Dinge. Überwiegend beherrschte damals noch der christlich-solidaristische, nicht der individualistische Wirtschaftsgedanke die Gemüter. Auch Kirche und Staat wendeten sich, wenigstens theoretisch und soweit wie es ihre Finanznot zuließ, gegen ein allzu starkes Gewinnstreben der Kaufleute, gegen Preistreibereien, gegen Kartelle und Monopole, gegen die großen Handelsgesellschaften, die den Mittelstand erdrückten. In den großen sozial- und wirtschaftspolitischen

Kämpfen, die sich damals vornehmlich auf den deutschen Reichs- und Landtagen abspielten, deren Wogen aber auch um die Kirchen- und Universitätskanzeln der großen Moraltheologen der damaligen Zeit brandeten, in diesen Kämpfen nimmt Augsburg eine besondere Stellung ein. Entgegen den konservativen wirtschaftspolitischen Anschauungen, wie sie selbst in Nürnberg und Ulm schließlich die Oberhand behielten, ist der Rat der Stadt Augsburg für einen wirtschaftlichen Liberalismus eingetreten. Das war der Nährboden, den ein Jakob Fugger brauchte. Augsburg nahm einen Teil jener wirtschaftspolitischen Ideen von der Freiheit des Individuums in der Verfolgung seiner wirtschaftlichen Interessen vorweg, die sich voll erst im neunzehnten Jahrhundert durchsetzen sollte. Darum konnte auch Jakob Fugger gerade in Augsburg die Gestalt des großen Unternehmers unserer Zeit wenigstens im Umriß schon vorweg entwickeln.

Der Wortführer der neuen Augsburger Wirtschaftsgesinnung, der theoretische Vertreter und Verteidiger des Renaissancegeistes in der führenden Augsburger Handelswelt ist der Humanist Dr. Konrad Peutinger geworden. Mit diesem seinem juristischen Berater zusammen hat Jakob Fugger sich starken Einfluß auf die Wirtschaftspolitik Karls V. im Sinne eines Liberalismus zu verschaffen gewußt.

Einen weiteren Nährboden für das Wachstum des königlichen Kaufmanns stellte die Umwelt, die ihm die eigene Familie bot, dar. Jakob Fugger hat nicht von unten herauf den geschäftlichen Aufbau der Fuggerschen Handelsgesellschaft führen müssen. Vorgänger in der Familie waren ihm darin vorausgegangen. Er selbst repräsentiert bereits die dritte Generation tüchtiger Geschäftsmänner seiner Familie. Sein Großvater Hans war in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts aus dem Dorfe Graben auf dem Lechfeld in Augsburg eingewandert. Er hatte, zunächst als einfacher Weber, dann als Verleger von Webern und als Kaufmann, die geschäftliche Zukunft der Familie begründet. Sein Sohn Jakob der Ältere, der Vater Jakob Fuggers des Reichen, hatte nach ihm den Aufstieg der Familie glänzend weitergeführt. Kurz vor seinem Tod (1469) stand er schon auf der siebenten Sprosse in der Stufenleiter der reichen Augsburger seiner Zeit. Auch er saß noch in der Weberzunft, obwohl sicherlich die kaufmännische Tätigkeit, der Handel mit hausindustriell hergestelltem Barchent, bei ihm überwog.

Zu früh für seine meist noch unmündigen Kinder starb dieser ältere Jakob Fugger im Jahre 1469. Mutig ergriff seine Witwe das Steuer des glückhaften Schiffes der Familie. Es gelang der tapferen Frau mit Hilfe ihres ältesten Sohnes Ulrich und später durch die Unterstützung von dessen heranwachsenden Brüdern Georg und Jakob, das Fuggersche Vermögen sogar noch zu vermehren. Sieben Söhne hatte die wackere Fuggerin geboren, vier waren in jungen Jahren gestorben. Nur Ulrich, Georg und Jakob II., später zubenannt der Reiche, blieben am Leben. Da gab, um den Bestand der Firma möglichst sicherzustellen, Jakob II., der bereits die niederen Weihen empfangen hatte, die Wissenschaft und den priesterlichen Beruf preis, um Kaufmann zu werden.

Brief Jakob Fuggers
an den Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg
12. Februar 1519

(Berlin, Preuß. Staatsarchiv)

Der hier im Faksimile wiedergegebene Brief ist ganz eigenhändig von dem großen Kaufmann geschrieben. Er beschäftigt sich in der Hauptsache mit der Kaiserwahl Karls V. und den damit zusammenhängenden Finanzgeschäften der Fugger, der Welser und einiger italienischer Bankiers. Eine Schriftübertragung des vielfach schwer lesbaren Originals hat A. Korzendorfer im Archiv für Postgeschichte in Bayern (1930) versucht. Wir drucken die dort ebenfalls gegebene hochdeutsche Übersetzung ab.

Dem durchleuchtigisten und hochgebornen Fürsten und Herrn,
Herrn Joachim Marggraven zu Brandenburg, des hailigen
Römischen Reichs Ertz-Camerer und Churfürst etc
meinem genedigisten Herrn zu aigen Hannden

Mein hochgeborner Fürst und Herr

Mein untertäniger williger Dienst ist für Euer kurfürstlichen Gnaden stets bereit. Gnädigster Herr, auf Euer Anfragschreiben, datiert Hall, am Tag Mariä Reinigung [2. Februar], ob die ganze Wechselsumme in der Angelegenheit König Karls bei mir und den Welsern eingetroffen ist, gebe ich Euer Gnaden folgenden Bericht:

Zuerst, in welcher Höhe ich mich gegen E. f. G. verpflichtet habe, das hat seinen Bestand, da kann nichts fehlen. Außerdem sind mir heute durch die Räte und Kämmerer Seiner Majestät des Königs von Spanien fünf Wechsel — zwei auf mich und die auf Welser lautend über 110000 und 33000 rheinische Gulden — überantwortet worden, weiter drei andere Wechsel auf eine Anzahl welscher Kaufleute über 55000 rheinische Gulden; die ganze Summe macht also 275000 rheinische Goldgulden aus. Noch habe ich bei 153000 Gulden und außerdem standen noch im Feuer über 126000 Gulden, so daß es sich alles in allem um 454000 rheinische Gulden handelt, wovon ich Euer Gnaden 100000 Gulden zu bezahlen schuldig bin und außerdem das übrige, wie Euer kurfürstlichen Gnaden wohl wissen.

Gnädigster Herr, ich habe vor einigen Tagen E. f. G. geschrieben und zwei gesiegelte Briefe mitgeschickt, die mir durch den Rat und Kämmerer der spanischen Majestät, Herrn Paul Armstorf, überbracht wurden. Der eine Brief betrifft die Heirat der Schwester König Karls mit dem Sohne Euer Gnaden, der andere Brief ist eine Bestätigung aller Handlungen, die der verstorbene Kaiser [Maximilian I.] und sein Schatzmeister vorgenommen haben. Die zwei Kopien habe ich mit meiner eigenen Hand geschrieben, damit Euer kurfürstliche Gnaden denselben desto mehr Glauben schenken mögen; mein gnädiger Herr Markgraf Casimir und Graf Mansfeld werden meinen Brief und die Kopien meiner Briefe Euer kurfürstlichen Gnaden selbst bringen. Ich meine, daß in allen diesen Angelegenheiten nichts unterlassen wurde. Diese meine untertänige Meinung habe ich in meinem Schreiben anzeigen wollen. Wenn ich E. kurf. Gnaden weiteren Dienst erweisen könnte, werde ich hierzu allzeit willig sein.

Datum Augsburg 12. Februar 1519

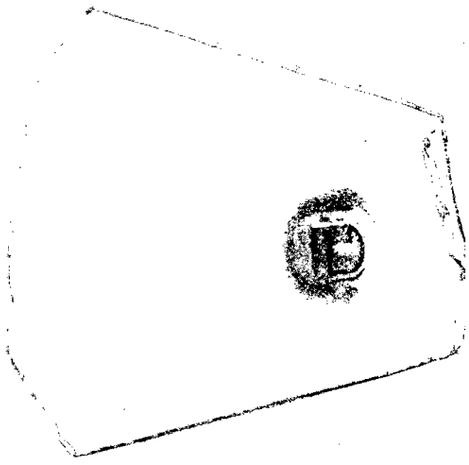
Euer kurfürstlichen Gnaden untertäniger
Jakob Fugger m. p.

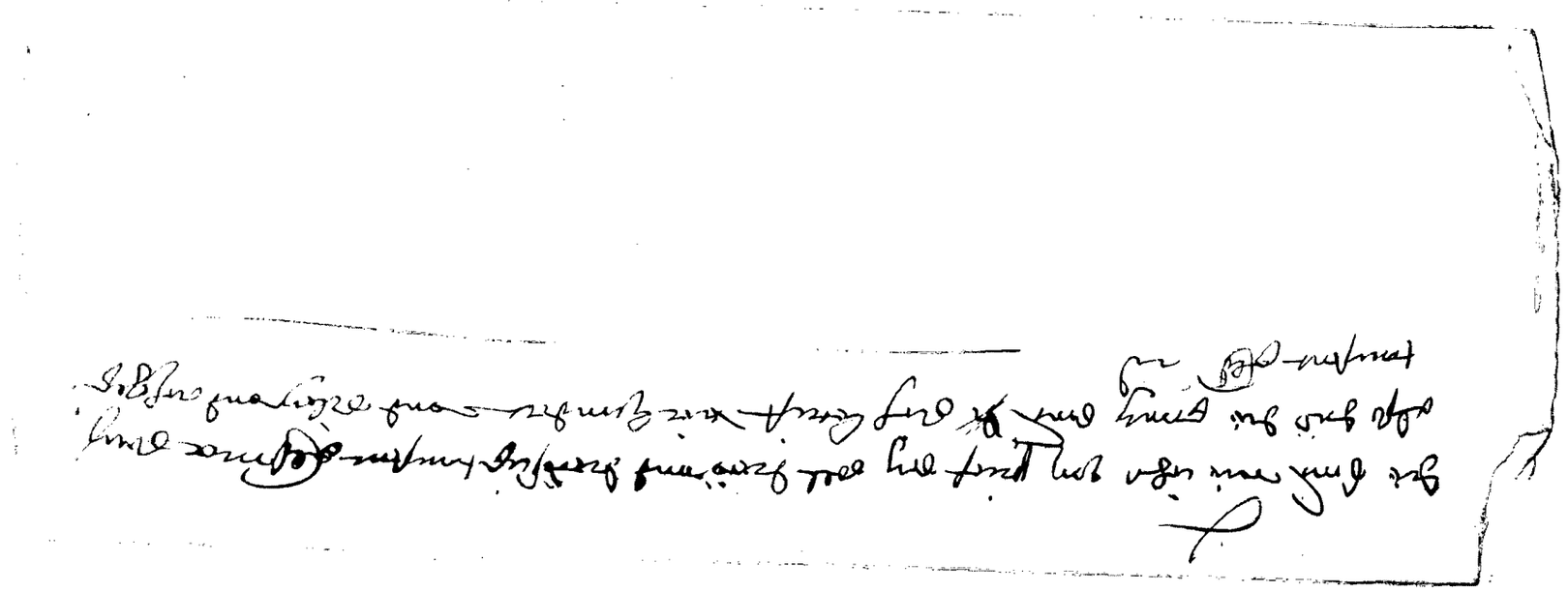
Beiblatt (jetzt auf die Anschriftseite geklebt)

Die Summe wie ich sie im Brief angegeben habe, ist um 33000 Gulden höher; die ganze Summe macht also 487000 rheinische Gulden aus.

1579 12 Febr.

Dem durchleuchtigisten vnd hochge-
bornen fürsten vnd herrn
herrn Joachim Marggrauen
zu Brandenburg des hailigen
Romischen Reichs Ertzcamerer
vnd Churfürst ꝛc meinem gene-
digisten herrn zu aigen hannden





Wir dürfen annehmen, daß dem jungen Gottesgelahrten der Ruf aus der Studierstube in das Kontor nicht besonders angenehm gewesen ist. Aber später, wenn nicht sogleich, hat Jakob Fugger es als eine natürliche und berechtigte Notwendigkeit empfunden, daß in einer Familie, die zu geschichtlicher Größe emporsteigen will, das einzelne Familienmitglied sein eigenes Lebensschicksal dem Geschick der Gesamtfamilie unterzuordnen hat. Jakob Fugger war auch später immer so familiengemeinschaftlich eingestellt. Deshalb konnte er, bald zur Führung im Hause Fugger gelangt, auch von den übrigen Familienmitgliedern dieselbe hohe Auffassung vom Gesamtfamilieninteresse und dieselbe innerliche Verpflichtung dem Unternehmen gegenüber mit Unerbittlichkeit fordern.

Wann die Führerstellung Jakobs in der Fuggerschen Handelsgesellschaft endgültig besiegelt wurde, wird sich wohl kaum auf das Jahr genau feststellen lassen. Jedenfalls hatte er bereits hervorragenden Anteil daran, daß im Jahre 1494 die drei Gebrüder Ulrich, Georg und Jakob Fugger, nach Auflösung der älteren, als Erbengemeinschaft betriebenen Handelsgesellschaft der Fugger, für sich zu einer Offenen Handelsgesellschaft zusammentraten. Ein untrügliches Quellenzeugnis dafür, daß Jakob nicht lange darauf der Führer dieser Offenen Handelsgesellschaft, die nach dem ältesten der Brüder Ulrich Fugger und Gebr. hieß, geworden war, ist uns erst aus dem beginnenden sechzehnten Jahrhundert bekannt. Als Anfang des Jahres 1503 der Kanzler des Grafen Wilhelm von Henneberg an einen Verwandten der Fugger die Frage richtete, an welchen der Brüder er sich am besten wende, wenn er in geschäftliche Beziehungen zur Fuggerschen Handelsgesellschaft treten wolle, antwortete man ihm, er solle sich an Jakob halten, der sei der „rechte Schaffierer", ohne ihn unternähmen die zwei älteren Brüder nichts von Bedeutung.

So war Jakob die Seele des Fuggerschen Geschäftshauses geworden. Was immer an Bedeutendem nun in dem Fuggerschen Handelsverband geschah, muß als Jakobs Werk gelten. Gleichgültig, ob es sich dabei um die äußere Ausdehnung des Unternehmens oder um seine innere Kräftigung durch eine zweckentsprechende Familienpolitik handelte. Früh beginnt der Kampf dieses weitsichtigen Mannes gegen jene natürlichen Verfallsgefahren, die jede reiche Kaufmannsfamilie in ihren späteren Generationen bedrohen. Jakobs Gedanken waren insonderheit darauf gerichtet, über Todesfälle und Erbteilungen, über zukünftige Handelsabneigung und Separationswünsche einzelner Familienmitglieder der drei Gesellschafter hinweg das Unternehmen dem Fuggerschen „Stamm und Namen" so lange wie möglich groß zu erhalten. Während dreier Jahrzehnte seines Lebens rang Jakob mit dieser im Grunde unlösbaren Aufgabe. Die Unbekümmertheit eines Emporkömmlings, eines Vertreters der ersten Generation, die sich im Schaffen für die Gegenwart gefällt, ohne sich groß um die Zukunft des emporgebrachten Geschäfts zu sorgen, diese Unbekümmertheit hat der hochgebildete Mann kaum verspürt. Dafür war er immer zu sehr weiten Gesichtspunkten zugewandt. Dafür lagen die

Zeiten des ersten Aufstiegs der Familie schon zu weit hinter ihm. Dafür besaß Jakob schon zu viel verantwortungsvolles, den künftigen Generationen verpflichtetes Bewußtsein, da er in einem der ersten Augsburger Kaufmannshäuser aufgewachsen war. Nicht nur auf die Größe, sondern auch auf die Dauer des Fuggerschen Unternehmens maßgebend einzuwirken, sah Jakob als seine Schicksalsbestimmung an. Auch die falsche Liebe mancher reichgewordener Väter blieb ihm fremd, die, der Enkel und Urenkel uneingedenk, zunächst einmal den Kindern den arbeitslosen Genuß eines harterworbenen Reichtums als vermeintliches Glück überlassen zu dürfen glaubt. Jakob Fugger hatte keine Kinder. Das ist für die Entwicklung nicht nur seiner eigenen Persönlichkeit, sondern auch der Fuggerschen Unternehmung von größter Bedeutung geworden. Denn dem Nepotismus, der übertriebenen Neffenliebe, einer häufigen geistigen Krankheit hochstehender, kinderloser Männer seines Zeitalters, hat Jakob Fugger keinen Tribut gezollt.

So konnte der große Kaufmann, kühl bis ans Herz hinan, all seine Sorge der gegenwärtigen und der zukünftigen Erhaltung der Größe des Fuggerschen Unternehmens widmen. Wie ein absoluter Herrscher hält er den Neffen gegenüber auch nach dem Tode ihrer Väter (Ulrich war 1510, Georg schon 1506 gestorben) fast brutal die Zügel der Regierung in seiner Hand. Selbst für die Zeit nach seinem eigenen Tode suchte Jakob die Familienpolitik noch in seinem Sinne zu lenken. Wie er sich nur als erster Diener des Fuggerschen Geschäftes fühlte, so sollten auch die Neffen und deren Nachkommen handeln. Alle männlichen Mitglieder der Familie sollten ihre Vermögen im Geschäft belassen und sich einer aristokratischen Führerschaft jeweils der zwei geschäftstüchtigsten unter ihnen unterstellen. Gewisse große Vermögenswerte, namentlich auch Grundbesitz, wurden in einer Art Geschäftsfideikommiß dem weiblichen Erbgang entzogen und den Mitgliedern der Fugger-Compagnie vorbehalten.

Das ist die eine große Linie der Jakob Fuggerschen Handelsverbandspolitik. Die zweite Linie ist mehr nach außen gerichtet und verläuft im wesentlichen als eine Politik gegenüber Verschwägerten und gegenüber alten, verdienten Handelsangestellten, sogenannten Faktoren. Sie beruht darauf, daß all diese nichtfuggerschen Elemente, die die natürliche Neigung hatten, in die Leitung des Unternehmens hineinzudringen, schroff abgewiesen wurden. Mit dieser Politik stellt sich Jakob Fugger in Gegensatz zu fast allen Handelsverbänden seiner Zeit. Charakteristisch für die meisten anderen großen süddeutschen Handelsgesellschaften ist die Tatsache, daß sich in ihnen entweder schon von vornherein Mitglieder verschiedener Familien zusammenfanden oder daß sie allmählich Verschwägerte und tüchtige Handelsdiener als Gesellschafter aufnahmen. In bewußter Politik hat Jakob Fugger dieses System, das zu fortwährenden Streitigkeiten innerhalb der Leitung des Handelsverbandes führen mußte, abgelehnt. Fremdes Blut war aus der Leitung des Fuggerschen Unternehmens grundsätzlich und ein für allemal ausgeschlossen. Auch in dieser Beziehung stellt das organisatorische Meisterwerk, das Jakob in dem Fug-

gerschen Handelsverbande schuf, etwas ganz Eigenartiges dar. Kaufmännische Zeitgenossen haben es als nachahmenswert erkannt und nachzumachen versucht, aber in voller Reinheit und Größe ist das Beispiel nicht erreicht worden.

Größeres noch als in der schwierigen Frage der Handelsverbandspolitik hat Jakob in dem geschäftlichen Ausbau seines Unternehmens geleistet. Dabei ist, wenn auch die alten Zweige Fuggerscher Handelstätigkeit, der Barchenthandel, der Handel mit italienischen Seidenstoffen, mit indischen Gewürzen usw., beibehalten und vergrößert wurden, doch die Neigung Jakobs zur Spezialisierung nach der Seite des Metall- und Geldhandels hin unverkennbar. Im Erzhandel und Bergbau sowie im großen Finanzgeschäft mit den Habsburgern führt schließlich der königliche Kaufmann von Augsburg die Fuggersche Compagnie auf eine weltgeschichtliche Höhe.

Tirol und Ungarn, die beiden größten Silber- und Kupferproduktionsstätten der Erde, ehe sich noch vor der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Minen Amerikas für den Welthandel öffneten, zogen schon lange vor Ablauf des fünfzehnten Jahrhunderts in wachsendem Maße die Unternehmungslust Jakob Fuggers vorwiegend an. Mochten auch die tatkräftigen eingeborenen Tiroler Bergwerks- und Hüttenunternehmer die Schwaben mit scheelen Augen ansehen, die habsburgischen Herren des Landes wollten die Kapitalkraft und die Welthandelskunde der Augsburger Kaufleute nicht entbehren, wenn es galt, der montanindustriellen Entwicklung des Landes ein Tempo zu geben, das ihrem Geldbedürfnis einigermaßen entsprach. Das Haus Habsburg und sein Wille, zur Weltmacht aufzusteigen, bestimmt um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts den Lauf dieser Dinge, nicht die Eifersucht der Tiroler Unternehmer. So vermochte Tirol mit seinen Bodenschätzen ein Eckstein in dem Aufbau des Augsburger Reichtums jener Epoche zu werden. Die starken Grundlagen auch des Fuggerschen Vermögens wurden in den Tiroler Bergen gewonnen. Nur Ungarn kann in dieser Beziehung mit Tirol verglichen werden. Dort hat sich Jakob mit der einheimischen Familie Thurzo in einer besonderen, von der Fuggerschen und der Thurzoschen völlig getrennten Handelsgesellschaft, die den Namen „Ungarische Handelsgesellschaft" bekam, zur Ausbeute der Karpathenbergwerke zusammengetan. Es war nicht Zufall, sondern wirtschaftsorganisatorische Kombinationsgabe und genaue Kenntnis der Produktions- und möglichen Absatzverhältnisse, die Jakob Fugger zur Zusammenarbeit mit den Thurzo veranlaßte. Wie hinderlich wäre zum Beispiel die Konkurrenz der Thurzo dem Tiroler Kupfer auf dem italienisch-levantinischen Markt geworden, wenn Jakob durch die Thurzo keinen Einfluß auf die wachsende ungarische Produktion erhalten hätte, die eine noch viel reichere Ausbeute versprach als die Tiroler. Ein anderes kam hinzu: Nie und nimmer hätte die nationale Eifersucht der Magyaren dem fremden Händler allein die Ausbeute der wichtigsten Schätze des Landes gegönnt und erlaubt. So teilte der klug rechnende Augsburger Kaufmann mit einer im Lande gesessenen Familie den Gewinn, der ihm allein versagt

geblieben wäre. Wie so oft später im neunzehnten Jahrhundert vereinigte sich in Johann Thurzo und in Jakob Fugger einheimisches Bürgertum mit dem auswärtigen Kapitalisten zum Ausbau der Volkswirtschaft eines materiell zurückgebliebenen Landes. Wie so oft später fand sich aber auch in dem Bergwerkssachverständigen Johann Thurzo und in Jakob Fugger die Kunst des Erfinders mit der Finanzkraft des großen Kaufmanns und Geldmannes zu wirtschaftlichen Großtaten zusammen.

Von der größten Bedeutung wurde die Tatsache, daß Jakob Fugger die ungarische und die Tiroler Produktion zeitweise völlig beherrschte, für die Kupferpreispolitik dieses Wirtschaftsführers. Viele Jahrzehnte hindurch sollte hier der Lebensnerv seiner Tätigkeit liegen. Selbstverständlich hat Jakob immer einen so hohen Kupferpreis zu erreichen gesucht, wie der Markt es gestattete. Der Gedanke, daß das ein Verstoß gegen die ethische Forderung des gerechten Preises sein könne, lag ihm fern. Auch zu Kartellverabredungen, die den Zweck hatten, den Kupferpreis in die Höhe zu treiben oder doch zum mindesten auf der Höhe zu halten, hat Jakob Fugger seine Machtstellung in Tirol und Ungarn unbedenklich mehrmals benutzt. Ganz wohl ist freilich dem großen Kaufmann bei dieser Monopolpreis- und Kartellpolitik auch in der Zeit ihres vollen Erfolges nie gewesen. Er wußte, daß er hier der öffentlichen Meinung die breiteste Angriffsfläche bot. Mehrmals ließ sich Jakob deshalb durch kaiserliche Urkunden verbriefen, daß seine Kupferpreispolitik nicht als monopolistisch im Sinne der reichsgesetzlichen Monopolverbote angesehen werden sollte. Des öfteren mußte Jakob Fugger erfahren, wie nötig diese Rückendeckung war. Im Jahre 1523 wollte der Reichsanwalt gegen die Augsburger Monopolisten vorgehen. Er lud eine ganze Reihe der dortigen Großhandelsherren, Jakob Fugger an der Spitze, wegen Monopolvergehens vor das Reichsgericht. Es mag kein Tag der Freude für die führende Augsburger Familie gewesen sein, als Ihrer Römischen Kaiserlichen Majestät Kammergerichtsbote in der berühmten goldenen Schreibstube erschien und dem Führer des Hauses die Ladung feierlich überreichte. Mit fieberhafter Eile suchte Jakob Schutz vor dem nahenden Unheil. Jetzt mußte der Kaiser, dem der große Kaufmann so oft in schwerer Not beigestanden hatte, dem Kaufmann beistehen. In der Tat richtete Karl V. sofort ein energisches Schreiben an den obersten Reichsanwalt und befahl ihm, das Verfahren einzustellen.

So konnte Jakob ungestört seine Preispolitik auf dem Weltkupfermarkt weiterverfolgen. Ohne Zweifel hat er als Großindustrieller in Tirol und in Ungarn den größten Teil des Fuggerschen Gesellschaftsvermögens geschaffen, das sich vom Jahre 1494 bis zum Tode Jakob Fuggers im Jahre 1525 von zirka fünfzigtausend Goldgulden auf mehr als zwei Millionen Goldgulden vermehrte. Eine gewaltige Summe, wenn man bedenkt, daß ein Goldgulden einen Goldgehalt von mehr als acht Vorkriegsgoldmark hatte. Dabei ist die viel höhere Kaufkraft des Geldes im sechzehnten Jahrhundert noch gar nicht gerechnet. Die zwei Millionen Goldgulden

dürften mindestens fünfzig Millionen Vorkriegsgoldmark entsprochen haben. Gestützt auf solche Geldkraft, konnte Jakob als Bankier der Kaiser, Könige und Päpste auf den Gipfelpunkt seiner äußeren Macht und seines europäischen Ansehens steigen. Es gibt vielleicht kein Kaufmannshaus, das mit der Macht seines Geldes so nachdrücklich wie das Fuggersche für seine fürstlichen Geschäftsfreunde eingetreten ist. Namentlich der deutschen und der spanischen Habsburger Politik fand bei den Fuggern die stärkste Stütze. Unter Jakob liefen die goldenen Fäden des habsburgischen politischen Systems in der Fuggerschen Schreibstube zum Schaltbrett zusammen. Wo immer dieses Herrscherhaus in jener Zeit durch Unterhandlungen oder in Kriegszügen seiner werdenden Großmacht Raum zu verschaffen suchte, trat ihm die Fuggersche Geldkraft helfend zur Seite. Ob die Habsburger die Waffen der Diplomatie und des Krieges gegen Karl VIII. und Franz I. von Frankreich oder gegen Venedig oder gegen die Türken trugen, überall stützten sie sich auf den fast unerschöpflichen Kredit Jakob Fuggers des Reichen. Mit Hilfe der umfassenden Organisation des Fuggerschen Wechselverkehrs überwies der große Kaufmann den Söldnerführern und Diplomaten Maximilians I. englische Hilfsgelder von Antwerpen nach Süddeutschland oder Italien. Auf demselben Wege wurden die reichen geldlichen Mittel, über die Karl V. in Spanien verfügte, rasch und sicher auf dem Punkte der Erde eingesetzt, wo sie der habsburgischen Politik dienlich waren. Wenn Maximilian I., der letzte Ritter, in einer nicht selten abenteuerlichen Politik die reichen Hilfsmittel seiner Länder vergeudete, wenn seine unbezahlten Söldnerscharen den Gehorsam verweigerten, wenn die Finanzagenten des Kaisers keine Tür mehr wußten, an der sie Geld heischend anklopfen konnten, wenn alles für das Haus Habsburg verloren schien, dann blieb immer als letzte Zuflucht der große Fugger in Augsburg. Er gab nicht gern und namentlich niemals ohne Deckung. Ungemein schwierig war die Unterhandlung mit dem zähen und kühlen Rechner, aber wenn er schließlich zu helfen versprach, dann konnte man sich auf die pünktliche Durchführung seiner Finanzoperationen verlassen. Den Glauben an seine Zuverlässigkeit in geschäftlichen Dingen hat Jakob stets wie seinen Augapfel gehütet. In einem Briefe, den Ruy Fernandez, der Vorsteher der Königlich Portugiesischen Faktorei in Antwerpen, im Dezember 1519 aus Augsburg an König Manuel I. schrieb, ist die unbedingte geschäftliche Zuverlässigkeit Jakobs mit den folgenden Worten charakterisiert: Auf die mit dem Fugger eingegangenen Verträge könnte man wie auf Felsen bauen. Denn er sei ein Mann, der von dem, was er einmal versprochen habe, noch niemals zurückgetreten sei und niemals zurücktreten würde, selbst wenn er durch die Aufrechterhaltung seines Wortes zehn- oder zwanzigtausend Golddukaten in einer Stunde verlieren würde.

Durch seine häufigen Unterhandlungen mit den Finanzagenten der Krone, mit den kaiserlichen Räten und durch häufige Besuche der Habsburger und anderer hoher Persönlichkeiten in Augsburg wurde Jakob in die geheimsten Fragen der

Politik eingeweiht. Das ganz Europa umspannende System seiner Faktoreien, der ausgezeichnete Nachrichtendienst, den er einrichtete, die Größe seiner Geschenke, die manchen verschwiegenen Mund öffnete, gewährten Jakob Fugger jene sichere Kenntnis der treibenden Faktoren in der europäischen Politik seiner Zeit, die ihn Maßnahmen von erstaunlicher Voraussicht künftiger Machtverteilung treffen ließ. Es war keine nichtssagende Schmeichelei, sondern entsprach den Tatsachen, wenn der Rat von Nürnberg im Jahre 1519 an den großen Augsburger schrieb: er zweifle nicht daran, daß Jakob Fugger über jene ganz seltene Kenntnis der politischen Weltlage verfüge, die es ihm ermögliche, die Aussichten Karls I. von Spanien bei der deutschen Königswahl mit Sicherheit abzuschätzen.

Ohne Zweifel hat Jakob Fugger seine Kenntnisse der europäischen Lage ebenso für seine geschäftlichen Zwecke ausgenützt wie nur irgendein am Hof oder in den Ministerien gutangeschriebener Bankier des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts. Im Schatten der Habsburger zog er in das Gebiet ein, das er mit seiner Geldkraft den Habsburgern erobern half. Zusammen mit den habsburgischen Interessen weiß er seine eigenen in den neugewonnenen Staaten zur Geltung zu bringen. So war es in den Niederlanden, so in Ungarn und Tirol. Nirgends besser als in Ungarn kann man es beobachten, wie sich der große Kaufmann den Imperialismus der Habsburger für sein starkes geschäftliches Ausdehnungsbedürfnis, für seinen eigenen Willen zur Macht dienstbar zu machen wußte. Alle Kräfte, die ihm zu Gebote standen, stellte der Fugger Kaiser Maximilian I. für den Erwerb von Ungarn zur Verfügung. Darum war es nicht allein ein glänzender Erfolg der Habsburger, sondern auch der Fuggerschen Politik, wenn der Kaiser auf dem Wiener Kongreß an das Ziel seiner ungarischen Wünsche gelangte. Glänzend wie ein Hauptbeteiligter tritt der große Kaufmann bei Gelegenheit dieser Zusammenkunft der Könige des europäischen Ostens auf. Nach allen Seiten hin verteilt er an die hochadligen Förderer seines Handels kostbare Geschenke. Kein Wunder, wenn in dem Handelsunkostenbuch der Firma der Wiener Kongreß mit mehr als zehntausend Goldgulden Spesen erschien. Aber Jakob Fugger wußte, was er tat. Neue mächtige Freunde waren zu den alten hinzugewonnen. Höher noch als bisher stieg der Ruf und der Kredit seines Hauses.

Am stärksten offenbarte sich die Machtfülle Jakob Fuggers in dem Beistand, den er dem Hause Habsburg leistete, als es galt, dem Enkel Maximilians, König Karl I. von Spanien, dem späteren Kaiser Karl V., die deutsche Königs- und Kaiserkrone zu verschaffen. In dieser wichtigsten Angelegenheit der europäischen hohen Politik jener Zeit, in der Frage, ob die französischen Valois oder die Habsburger die deutsche Kaiserkrone tragen sollten, haben Geld und Kredit der Fugger vielleicht nicht unbedingt den Ausschlag gegeben, aber jedenfalls sehr stark dazu beigetragen, daß sich die Waage des Schicksals auf die Seite der Habsburger neigte. In den finanzpolitischen Geschäften, die mit der Wahl Karls V. zusammenhingen, ist Jakob Fugger zu jener europäischen Größe herangereift, die ihn zum erklärten

Führer seiner Standesgenossen machte. Seit er sich in klarer Erkenntnis der politischen Lage, mit vollem Bewußtsein der daraus folgenden geschäftlichen Folgen zum ersten Bankier auch Karls V. gemacht hatte, war seine Führerstellung in der europäischen Wirtschaftswelt nicht mehr zweifelhaft. Vergeblich hatte Bartholome Welser, der tüchtigste Kopf dieser nach den Fuggern bedeutendsten deutschen Kaufmannsfamilie, seine ausgezeichneten spanischen Verbindungen benützen wollen, um während der Kaiserwahl mit den Habsburgern auf einen Schlag in größtem Maßstab in Geschäftsverbindung zu kommen. Vergebens hatten auch die großen genuesischen Bankiers dasselbe versucht. Jakob Fugger war allen derartigen Absichten der Konkurrenz zuvorgekommen. Unter den staunenden Augen der Bankwelt Europas hatte er sich fester als je bei den Habsburgern in den Sattel gesetzt. Außerordentlich war sein Ansehen unter der internationalen Kaufmannschaft seitdem noch immer gewachsen. Es war nicht übertrieben, wenn ein gleichzeitiger Augsburger Geschichtsschreiber stolz auf den großen Landsmann damals in die Worte ausbrach: „Jakob Fuggers Name ist in allen Königreichen und Landen, auch in der Heidenschaft bekannt gewesen. Kaiser, Könige und Fürsten haben zu ihm ihre Botschaft geschickt. Der Papst hat ihn als seinen lieben Sohn begrüßt und umfangen. Die Kardinäle sind vor ihm aufgestanden. Alle Kaufleute der Welt haben ihn einen erlauchten Mann genannt und die Heiden sich ob ihm verwundert. Er ist eine Zierde des ganzen deutschen Landes gewesen." Tatsächlich stand in dem letzten Jahrfünft seines Lebens der geschäftliche Ruf Jakob Fuggers einzig da. Sein Kredit kannte kaum noch Grenzen. Schon zu seinen Lebzeiten beginnt die Legende seine Person und seinen Reichtum mit ihrem Gerank zu umgeben. Bei Luther treffen wir auf die ersten Spuren. Auch bei dem Reformator, der aus sozialen und religiösen Gründen dem großen Unternehmer feindlich gegenüberstand, bricht doch gelegentlich eine stolze Freude darüber durch, daß dieser mächtigste Kaufmann ein Deutscher war. In einem seiner Tischgespräche legt er dem Papst an die Kardinäle von Frankreich und England die Worte in den Mund: Ob ihre Könige auch vermöchten, drei Tonnen Goldes in einer Stunde zu erlegen. Sie sagten: „Nein." Da sprach der Papst: „Das vermag ein Bürger von Augsburg zu tun!"

In jahrzehntelangen regsten geschäftlichen Beziehungen hatte das Papsttum nach dieser Richtung die Geldmacht des Augsburger Welthauses kennengelernt. Als Pächter der römischen Münze, als Lieferanten von Metallen in die päpstlichen Arsenale, als Überweiser päpstlicher Einnahmen aus Nord- und Osteuropa, als Darlehnsgeber auf diese kirchlichen Einnahmen hin waren die Fugger tätig gewesen. Die Mißbräuche der Kurialen, der geistlichen Höflinge eines verweltlichten Papsttums, wie sie in Simonie und Ablaßhandel sich zeigten, fallen dabei wie dunkle Schatten auch auf Jakob Fuggers Bild. Schon zu Lebzeiten hat er auch aus anderen Gründen starke Angriffe erfahren. Da war die Konkurrenz, die ihm Rücksichtslosigkeit in seiner Geschäftsgebarung vorwarf. Da war der Adel, der

— vom Bürgertum vielfach an kultureller Bedeutung überholt — die Fugger als die Führer der Pfefferſäcke betrachtete und haßte. Da waren hiſtoriſche Mächte des alten Handels, mit denen eine ſo moderne Unternehmerfigur wie die Jakob Fuggers zuſammenſtieß. Die Hanſa ſah den Süddeutſchen ungern in ihren Geltungsbereich in Oſt- und Nordſee eindringen. Die kleine und mittlere Kaufmannſchaft und viele Konſumentenkreiſe erblickten in Jakob Fugger den Führer der großen Handelsgeſellſchaften, die durch Monopole und Kartelle, durch Preistreiberei und unabläſſige Ausdehnung ihrer Zweigſtellen den kleinen Mann ſchädigten. Manches war in dieſen Anklagen berechtigt, vieles aber übertrieben. Ein beträchtlicher Teil der Abneigung weiter Kreiſe der damaligen Geſellſchaft gegen Jakob Fugger beruhte zweifellos auf Mißgunſt und Neid. Vielen war es unerträglich, daß ſich in einer bisher unerhörten Weiſe in der Verfügungsgewalt eines Mannes ſo gewaltige Kapitalien anſammeln konnten. Ihnen gegenüber hatte Jakob Fugger ſicher recht, wenn er einmal an ſeinen Freund, den Herzog Georg von Sachſen, ſchrieb: „Viele, wie der Welt Lauf, ſind mir feind! Sagen, ich ſei reich. Und bin reich von Gottes Gnaden, jedermann ohne Schaden.“ Aber auch diejenigen, die in volkswirtſchaftlicher Verſtändnisloſigkeit Jakob Fugger für die Preisſteigerung ſeiner Zeit verantwortlich machten, ſahen nicht die eigentlich treibenden Urſachen. Sie verkannten, daß hinter Jakob Fuggers Monopol- und Kartellbeſtrebungen anſtachelnd — als „Promotor“, wie man in der Sprache der modernen Wirtſchaftspolitik ſagt — die Finanznot des Staates ſtand. Jene Finanznot, die die Fürſten zwang, aus ihren Regalen in Erzen, in Gewürzen uſw. durch monopoliſtiſche Übertragung an Kaufleute ſoviel wie möglich — ohne Konſumentenrückſicht — herauszuholen.

Daß Jakob Fugger kein bedingungsloſer Monopoliſt, kein hartherziger Mancheſtermann war, zeigt ſein ausgeſprochener Wohltätigkeitsſinn, zeigen ſeine zahlreichen Stiftungen für Arme, Schwache und Kranke, zeigt beſonders aber die Errichtung der Fuggerei, jener älteſten, großartigen Heim-Siedlung, durch die bis auf den heutigen Tag mehr als 100 arme Familien „ohne merkliche Beſchwerd durch einen Hauszins ergötzt werden und ihre Behauſung bequemlich gehaben und bewohnen mögen“ (Aus der Stiftungsurkunde der Fuggerei 1516). In dieſer Schöpfung wie auch in ſeinen anderen charitativen Werken hebt ſich Jakob Fugger über die Sorge um das eigene Unternehmen und um die Zukunft ſeiner Familie hinaus in die Gedankenwelt der deutſchen Volksgemeinſchaft.

Fragt man nach dem Geheimnis der unerhörten geſchäftlichen Erfolge Jakob Fuggers, ſo ſteht das eine feſt: Nicht rieſige Spekulationserfolge oder glückliche Konjunkturgewinne ſind die Markſteine auf ſeinem Weg zum reichſten Kaufmann ſeiner Zeit. Arbeit des Alltags war es, die im letzten Grunde den ungewöhnlichen Aufſtieg dieſes Mannes heraufgeführt hat. Ein ungewöhnlicher Fleiß kennzeichnet ihn von Jugend auf. Wochenlang, monatelang war er auf Reiſen, um die Meſſen zu beſuchen, um die Abſchlüſſe der Zweigniederlaſſungen zu prüfen, um die



Jakob Fugger
Zeichnung von Hans Holbein d. Ä., um 1500. Berlin, Kupferstich-Kabinett



Jakob Fugger mit ſeinem Buchhalter Matthäus Schwarz im Kontor
Miniatur 1516. Braunſchweig, Landesmuſeum

schwierigen Unterhandlungen mit den Räten und Finanzbeamten der Habsburger zu führen. Keine Ermüdung, keine Arbeitsunlust scheint auch den Alternden ergriffen zu haben. Bis in die letzten Lebenstage hinein leitete er das Unternehmen der Fugger.

Zu dem Fleiß gesellte sich bei Jakob Fugger eine große wirtschaftliche Begabung, die in seinem erstaunlich sicheren Blick für kaufmännisch ausnutzbare Möglichkeiten gipfelte. Wie klar hat er die überragende Bedeutung des Bergbaus und des Erzhandels für die süddeutsche Wirtschaft seiner Zeit erkannt. Vor keiner finanziellen, politischen, technischen Schwierigkeit scheute er zurück, um sich dort breitzumachen. Welche Schwierigkeiten waren in Tirol, in Kärnten, in Spanien, besonders aber in Ungarn zu überwinden, bevor die Erze in die Kanäle des Welthandels geleitet waren. Da mußten Hüttenwerke errichtet, Straßen gebaut, Flüsse reguliert, streikende Bergarbeiter beruhigt werden, ehe der Abtransport der geförderten Erze reibungslos vor sich gehen konnte.

Wenn Jakob Fugger auf diese Weise mit Hilfe seines Organisationstalents dem Warenverkehr neue Wege bahnte, so war es gerade auch die organisatorische Begabung dieses Mannes, die ihn die Nachrichtenverkehrsmittel in den Dienst seines Geschäfts stellen ließ. Ein glänzend ausgebauter Fuggerscher Kurierdienst, dessen sich Kaiser und Könige nicht selten bedienten, eine ungewöhnlich starke Benutzung der damals zunehmenden geschriebenen Zeitungen und anderes setzten den Augsburger Handelsfürsten in den Stand, wirtschaftlich ausnutzbare Nachrichten zu erfahren und auszubeuten, ehe ein anderer daran denken konnte, das zu tun. Die vornehmen Verbindungen, die Jakob Fugger mit Hilfe eines ganz Europa umspannenden Netzes von fürstlichen Geschäftsbeziehungen unterhielt, gaben ihm neben einer wirtschaftlichen Macht jene mächtige gesellschaftliche Stellung, die vom Kaiser durch die Erhebung in den Grafenstand anerkannt wurde. Die Grundlage dieser Standeserhöhung bot der gewaltige Grundbesitz, den Jakob Fugger sich in Schwaben und sonst durch Kauf und durch pfandweise Abtretung kaiserlicher Herrschaftsgebiete erworben hatte. Diese Bodenwerte, fideikommissarisch festgelegt, wie sie durch Jakob Fugger waren, sicherten die Zukunft des Hauses in späterer Zeit, als fürstliche Schuldscheine in den Staatsbankrotten des sechzehnten und beginnenden siebzehnten Jahrhunderts wertlos wurden.

Die Zeit Jakob Fuggers ist die glücklichste und im ganzen gesehen die blühendste in der Geschichte des bedeutendsten deutschen Handelshauses. Hatte dieser große Kaufmann bereits seine Jugend in dem schönen, wenn auch noch nicht prunkvollen Rahmen eines festgefügten Bürgerhauses von überlokaler Bedeutung verlebt, so umstrahlte sein Alter der ganz helle Glanz des Fuggerschen Glückes. Der internationale Ruf eines unermeßlichen Reichtums ging ihm zur Seite. Nur äußerlich erreichte das Haus unter Anton, dem Neffen und Nachfolger Jakobs, seine höchste Blüte. An Kapitalkraft und Ausdehnung der Geschäfte nahm es noch immer bedeutend zu. 1546, am Höhepunkte der Kurve des Geschäftsvermögens, betrug

das Gesellschaftskapital fast fünf Millionen Goldgulden. Auch an politischer Macht und an Ansehen stand Anton dem großen Oheim nicht nach. Der deutschen und der spanischen Habsburger und anderer Fürsten Politik findet auch bei ihm noch die wichtigste Stütze. Die Entscheidung über den Schmalkaldischen Krieg und damit über das Schicksal der Reformation wie über manch anderen Kampf der hohen Politik Europas fällt zum nicht geringen Teil in der Anton Fuggerschen Schreibstube. Selbst die italienische Konkurrenz nannte den Augsburger Unternehmer den Fürsten der Kaufmannschaft.

Aber freilich — die innere Festigkeit und Stärke, die der Fuggerschen Gesellschaft unter Jakob dem Reichen eigen gewesen war, ging um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts verloren. Die Aufgabe, vor die das Schicksal Anton Fugger stellte, war zu gewaltig für ihn. Eine ganz überragende Unternehmerpersönlichkeit wie sein Oheim ist Anton Fugger nicht gewesen. Ihm fehlte die leidenschaftliche Begeisterung Jakobs für den Kaufmannsberuf und jene Gesinnung, der die Größe der Familie und ihrer Firma über alles ging. So vermochte Anton auf die Dauer nicht das von den Vorfahren Errungene groß zu erhalten und zu sichern. Namentlich in dem Finanzgeschäft mit dem großen europäischen Fürstentum seiner Zeit gelang es ihm nicht, eine Zurückhaltung durchzuführen, die notwendig gewesen wäre, um das Fuggersche Schiff später heil durch die Klippen der europäischen Krisen zu steuern. So spiegelt das Leben Anton Fuggers die Tragik eines nicht genial kaufmännisch begabten und nicht stark kaufmännisch interessierten Verwalters eines großen, im wesentlichen aus der Arbeit der vorigen Generation heraus weitergewachsenen Vermögens. Mit der Zeit vermochte Anton Fugger die Hochflut der habsburgischen Darlehensforderungen nicht mehr genügend einzudämmen oder durch Vergrößerung und erhöhte Rentabilität des Warengeschäftes unschädlich zu machen. Am liebsten hätte er schon Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Gesellschaft, um deren Schicksal ihn je länger je mehr bangte, aufgelöst. Seine Verstrickung in das staatliche Finanzgeschäft machte das unmöglich. In der Hoffnung, die alten Darlehen zurückzuerhalten, mußte man neue Millionen in das bodenlose Faß der habsburgischen Staatsfinanzen werfen. So verloren die Fugger nach Antons Tod (1560), als sein Sohn Marcus und andere Mitglieder der Familie die Führung innehatten, in den großen Staatsbankrotten — besonders den spanischen und niederländischen — des endenden sechzehnten und beginnenden siebzehnten Jahrhunderts ihre kaufmännische Bedeutung und den größten Teil ihres Reichtums. Nur der Teil wurde gerettet, den eine kluge Hauspolitik unter dem Vorantritt von Jakob Fugger dem Reichen in Grundbesitz festgelegt und damit dem Zugriff fürstlicher Finanzagenten entzogen hatte.

Martin Luther

1483—1546

Von

Friedrich Gogarten

Am 18. April 1521 wird Luther auf dem Wormser Reichstag vom Kaiser aufgefordert, zu erklären, ob er seine Bücher widerrufen wolle oder nicht. Darauf antwortet er: „Wenn ich nicht überwunden werde durch Zeugnisse der Schrift oder durch klare Vernunft — denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein, weil am Tage ist, daß sie sich oft geirrt und widersprochen haben —, so bleibe ich überwunden durch die von mir genannten Zeugnisse der Schrift und mein Gewissen gefangen in Gottes Wort. Widerrufen kann und will ich nichts, denn es ist nicht sicher und gut, gegen das Gewissen zu handeln. Gott helfe mir, Amen."

Nicht aus Zufall ist es diese Szene, in deren Erinnerung Luther im Gedächtnis der Nachwelt lebt. Denn genau so, wie er ganz allein, alle fremde Unterstützung, die ihm angeboten wird, zurückweisend, nur sich berufend auf das Wort Gottes, dem Kaiser und Reichstag gegenübertritt — eine Warnung seines Kurfürsten, nach Worms zu kommen, die ihn auf der Reise dorthin trifft, beantwortet er mit dem Satz: „Wenn noch soviel Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, ich wollte doch hinein" —, genau so tritt er sein Leben lang der Welt gegenüber: mit der größten Freiheit, die sich denken läßt, weil er sich in seinem tiefsten Selbstbewußtsein, in seinem Gewissen, gefangen weiß in Gottes Wort. Diese Gefangenschaft in Gottes Wort, aus der seine Freiheit ihre Kraft — mit einem uns verlorenen Wort aus seiner Sprache — ihre Freidigkeit erhält, sie ist das Geheimnis seines Lebens und seines Werkes. Daß es sich bei dieser Gefangenschaft um Gottes Wort nicht um ein bloßes Fürwahrhalten dieses oder jenes Bibelspruches handeln kann, braucht man kaum ausdrücklich zu sagen. Aus solcher äußerlichen Bindung hätte die Freiheit nicht wachsen können, die Luther in Worms vor Kaiser und Reich bewährte und die er sein Leben lang der ganzen Welt gegenüber bewiesen hat. Sie ist nur möglich, wo der Mensch in den Gründen seines Wesens und seiner Existenz gebunden ist. Je tiefer und zentraler diese Gebundenheit ist, um so größer die Freiheit, die er aus ihr gewinnt.

Darum muß man von Luther, der ein Freier ohnegleichen ist, auch sagen, daß er ein unheimlich gebundener Mensch ist. Er hat sein Leben lang mit dämonischen Mächten kämpfen müssen, um sich gegen sie zu behaupten. Seine Frömmigkeit ist in ihrem Ansatz die elementare, unmittelbare Begegnung mit der Unheimlichkeit der Welt. Es gibt kaum irgend jemanden, der mit so erschrockenen

und so erschreckenden Worten von dieser Erfahrung der Unheimlichkeit dieser Welt zu reden weiß wie Luther. Er kennt den Gott, der den Menschen wie ein Räuber überfällt, der mit der Keule hinter ihm steht, um ihn zu erschlagen. Alle Kreaturen stehen mit Gott gegen den Menschen. „Denn sintemal Gott wider ihn ist, so müssen auch alle Dinge wider ihn sein." „Da ist denn zugleich kein Winkel noch Loch in allen Kreaturen, auch in der Höllen nicht, da einer möcht hinkriechen." „Alle Kreaturen dünken einem eitel Gott und Gotts Zorn zu sein, wenns auch gleich ein rauschend Blatt ist . . . Nichts geringers und verachters ist denn ein dürr Blatt, das auf der Erden liegt, da alle Würmlein drüberlaufen und sich nicht eins Stäublein erwehren kann . . . Dennoch, wenn das Stündlein kommt, soll sich vor seinem Rauschen fürchten Roß, Mann, Spieß, Harnisch, König, Fürsten, ganz Heeres Kraft und alle Macht und solch trotzige, türstige und zornige Tyrannen, die man sonst mit keiner Höllen noch mit keinem Gottes Zorn noch Gericht kann schrecken, sondern nur stolzer und verstockter davon werden. Sind wir nicht feine Gesellen: Vor Gotts Zorn fürchten wir uns nicht und stehen steif und fürchten uns doch und fliehen vor dem Zorn eines ohnmächtigen dürren Blatts. Und solchs Blatts Rauschen soll uns die Welt zu enge machen und unser zorniger Gott werden, die wir zuvor Himmel und Erden trotzen konnten." Man könnte sagen, darin sei Luther ein echter Mensch des Mittelalters. Aber damit wird man ihm nicht gerecht. Zwar ist Luther ganz im Zuge der mittelalterlichen Frömmigkeit als Zweiundzwanzigjähriger unter dem Eindruck eines Gewitters, das ihn auf der Reise vom Wohnort seiner Eltern nach Erfurt überfiel, Mönch geworden. Er sucht damit, wie es der mittelalterliche Mensch tut, in der lehrhaften und sakramentalen Gewalt der römischen Kirche und in ihren Frömmigkeitsübungen Schutz vor den dunklen Mächten des Todes, der Sünde und des Teufels, die die Welt unheimlich machen. Was ihn aber vom mittelalterlichen Menschen unterscheidet, ist die Tatsache, daß er auf diesem Wege nicht findet, was er sucht. Die mittelalterliche Frömmigkeit, die so vielen Menschen Frieden gebracht hat, bringt ihm nicht, was er von ihr erhofft hatte, als er ins Kloster ging. Und zwar darum nicht, weil er tiefer, radikaler als irgendein Mensch seiner Zeit, ja als irgendeiner seit den Zeiten des Urchristentums um die Unheimlichkeit der Welt weiß, die den Menschen, der ihrer gewahr wird, in dem innersten Grund seiner Existenz zu vernichten droht. Das läßt ihn die gesetzhafte Lehrautorität und die sakramentale Hierarchie der römischen Kirche durchbrechen und ihn zum Wiederentdecker des freien, keiner priesterlichen Hierarchie und keiner kirchlichen Lehrautorität unterworfenen Evangeliums und damit zum Reformator der christlichen Kirche werden.

Luther erfährt, daß diese Unheimlichkeit der Welt ihn aus allem heraustreibt, worin man in diesem irdischen Leben seinen Halt und sein Zuhause haben kann. Vor allem treibt sie ihn aus der Geborgenheit und Selbstmächtigkeit, die man in der sittlichen Selbstbeurteilung hat. Diese sittliche Selbstbeurteilung, in

der man seiner mächtig ist, die aber, wie Luther drastisch sagt, nur „stücklich über etliche Werk gehet, die du öffentlich begangen hast wider die zehn Gebote", weicht dann einer anderen, die „über das ganze Leben gehet und dich auf einmal als mit einem Donnerschlage vom Himmel herab ganz und gar unter Gottes Zorn wirft, und sagt dir, daß du ein Kind der Hölle bist, und dein Herz erschreckt, daß dir die Welt zu enge wird".

Luther macht dabei die unheimliche Entdeckung, daß es das „Gesetz Gottes" ist, das dieser Unheimlichkeit der Welt ihre den Menschen bedrängende und bis zur Verzweiflung ängstigende Macht gibt: „Wenn das Gesetz nicht wäre, dann gäbe es keine Sünde und keinen Tod." Unter diesem „Gesetz" versteht Luther nicht die einzelnen Gebote, die ein Werk betreffen, „das einer getan und hernach anders bedenket und wollt, daß er es nicht getan hätte". Solche einzelnen Gebote und die ihnen entsprechende Haltung des Menschen verdecken vielmehr die Unheimlichkeit der Welt; sie bestätigen den Menschen und machen ihn nur noch sicherer in seiner Selbstmächtigkeit, die nichts ahnt von den unheimlichen Mächten, in deren Gewalt er ist. Das „Gesetz", das diesen unheimlichen Mächten das Innerste, die Totalität des Menschen treffende Gewalt gibt, ist nichts anderes als die unerträgliche Majestät Gottes selbst; nicht die Gebote, sondern der gebietende Gott selbst. Und dieser in seiner unerträglichen Majestät gebietende Gott will nicht nur dies oder das vom Menschen, sondern er fordert in diesem und jenem den Menschen selbst.

Diese elementare Erfahrung der Unheimlichkeit der Welt, die Luther macht und die aus seiner Frömmigkeit nicht weggedacht werden kann, ist gewiß ethisch bestimmt. Aber man erfaßt sie nicht mit ethischen Kategorien, wie sie angewendet werden auf das uns zu Gebote stehende und darum von uns selbst, von unserem Selbstsein zu unterscheidende und abzulösende Tun und Handeln, Wünschen und Wollen, mit dem wir unser Leben in der Zeit und in deren Möglichkeiten in der Hand haben und gestalten. Erst wenn sie angewendet werden auf den Menschen selbst, treiben sie ihn in die fürchterliche Enge, in der er keine Zeit und keine Möglichkeit mehr hat. Und wie sie dann das Vielerlei des möglichen Handelns verschwinden lassen vor dem Menschen selbst, so daß nur noch er allein übrigbleibt, so offenbaren sie alle Kreaturen als „eitel Gott und Gotts Zorn", vor dem die Welt, in der man sich sonst schlecht und recht einzurichten und in der man zu Hause zu sein wußte, „zu enge" wird. Dann geht es, wie Luther vom Teufel sagt, daß er es mit dem Menschen anstelle: „Er ist ein Meister mit Sünden aufblasen und Gotts Zorn anzeigen. Es ist ein wunderlicher, mächtiger Geist, der aus einer geringen Sünde solch ein Angst anrichten und solche Hölle bauen kann; er kann die leichtesten Sünden so exaggerieren, daß einer nit weiß, wo er dafür soll bleiben." Die Schuld betrifft dann nicht mehr die einzelne Tat, sondern sie legt sich auf den Menschen selbst. Und war sie vorher eine verhältnismäßig harmlose Sache, mit der man so oder so fertig werden konnte, so wird sie nun zu der „Erbsünd, Natursünd oder Personsünd, die rechte Hauptsünd; wo die nit wäre, so

wäre auch keine wirkliche Sünd, diese Sünde wird nit getan wie alle andern Sünd, sondern sie ist, sie lebt und tut alle Sünd und ist die wesentlich Sünd, die nit ein Stund oder zeitlang sündigt, sondern wo und wie lang die Person ist, da ist die Sünd auch. Auf diese natürlich Sünd siehet Gott allein, dieselbige mag man mit keinem Gesetz, mit keiner Straf vertreiben, wenn gleich tausend Höllen wären". Wenn die ethischen Kategorien, wenn Gut und Böse nicht mehr nur auf die Taten des Menschen angewandt werden, wenn sie statt dessen den Menschen selbst treffen, dann sind sie nicht mehr die handlichen Normen und Werte, nach denen man sein Handeln bestimmen kann, sondern sie sind dann enthüllt als die furchtbare Macht, vor der sich der Mensch selbst in seiner nacktesten Selbstheit entdeckt und vor der er sich selbst verantworten muß und nicht kann.

Dies ist das Entscheidende, was Luther aus seiner Zeit heraushebt und was ihn unweigerlich zum Bruch mit der römischen Kirche führen mußte, die ihm darin nicht folgen konnte, wenn sie sich nicht preisgeben oder einer Reformation an Haupt und Gliedern freigeben wollte: Er steht rein als er selbst in nacktester, ungeschütztester Selbstheit vor der Unheimlichkeit der Welt, wo das Vielerlei des Lebens und seiner Inhalte, seiner Gebote und Entscheidungen zusammengenommen ist in die Selbstheit des Menschen, wo dieser nichts anderes ist als er selbst und nichts hat als sich selbst, kein Tun und kein Werk mehr, keine Eigenschaften und keine Tugenden, auf die er sich zurückziehen und verlassen könnte, und wo die ganze Fülle der Welt, alle ihre vertrauten Dinge verwandelt sind in die eine Unheimlichkeit: „Gott, Teufel, Tod, Sünde, Hölle und alle Kreatur sind ein Ding und alle sein ewiger unabläßiger Feind worden." „Alle Kreaturen dünken einen eitel Gott und Gotts Zorn zu sein." Luther bleibt hier stehen trotz der Schrecken, die ihn umgeben, und trotz der Qualen, die seine Seele erfüllen, die „an einem seiden Faden über der Höllen und ewigen Verdammnis hängt". Er wußte in aller Qual: nur wenn er „diesen bittersten Kampf zwischen ihm allein und Gott allein zu Ende kämpfte", gab es Frieden für ihn. Hier half kein Zurückweichen. Denn wich er zurück, so konnte es nur um den Preis geschehen, daß er aufhörte, in der äußersten Entschlossenheit er selbst zu sein, in der er es hier sein mußte, in der er es hier freilich in einer unerträglichen Weise war. Er hat von den Qualen, die der Mensch an diesem Ort erleidet, gesagt, sie seien so groß und so höllisch, daß die Sprache sie nicht aussagen und die Feder sie nicht beschreiben und der Unerfahrene sie nicht glauben könne; sie seien so, daß man ganz und gar vergehen müsse, wenn sie zu Ende gebracht würden, oder eine halbe Stunde oder auch nur fünf Minuten dauerten. Es sind die Qualen und es ist die todesmutige Tapferkeit des Menschen, der sich mit seinem nacktesten Selbst der Unheimlichkeit der Welt ausgesetzt weiß und vor ihr das Recht und den Sinn seiner Existenz verantworten muß.

Luther wird zum Reformator, weil er hier aushält und nicht zurückweicht. Er lernt, wie er selbst sagt, „die rechte Kunst und den rechten Griff, aus aller Not

und Angst zu kommen, nämlich daß man vor allen Dingen der Sünde acht nehme, flugs heraus damit und frei bekannt". Das heißt, er will sich durch die Todesangst, die ihn hier umfängt, nicht verwirren lassen; er bleibt er selbst, bekennt sich zu sich selbst so, wie er sich hier entdeckt hat, und wenn er auch darüber zugrunde ginge; er „kehrt die Sinne von der Angst und sieht am meisten die Sünde an, daß er sie bekennt und der los wird, ob er gleich ewiglich in der Angst bleiben sollte, und gibt sich drein". Es geht Luther bei alledem um nichts anderes als um die Wahrheit und darum, daß er, koste es, was es wolle, bei der Wahrheit bleibt. Das ist nun freilich keine abstrakte Wahrheit, deren man in einem logischen Satz habhaft werden und die man zu einem Prinzip der Weltanschauung machen kann, sondern es ist die äußerste Wahrheit über den Menschen selbst und über sein Verhältnis zu der Macht, die aus der Unheimlichkeit der Welt heraus Gewalt über ihn hat.

Was die römische Kirche ihm als Hilfe in dieser Not zu empfehlen wußte, hat er abgelehnt. Denn es bedeutet für ihn ein Zurückweichen und das Preisgeben dieser allerdings tödlichen Wahrheit. Es war das Bußsakrament; das hat die Reue zur Voraussetzung, einen mit Hilfe der von der Kirche vermittelten sakramentalen Gnade durch den freien Willen geweckten Akt der Liebe zu Gott und des Schmerzes über die Sünde. Man kannte da noch die feine Unterscheidung der Reue aus Furcht und der aus Liebe; nur die zweite macht den Gläubigen der Vergebung würdig. Luther aber sieht zu tief, als daß ihm dadurch geholfen werden könnte. Dort, wo er hinsieht, gilt diese Unterscheidung nicht. Da sind „die knechtischste Furcht und die brennendste Liebe zugleich; die Liebe ist zwar verborgen in einer unzugänglichen Tiefe, und nur die Furcht erscheint mit unwiderstehlicher Gewalt". Und er kennt einen Schmerz über die Sünde, der nichts zu tun hat mit dem, den man, wenn man will, wecken kann, sondern der eben jenes entsetzliche „Leiden ist, das über das Gewissen kommt, ob es will oder nicht, wenn das Gesetz es trifft und plagt". Die Frömmigkeit und Seelenführung, die Luther in der Kirche vorfindet, weiß nichts von der Erfahrung, die er macht und in deren Not er sich in jahrelangem Bestreben Hilfe von ihr erwartet hat. Sie weiß nichts, heißt das, von diesem der Unheimlichkeit der Welt in der äußersten Weise ausgesetzten Selbst des Menschen. Wohl kennt sie den durch seine Sünde geängstigten Menschen, der in der Gefahr steht, sich völlig zu verlieren. Ihre Praxis der Frömmigkeit und Seelenführung geht aber darauf hinaus, diesem Menschen dazu zu verhelfen, daß er sich unter Anleitung des Priesters und im Vertrauen auf die sakramentale Gnadenvermittlung wieder in die Hand bekommt. Darum in ihrer Lehre die unendlich feine Verknüpfung vom Verdienstgedanken mit dem Vertrauen auf die durch die Kirche und ihre Sakramente übermittelte und zu verdienstlichen Werken befähigende Gnade. Dadurch wird erreicht, daß sich der Mensch, auch der durch seine Sünde geängstigte Mensch, nie aus der Hand verliert. Diese Frömmigkeit leitet den Menschen auf den Weg, den zu gehen, wie Luther

wohl weiß und wie er es immer wieder sagt, dem Menschen, der in diese Not gerät, am nächsten liegt und der ihm am „natürlichsten" ist. Denn das ist die „Natur" des geängsteten Menschen, daß er nichts mehr fürchtet, als sich völlig in die Angst zu verlieren, und daß er darum nichts mehr erstrebt, als sich wieder in die Hand zu bekommen. Er meint dann, er sei „Gott gegenüber zu unwürdig, daß er sich versehen soll seiner Hilf und Gnad. Das ist zu gewaltig und hängt uns natürlich an. Wenns auf mich kommt und soll die Wohltat empfangen, so will ich den ersten Stein setzen und verdienen". „Wenn der Reuling kommt, da läuft man hin und her und vermeinen ihm mit den Werken zu helfen ... Das Gewissen, wenn es ängstig ist, so ist nichts so närrisch, es nimmt es an." Luther aber weiß zu gut, daß man „in seinen Werken niemals finden wird, was das Gewissen zur Ruhe bringen kann". Das ist der Weg, auf den die Angst den Menschen treibt, auf dem er aber der Angst nie entlaufen kann, vielmehr sich nur immer tiefer in sie verliert. Darum kann der, der „sich mit guten Werken helfen will, nicht aufhören".

Von hier aus muß man Luthers Polemik gegen die „Werke" verstehen. Sie richtet sich nicht gegen die Werke an und für sich, sondern gegen das mit dem Werk verbundene Streben, durch sein Tun das Gewissen zur Ruhe zu bringen. Durch dieses Streben wird aber jene tödliche Wahrheit wieder verdeckt, in der das Heil so nahe ist; wer sich dadurch leiten läßt, wird, ohne die Angst vor ihm überwunden zu haben, wieder fortgeführt von dem „Abgrund der Verzweiflung, die so heilsam und der Gnade so nahe ist"; er weicht damit zurück von dem einzigen gewissen Grund, auf dem allein Gewißheit gründen kann, nämlich von der letzten und tiefsten Gewißheit seiner selbst, deren der Mensch nur in dieser Selbstentdeckung vor der Unheimlichkeit der Welt teilhaftig wird.

Ich sagte, Luther sei zum Reformator geworden, weil er hier in dieser Selbstentdeckung ausgeharrt habe und nicht zurückgewichen sei. Er weicht nicht zurück, weil er hier Christus entdeckt, von dem er meint, daß niemand seiner in der rechten Weise gewahr werde, der ihn nicht aus dieser äußersten Erschütterung seiner selbst heraus erblicke. Wie denn überhaupt die Heilige Schrift nicht anders zu verstehen ist als allein auf diese Weise. „Niemand versteht die Heilige Schrift völlig, es sei denn, er fürchte den Herrn: er wird in ihr lauter Wunder sehen. Zwar spekulieren viele scharf, aber von der Heiligen Schrift weiß nur der etwas, der in Furcht ist. Und je mehr, um so mehr." Man versteht Luther nicht, wenn man nicht erkennt, daß sein Glaube an Christus, in dem alles, was er je gedacht, gesagt und getan hat, seinen tragenden Grund hat, hier, an diesem Ort des nacktesten, ungeschütztesten Selbstseins, seinen Sinn erhält. Wenn Luther von dem Christus spricht, der am Kreuz für die Sünden der Welt gestorben sei und der durch seinen Tod die Menschen von ihren „Tyrannen" Tod, Sünde und Teufel erlöst habe, dann spricht er von dem Christus, der wie kein Mensch in der nacktesten Selbstheit des Menschen vor Gott gestanden habe. Wenn die Schrift von Christus sagt, daß er unter das Gesetz



Martin Luther
Kupferſtich von Lukas Cranach d. Ä., 1520



Martin Luther im Kreise der Reformatoren

Ganz rechts Melanchthon, daneben Cruciger, Justus Jonas, Erasmus, Buggenhagen.
Ausschnitt aus einem Gemälde von Lukas Cranach d. J., 1558. Nordhausen, Blasienkirche

getan und zum Fluch geworden sei, dann will er das nicht nur so verstanden haben, daß Christus den Geboten des Gesetzes habe gehorchen müssen und daß er als Gekreuzigter vor den Menschen verflucht gewesen sei, sondern daß er Tod und Hölle geschmeckt und daß er sich in seinem Gewissen von Gott verflucht gewußt habe, so daß er vor Gott erschrocken und geflohen sei. Er will das als volle Wahrheit genommen haben und nicht abgeschwächt wissen. So ist Christus der Mensch schlechthin. Der, an dem, wie an keinem anderen, offenbar geworden ist, was der Mensch ist. Nämlich nicht der in seiner humanen Menschlichkeit ruhende und seiner selbst sichere, sondern der in der äußersten Verlassenheit vor Gott stehende, dem alle Kreaturen „eitel Gott und Gotts Zorn" geworden sind. So liegt auf Christus die Not des ganzen Menschengeschlechts. Und so versteht und findet Luther ihn. Er denkt darum nicht daran, wie die Frömmigkeit es tat, in der er aufgewachsen war, ihn wegen seines Leidens zu bemitleiden. „Du bist ein Tor, wenn du, während Christus deinetwegen Schmerzen und Leiden trägt, selbstsicher einhergehst, als ob du des Mitleids weniger bedürftest." Und ebensowenig will er aus dem leidenden Christus ein Vorbild machen. Freilich, nur „wer mit Christus stirbt und zur Hölle hinabfährt, wird auch mit ihm auferstehen". Aber „solch Werk ist nicht in unserer Hand, sondern will frei und ungefangen sein". Denn das ist ja gerade die Eigenart der Erfahrung, die hier nötig ist, daß der Mensch aller Selbstmächtigkeit entnommen ist und sie darum durch kein eigenes Tun herbeiführen kann. Aber gerade weil er in ihr der ihn schlechthin beherrschenden Macht gewahr wird, weiß er, daß er es da mit Gott zu tun hat. Und aus dieser Gewißheit kommt ihm der Glaube, daß der Christus, der ihm da begegnet, nicht nur der Mensch ist, sondern Gott selbst. „Kannst du dich nun demütigen und hangen mit dem Herzen an dem Worte und bleiben bei der Menschheit Christi, so wird sich die Gottheit wohl finden und der Vater und Heilige Geist und die ganze Gottheit dich ergreifen."

Die Nacktheit und Unverfügbarkeit des Selbstseins, das aus sich und all dem Seinen Herausgesetztsein und die Unmöglichkeit, sich auf sein Gewissen, seine Person, sein Werk zu stützen, aus denen dieser Glaube kommt, geben ihm auch die unbeschränkte Totalität, mit der er den Menschen ergreift. „Jene beiden, Zorn und Gnade, sind so beschaffen, daß sie auf den ganzen Menschen ausgeschüttet werden: wer unter dem Zorn ist, steht ganz unter dem ganzen Zorn, und wer unter der Gnade ist, steht ganz unter der ganzen Gnade; denn Zorn und Gnade meinen den Menschen selbst." Und nur dieser vom Zorn und von der Gnade Gottes selbst gemeinte Mensch kann im lutherischen Sinn glauben.

Weil Luthers Glaube immer neu aus jener tiefsten Erschütterung des menschlichen Seins kommt, in der der Mensch seine einzige, allem Fragen entnommene Gewißheit hat, darum ist er auch von unerschütterlicher Gewißheit. Luther weiß, über Christus, über Sünde und Gnade, Gott und Glauben können nur die reden, „die etlichmal sich mit der Sünd und Tod gerauft und gefressen oder mit dem Teufel gefressen und gekämpft haben". Er meint darum in einer zugleich stolzen

und demütigen Überlegenheit, seine Gegner und er kämpften einen ungleichen Kampf; denn er wisse keinen, der solche Argumente gegen ihn aufbringen könnte, die ihn zu bewegen vermöchten, da er all ihre Argumente und noch schwerere schon vorher vom Teufel gehört habe. „Sie wissen nichts davon. Es ist mir auch sauer worden, durch die Anfechtungen; das ist mir sehr gut gewesen."

Da Luthers Glaube aus einem so dunklen Grunde kommt, so kann er auch nichts anderes sein als ein nimmer ruhender Kampf, eine Spannung von unerhörter Schärfe. Er ist das radikale Erschrecken und Vergehen des nackten Selbst vor der Macht, die aus der Unheimlichkeit der Welt heraus den Menschen ergreift und ihn aus allen seinen Heimlichkeiten reißt und in das ewige Nichts hinausstößt. Und er ist zugleich das blind vertrauende, nichts zurückhaltende Preisgeben seiner selbst an diese alles tragende und schlechthin übermächtige Macht. Die schärfste, aber zugleich erschöpfendste Formulierung, die Luther für seinen Glauben gefunden hat, ist die, daß der Glaube die Flucht zu Gott gegen Gott sei.

Dieser Glaube würde den Menschen zerreißen, wenn er nicht in eben dieser Spannung Christus umfinge, der in sich selbst, in seinem von göttlichem Gehorsam erfüllten Menschsein die tiefsten Widersprüche miteinander vereinigt: den Zorn und die Gnade Gottes. Weil dieser Glaube, der doch „nicht mit geringen Dingen muß zu schaffen haben, sondern solchs, das alle Welt nicht leiden mag, als den Tod, Sünde, Welt und Teufel", nicht auf sich selbst steht, sondern „in Christum kreucht und unter ihm und durch ihn gehalten wird", darum ist er die vollkommenste innere Gelöstheit des Menschen, die sich denken läßt. Aus ihm hat Luther, in dem zwei Zeiten miteinander kämpfen und der durch ihren Widerstreit immer wieder in die allerschwersten Anfechtungen gebracht worden ist, die wunderbare Freiheit, die er sein Leben lang der ganzen Welt gegenüber bewiesen hat und in der er sich „der ganzen Welt Haß und Feindschaft, dem Kaiser und Papst mit all ihrem Anhang" entgegenstellt. Dieser Mann, der in einem Kampf, der bitterer, einsamer, entscheidender ist als irgendeiner, der mit Menschen gekämpft werden kann, sich selbst immer neu in die Angst des Gewissens verlor und sich aus ihr in immer neuer Freiheit wiedergewann — denn nicht nur zu Anfang, sondern immer, wenn einer die Gnade erlangt, kommt die Bitterkeit, die Angst, das Leiden über ihn, worunter der alte Mensch stöhnt, weil er darin seinen Tod auf das bitterste ertragen muß —, kann keine Menschenfurcht kennen: kein Mensch kann ihm nehmen und geben, was ihm hier genommen und gegeben wird. Darum glaubt man es Luther aufs Wort, wenn er sagt, daß ihm „seiner Lehre halben (mit ihr besteht er seinen einsamsten Kampf) keiner so groß ist, ich halte ihn für eine Wasserblasen und noch geringer. Meine Lehre ist das Hauptstück, darauf ich trotze, nicht allein wider Fürsten und Könige, sondern auch wider alle Teufel. Und habe zwar sonst nichts mehr, das mein Herz erhält, stärkt, fröhlich und je länger je mehr trotziger macht. Das ander Stück, mein Leben und persönlich Wesen, weiß ich zu großen Maßen selbst wohl, daß es sündlich und keines Trotzens ist. Ich bin ein armer



Martin Luther. Holzschnitt von Lukas Cranach d. Ä., um 1540

Sünder und lasse meine Feinde eitel Heiligen und Engel sein. Wohl ihnen, so sie es können erhalten".

Aber daß diese Freiheit wirklich die tiefste Befreiung seiner selbst ist, das wird fast noch deutlicher als in seinem Kampf gegen Papst und Fürst in der erstaunlichen Freiheit, mit der er dem irdischen Leben und seinen Gegebenheiten gegenübertritt. Es ist das Verhängnis der religiösen Geschichte des Abendlandes, daß das Religiöse dem Profanen gegenüber nie zur echten Freiheit gekommen ist. Es bedarf kaum des besonderen Nachweises, daß das Christliche aus dem Wissen um ein Jenseitiges lebt, vor dem alles Diesseitige vergehen muß. Der Gott des christlichen Glaubens ist der überweltlich heilige, vor dem nichts Irdisches bestehen kann. Wird dieser Überweltlichkeit auch nur das geringste von ihrer Schärfe genommen, dann ist der christliche Glaube um seine Kraft gebracht. Es ergibt sich daraus eine außerordentlich scharfe Unterscheidung des Ewigen und Zeitlichen, des Himmlischen und Irdischen, wie sie in vor- und außerchristlichen Kulturen

nicht vorkommt. Diese Unterscheidung ist um so bedeutsamer, als für den christlichen Glauben das Ewige und Himmlische nicht nur so etwas wie ein metaphysisches Wesen ist, sondern das Reich, die Herrschaft des überweltlichen Gottes. Wo immer man nun meint, an diesem Reich, wie auch immer, herrschend teilzuhaben, seine Herrschaft, natürlich vikarierend, auf Erden ausüben zu müssen, da kann es nicht anders sein, als daß man auch die Hoheit über jegliche irdische Herrschaft in Anspruch nimmt. Das ist der Fall der römischen Kirche von Anfang an. Indem Luther aber das Evangelium wieder entdeckt, zerbricht er nicht nur die Herrschaft des römischen Papstes auf dem eigentlich religiösen Gebiet, sondern ebenso seinen Hoheitsanspruch gegenüber den irdischen Herrschaften. Die feierliche Verbrennung des kanonischen Rechtes vor dem Elstertor in Wittenberg am 10. Dezember 1520 ist der äußere Akt, in dem das geschah. Luther war sich der ungeheuren Bedeutung dieser Tat wohl bewußt. Er sagt später selbst, er habe sich ihrer mehr gefreut als irgendeiner anderen Tat seines Lebens. Er verbrennt das kanonische Recht, weil seine „Summa" ist: „Der Papst ist ein Gott auf Erden, über alle himmlischen und irdischen, geistlichen und weltlichen Gewalten, und alles ist sein eigen. Denn niemand darf sagen: ‚Was tust du?'"

Man versteht diese Tat und ihre weltgeschichtliche Bedeutung nur, wenn man sich klarmacht, daß sie ihren Ursprung nirgendwo anders als in Luthers Glauben hat und daß er mit ihr nichts anderes tun will, als seinen Glauben bekennen, wozu er, wie er in der Rechtfertigung seiner Tat sagt, als „geschworner Doctor der Heiligen Schrift, dem seines Namens, Stands, Eides und Amts halben gebührt, falsche, verführerische, unchristliche Lehren zu vertilgen oder je zu wehren", verpflichtet sei. Niemand hat seit den Tagen des Urchristentums die Überweltlichkeit Gottes tiefer verstanden, schärfer genommen, verzehrender erfahren als Luther. Niemand darum auch den Unterschied zwischen dem Himmlischen und Irdischen, zwischen Gottesreich und Weltreich radikaler gesehen und behauptet als Luther. Er erfährt die Überweltlichkeit Gottes, wie ich das zu zeigen versucht habe, so total, daß er selbst sich mit allem, was er ist und kann, in sie verliert und an ihr vergeht. Sie gehört ihm nicht einem bestimmten Bezirk an, der so oder so von einem anderen, dem irdischen Bezirk unterschieden werden könnte. Sondern sie ist die ewige, allmächtige, fordernde Majestät Gottes, der, wo sie sich enthüllt, alles, das Geringste wie das Größte, zu ihrer allmächtigen Offenbarung dienen muß, vor der kein Mensch bestehen kann. Weil Luther sich im Glauben dieser verzehrenden Majestät in nacktester, ungeschütztester Selbstheit, die sich hinter keinem Werk und keiner Tugend versteckt, zur Verdammnis preisgibt, weil er an sich — in seiner Sprache — das Gesetz sein tötendes Amt vollziehen läßt, darum gewinnt er sich in ebendemselben Glauben, in derselben reinen, für alles bereiten und offenen und nicht in sich selbst verkrümmten Selbstheit zum Leben zurück. Dieselbe Welt, die ihm vorher „zu enge" und zur Offenbarung des göttlichen Zorns geworden war, wird ihm nun weit und mit allem, was sie erfüllt, zur Offenbarung der göttlichen Gnade.

Er kennt nun nur noch eine Sorge, nämlich die, daß das Evangelium und damit die Verkündigung der Kirche unverworren bleibe mit dem Geſetz, inſofern es zum Vertrauen auf ſein Tun verleitet und hinwegführt von dem heilſamen Ort, wo Gott den, „welchen er will fromm machen, zu einem verzweifelten Sünder macht, und welchen er will lebendig machen, dem Tod in den Rachen ſteckt". Wohl ſoll die Kirche das Geſetz verkündigen, wie es in ſeinem wahren Amt verſtanden wird, nämlich daß es „die Sünde anzeige und Zorn wirke". Denn ohne daß ſie das tut, kann ſie nicht das Evangelium verkündigen. Aber da es für die Kirche keine Verkündigung geben kann, die nicht die des Evangeliums iſt, ſo kann ſie das Geſetz nicht anders verkündigen als ſo, daß es aufgehoben iſt. So iſt das ewige Reich, das die Kirche verkündigt, „nichts anderes als Vergebung zwiſchen Gott und den Menſchen und auch zwiſchen den Menſchen. Wer in Wahrheit davon predigen will, der muß ſo davon predigen, daß es nichts anderes in ihm gibt als Vergebung der Sünden. Wenn es anders geſchieht, ſo nämlich, daß dem Menſchen durch das Geſetz zugeſetzt wird, ſo iſts gefehlet. In dem Reiche Chriſti herrſcht kein Gebot und kein Geſetz". Wo die Kirche dennoch im Namen des Evangeliums irdiſche Herrſchaft beanſprucht, da verfälſcht ſie das Evangelium. Darum kann Luther ſagen, daß das kanoniſche Recht „ein vergiftet Ding ſei, das billig zu vertilgen und zu meiden iſt".



Titelblatt einer Lutherſchrift.
Holzſchnitt der Cranach-Werkſtatt, 1527

Darum will er ſcharf unterſchieden wiſſen zwiſchen den beiden Reichen: „Eins iſt Gottes Reich, das ander iſt der Welt Reich. Gottes Reich iſt ein Reich der Gnade und Barmherzigkeit und nicht ein Reich des Zorns oder Strafe, denn

daselbst ist eitel Vergeben, Schonen, Lieben, Dienen, Wohltun, Fried und Freude haben usw. Aber das weltlich Reich ist ein Reich des Zorns und Ernsts, denn daselbst ist eitel Strafen, Wehren, Richten und Urteilen, zu zwingen die Bösen und zu schützen die Frommen." „Darum muß man diese beide Regiment mit Fleiß scheiden und beides bleiben lassen: Eins das fromm macht, das ander, das äußerlich Fried schaffe und bösen Werken wehrt. Keins ist ohn das ander genug in der Welt. Wo weltlich Regiment oder Gesetz allein regiert, da muß eitel Heuchelei sein, wenns auch gleich Gottes Gebot selber wären. Wo aber das geistlich Regiment allein regiert über Land und Leut, da wird der Bosheit der Zaum los und Raum gegeben aller Büberei." Beide Reiche sind ihm Gottes Reiche: „Also ist Gott selber aller beider Gerechtigkeit, beide geistlicher und leiblicher, Stifter, Herr, Meister, Förderer und Belohner. Und ist keine menschliche Ordnung oder Gewalt drinnen, sondern eitel göttlich Ding."

Man muß sich klarmachen, daß eine so scharfe und radikale Unterscheidung der beiden Reiche nur möglich ist aus einem Glauben, der die zugleich tötende und lebendig machende überweltliche Majestät Gottes so total erfährt, wie Luther es tat. Dann wird man aber auch verstehen, daß Luther eine so positive Stellung zum Irdischen gewinnen mußte, wie er es getan hat. Gerade aus seiner tiefen, totalen Gebundenheit an das Ewige folgt die ebenso tiefe und totale Freiheit für das Irdische. Er kann ihm — es geht da vor allem um das „weltliche Regiment" und das heißt in seinem Sprachgebrauch um die ganze irdische Ordnung des menschlichen Lebens in Stand, Amt und Beruf — aus dieser Freiheit des Glaubens sein eigenes göttliches Recht, seine Unmittelbarkeit zu Gott wiedergeben, die keiner klerikalen Sanktion bedarf. Er ist sich auch der ungeheuren Bedeutung dessen, was er damit getan hat, durchaus bewußt und sagt mit allem Recht: „Wenn ich, D. Martinus, sonst nichts Guts gelehret noch getan hätte, denn daß ich das weltliche Regiment oder Oberkeit so erleucht und geziert habe, so sollten sie doch des einigen Stückes halben mir danken und günstig sein; weil sie doch allesamt, auch meine ärgsten Feinde, wohl wissen, daß solcher Verstand von weltlicher Obrigkeit unter dem Papsttum nicht allein unter der Bank gelegen, sondern auch unter aller stinkenden, lausigen Pfaffen und Mönchen und Bettler Füßen hat müssen sich drücken und treten lassen. Denn solchen Ruhm und Ehre habe ich (von Gotts Gnade) davon, es sei dem Teufel und allem seinem Gefolge lieb oder leid, daß seit der Apostel Zeit kein Doctor noch Scribent, kein Theologus noch Jurist so herrlich und klärlich die Gewissen der weltlichen Stände bestätigt, unterricht und getröstet hat, als ich getan habe, durch besondere Gottesgnade, das weiß ich fürwahr. Denn auch Sankt Augustinus noch Sankt Ambrosius (die doch die Besten sind in diesen Stücken) mir nicht gleich hierin sind, des rühme ich mich, Gott zu Lob und Dank, dem Teufel und allen meinen Tyrannen und Feinden zu Leid und Verdrieß. Und weiß, daß solcher Ruhm wahrhaftig und beiden, vor Gott und der Welt, muß bekannt sein und bleiben, sollten sie auch toll und töricht darüber werden."

Hier tut sich dem Glauben die ganze Welt auf. So wie Luther die Welt aus seinem Glauben heraus gesehen hat, hat sie vor ihm keiner gesehen. In einem Tischgespräch hat er einmal gemeint: „Wir sind jetzt in der Morgenröte des künftigen Lebens, denn wir fangen an, wiederum zu erlangen die Erkenntnis der Kreaturen, die wir verloren haben durch Adams Fall. Jetzt sehen wir die Kreaturen gar recht an, mehr denn im Papsttum etwan. Erasmus aber fraget nichts danach, bekümmert sich wenig, wie die Frucht im Mutterleibe formiert, zugerichtet und gemacht wird; so achtet er auch nicht den Ehestand, wie herrlich der sei. Wir aber beginnen von Gottes Gnade seine herrlichen Werk und Wunder auch aus den Blümlein zu erkennen, wenn wir bedenken, wie allmächtig und gütig Gott sei; darum loben und preisen wir ihn und danken ihm." Solche Worte haben in Luthers Mund einen unerhört tiefen Klang. Sie kommen aus einem Glauben, der, wenn er dergleichen erkennt, noch den Schauer der verzehrenden Majestät Gottes in sich trägt. Denn nur der kann „völliglich glauben, daß Gott der sei, der alle Ding schafft und macht, der allen Dingen gestorben ist, dem Guten und Bösen, dem Tod und Leben, der Hölle und dem Himmel, und von Herzen bekennen, daß er aus eigenen Kräften nichts vermag."

Dieser Glaube kann gar nicht anders als überströmen von guten Werken. Das ist aber nicht mehr das Werk, in dem der Mensch seine Sicherheit sucht, sondern da ist es, wie Luther an einer berühmten Stelle sagt, wie „wenn ein Mann oder Weib sich zum andern versieht Lieb und Wohlgefallens, und dasselbe fest glaubt, wer lernet denselben, wie er sich stellen soll? Die einige Zuversicht lehret ihn das alles und mehr denn not ist. Da ist ihm kein Unterschied in Werken. Tut das Groß, Lang, Viele so gerne als das Klein, Kurz, Wenige und wiederum; dazu mit fröhlichem, friedlichem, sicherem Herzen, und ist ganz ein frei Geselle. Wo aber ein Zweifel da ist, da sucht sichs, welchs am besten sei, da hebet sich Unterschied der Werk auszumalen, womit er mag Huld erwerben, und geht dennoch zu mit schwerem Herzen und großem Unlust, und ist gleich gefangen, mehr denn halb verzweifelt, und wird oft zum Narren drob. Also ein Christenmensch, der in dieser Zuversicht gegen Gott lebt, weiß alle Ding, vermag alle Ding, vermißt sich aller Ding, was zu tun ist, und tuts alles fröhlich und frei, nit umb viel guter Verdienst und Werk zu sammeln, sondern daß ihm eine Lust ist, Gott also wohlgefallen und lauterlich Gott umsonst dienet, daran begnüget, daß es Gott gefället".

Luther wird nicht müde, davon zu reden, daß die Welt voll ist von Gottes Werken. Er denkt dabei nicht nur an die natürliche Schöpfung, sondern mehr noch an das geschichtliche Dasein der Menschen, wie es in bestimmten Ordnungen gelebt wird. Das sind „die Ordnungen und Stift, so er durch sein Wort und Befehl gestellt hat, als da sind Vater und Mutterstand, Priesterstand, Levitenstand nach dem Gesetz Mose, Knecht und Magdstand, ehelicher Stand, Herrn und Untertanenstand, welches sind alles seine Werk oder Geschäft, denn er hats befohlen und ein-

gesetzt". Und hier in dem gläubigen, zuversichtlichen Tun der Werke, die hier geboten sind — dessen, was einem da, wie Luther gerne sagt, unter die Hand kommt —, findet Luthers Glaube seine Erfüllung. So „wenn ein Ehemann oder Eheweib das bei sich gewiß kann schließen: ich glaube und bin ungezweifelt, daß mich Gott meinem Mann zu einem Weib, meiner Frau zu einem Mann hat geben, des müssen mir Sonn und Mond Zeugnis geben, und ist kein Kreatur, die anders könnte sagen; wenn nu das Herz also gewiß ist, so darfst du nicht sorgen, daß derselbige Mann zum Ehebrecher oder sie zu einer Huren werd. So ists auch mit Knecht und Magd. Der Knecht kann gewiß sagen: Ich bin des Herrn Knecht, Gott spricht selbst: Hans, du bist des Knecht, dazu alle Engel sagen: Ja, es ist wahr. Wenn das Herz so fein gewiß ist, so wird es ihn danach wohl lehren, wie er seinem Herrn dienen soll und treu sein. Denn es ist ganz unmöglich, daß das Herz einerlei Untreu laß in sich kommen, wenns also seins Berufs gewiß ist, und der Knecht sich also vergottet, wie S. Paulus lehret: Ut impleamini in omni plenitudine dei, das einer gar voll Gottes werde".

Das ist das Größte an Luther, daß die radikale Überweltlichkeit seines Glaubens ihn der Welt nicht entfremdet. Gerade weil sie radikal ist bis zum Äußersten, gewinnt er aus ihr der Welt gegenüber die Freiheit, die ihr geben kann, was ihr Recht ist. Damit hat er den Weg gefunden, der zwischen den beiden Gefahren hindurchführt, denen die christliche Kirche in ihrer Geschichte je und je erlegen ist. Nämlich dem Klerikalismus und das heißt der Verweltlichung des Ewigen einerseits und der Spiritualisierung oder Ästhetisierung des Ewigen andererseits.

*

Am 10. November 1483 kommt Martin Luther als ältestes Kind des Schieferhäuers Hans Luther in Eisleben zur Welt. Als er ein Jahr alt ist, zieht sein Vater nach Mansfeld. Dort geht er zur Schule. Den Vierzehnjährigen schickt Hans Luther nach Magdeburg auf die Schule. Hier und in Eisenach muß er als „Partekenhengst" sein Brot vor den Häusern ersingen. Frau Ursula Cotta, die Gattin eines Kaufherrn, nimmt sich seiner an. 1501 wird er Student in Erfurt. Nach dem Willen seines Vaters befleißigt er sich der Rechtswissenschaft. 1506 tritt er als Bruder Martin in den Mönchsorden der Augustiner ein. Im April 1507 wird er zum Priester geweiht.

Der Generalvikar Dr. von Staupitz veranlaßt 1508 die Übersiedlung Luthers nach der von Friedrich dem Weisen, Kurfürsten von Sachsen, neu errichteten Universität Wittenberg. 1510 wird Luther von Staupitz zur Erledigung eines Auftrags in Sachen der Ordensorganisation nach Rom gesandt. Zu Fuß reist er mit dem Prior Johann von Mecheln hin. Nach Wittenberg zurückgekehrt, wird er im Oktober 1512 Doktor. Er liest an der Universität. 1517 erregen ihn die Ablaß-Predigten des Dominikanerpriors Tetzel. Am 31. Oktober schlägt er an die Tür der Schloßkirche in Wittenberg seine 95 Thesen über den Ablaß an.

Als päpstlicher Legat soll im Oktober 1518 der Kardinal Thomas Vio von Gaeta, Cajetanus genannt, im Fuggerhause in Augsburg den Mönch zum Widerruf überreden. Luther weigert sich. Gewarnt, entflieht er nachts zu Pferd von Augsburg. Im Juni 1519 fährt er mit Melanchthon in Leipzig ein, zum Religionsgespräch in der Pleißenburg mit seinem Widersacher Dr. Eck. 1520 schreibt er seine großen reformatorischen Schriften „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" und „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche". Umsonst sucht er in der Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen" einen Ausgleich. Eine Bulle des Papstes verdammt einundvierzig seiner Sätze als ketzerisch und droht ihm den Bann an. Am 10. Dezember 1520 verbrennt Luther die Bulle in Wittenberg vor dem Elstertor. Am 3. Januar 1521 wird er gebannt.

Kurfürst Friedrich bittet Kaiser Karl V., Luther vor dem Reichstag in Worms zu laden. Am 2. April 1521 fährt Luther ab, am 16. April trifft er in Worms ein. An zwei Nachmittagen wird er vor dem Reichstag verhört. Das Verhör wird ohne Ergebnis abgebrochen. Am 25. Mai wird die Reichsacht über Luther verhängt. Ein kaiserlicher Geleitbrief gewährt ihm aber Schutz für die Heimfahrt. Kurfürst Friedrich läßt seinen Schützling aufheben und auf die Wartburg bringen, auf der er bis zum 1. März 1522 lebt und die Übersetzung des Neuen Testaments beginnt.

Wegen der Unruhen durch Karlstadt und die Zwickauer Propheten gibt er sein Asyl preis. Über Jena geht er nach Wittenberg, um in der Stadtkirche zu predigen. 1524 legt er die Mönchstracht für immer ab. 1525 wendet er sich im Bauernkrieg gegen die „räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern". Er heiratet die Nonne Katharina von Bora aus dem Kloster Nimpschen.

Johann der Beständige, der 1525 auf Friedrich den Weisen gefolgt ist, schickt Luther und Melanchthon 1526 zu einer Kirchen- und Schulvisitation durch das Kurfürstentum. 1529 hat Luther, der mit Melanchthon, Jonas und Bugenhagen nach Marburg reist, daselbst die Disputation mit dem schweizerischen Reformator Zwingli und dessen Freunden. Der Versuch der Einigung mißlingt. 1530, während des Reichstags zu Augsburg, hält Luther sich auf der Feste Koburg auf. In Augsburg übergibt Johann der Beständige dem Kaiser die Confessio Augustana. Die Evangelischen erhalten bis zum 30. April 1531 Frist zum Frieden mit der Kirche. Binnen eines Jahres soll vom Kaiser ein Konzil berufen werden.

1532 wird in Nürnberg ein vorläufiger Religionsfriede geschlossen. 1534 hat Luther seine Bibelübertragung vollendet: „Biblia, das ist die ganze Heilige Schrift deutsch." Pfingsten 1539 predigt Luther, nach der Einführung der Reformation auch im Herzogtum Sachsen, in der Thomaskirche in Leipzig.

Ende 1545 reist er zur Schlichtung eines Erbstreites der Grafen von Mansfeld nach Eisleben. Am 18. Februar 1546 stirbt er an einer Krankheit, die ihn unterwegs befallen hat, in Eisleben, seiner Geburtsstadt. Am 22. Februar wird er in Wittenberg bestattet.

Philipp Melanchthon

1497—1560

Von

Walther Köhler

Als am 19. April 1560 Philipp Melanchthon in Wittenberg in seinem Studierzimmer starb, „trugen", so heißt es in einem gleichzeitigen Berichte, „am folgenden Tage die Bürger ihre Kinder an den Armen über ihn und sagten, sie sollten ihn fleißig ansehen, daß sie einstmals sagen könnten, was es für ein Mann gewesen wäre . . . nämlich ein Mann, welchen Gott zu den höchsten Sachen in diesem Leben fruchtbarlich gebraucht hatte". In der schlichten Natürlichkeit dieses Bildes spricht eine tiefe Sinnhaftigkeit. Die Eltern kommen mit den Kindern an der Hand — das ist der letzte Gruß an den Lehrer, und es sind die Bürger einer mittelgroßen Stadt, nicht die Bauern vom Lande, auch nicht die Adeligen von ihren Schlössern, bürgerliche Umwelt umgibt den für die letzte Ruhe Gebetteten, wie sie sein ganzes Leben umgeben hatte. Und diesen bürgerlichen Lehrer hat Gott „zu den höchsten Sachen in diesem Leben fruchtbarlich gebraucht"?! Wo steckt das Geheimnis dieser Höchstwirkung? Denn um eine solche handelt es sich. Zugleich um Nachwirkung, Über-Zeitlichkeit, denn der Blick der die Kinder mahnenden Eltern weist in „einstmalige" Zukunft. Auf wie lange? Soll hier über eine, zwei oder drei Generationen hinaus, selbst über Jahrhunderte hinaus bis hinein in die Gegenwart und auch über sie wieder hinaus ein dauernder, vielleicht ein ewiger Wert gegeben sein, so muß in Philipp Melanchthon ein Wollen Wirkungskraft und Gestaltungsgewalt gewonnen haben, das siegreich alle zeitliche Form und Gebundenheit in Unerschöpflichkeit neuer Möglichkeiten aus altem Urquell überwindet, weil es in einer ewigen Ordnung und Notwendigkeit verankert ist. Besitzt er solches Wollen? Wie formte es sich?

*

„Ich bin . . . Philippus ist", und nun folgt eine Gegensätzlichkeit — in dieser Form gibt es eine ganze Reihe von Äußerungen Luthers über seinen Freund Melanchthon; am bekanntesten ist die Gegenüberstellung: „Ich bin der grobe Waldrechter, Philippus fähret fein säuberlich einher." Eine Gegensätzlichkeit ist Luther nicht bewußt geworden: die von Blut und Boden. Wohl kennt er seines Wesens Urgrund: „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewest", aber er ergänzt nicht: „Philippus ist eines Handwerkers Sohn; sein Vater, Großvater sind rechte Handwerker gewest." Nur darüber konnte er scherzen: „Philippus ist in einem Hüttchen geboren, aber Gott

erhöhet die Niedrigen." Der aus dem Stolz des freien Bauern geborene Scherz traf aber fehl: eine Kossätenhütte war das etwa 1800 Einwohner zählende Bretten in der Pfalz nicht, wenn auch um mehr als die Hälfte kleiner als die kurfürstliche Residenz Heidelberg. Die schöne und gesunde Lage der Stadt, ihre reichen Felder, Wiesen und Wälder wurden besungen, die schmucke Bauart gerühmt, nicht zuletzt die gute Wehr und Waffe. Als der junge Philipp Schwartzerd sieben Jahre alt war, 1504, hatten die Brettener ihre pfälzische Treue und Tapferkeit bewiesen, sie schirmten die Stadt gegen Eroberungsgelüste des Württemberger Herzogs Ulrich; kein Geringerer als Ulrich von Hutten pries im Liede die wackeren Bürger. Auch im Bauernkriege 1525 hatten die wohlbehüteten Mauern und der Gehorsam gegen die Obrigkeit einer Belagerung durch die aufrührerischen Rotten standgehalten, und in späteren Jahren hat Schultheiß Georg Schwartzerd, Philipps jüngerer Bruder, als Ortschronikschreiber beide Ereignisse festgehalten, „damit es bey den nachkommenden in guter gedächtnus bleib und sich meniglich der ungehorsamen, ufrurischen secten, conspiration und bintnus, alda niemals etwas gutes daraus entstanden, sich weiß zu verhüten". Die günstige Lage der Stadt an einer Verkehrsader — die Warenzüge von Venedig, Augsburg und Ulm zur Frankfurter Messe kamen über Bretten, „wie auch alle posten aus Spanien, welsch und teutschen Landen" — hatte den Charakter einer dank großer Gemarkung wesentlich von Viehzucht, Acker- und Weinbau lebenden Landstadt nicht sonderlich umzugestalten vermocht. Zwar kamen für die Feldbestellung vorübergehend fremde Arbeitskräfte, auf der Heerstraße auch wohl Kriegsvolk und Gesindel in die Stadt; eine kleine Industrie in Tuch und Leder entwickelte sich, aber wesentlich nur für den eigenen bürgerlichen Bedarf; es war etwas Besonderes, wenn der Großvater Melanchthons, der Kaufmann Reuter, mit seiner Ware nach Frankfurt a. M. reiste.

Bretten gewährt das Bild eines ruhigen, sicheren Besitzes, der sich durch den Ertrag des eigenen Bodens und den reichlich einlaufenden Wegzoll hob. Hier kann Ruhe als die erste Bürgerpflicht erscheinen, Ordnung und Zucht in Obrigkeit, Schule und Haus muß die Hablichkeit der Stadtgenossen beisammenhalten, Unruhe, Störung des bürgerlichen Friedens, Aufruhr und Revolution jeglicher Art sind Verbrechen gegen Gott und Mensch. Aus solchem Boden wachsen keine Stürmer und Dränger wie aus der dampfenden Bauernerde, aber Schulmeister, Pädagogen, wackere Männer, die ohne den kühnen Vorstoß schöpferischer Eigenkraft das quellende Leben einfangen in Ordnung und Maß, auf daß es nicht über die Wehre schäume, können hier entstehen und aus dieser Heimaterde stetig Regel und Vorbild nehmen. Melanchthon hat diese Kleinstadt geliebt zeitlebens, sie ist ihm wie seinem Bruder Georg „das Vaterland", und als er sie nach der ersten Studienzeit wiedersieht, fällt er auf die Knie und dankt Gott für diese Gabe — Luther kniete so beim Anblick Roms, und Rom ist „eine Welt"! Das Kleinbürgerliche hat der Magister Philippus nie verloren, wirklich „fein säuberlich", die ängstliche, stockende, in der Sprache stotternde, ungeschickte und linkische Art des Sich-

gebens, das vorsichtig Tastende einer gestellten Aufgabe gegenüber, das zaghafte Weiterführen in Anknüpfung an die Vergangenheit und Schonung ihrer Werte, der Schauder vor jedem Umsturz, in dem er sogleich „die Zerstörung aller Dinge" sieht, der ihn sogar bei der Lektüre der griechischen Tragiker körperlich erbeben läßt, stammt aus dieser Umwelt. Der „vielgewandte", von Homer durch Meere, Städte und Länder geführte Odysseus wird vor den Augen der Studenten bei Melanchthon zum Kleinbürger eingeengt, den die Gunst unsterblicher Göttinnen nicht von der Liebe zu den Eltern und zu Weib und Kind abwendet. Als es nach 1530 für die Protestanten die politisch wie dogmatisch gleich wichtige Frage nach dem sittlichen Recht eines Widerstandes gegen die gottgesetzte kaiserliche Obrigkeit galt, gewinnt Melanchthon die Rechtfertigung der Notwehr am Bilde des sein Heim schützenden Bürgers: „So ein Mörder in Deinem Haus Dich oder Dein Weib oder Kind überfallen will, so ist der Schutz und Gegenwehr ein recht gottgefällig Werk, wenn gleich der Mörder darob erstochen wird." Ganz ohne Romantik führt der Wittenberger Lehrer die ehrsame Tochter des Gewandschneiders und Bürgermeisters Krapp zur Ehe, und die bürgerliche Käthe hat sich mit der adeligen, die etwas tumultuarisch aus dem Kloster gelaufen war, nicht eben gut vertragen. Gewiß, der Herr Magister kann auch einmal ein Tänzlein wagen, aber gemessen, in der Stube, nicht im fröhlichen Schwung unter der Dorflinde, daß alle Röcke flogen. Ist Pfälzer Art fröhliche Art, so darf man nicht übersehen, daß Bretten nicht bodenständig pfälzisch war, sondern erst 1349 kurpfälzisch wurde; schwäbische Stammesart wurzelt stark in der kleinen Stadt; von da her mag das Grübelnde, Sinnende und Sinnierende bei Melanchthon stammen.

Die Gaben des Bodens hat das Blut nicht abgewandelt, wohl aber ausgeprägt. Der Großvater Schwartzerd war Schmied in Heidelberg gewesen, stammte wahrscheinlich von dort, der Vater war kurpfälzischer Rüstmeister geworden, mit einer Waffe seiner Kunst hatte Kaiser Max auf einem Turnier in Worms 1495 einen Welschen besiegt, in Bretten war die wohlhabende Kaufmannstochter Barbara Reuter die Gattin Georg Schwartzerds geworden. Schon 1508 starb er, aber die Wirkung seiner Wesensart auf den damals elfjährigen Sohn ist stark und nachhaltig gewesen, Erbanlage und auf Vorbildlichkeit gerichteter bewußter Wille kreuzen sich. Arbeitsam, schweigsam, niemals trunken, ein frommer Christ, der mitten in der Nacht zum Gebet aufstehen kann, ist der Vater Typ des ehrsamen, schaffigen, pflichtgetreuen, der Kirche ergebenen Bürgers, der im Stadtwesen seinen bestimmten Platz ausfüllt, aber niemals aus der Reihe tritt. Er flucht nicht, schon weil Fluchen unter Strafe steht, aber „was die Augen sahen, das kundten die Fäuste". Der stille Mann machte sich seine Gedanken über die geheimnisvollen Zusammenhänge von Himmel und Erde, wenn er für den Sohn Philipp durch den pfälzischen Hofastrologen die Nativität stellen ließ oder kurz vor seinem Tode selbst zum Weissager wurde und große Wirren prophezeite. Dank diesem Erbe blieb der Sohn naturverhaftet und hat die Überlegenheit des Geistes, die er sonst

so sicher und zielbewußt zum Siege führte, hier zu behaupten sich nicht getraut: ihm bangt vor geheimnisvoller Naturkraft, die er sich verpflichten möchte, indem er sich ihr beugt. Melanchthon achtet auf den Flug der Raben, „der Vogel krächzt ihm Mißgeschick", er sinnt über Träume und sieht Geister, die Stellung der Sterne bestimmt, das heißt lähmt sein Handeln; um ihretwillen läßt er etwa den kranken Luther 1537 nicht reisen oder sieht in seinem letzten Leiden die Wirkung einer drohenden Konjunktion von Saturn und Mars; er fürchtet von den Sternen Unfruchtbarkeit des Bodens und veranlaßt die Universität Wittenberg um deswillen auf Vorrat Getreide einzukaufen. Für Luther war das alles „eine feine, lustige Phantasey". „Wir sind Herren der Sterne, ei, ich frag nicht nach Eurer Astrologie, ich kenne meine Natur und erfar es, ich bleibe hart und feste auf der Meinung, die die Bauern haben, mit denen halt ichs, wenn ein heißer Sommer ist, daß ein kalter Winter darnach folget" — die Verwurzelung des Bauern in der Natur schlägt den kultivierten, naturfeigen Städter.

Die Mutter, ein „tugentsam und wolgezogen kind", war die häbliche, gerne aus ihrem Wohlstand spendende Bürgersfrau, für den eigenen Bedarf sparsam, die Kinder den Wert eines geregelten Haushaltes lehrend. „Wer will mehr verzehren, denn sein Pflug kann neren, der muß zuletzt verderben und vielleicht am Galgen sterben" hieß ihr Sprüchlein. Da sie den Gatten früh verlor, im gleichen Jahre auch die Großmutter Reuter Witwe wurde, der Vater zudem durch seinen Beruf viel von Hause fort war, hat die Erziehung des Sohnes stark, zu stark in Frauenhand gelegen. Ein „Vater Hans", der in seiner kernigen Geradheit und treffsicheren Ehrlichkeit fest durchgriff, fehlte hier, die weichlich-weibischen Züge Melanchthons sind längst bemerkt worden. Mehr Mann! wünscht man, so oft das Leben ihm kritisch den Knoten schürzt. Er versagt gerade dann, wenn der historische Moment die Mannestat heischt; die Forderung der Stunde, die seine Stunde werden soll, ergreift er nicht. Er wird dann fassungslos, bricht zusammen oder heult wie ein Weib. Schon der junge Student tat es, als der Lehrer ihm die Leitung einer Kollegstunde antrug, der Vierzigjährige weinte vor dem kranken Luther in Schmalkalden, und der weltgeschichtliche Wendepunkt des Augsburger Reichstages von 1530, da er an Stelle des gebannt auf der Koburg zurückgehaltenen Luther Führer der protestantischen Sache werden soll, sieht ihn in Tränen aufgelöst — „Philippus ist Jeremias" (Luther). Aber der wohlerzogene Bürgersohn ist er bis zu seinem Tode geblieben. Er wäscht sich in „bestimmter Absicht", das heißt: weil es zur Wohlanständigkeit gehört, oft die Hände, er läßt sich vor dem Tode das zu lang gewordene Haar schneiden, und „also ließ er sich zuvor schmücken", das heißt: er zieht drei weiße Hemden übereinander an und setzt die leinene Schlafhaube auf — das ist nicht sowohl griechisches „In-Schönheit-Sterben" als vielmehr im Elternhaus anerzogene Bravheit, die auch diesen letzten Gast geziemend in würdigem Aufzug zu empfangen heißt. Der vor Unkeuschheit sorgsam behütete Knabe kann sich nicht nackt sehen, er läßt sich in der

letzten Krankheit nicht „die Schüssel" reichen, sondern steigt aus dem Bette, ängstlich bemüht, die entblößten Beine vor den Freunden zu verhüllen. Ein derbes Wort erfrischender Saftigkeit, wie es Luther, der Bauernsohn, immer wieder für den rechten Augenblick traf, sucht man bei Melanchthon vergebens; seine Witzlein, wie er sie wohl machen kann, sind schulmeisterlich, harmlos, nicht urwüchsig, man kann sie am Familientische des ehrsamen Bürgerhauses erzählen, aus dessen Luft sie stammen.

Auch der Schulunterricht hat bei Melanchthon das Gepräge städtischer Bildung getragen. Die deutsche Stadt war die pädagogische Heimstätte des Humanismus geworden, der sich hier verbürgerlichte. Er war sozusagen stadtsässig geworden, hatte damit das Unruhige, Wandernde, mit den Gedanken Spielende des italienischen Ursprungs verloren und half durch Lehrbuch und Unterricht in methodischem Aufbau die künftigen Bürger für die Aufgaben städtischer Verwaltung oder auch landesherrlichen Dienstes schulen. Der junge Schwartzerd hat im Hause des Großvaters Reuter zuerst drei Jahre lang (1505—1508) Einzelunterricht empfangen durch den Hauslehrer Johannes Unger; er legte den Grund zu einem sicheren und umfassenden Wissen und lenkte knabenhafte Ungebärdigkeit in die Bahn ruhigen Maßes. „Sei vorsichtig und gib nach!" — wann hätte Melanchthon diesen Grundsatz des Lehrmeisters vergessen?! Es steckte dahinter eine Lebensangst, die sich von Dämonen umwittert wußte; hier klang ja im Zögling die erbverwandte Saite. Nach des Vaters Tode kam der Elfjährige für ein knappes Jahr nach Pforzheim in das Haus der dorthin übergesiedelten Großmutter Reuter. Sie war die Schwester des großen Humanisten Johannes Reuchlin von Pforzheim; in ihm spürt der Großneffe zum ersten Male etwas von humanistischer Welt großen Stiles, über Stadtmauern hinaus in ein Reich wissenschaftlicher Verbundenheit gelehrter Männer allerorten. Es ist mehr als Zeitmode gewesen, es wurde Weiheakt, wenn 1509 Reuchlin den deutschen Namen „Schwartzerd" in den griechischen „Melanchthon" umformte: die Geistestaufe zum Humanisten, und wenn der spätere protestantische Theologe von Bewahrung der Taufgnade zu sagen wußte, so ist ihm die humanistische Taufgnade ein eingebranntes Siegel geworden. Sein Schullehrer wurde in Pforzheim Georg Simler, Kenner des Griechischen, nicht minder des Bildungswertes der Geschichte. Dann wird der Zwölfjährige Heidelberger Student, mit vierzehn Jahren schon Knabenerzieher, erwirbt sich den ersten akademischen Grad, den philosophischen Bakkalaureat, um in Tübingen 1514 den Magistergrad zu erringen. Seine astrologischen Neigungen vertieft der Mathematiker Johannes Stöffler. „Magister Philippus" ist er zeitlebens geblieben, in akademischen Würden, etwa wie Luther zum Doktor der Theologie, nicht höher gestiegen. Darin liegt etwas von Programm: die Verhaftung an den Wissenskreis der philosophischen Fakultät und die Zielstellung auf den praktischen Unterricht. In Tübingen hält der junge Magister alsbald philosophisch-didaktische Vorlesungen, arbeitet als Beirat in der dortigen Drucker-

presse des Thomas Anshelm, beteiligt sich an einer Vertrauenskundgebung der deutschen Gelehrtenwelt für seinen Großoheim Reuchlin, gibt Textausgaben für den Unterricht oder das Selbststudium der klassischen Sprachen heraus und schreibt eine griechische Grammatik; kein genialer Wurf entdeckender Gelehrsamkeit, aber praktisch höchst brauchbar. Wenn den Studenten in Heidelberg der oberrheinische Humanistenkreis umfangen hatte, so ist er jetzt geschätztes Mitglied dieser Gelehrtengilde geworden. Und wenn die angehenden Philologen in jugendlicher Begeisterung in Heidelberg und Tübingen für den ungekrönten König der damaligen Geisteswelt, den Niederländer Erasmus von Rotterdam, schwärmten, so ist bei Melanchthon aus dem staunenden Aufblick Seelengemeinschaft und weltanschauliche Verbundenheit, wenn auch gewiß nicht sklavisch, geworden. Das Band zwischen ihm und dem großen Humanisten ist nie brüsk gerissen wie bei Luther, wo es freilich auch gröber geknüpft gewesen war. Gerade an dem Höhepunkte seines Lebens, wo man vom „Protestanten" in ihm etwas zu fordern berechtigt ist, auf dem Augsburger Reichstage 1530, wendet sich sein Blick in verlegener Ratlosigkeit an den außenstehenden Gelehrten, und auf dem Totenbette spricht er bewußt ein Sterbewort des Erasmus nach: „Herr, mach's zum Ende!"

Und doch wird gerade hier der deutsche Humanist in Melanchthon lebendig und spaltet das Weltbürgertum des bald in den Niederlanden, bald in England, bald in Italien, bald in der Schweiz, bald in Deutschland ansässigen, nirgends heimischen Erasmus auf. Daß er Auslandsrufe nach England oder Frankreich abschlug, ist nicht entscheidend, auch nicht, daß der Wittenberger Professor selbst in schwierigster Zeit nach dem unglücklichen Ausgange des Schmalkaldischen Krieges, als sein Landesherr Wittenberg verlor und für die neue Hochschule Jena seiner begehrte, dem alten Platze die Treue hielt. Die nationale politische Bewegtheit des deutschen Humanismus seit den Tagen des Kaisers Max, gesteigert zu einem Aufbruch nationaler deutscher Gemeinschaft, als nach seinem Tode 1519 sein Enkel Karl als der in Dichtung, Sage und Prophetie geweissagte Heilskaiser erschien, spannt die weltanschauliche Gedankenwelt des Humanismus bei Melanchthon in einen deutschen Rahmen, verhütet ein Ausgleiten in uferlose, weltbürgerliche Weite und gibt seinem Wirken in Schule, Staat und Kirche die wohltuende Wärme des Vaterländischen. Den skeptischen, spöttelnden Zug des Erasmus, geboren aus einer mehr empfundenen als durchdachten Auflösung aller Werte in ein Zufallsspiel menschlicher Laune, hat Melanchthon nie besessen; ein „Lob der Narrheit" hätte auch der Humanist nie schreiben können, und gegen den geistvollen, aber gerade auch wieder die Komödie des Lebens von der Loge des genießenden Zuschauers aus mit Fingerspitzengefühl zerpflückenden Sebastian Franck hat er die Obrigkeit in Bewegung gesetzt. Das vaterländische Pathos des deutschen Humanismus ist bei Melanchthon ein weltanschauliches und von da aus sich sehr lebendig, gerade und bestimmt auswirkendes Grundelement seines Denkens und Handelns geworden. Hier steckte hinter scheinbarer Unentschlossenheit Grundsätzlichkeit, die

sich behaupten wollte. Die am schärfsten angegriffenen Momente in Melanchthons Leben finden hier ihre Erklärung, ja ihre Rechtfertigung. Man muß sich nur gegenwärtig halten, daß das deutsche humanistische Nationalgefühl des beginnenden sechzehnten Jahrhunderts nicht gleichsetzbar dem des neunzehnten Jahrhunderts und der Gegenwart ist.

Wohl redet der deutsche Humanismus viel von „deutscher Nation"; aber der deutsche Nationalstaat ist das nicht, sondern das deutsche Reich, und auch das kein staatsrechtlicher Begriff, sondern ein romantisches Gebilde. In unklarem, mystischem Schimmer wurde das mittelalterliche Imperium mit neu aus den Quellen der Vergangenheit deutscher Geschichte heraufgeholtem oder dem Erleben der Gegenwart geborgtem deutschem Zierat einladend und werbend ausgeschmückt. Die Einheit des Reiches unter monarchischer Spitze ist Grundvoraussetzung: ein Reich, ein Kaiser! „Wie es war in den alten Zeiten, da es gab weder Zank noch Streiten." Von dieser Warte aus wird Melanchthon seine Universitätsreden halten über deutsche Kaiser und deutsche Fürsten, wird mit dem Mythus des sechzehnten Jahrhunderts vom friedreichen Heilskaiser in dem Hohenstaufen Friedrich II., schon weil er Friedrich heißt und eines Friedrich Enkel ist, den Deutschen sehen, der er nie war. Er wird die Kaiserwahl Karls V., so wie er sie glückhaft schaut, seinem Volke als Muster deutscher Kaiserkürung als deutscher Geschichtschreiber vorführen, voll Stolz auf Kaiser und Nation, die der Kaiser verkörpert. Und den ganzen ständischen Aufbau des Reiches wird er festhalten; die Kurfürsten, die er als treue Verwalter sieht, so wie er in der Leichenrede auf den Sachsen Friedrich den Weisen den Typ des friedvollen, gottesfürchtigen Hausvaters erfaßt; die Fürsten, deren landesherrlicher, vom Reiche abspaltender Eigennutz ihm Frevel an heiliger Sache war; nicht minder die Städte, die ihm in schlimmer Zeit gar als die letzte Zuflucht des Reiches erscheinen wollen. Diesen ganzen weitschichtigen, in Wirklichkeit von Spalten und Rissen durchfurchten Organismus hat er immer nur als Ganzes geschaut, ehrfurchtsvoll bewundert und ritterlich beschirmt. Als wär's ein Stück von ihm. Er sieht in Karl V. nicht den spanischen Habsburger, den Gegner der Protestanten, sondern den Führer des Reiches, das Symbol der Einheit. Das Zwingliwort: „Papsttum und Kaisertum, die sind beide von Rom", gesprochen vom Blickpunkte des Realpolitikers aus, der in Karl V. den österreichischen Erbfeind der Eidgenossenschaft und den katholischen Ketzerverfolger sah, hätte Melanchthon nie formen können. Er hat Zwingli seine große evangelische Bündnispolitik, die in hinreißendem Schwung von der Nordsee bis an die Adria lief, nicht verziehen; nicht weil sie Politik war, sondern weil sie gegen Kaiser und Reich ging. Calvin urteilte richtig: „Melanchthon hat in der Person Zwinglis die Schweizer verurteilt"; denen vergißt er nicht die Trennung vom Reiche. „Schweizergeist", den er Zwingli vorwirft, ist Sonderbündelei und darum der ein Sonderbekenntnis zum Augsburger Reichstage 1530 einreichende Zürcher Reformator ein „Verrückter". Melanchthon will die Schriften der Schweizer

in Sachsen verboten wissen, er ist der schärfste Gegner des politischen Bündnisses mit ihnen, trotzdem er im dogmatischen Streitpunkte der Abendmahlsfrage ihnen nahesteht; er wünscht nicht die Annäherung an die vermittelnden Oberländischen Reichsstädte, solange sie Zwingli eng verbündet sind, der Landgraf von Hessen gewinnt in seinen Augen, seitdem er die Beziehungen zur Schweiz mit Zwinglis Tode nicht mehr pflegen kann. Die politische Gegenwehr gegen den Kaiser hat er schließlich widerwillig als Notwehr gebilligt, aber das Mißtrauen gegen den politischen Zusammenschluß der Protestanten im Schmalkaldischen Bunde nie verloren. Der landesherrliche Einsatz eines evangelischen Bischofs in Naumburg durch den sächsischen Kurfürsten erfüllt ihn mit Besorgnis vor dem Kaiser, aber ein Gutachten von ihm verficht die Berechtigung der Wahl des kaiserlichen Bruders Ferdinand von Österreich zum römischen König. Vor dem Bunde mit Frankreich warnt der Reichstreue, „nachdem man oft Erfahrung hat, daß der König von Frankreich oft die deutschen Fürsten erreget hat, und hat sie hernach verlassen", aber kaiserlichen Unterhändlern hat er nicht die Tür verschlossen und kann in Augsburg 1530 unmittelbar nach Überreichung des protestantischen Bekenntnisses in Zugeständnissen an den kaiserlichen Sekretär Valdes und andere bis zur äußersten Grenze gehen. Aus Sorge um das Vaterland — so sah schon ein Zeitgenosse richtig — nicht charakterlos. Im Widerstand gegen den Willen des Kaisers werden ihm die Grundlagen des Reiches verletzt, und dann bricht die Welt zusammen. Gewiß — so sieht die Gegenwart — will er retten, was nicht mehr zu retten war, aber er hält ein Panier, das zu halten wert war und das bei der Umwälzung aller Dinge nicht vergessen zu lassen ein Verdienst war, weil es Zukunft in sich trug: das eine und einige deutsche Reich!

Gerade auch das einige. Einig in Sitte und Glaube. Melanchthon sieht ein deutsches Volk in ganz bestimmter Prägung, und den Maßstab gibt für die Sitte dem Humanisten die „Germania" des Tacitus. Hier ruht deutsches Gold, das aus dem Schachte der Vergangenheit wieder empor muß zur Alleingeltung gegen die Kipper und Wipper deutscher Zuchtlosigkeit. Zweimal gab Melanchthon Text oder Untersuchung zum Buche des Römers heraus; damit die Jünglinge ein Bild des alten Deutschland gewännen; er zeigt ihnen auch den deutschen Führer, den Ulrich von Hutten hier entdeckt hatte, den Freiheitshelden Arminius; denn Huttens hinterlassenen Dialog schickt er der „Germania" des Tacitus voraus. Aber die germanischen Waffen läßt der Humanist nur gedämpft klirren, noch stärker als in der Vorzeit wird das Buch Sittenspiegel für die deutsche Treue, Ehrbarkeit, Keuschheit und Achtung vor der hehren Heiligkeit des Weibes. Der „teutonische Zorn" ist für Melanchthon in jeder Form Barbarei. Barbaren — so meint er — haben einst Rom unter Alarich zerstört, die deutschen Landsknechte Frundsbergs 1527 im „Sacco di Roma" eine ganze Welt der Weisheit und Schönheit vernichtet, und als die deutschen Bauernhorden zwei Jahre zuvor in wildem Urdrange gegen das Grundgefüge alter Ordnung brandeten, da fällt das harte Wort

vom „wilden, ungezogenen Volk, dem es vonnöten wäre, daß es noch weniger Freiheit hätte denn es hat". „Es ist ein mutwillig, blutgierig Volk, die Deutschen, daß man's billig viel härter halten sollt." Den deutschen Draufgänger setzt er hinter den Franzosen und Italiener, die vorher bedenken, was sie tun. „Wir seyn grobe Tölpel." So urteilt er, gerade weil er Deutschland liebt, mit der Liebe des Romantikers und dem Ordnungssinn des kleinstädtischen Schulmeisters und lebensfremden Stubengelehrten. Nicht etwa als Fürsten- und Herrendiener; das Saufen und Huren, die Spielwut an den Höfen oder den „schändlichen Raubzug" Franzens von Sickingen, für ihn eine Tat cäsarischen Wahnsinns, trifft sein Bannwort nicht minder. Es geht um das Ganze: das ganze Deutschland spiegelklar in Sitte und Zucht!

Und eins im Glauben! Ein Reich, ein Kaiser, ein Glaube — die Doppelung von Reich und Kaiser im alten Imperiumbilde wurde zur Dreieinheit. Wenigstens in der Idee; im Raume der Wirklichkeit hatten sich stets die Personen, Stände, Kaiser und Papst mehr oder minder hart gestoßen. Aber Melanchthon glaubt in heiligem Schauer inbrünstig an den Gedanken, den der Humanist geschichtlich, der Christ religiös in der Verheißung des Herrn untrüglich fest verankert weiß. „Auf daß sie alle Eins seien!" — das Zauberbild der una sancta (der einen heiligen Kirche) mit dem einen Reich an der Seite, ein Bild vollendeter Harmonie der Menschheit auf Erden, das ist im großen das, was der Bürgersohn von Bretten im Frieden seiner Kleinstadt erlebt hatte und der erziehende Schulmeister aus den Quellen der Antike und des Mittelalters herauslas. Das ist Wesen, das er nicht preisgibt, als die Reformation es aufriß. Jeder Riß hier ist ihm persönliches Weh und doch wieder überpersönlicher Schmerz, denn es geht nicht um ihn, sondern um das deutsche Reich, um den Kaiser, letztlich um den Herrn Christus. Er zuckt zusammen, als Luther eine Grundsäule des kirchlichen Baus, das ewige Keuschheitsgelübde des Mönches, kühn durch seine Heirat, noch dazu mit der ausgelaufenen Nonne, umwirft. Er spürt hier nicht die heroische Kraft des Mannes, sondern die aus dem Schulbuch ihm bekannte Verführungskunst des Weibes — wie wenn er einem die Schulordnung störenden Buben eine schlechte Note erteilte. Und als nun Schritt für Schritt sein Einheitsbild aufgespalten wird, da stemmt er sich Schritt für Schritt entgegen bis zum Tode, wo er für die Einheit der Kirche betet. Man pflegt in diesem heimlichen Widerstand gegen den Durchbruch der Reformation, in seiner bis an die Grenze des Unerträglichen gehenden Nachgiebigkeit gelehrte Verständnislosigkeit gegenüber der Tagesforderung, Schwäche des unpraktischen Schulmannes, gar ein Handeln wider besseres Wissen zu sehen; auch Luther konnte von Hinterhältigkeit und Verschlagenheit Melanchthons sprechen. Man übersieht dann, daß hier eine Zeitenwende ganz persönlich durchkämpft wurde und in dem Alten, das gehalten werden sollte, höchste Güter lebten, deren Besitz im Neuen nicht nur nicht gesichert, sondern aufs äußerste gefährdet war und schließlich verlorenging: die Einheit des Reiches und der Kirche. Das sah

Melanchthon kommen, und es aufhalten wollen, wenn es noch ging und wie es noch ging, war hoch gedacht, nicht kleinlich. Seine ganze „Schwäche" ist Dienst an der Einheit von Reich und Kirche gewesen. In den zahlreichen Verhandlungen diplomatischer und kirchenpolitischer Art ist er der geborene Gutachter, der die Feinkunst ausgeklügelter Formeln, die je nach der Belichtung einen anderen Schein gewinnen, meisterhaft handhabt. Alte Möglichkeiten gegenseitigen Verständnisses greift er auf und macht sie kursgerecht, neue weiß er zu finden.

Der Konzilsgedanke, als Universalheilmittel der Christenheit seit Jahrhunderten gepriesen, findet in ihm den lebhaftesten Anwalt; zwar sähe er dies Parlament am liebsten in deutschen Landen, als deutscher Nation freien Sprechsaal, aber er macht sich auch auf den Weg nach Trient. Für Religionsgespräche ist er der gegebene Mann. Sein klassisches Werk, das Augsburger Bekenntnis von 1530, ist als Einigungsprogramm entworfen, nicht als Parteischrift: „Das ist die Summe unserer Lehre, die nichts enthält, was mit der Schrift, mit der katholischen Kirche, auch mit der römischen Kirche nicht übereinstimmt." Die Sonderkirche der Täufer will er durch die Obrigkeit ausgerottet sehen, und die Verbrennung des Michael Servede in Genf ist ihm ein „frommes und für alle Zeiten denkwürdiges Beispiel"; weil der Spanier einen Satz gemeinchristlichen Glaubens, die Dreieinheit Gottes, leugnete. Er gewinnt Gegensätzlichkeiten stets die gute Seite ab, selbst der Heiligenverehrung oder dem päpstlichen Oberhirtenamt, und spricht selten und ungern ein Nein. Persönlich hofft er vom Widerpart immer das Beste; den Papst glaubt er gewinnen zu können für die Reform, den Kaiser für die Einheit mit den Evangelischen. Das erzwungene Einheitsprogramm des Augsburger Interims 1548 lehnt er ab, aber für ein Sonder-Interim in Leipzig, sachlich nicht allzufern von jenem, ist er zu haben. Dem obersten deutschen Kirchenfürsten, Erzbischof Albrecht von Mainz, widmet er eine Auslegung ausgerechnet des Römerbriefes, dieser biblischen Grundurkunde des Protestantismus — der Kardinal trat sie mit Füßen, Melanchthon hatte den Mann der Mitte in ihm erhofft. Katholische Unterhändler meinten Melanchthon zurückgewinnen zu können, und auf das Gespräch mit ihnen ging er ein; für Geld freilich war er nicht zu gewinnen, aber daß ein Papstbote es ihm anzubieten wagte, verrät einen Abgrund von Möglichkeiten. Als nach dem von spanisch-kaiserlichen Waffen starrenden, geharnischten Reichstage von Augsburg 1548 Matthias Flacius, fest wie die Kalkberge seiner dalmatinischen Heimat, Magdeburg zu „unseres Herrgotts Kanzlei", zur festen Burg nach Luthers Tode machte und mannhaft an Melanchthon schrieb: „In dieser Zeit — wo das Schicksal der evangelischen Sache auf des Messers Schneide stand — wird ein standhaftes Zeugnis der Wahrheit von uns verlangt", kam der Gelehrte mit einem Fündlein der griechischen Philosophie, das zwischen Ja und Nein eine sittlich neutrale Zone erlaubter Dinge errichtete, und baute seine Nachgiebigkeit in Fragen des Glaubens und des Gottesdienstes hier wissenschaftlich an. Das Gebot der Stunde, die Pflicht des Entweder-Oder bricht nicht, auch in

der höchsten Not nicht, durch den Glauben an die Einheit von Kaiser und Kirche hindurch. Die Protestation von Speyer 1529, die Gewissenspflicht deutscher Fürsten und Städte, ist ihm eine „entsetzliche Tat"!

In dem Bilde Melanchthons, von Dürer, Cranach oder Holbein gemalt, reden die Furchen, die es durchziehen, von den schmerzvollen Rissen einer Friedensseele in Sturmeszeit, das feine, durchgeistete, fast durchsichtige Antlitz von Zartheit und vom Schein zum Wesen vordringender Innerlichkeit, aber das blitzende Auge Luthers fehlt; die überstark gewölbte Stirne und der schön geformte, von einem milden Lächeln nicht des Spottes, aber des Heimwehs nach seliger Stille, umspielte Mund sprechen.

*

Eine Zeitspanne hat es im Leben Melanchthons gegeben, da dieses Antlitz strahlte, der Mut fröhlichen Gelingens ihn durchpulste und das Erbe von Heimat, Erziehung und Bildung fruchtbare Kraft zu werden schien: 1518 bis 1521. Damals, im Frühling der Reformation! Als „Philippus der Greck (Grieche, wie man den Verfasser der griechischen Grammatik nannte) nach Wittenberg ritt"! „Gehe aus Deinem Vaterlande und aus Deiner Freundschaft in ein Land, das ich Dir zeigen will" — der Großoheim Reuchlin schrieb so an den jungen Tübinger Dozenten, nicht ahnend, daß der Ruf Berufung werden sollte. Er kommt an die Seite Luthers in eine neue Welt, nicht des erlernten Wissens, sondern des erlebten Glaubens, der aus heiligsten letzten Tiefen quellend in wundersamer Fülle sich hineinzwingt in alte Ordnung, einreißend, stürzend, bauend: Reformation. Luthers überragender Geist reißt ihn mit, die Philosophie, deren getreuester Jünger er gewesen war, wird jetzt „das alte Weib, das nach Griechenland riecht"; es gibt nur eine Philosophie, die wert ist, studiert zu werden: Paulus, der Heros der Gerechtigkeit aus Glauben allein. Die Lust, über aristotelische Physik zu lesen, ist ihm vergangen, er liest über biblische Bücher, dreimal allein über den Römerbrief. An „Pauli Bekehrung", 25. Januar 1520, hält er die akademische Festrede, ein dithyrambischer Preis der majestätischen Lehrgewalt des Apostels, der das gab und gibt, was den Philosophen unbekannt war: die Seligkeit, das Heil — in Christus. Scharf klaffen Glaube und Wissen, Theologie und Philosophie auseinander, dort Gott selbst in Offenbarung, hier eitles Vernünfteln, spottend seiner selbst, wie er den Studenten an den „Wolken" des Aristophanes zeigt. Und dann schreibt er die „Summe christlichen Glaubens", seine Loci communes 1521, die erste Zusammenfassung evangelischer Frömmigkeit, kein Lehrbuch, sondern ein Bekenntnis, kein Spekulieren über die knifflichen Fragen der göttlichen Gnadenwahl. Am Schlusse des Werkes stand der Paulusspruch: „Nicht im Worte steht das Reich Gottes, sondern in Kraft", absichtsvoll griechisch gesetzt, weil dort das „Wort" (logos), das auch „Vernunft" bedeutet, ganz anders spielt als im Latein. „Kraft" ist in diesen Jahren alles, und da auch

Kaiser und Reich in Bewegung sind, gemeinsam vor deutscher Nation auf dem Reichstage zu Worms die Belange in Staat, Kirche und Gesellschaft neu zu ordnen, scheint sich in ungeahnter Weise, durch Kraft aus der Höhe gleichsam, das ersehnte Einheitsbild in segensvolle Wirklichkeit umzusetzen. Die Reformation als neuer Fruchtkern in verjüngter alter Schale.

Nur zu rasch ziehen sich wieder Furchen und Risse. Karl V. ist nicht der deutsche Heilskaiser, und der Papst verketzert Luther: der politische Rahmen für jenes Bild birst. Aber das machen Papst und Kaiser. Verantwortlich getroffen fühlt sich Melanchthon durch den Zwist im eigenen Hause, unvermutete und unliebsame Wirkungen des Glaubens, zu dem er sich bekennt, dessen bestellter Hüter er neben dem Hausherrn Luther ist. War er, Melanchthon, es gewesen, der vor Luther die alleinige Geltung der Heiligen Schrift als Quell der Offenbarung aufgestellt hatte, so kamen, als der Reformator auf der Wartburg in der Verbannung weilte, von Zwickau her Propheten nach Wittenberg und wollten ganz unmittelbar durch Einhauch Gottes frei vom Buchstaben das Wehen des göttlichen Geistes spüren. Und dieser „Geist" war Sturmwind, warf alte Ordnungen um, ja predigte in Thomas Münzer im Namen Gottes blutige Revolution — und hatte nicht trotzdem auch im Urchristentum der Geist geweht wie der Wind, von dem man nicht wußte, von wannen er kam und wohin er ging? Wo lief die Grenze zwischen Gottes und der Herren eigenem Geist? Dann kam der Bauernkrieg, und Melanchthon empfindet, wie hier mit Luther Schindluder getrieben werde. „Da die Bauern hörten — Luther hatte es verkündet — die Christen sollten frei sein, wollten sie nicht mehr Zins geben und hießen das christliche Freiheit." Der Umbruch des Religiösen in das Wirtschaftliche und Soziale läßt Melanchthon die zwölf Artikel der Bauern, gerade weil sie am Rande mit Bibelstellen gespickt waren, als „gottlos und aufrührerisch" verurteilen. Es kam die Musterung des evangelischen Volkes in der Kirchenvisitation 1527: niederschmetternd war das Bild von Unwissenheit und Zuchtlosigkeit, und wiederum war ein Heiligtum geschändet: wie bei den Bauern die Freiheit eines Christenmenschen, so war hier die Rechtfertigung des Sünders, für Luther undenkbar ohne die sittliche Wende, zum Freibrief triebhafter Willkür geworden. Und gerade bei denen, die es besser hätten wissen sollen: den Pfarrern. Dann aber wankte die Grundlage des Kirchenbaus, den man aufführen wollte. Die ganze äußere und innere Reformationsgeschichte in Reich und Ländern ist ein großes Zerrinnen des Frühlingstraumes der Jahre 1518 bis 1521 gewesen. Melanchthon schaute hier scharf, fast überscharf, eben weil er mit ganzer Seele in diesem Traume gelebt hatte.

Es ist sein Größtes gewesen, daß er trotzdem ein „Dennoch!" sprach. Er biegt nicht zurück, wie Erasmus, Johann Cochlaeus, Crotus Rubeanus und zahlreiche andere Humanisten, die einst auch Luther als den Elias der Zeitenwende begrüßt hatten; er hat die Reformation und seinen persönlichen Glauben an Luther und das Evangelium nie preisgegeben. Aber er zieht die Zügel. So wie ihm

einst geschehen war und er selbst es an seinen Studenten längst erprobt hatte, nur daß es nunmehr um das deutsche evangelische Volk ging oder gar darüber hinaus. Es geschieht im praktischen Griff und in denkender Überlegung, die hier Notwendigkeit, im Bau der Geisteswelt verankert, zu erfassen sucht. So ist Philipp Melanchthon „der Lehrer Deutschlands" (Praeceptor Germaniae) geworden. Gewiß unter Schmerzen, in Sehnsucht und Hoffnung, aber in einer geraden, sachlichen Bestimmtheit und unbedingter Sauberkeit der Gesinnung.

Humanistische Bildung gibt er, die Einheit der Lebenslinie gewinnend, die der Römer und mehr noch der Griechen, nicht deutsche. Melanchthon ist kein Meister der deutschen Sprache gewesen wie Luther; sein Deutsch wirkt matt, weil hier nicht die Seele spricht, sondern die Kunst der Rede, zu Hause ist er im Latein. Sein Erzieherwille gilt nicht der Volksschule, sondern dem Gymnasium; alles ist hier in die klassischen Sprachen getaucht, auch das Höchste, der Religionsunterricht, der aus den Quellen im Urtext schöpft. Aber Melanchthon befreit diese Bildung von den Schul- und Lehrbüchern der Italiener und Griechen, indem er eigene schreibt, Grammatiken, Blütenlesen, Dialektik, Rhetorik, Ethik, Pädagogik und dergleichen; hier sprach unter dem fremdsprachigen Gewande in der faßlichen Anordnung, in der praktischen Abzweckung und der Wahl der Beispiele doch das deutsche Herz. Das deutsche evangelische — hie und da selbst das katholische — Schulwesen der Reformationszeit und darüber hinaus bis ins achtzehnte Jahrhundert ist maßgebend durch Melanchthon bestimmt; in manchen Schulbetrieb, etwa in Soest, Stettin, Straßburg oder Braunschweig greift seine Hand unmittelbar hinein. Sein Glanzstück war die Eröffnung der Nürnberger Schule 1526, von ihm in festlicher Rede geweiht, von seinem Freunde Joachim Camerarius geleitet. Sie war eine Art Obergymnasium, eine Eliteanstalt zur Vorbereitung auf die Hochschule, ganz auf Spitzenleistung eingestellt und darum zu fein für die Bürger einer Handelsstadt — sie blühte nur kurz. Nicht minder ist der Neuaufbau oder die Neugründung deutscher Hochschulen im sechzehnten Jahrhundert wesentlich Melanchthons Werk. Wittenberg an der Spitze, wo er selbst in zwei Fakultäten, der theologischen und philosophischen, arbeitete und Lehrstühle für Griechisch und Hebräisch schuf, Frankfurt a. d. O., Leipzig, wo er regelmäßig bei Prüfungen mitwirkte, Rostock, Heidelberg, Marburg, Königsberg, das ganz „melanchthonisch" gebaut wurde, Jena, wo er den Geist der philosophischen Fakultät auf lange hinaus bestimmte, von den Theologen nicht zu reden. Er ist Führer im Rate der Fürsten und Städte, wo es gilt, einen Lehrer zu berufen, „in Ansehunge, daß ime die Schickligkeit der Personen vor andern bewußt sei". Streng methodisch wird der Unterricht zusammengefügt, jedes Fach hat seinen bestimmten Platz. So kommt ein Geist in das Ganze, und die Gewissenhaftigkeit des deutschen Lehrers wird geboren. Melanchthon sichert in Erdkunde, Mathematik, Astronomie den naturwissenschaftlichen Fächern in Universität und Schule ihren Platz und erfaßt wie wenige den „Nutzen der Historie für das Leben". Darum schreibt er sein

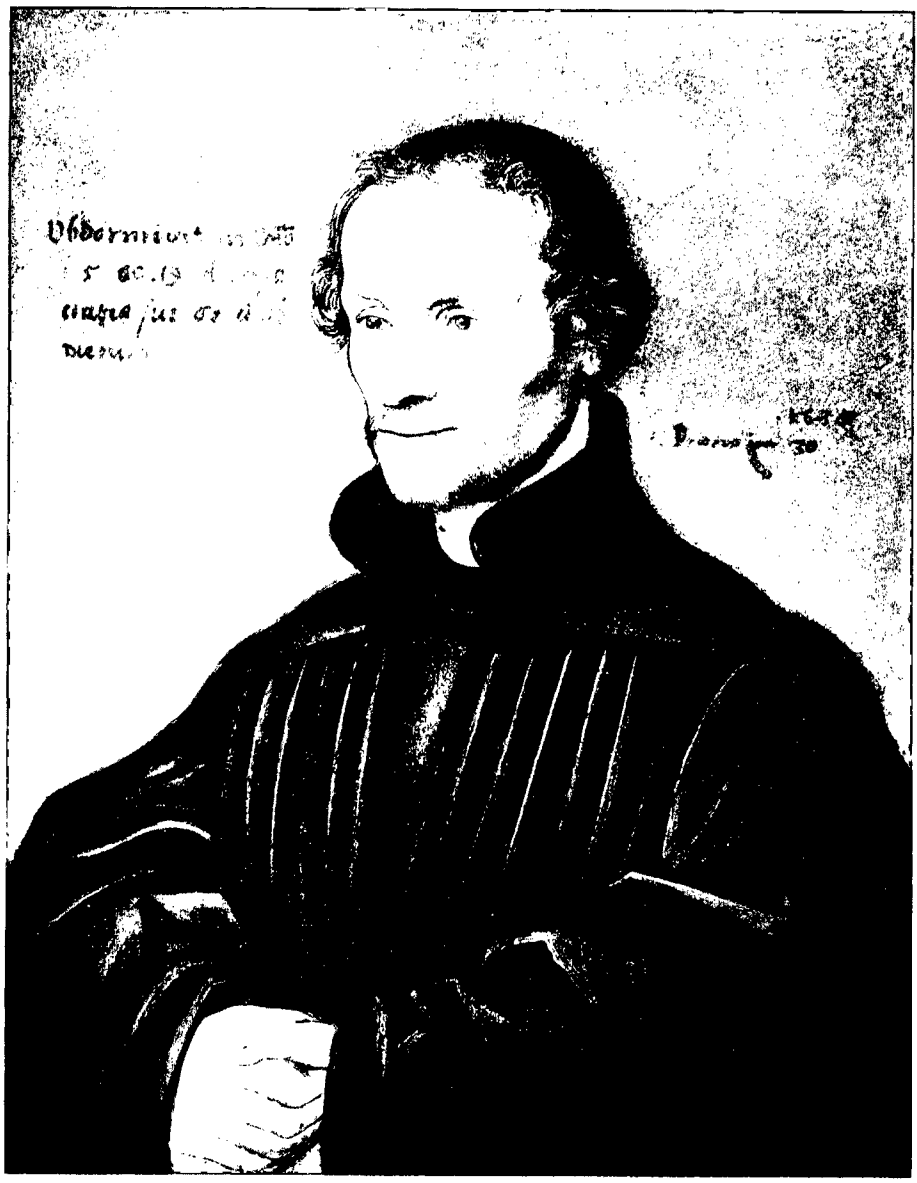
„Chronicon" — eine beachtliche wissenschaftliche Leistung — und darum sein Luther-Lebensbild. Weil hier Vergangenheit zur Gegenwart spricht, mahnend und fordernd, und der Freund der Griechen und Römer arbeitet hier vollbewußt mit dem Deutschen: die vaterländische Geschichte rückt in den Vordergrund, und er weiß sie abzuleiten aus Blut und Boden, aus der Heimat- und Familiengeschichte. „Es ist schimpflich, so eifrig die Geschichte anderer Völker zu erforschen und die des eigenen zu vernachlässigen!" Denn nicht den Gelehrten soll die Schule schaffen, sondern den sittlichen Menschen, der im Gemeinwesen, in Staat und Kirche, für das Vaterland und die Menschheit wirkt. In Einigkeit; „die Uneinigkeit der Deutschen ist der Grund, daß der Türke" — damals der Erbfeind — „so mächtig wurde."

Die Geschichte ist ein Spiegel Gottes: er spiegelt dem, der richtig hineinschaut. Dazu hat Gott die Offenbarung der Heiligen Schrift gegeben; hier steckt der göttliche Heilsplan und das oberste Gesetz der Lebensführung. Schriftdeuter ist der Theologe und die Versammlung um den heiligen Herd die Kirche. Es ist selbstverständlich, daß der Christ hier wirkendes Mitglied ist, jeder nach seinem Stande. Ein sonderlich Glied ist die Obrigkeit, weil sie das Schwert trägt, die reine Flamme zu schützen und störenden Rauch zu verhüten. Das ganze Gesellschaftsbild ist christlich, wie man es vom Mittelalter her gewohnt war, doppelt darum die Verpflichtung von Kirche und Theologie in diesem Organismus. Melanchthon ordnet beide, schult sie im Vollsinne. Es ist Inhalt, nicht Redeform, wenn er die Kirche eine „Schule" nennt. Die sichtbare, in Bischof, Superintendent, Konsistorium, Pfarrer und Gemeinde gestaffelte Kirche wird ihm wichtiger als die im Glauben erlebte und geschaute Gemeinschaft der Gläubigen allerorten. In Kirchen-Ordnung ist er Meister. Für Gemeinde und Pfarrer schreibt er das große Schulbuch „Unterricht der Visitatoren" 1528, hart und unerbittlich in der Prüfung auf reine Lehre. Melanchthon prügelt den Studenten, der das apostolische Glaubensbekenntnis nicht „kann". „Lasset die Kindlein zu mir kommen", ja, aber er setzt hinzu: vorausgesetzt, daß sie Hebräisch und Griechisch können. Er schenkt der evangelischen Kirche das erste Bekenntnis: die Augsburger Konfession 1530 und ihre Apologie, aus bestimmter geschichtlicher Lage geboren, aber grundsätzlich gewollt und grundsätzlich in Form und Inhalt aufgebaut. Bekenntnis als Zeugnis zuerst und von Zeugniskraft getragen bis in die Gegenwart hinein, aber auch von Anfang an Bekenntnis der Lehre, und es belastet gerade Melanchthon, wenn die Lehre in der evangelischen Kirche immer doktrinärer wurde. Daß Schulung Leben tötet, war hier besonders empfindlich.

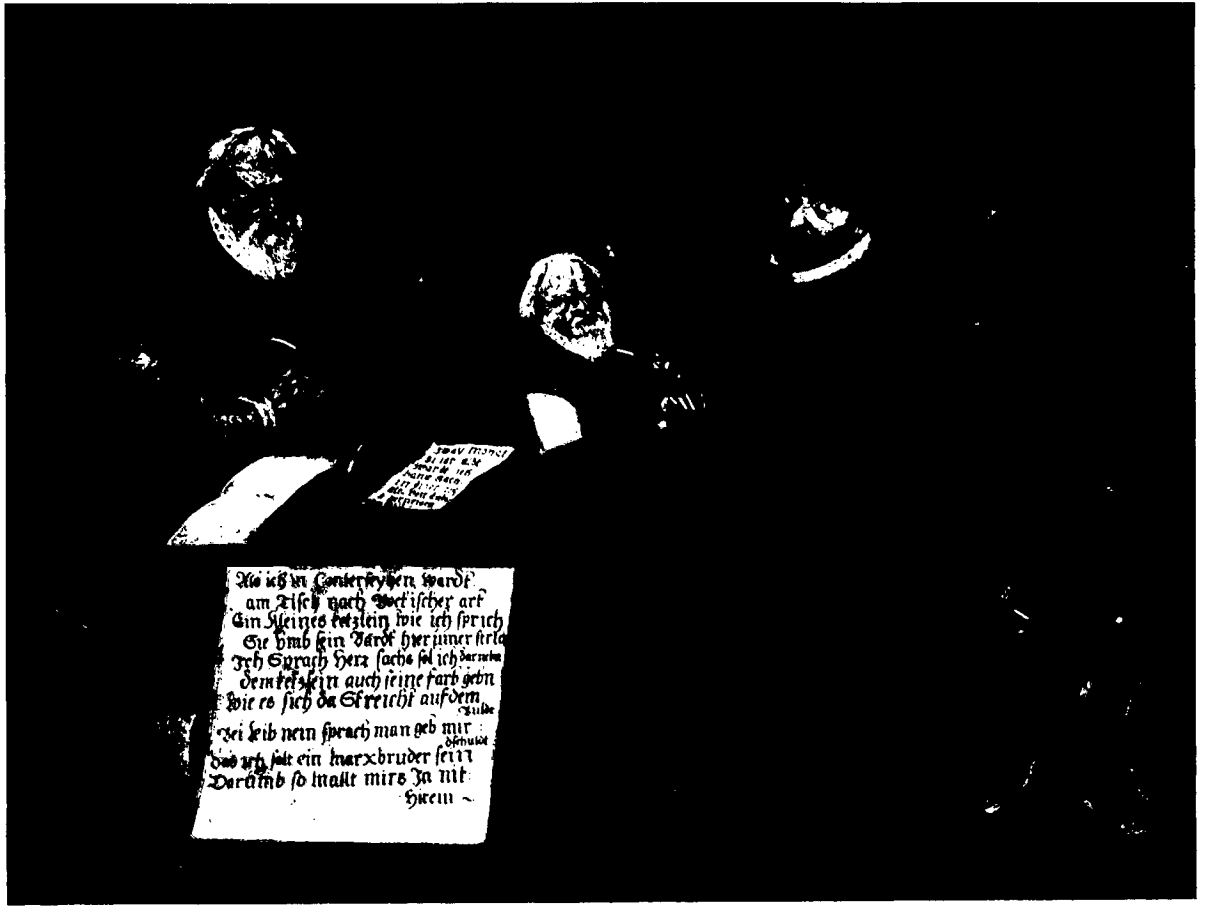
Schule ist Melanchthon schließlich alles geworden, das Paradies, in dem Adam dem Sohne Abel Unterricht in der Naturphilosophie des Himmels erteilte, das eigene Haus, an dessen Tisch nicht wie bei Luther fröhlicher Rede gepflogen, sondern nach Ordnung vorgelesen wird, das Jenseits, das er als himmlische Schule, als höhere platonische Akademie sich vorstellt, von „der Theologen Wut"

unberührt. „Du wirst zum Lichte kommen, die wunderbaren Geheimnisse lernen, welche du in diesem Leben nicht hast verstehen können."

Eine unbegrenzte Hochachtung vor dem Werte von Wissenschaft und Bildung ist hier bewußter Geist geworden. Ohne Wissenschaft ist für Melanchthon Leben und Streben blind, auch die Theologie. Denkend begründet er eine neue Wissenschaftslehre, die es für Luther nicht gab. Ein Kreis des Wissens umspannt das Sein, und jede Wissenschaft hat ihren Platz darin — wieder wie in einer Schule. Das ist nur möglich bei einem unbedingten Glauben an den Geist und seine Wahrheit. Den hat Melanchthon besessen. Hier war er wirklich „der Greck", nicht sowohl der Platoniker, sondern um der Logik willen der Aristoteliker, und wollte doch Christ sein, reformatorischer Christ. Das stieß sich, nicht nur im Raume, sondern auch in der Idee. Dennoch kann man von einem System Melanchthons sprechen. Die Wahrheit ist eine, und Melanchthon hat nie daran gedacht, daß sie sich philosophisch und theologisch in Doppelung aufspalte. Denn Gott ist der Schöpfer Himmels und der Erde und trägt und erhält sie beide. Aber Melanchthon empfindet in dieser „Erde", der „Natur", wie man wissenschaftlich sagte, Kräfte, die vom Himmel stammen und zum Himmel streben, und baut sie aus, auf allen Gebieten, zu einem natürlichen System der Geisteswissenschaften. Wie ihm etwa das Römische Recht wertvoll wurde, weil es ihm durchdachte Schlußfolgerung aus dem Naturrechte zu sein schien; denn es gibt für ihn eine natürliche bürgerliche Gerechtigkeit, kraft derer die Menschen „von Natur" sich nicht zerfleischen. Oder wie ihm, der hier bei Plato anknüpfte, die Anlage (das „Apriori") des menschlichen Geistes zur mathematischen Erkenntnis Beweisstütze für die Unsterblichkeit der Seele wurde. Oder er eine philosophische Sitten- und Seelenlehre schreibt. Das alles war nicht so gemeint, als wenn hier der rechte Flugplatz zum Aufstieg in die himmlische Welt geebnet werden sollte, der Christ Melanchthon weiß, daß niemand in den Himmel kommt, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater, und daß „durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich Natur und Wesen". Aber wenn dieses „ganz" kein einziger der christlichen Theologen, auch nicht der große Augustin, „ganz" durchgeführt hatte, immer Reste des göttlichen Urbildes geblieben waren, so taucht der Humanist Melanchthon diese Reste in den Schimmer antiker Schönheit und gibt ihnen einen Halt mit den Mitteln griechischen Denkens. Es war abwegig, wenn Theologen seiner und späterer Zeit ihn verketzerten, weil er den Glaubensakt seelisch zergliederte, ein Kennen des Gegenstandes, einen Zustimmungsakt des Willens mit der vertrauenden Hingabe verband; das „aus Gnaden allein" zu leugnen, lag ihm völlig fern, er wollte nur dem, was nun einmal in der Seele vorging, auch in der Seelenlehre seinen Platz anweisen. Grundsätzlich gesprochen: die Theologie darf nicht herausspringen aus dem Organismus der Geisteswissenschaft. Ausgeglichen sind bei ihm die Gedanken des Humanisten und Theologen nicht immer. Die letzte Einheit von Humanismus und Reformation hat er geahnt: Gott ist Geist in allen Geistern.



Philipp Melanchthon
Gemälde von Lukas Cranach d. Ä., 1532. Dresden, Gemäldegalerie



Hans Sachs
wird im Alter von 81 Jahren von Andreas Herneißen gemalt, 1574. Wolfenbüttel, Bibliothek

Aus der Geschichte der deutschen Wissenschaft ist Melanchthon nicht wegzudenken: Leibniz und der deutsche Idealismus führten das natürliche System der Geisteswissenschaften zur Vollendung. Wenn der preußische Schulmeister die Schlachten Friedrichs des Großen gewann, so hat Melanchthon diesen Beamtenstand der Zucht und Pflicht geschaffen. Der Theologe hat seiner Wissenschaft die Aufgabe gestellt, auf die Anteilnahme am weltanschaulichen Ringen der Zeit nicht zu verzichten, damit die Weltanschauung nicht in die Hände der Philosophie, der Naturwissenschaft oder der politischen Führung allein falle. Ein „Sprecher Gottes", wie er Luther nannte, ist Melanchthon nicht gewesen, aber der „Doctor über alle Doctores", wie Luther ihn nannte, bildete mit seinen Schülern eine priesterliche Schar, die ein heiliges Feuer hütete. Führergestalt durchstoßenden Zornes und schöpferisch bahnbrechender Wucht war der milde Mann nicht, der Blick für die lebendigen, großen Kräfte der politischen und kirchlichen Welt, die große Leidenschaft fehlte ihm, er ist vielleicht der objektivste Ausdruck deutscher Bildung des sechzehnten Jahrhunderts gewesen. Wo man baut nach stürmischem Niederbruch, geistig neue Ordnungen suchen muß, damit Kraft nicht Zügellosigkeit werde, da ist die Stelle für diesen großen Bildner der Menschheit. „Ich habe allein deshalb Theologie getrieben, um die Menschen zu versittlichen" — die Bürger Wittenbergs hatten recht, ihre Kinder über den Toten zu halten, den Mann, „welchen Gott zu den höchsten Sachen in diesem Leben fruchtbarlich gebraucht hatte."

Ulrich von Hutten

1488–1523

Von

Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode

Wie schon seinen Zeitgenossen, bedeutete Ulrich von Hutten jedem nachfolgenden Jahrhundert etwas anderes. In seinem Bilde erblickten Generationen deutscher Menschen sich selbst und ihren zeitgebundenen Geist. Huttens Name wurde Wahrzeichen, Vorbild oder Legende. Von den führenden Männern des Reformationszeitalters blieb er — bei allem Abstand — neben Luther die am unmittelbarsten weiterwirkende Persönlichkeit. Nie empfand man ihn zeitentrückt, wie man ihn auch sah und beurteilte. Sein Leben fiel mit einem Wendepunkt der deutschen Geschichte zusammen. Sein Schicksal und seine geschichtliche Sendung begreifen wir deshalb heute besser als zuvor.

Die Menschen des späten Mittelalters waren voller Widersprüche, die sich ohne Übergang nebeneinander auswirken konnten. Von ungehemmten Trieben wurden sie beherrscht, aber ihre Ziele waren hoch gesteckt, und viel setzten sie ein, um diesen nachzustreben. In allen Schichten und Stellungen des weltlichen Lebens hatte sich die Kirche eingesetzt und sie durchdrungen. Neben dem theologischen Denken gab es kaum ein anderes mehr; der Unterschied zwischen Gläubigen und Ungläubigen schien verwischt, jeder noch so gewöhnliche Ausdruck des täglichen Lebens wurde von der Kirche mitbestimmt. Aber diese ständige Vermengung des Kirchlichen mit dem Weltlichen bewirkte auch das Gegenteil. Die religiösen Gebräuche waren in die Alltäglichkeit hinabgesunken, der Kultus verflachte mehr und mehr und streifte oft hart an die Grenzen der Blasphemie. Zwischen Feinem und Grobem, zwischen Edlem und Gemeinem, zwischen Glauben und Aberglauben, zwischen Sehnsucht nach Lebensheiligung und dem Triebhaften klaffte ein Abgrund, dessen Tiefe kaum empfunden wurde. Man gab sich dem einen wie dem anderen unbefangen hin und vereinte selbst in den Empfindungen das Entgegengesetzte, neben derbster Lebensfreude ging die tiefste Seelenangst, neben dem unbeschwerten Sinn eine unbewußte Trauer, die über dem Leben dieser Zeiten lastet.

Die Deutschen dieser Zeit waren nicht anders. Ihre abweichende Lebensart zeigte sich vielleicht darin, daß sie den grellen Mißklang nicht mit der unnachahmlichen Leichtigkeit der Romanen hinnahmen, sondern mit größerem Ernst um den Gehalt des Lebens mit sich kämpften. Nirgends auch so sichtbar wie in Deutschland ging am Vorabend der Reformation ein Riß durch die ganze Gesellschaftsordnung. Noch immer waren die Deutschen eine führende Nation. Noch immer lag über

deutschen Landen der Abglanz ihrer großen Vergangenheit. Wenn nüchtern denkende Ausländer wie Macchiavelli durch die Städte Deutschlands reisten, waren sie voll Bewunderung für den dort tätigen und selbständig ordnenden Bürgergeist. Macchiavelli fand hier das Vorbild der klassischen Tugend verwirklicht. Das Volkstum war wie ein Baum mit starken Wurzeln, kein Sturm schien ihm etwas anhaben zu können. Und doch war das Reich bereits bedroht. In Ost und West, in Nord und Süd hatten es seine Nachbarn über die allerdings zum Teil weitgespannten Grenzen zurückgedrängt oder war ein Teil des Volkstums abgesplittert. Seit dem Verfall des Kaisertums war der Sondergeist der deutschen Stämme übermäßig entwickelt worden. Im Osten hielten die großen Staatsgebilde das politische Leben gefangen, der Westen war größtenteils in kleine und kleinste Einheiten aufgelöst, die aber schon im Begriff waren, den dort siegreich vordringenden Fürsten zu erliegen. Auch die Wirtschaft war von einer Übergangskrise ergriffen, die zwar nicht gleichmäßig, aber doch alle Stände betroffen hatte. In seltsamem Widerspruch zu den natürlichen Fähigkeiten und dem ruhigen Selbstvertrauen der Deutschen standen das politische Unvermögen und auf weiten Gebieten die Anzeichen des drohenden Verfalls. Noch aber war in den letzten Jahrzehnten vor der Reformation nichts endgültig entschieden. Alles befand sich in Fluß. Stärker als je äußerte sich der Wille in der Nation, zu einer Neubelebung des Reichskörpers beizutragen, tiefer als seit langem war die Sehnsucht nach dem starken Kaiser; gerade damals hat das Volk in der Kyffhäuser-Sage seine geheimsten Wünsche niedergelegt. Die neuen Formen waren nicht erstarrt, der Deutsche schien noch fähig zu sein, über die engen Grenzen seines Standes und seiner Heimat hinaus zu denken und zu handeln. Schon die ewige Unsicherheit, der unaufhörliche Kampf aller gegen alle führten zu weiträumigen Verbindungen, erzwangen die ständige Berührung der verschiedensten Volksschichten. Noch hatte es das Fürstentum im Westen nicht dahin gebracht, die Menschen unter das Gesetz und die Ordnung der Landschaft unwiderruflich zu beugen. In allen Schichten lebte ein starker Behauptungswille, waren Stolz und Trotz vorhanden, gärte eine ewige Unzufriedenheit, die sich von Zeit zu Zeit in offenen Unruhen entlud. Schien Deutschland eines anderen zu bedürfen als der Hand des Führers, um das Auseinanderstrebende zusammenzufassen und für dieses Volk die machtvolle Stellung in der Mitte Europas zu behaupten? So mußte es dem damaligen Betrachter scheinen.

In eine solche Lage, unter solchen Anzeichen wurde Ulrich von Hutten auf der Burg Steckelberg im Frankenland am 21. April 1488 geboren.

Das Huttensche Geschlecht gehörte zur Reichsritterschaft und damit zu einem Stande, in dem die politische, geistige und wirtschaftliche Krise der Zeit ihre tiefsten Spuren gegraben hatte. Das Rittertum war im Westen schon seit längerem seiner eigentlichen Aufgabe, dem Dienst mit der Waffe für das Reich, durch die Entkräftung des Kaisertums entzogen worden. Es wehrte sich als sozial

abſinkender Stand gegen die überlegene Geldwirtſchaft, indem es, ſtarr und unſicher geworden, ſich an die überkommenen Begriffe anklammerte. Für die Reichsritterſchaft kam noch eine Sondernot hinzu. In Franken auf zahlreichen Burgen hauſend, lebten dieſe Ritter noch zum Teil im unabhängigen Herrentum. Faſt Tag für Tag, Stunde für Stunde mußten ſie ihren koſtbarſten Beſitz, die Freiheit, verteidigen, vor allem gegen die umgrenzenden Fürſten, die ſie unmittelbar bedrohten. Dieſen Abwehrkampf konnte auf die Dauer der einzelne nicht erfolgreich führen, ſondern nur dann, wenn er ſich mit anderen Genoſſen in Einungen verband, die oft über die engeren Grenzen der Heimat weit hinausgriffen. Es war ſo ein Doppelerbe, das der Reichsritter Ulrich von Hutten in die Wiege gelegt bekam: auf der einen Seite den ausgeprägten Sinn für perſönliche Freiheit, auf der anderen das Verſtändnis für die Notwendigkeit einer Gemeinſchaft, der der einzelne ſich zur Behauptung der Unabhängigkeit unterordnen mußte. Hutten hat das Leben ſeiner Jugend ſpäter in dunklen Farben geſchildert. Karg, laut und ungemütlich ging es gewiß auf dieſen Burgen zu. Aber zum Strauchrittertum war für die Huttens noch ein weiter Weg; zahlreiche Träger des Namens dienten in den Heeren des Kaiſers oder waren als Amtmannen und Burgvögte für größere Herren tätig. Gerade im Jahrhundert Ulrichs von Hutten hat das Geſchlecht einige ſeiner Söhne an weithin ſichtbare Stellen zu bringen vermocht. Moritz von Hutten erwarb ſich auf dem Fürſtbiſchofſtuhl von Eichſtädt als katholiſcher Reformer einen geachteten Namen, Frowin war zu Huttens Zeiten Hofmeiſter in Mainz, ein anderer Vetter, Philipp, befehligte in den vierziger Jahren in Venezuela die Welſer-Truppen; er nahm ſo teil an der einzigen kolonialen Großtat der Deutſchen, die dieſes Jahrhundert kennt, und verlor als Pionier durch Verrat das Leben.

Hutten wurde — wohl wegen körperlicher Unzulänglichkeit — frühzeitig für das Kloſter beſtimmt. Er entzog ſich aber dem Gelübde, indem er 1505 Fulda verließ. Als Siebzehnjähriger bewies er damit den ausgeſprochenen Mut, er ſelbſt zu ſein, der ihn über die meiſten ſeiner Mitlebenden hinausheben ſollte. Man erprobe ſich mit dem Kampf im Leben und im freien Dienſt der Muſen, ſo hat Hutten ſpäter im „Nemo" dieſen Schritt begründet. Nichts ſolle ihn verführen, auch nur einen Fingerbreit von dieſem Streben nach dem Edlen, durch keine leeren Formeln und hohle Namen verfälſchten Menſchentum, abzuweichen. Hutten ergriff nicht die zwei anderen Möglichkeiten, die ihm ſein Stand offenhielt, den Dienſt für einen größeren Herrn oder ein Rechtsſtudium in Bologna. Er ergab ſich dem Humanismus, der jungen Wiſſenſchaft, die ſchon die zweite Generation in Deutſchland erobert hatte. Er wagte damit viel. Er verlor vorläufig jeden Rückhalt an ſeinem erzürnten Vater, er forderte das Vorurteil ſeines ganzen Standes heraus, und das war mehr. Denn Hutten war kein Abtrünniger. Er blieb in ſeinem Blut an ritterliche Art gebunden. Wo immer er ſpäter ſtand und wofür er eintrat, war die Weiſe, wie er empfand, wie er kämpfte, diejenige des Ritters. Er hat es bitter empfunden, wenn man ihn in ſeinen Kreiſen als einen Entarteten, als einen Niemand

behandelte, der es zu nichts gebracht habe. Er hat sich wiederholt über die Verständnislosigkeit für geistige Dinge beklagt, auf die er beim Adel stieß. Seiner inneren Neigung blieb er trotzdem treu.

Hutten, der Humanist — es hat einer längeren Prüfung bedurft, bevor er mit Recht sich so nennen konnte. Erst während seines zweimaligen Aufenthalts in Italien ging er so richtig in den Geist des Altertums ein. Er war keine beschauliche Natur, zur Erlangung einer Allgemeinbildung fehlte ihm der innere Trieb und vor allem die Geduld. Mit der Gelehrsamkeit eines Erasmus oder Reuchlin konnte er sich nicht messen. Aber er tat den Schritt zum Humanismus ganz, wie alles, was er tat, mit echter Begeisterung für das Neue, das die Welt des römischen Altertums ihm erschloß, mit einem starken Bedürfnis, in den Humanistenkreisen als gleichberechtigt anerkannt zu werden. Von der Stimmung, die den Humanismus erst über eine bloße wissenschaftliche Richtung hinaushob, der weltbejahenden Freude, hat er sich stärker durchdringen lassen als die meisten deutschen Humanisten. „O Jahrhunderte, o Wissenschaft! Es ist eine Freude zu leben!" so rief er einmal aus.

Hutten überwand für seine Person die Zwiespältigkeit, die im deutschen Humanismus lag. Als Aufklärer teilte er den Glauben an den Fortschritt, machte er sich der Überschätzung des „Geistes" mitschuldig. Er fand es selbstverständlich, in der lateinischen Sprache zu empfinden, zu denken und zu schreiben. Er wußte nichts von der Gefahr, daß die auf fremdem Boden gewachsene humanistische Gelehrsamkeit die völkischen Werte verdrängen und eine verhängnisvolle Kluft zwischen den Gebildeten und Ungebildeten aufreißen könne. Aber Hutten hat dann unter Beweis gestellt, daß der deutsche Humanismus sich nicht vom Volkstümlichen abzusondern brauchte. Als er deutsch zu schreiben begann, schlug er die Brücke. Wie anders sollte eigentlich damals eine tragfähige Nationalgesinnung entstehen als durch eine Verbindung zwischen Volksempfinden und der bewußtgewordenen Nationalidee der deutschen Humanisten, die nur durch die Erschließung römischer Quellen zum eigenen Volkstum gefunden und damit den Deutschen ihre Vergangenheit zurückgegeben hatten? Wenn dann später sich artfremder Geist allzu breitgemacht hat, so nimmt daran gewiß der Humanismus seinen gewichtigen Anteil. Aber das war zu einer Zeit, als Deutschland in zwei Lager gespalten war, als unter der Last der Parteiung und des Dogmenstreites das eigenwüchsige Leben aus dem Humanismus entwich und auch die hoffnungsreichen Ansätze der volkstümlichen Kultur erstickten.

In Huttens Leben allerdings blieb dauernd eine Unausgeglichenheit zwischen seiner Lebensführung und den Tugenden bestehen, denen er als Humanist nachzueifern sich verpflichtet hatte. Darin war er ein echtes Kind seiner Zeit, daß ihm dieser Abstand niemals recht bewußt wurde. Trotzdem nahm er die humanistischen Bestrebungen ernst genug; es gab Zeiten, wo ihm der Triumph des Geistes, der Sieg der schönen Wissenschaften das Wichtigste zu sein schien. Und gerne wiegte sich Hutten im

Selbstbetrug, über Aberglauben erhaben zu sein, während seine Vorstellungswelt in der Vergangenheit mit allen ihren Irrtümern wurzelte.

Bis zum Jahre 1517 hat sich Hutten mit Unterbrechungen auf der Wanderung befunden, durch Deutschland und durch Italien. Diese Vagantenzeit war für seine spätere Bestimmung von entscheidender Bedeutung. Da trat er aus der begrenzten Enge seiner Standesvorurteile, aus der kleinen Welt der Burg und des Klosters unmittelbar unter das deutsche Volk. Er lernte die Landschaft, die Menschen verschiedener Stände und verschiedener Nationalitäten kennen. Durch bittere Not, durch Gefahren aller Art hat er sich hindurchschlagen müssen; er ergriff alle Mittel, die sich auf seinem Wege zur Selbstbehauptung boten. Er lebte heute von der Gunst von Freunden, er gab sich morgen als Geistlicher aus, um nur zu den Studien zugelassen zu werden, er fing auch manche Händel an, die ihn in den Ruf eines Raufboldes brachten. Aber bei allen äußeren Bedrängnissen und trotz der Syphilis, die ihn in ihrer damaligen furchtbarsten und lebensgefährlichsten Gestalt überfiel, versagte er nie, wenn es galt, die auf ihn eindrängenden Eindrücke zu verarbeiten, sich weiterzubilden und nach allen Richtungen hin Verbindungen anzuknüpfen.

1511 kam Hutten nach Wien, an den Hof Kaiser Maximilians. Er geriet in Wien in eine gefährliche Atmosphäre. Denn Maximilian verstand es nur allzu gut, deutsche Herzen für sich zu gewinnen. Er gefiel sich in einem Mäzenatentum, das Gelehrten und Künstlern herrliche Zeiten versprach. Aber das Leben in seiner Umgebung wirkte schädlich auf Menschen, die das Echte vom Unechten nicht zu unterscheiden vermochten, die an und für sich dazu neigten, an phantastischen Träumen Gefallen zu finden, anstatt den Mut zu haben, die Wirklichkeit zu sehen. Denn Maximilian hat trotz tönender Worte des Reiches Bestand nicht gemehrt, sondern noch gemindert. Seinem Mäzenatentum, so hat es Willy Andreas in seinem Buch „Deutschland vor der Reformation" treffend ausgeführt, haftete eine gewisse Zerfahrenheit und etwas Torsohaftes an: „Züge, die in seinem politischen Handeln wiederkehren und auch sonst seinem Lebenswerk eigen sind." Auch Hutten hat zunächst das Wünschenswerte mit dem Tatsächlichen verwechselt. Von der kaiserlichen Gunst benommen, verherrlichte er in Epigrammen des Kaisers hohes Amt. Er mahnte ihn zu Kriegen gegen die Türken und gegen das wegen seines kaufmännischen Geistes ihm besonders verhaßte Venedig. In einem um diese Zeit entstandenen Gedicht „Warum die Deutschen gegenüber der Frühzeit noch nicht entartet sind" verließ er so weit den Boden der Wirklichkeit, daß er den Zustand des deutschen Staates durchaus nicht bedenklich fand. Aber Hutten war fähig, aus der Erfahrung zu lernen. Als er im Heerlager des Kaisers 1512 mit nach Italien zog und später, in den Jahren 1515 bis 1517, nochmals in Rom weilte, sah er zu seiner schmerzlichen Enttäuschung, wieviel ungünstiger die Dinge in Wahrheit lagen, wie nicht der Kaiser Herr in Italien war, sondern andere Mächte, Frankreich, Spanien, Venedig, die Kurie um die Vorherrschaft stritten. Er erfuhr

den Übermut der Fremden, den Spott der Renaissancemenschen über die barbarischen Deutschen am eigenen Leibe. Hier in Italien entdeckte Hutten das Andersein als deutscher Mensch, fand er den Weg zur politischen Nation. Als Deutscher erkannte er, daß Deutschland von der Kurie für ihre weltlichen Zwecke mißbraucht wurde. Und in die Abneigung gegen die weltliche Macht Roms, die Hutten in Italien in sich wachsen fühlte, war auch die Abwehr gegen fremdes Volkstum mit einbegriffen. Denn er fand das Papsttum mit italienisch-nationalen Zielen verbunden und in die Interessenkämpfe der großen Mächte verstrickt. Aber so wichtig auch die Erfahrungen in Italien für Hutten waren, den entscheidenden Entschluß zur Tat haben sie nicht herbeigeführt. Noch glaubte Hutten, den Kampf dem Kaiser überlassen zu können, von dem er den Sieg der Gerechtigkeit erwartete. Er erhob wohl in seinen Dichtungen Klage gegen Rom. Und schon klang bei ihm der Ton an, der seine eigentlichen Kampfjahre beherrschen wird. Aber es war vorläufig ein gedämpfter Klang. Seine Kritik hüllte sich in humanistisches Gewand, über den üblichen Rahmen ging er nicht bedeutend hinaus.

Bisher in der Öffentlichkeit noch wenig bekannt, erhielt Hutten seit 1515 zwei günstige Gelegenheiten, zu zeigen, was er mit der Feder zu leisten verstand. In dem einen Fall nahm er Partei für den anerkannten Meister des deutschen Humanismus, Johannes Reuchlin. Reuchlin stand seit 1511 in einem grundsätzlichen Streit mit der Hochburg der Scholastik, der dominikanischen Universität Köln. Er war vom wissenschaftlichen Standpunkt aus gegen die völlige Vernichtung aller jüdischen Bücher, wie sie der übergetretene, gegen seine Artgenossen von fanatischem Haß erfüllte Jude Pfefferkorn verlangt hatte. Es kam zu einer erbitterten Auseinandersetzung zwischen Pfefferkorn und Reuchlin. Die Kölner Universität trat für den Juden ein, mit Reuchlin gingen fast alle europäischen Humanisten. Hutten griff unmittelbar in diesen Streit ein, indem er sich von Rom aus als Verfasser am zweiten Teil der Dunkelmännerbriefe beteiligte, der glänzendsten Satire, die der deutsche Humanismus gegen die Entartungen der Scholastik hervorgebracht hat und die Hutten viel Anerkennung und Ehre eintrug. In dem anderen Falle stellte er sich in die Front der Reichsritterschaft gegen die Willkür eines Fürsten. Er verfocht die beleidigte Ehre seines Geschlechts gegen den Herzog Ulrich von Württemberg, der seinen Stallmeister, Hans von Hutten, im Walde aus Rachsucht erschlagen hatte (1515). In seinen vier Reden an den Herzog, deren Abfassung sich über Jahre erstreckte, zeigte Hutten seine ausgesprochene Gabe für die Wirkung des geschriebenen Wortes. Gegen seine schonungslosen Angriffe kam die lahme Verteidigung des Herzogs nicht an, denn Hutten fuhr immer schwereres Geschütz auf, bis er das unglückliche Verhältnis des Herzogs zu seiner, vor seiner Roheit geflüchteten Gemahlin der Öffentlichkeit preisgab. Es kam infolge seiner wirksamen Unterstützung zu einer Versöhnung mit seiner Familie, auch der Vater begann sich über die „Narrenspossen", wie er die Studien seines Sohnes genannt hatte, zu beruhigen.

Noch vor seiner zweiten italienischen Reise hatte sich Huttens Leben äußerlich stark verändert. Auf Betreiben seiner Gönner Frowin von Hutten und Eitel Wolf vom Stein fand er eine Anstellung am Hofe des Erzbischofs Albrecht von Mainz, die zunächst seinen Sorgen um den Lebensunterhalt ein Ende bereitete. Er sah die kühnsten Träume jedes Humanisten erfüllt, als er am 12. Juli 1517 in Augsburg von Maximilian zum Dichter gekrönt wurde. Seitdem ließ er sich gern in Rüstung und Kranz abbilden und brachte damit zum Ausdruck, daß er auf Herkunft und eigene Leistung gleich stolz war. In dieser Zeit trug er sich mit Heiratsplänen: er brauche eine Frau, die ihn pflege, er könne nicht allein sein. Und als sein Heiratsplan zerrann — er hatte an eine Kaufmannstochter gedacht — da hat er sich im Dialog „Fortuna" leidenschaftlich über das ihm entgangene häusliche Glück beklagt. Am Hofe des Erzbischofs liebte Hutten die Abwechslung, die politische Spannung, die laute Geselligkeit. Er gestand seinem Freund Willibald Pirkheimer in einem Brief vom 25. Oktober 1518, daß er sich noch nicht einem Leben beschaulicher Muße hingeben könne. Aber in diesem Brief, in dem Hutten am meisten von sich selbst enthüllt hat, zeigt er sich weit davon entfernt, das frühere Leben der Not und der ständigen Unsicherheit zurückzuwünschen. Als Ideal schwebte ihm eine glückliche Verbindung der Studien mit dem Staatsamte vor. Wie entschieden lehnte er die Rückkehr zur ritterlichen Lebensführung ab, wie trostlos beschrieb er die Lage, in die ihn die Aufgabe seiner Stellung am Hofe zurückwerfen werde! „Mit mir steht es derart, daß ich, selbst wenn mein Erbteil so groß wäre, um von meinem Besitz leben zu können, vor Unruhe nicht zum Frieden kommen würde." Man kann die Grundstimmung Huttens Ende 1518 dahin deuten, daß er ein Leben nach freier Wahl führen und genießen wollte. Zum erstenmal auch, da es ihm gesundheitlich bedeutend besser ging, durchströmte ihn wirkliche Freude. So war die Wendung, die sich während des Jahres 1519 in Huttens Leben vorbereitete und 1520 vollendete, durchaus nicht in natürlichen Antrieben begründet, nicht die Rückkehr zu einem gewohnten Abenteurerleben, sondern eine persönliche Willensentscheidung. Sie war ein Durchbruch, als den er ihn selbst bezeichnet hat. Er gehorchte einer inneren Stimme, ohne Rücksicht auf äußere Hindernisse, ohne Rücksicht auf Nützlichkeitserwägungen. Die Stimme aber, die Hutten rief, und die er nicht mehr überhören konnte und wollte, war die Stimme Deutschlands.

Hutten besaß eine Anzahl Eigenschaften, die wenig anziehend waren; er war vor allem unverträglich, eitel, ruhmsüchtig. Manche seiner Anlagen bestimmten ihn nicht zu einem Leben der Entsagung und des Opfers. Er liebte den Lebensgenuß, er handelte trotz seines Temperaments mit nüchterner Überlegung, er war gelegentlich bereit, sich den Umständen anzubequemen, er besaß nicht den Ehrgeiz, sich unnötigen Gefahren auszusetzen. Aber gerade angesichts dieser Schwächen und dieser Veranlagung wirkt es um so eindrucksvoller, wie Huttens Nationalgefühl schließlich ganz und gar von ihm Besitz ergriff und sein Schicksal wurde. Der in ihm



Ulrich von Hutten. Holzschnitt von Hans Baldung Grien

glimmende Funke schlug schon zur hellen Flamme empor, als er an den Hof Maximilians kam. Damals schon pries er die Ehrlichkeit, Frömmigkeit und Treue der Deutschen und meinte, daß sie seit der Vorzeit nicht entartet seien. Wie vorteilhaft erschien ihm der deutsche Volkscharakter gegenüber dem italienischen! Dabei war er nicht blind gegen Nationalfehler, sobald er erkannte, daß diese Eigenschaften das Ansehen der Deutschen im Auslande herabzusetzen geeignet waren. Wie stark empfand Hutten die geschwächte Stellung Deutschlands, wie bitter den Spott von Fremden, wieweit war er imstande, die Geringachtung der nationalen Ehre als eine persönliche Kränkung zu nehmen! „Sterben kann ich, aber Knecht sein kann ich nicht. Auch Deutschland geknechtet sehen kann ich nicht." Die Trauer über die Not des Vaterlandes war ihm wichtiger als das eigne Unglück. Gott habe ihn mit dem Gemüt beschwert, daß ihm gemeiner Schmerz tiefer denn vielleicht etwa anderen zu Herzen gehe. Und wie hat sich der Ausdruck seines Nationalgefühls mit den Jahren geläutert! Zunächst war bei ihm der Freiheitsgedanke noch stark mit ständischen Erinnerungen belastet; er ging aus

dem schroffsten Unabhängigkeitsdrang des Reichsritters hervor. Durch sein politisches Vermächtnis, den Dialog „Arminius", vielleicht Ende 1520 entstanden, aber erst nach seinem Tode an die Öffentlichkeit gelangt, wissen wir, daß Hutten zuletzt die politische Freiheit als höchstes Allgemeingut betrachtet hat. Bis zur „Hermannschlacht" des Heinrich von Kleist ist die nationale Unabhängigkeit nicht mit solcher Unbedingtheit als höchste sittliche Pflicht gefeiert worden, wie es von Hutten in seinem „Arminius" geschehen ist. Wie ist die geschichtliche Sendung des Arminius für Deutschland von Hutten klar erkannt worden; als ein Brutus, als ein Erkämpfer der vaterländischen Freiheit wird er auf den ersten Platz verwiesen! Arminius war „der Freieste, Unbesiegteste und Deutscheste". Die vermeintliche Untreue und Verrat des Arminius an den Römern rechnet Hutten ihm als besonderes Verdienst an: „Nie war irgendeiner glorreich, der nicht zuweilen seiner Tugend geschadet hätte." Sei es nicht erlaubt, das gewalttätig Geraubte gewalttätig bei Gelegenheit wiederzugewinnen? „Auch glaube ich nicht, daß, wenn es gegen die Natur ist, aus einem Freien einen Sklaven zu machen, es gegen die Gesetze wäre, auf das Geschenk der Natur zurückzublicken. Dann gilt ein Treuwort, wenn wir geben, was wir sollen."

Hutten hat den deutschen Staatsgedanken nicht vertieft, das eigene Volkstum nicht entdeckt, andere waren vor ihm den Weg zur „Germania" des Tacitus gegangen. Aus dem Schrifttum seiner Zeit konnte er fast alle Waffen entnehmen, die er zu seinem geistigen Kampfe brauchte. Aber er besaß eine klare Vorstellung von deutscher Freiheit und fand im Unterschied zu vielen anderen den Entschluß zur Tat. Er wollte die Freiheit gewaltsam erkämpfen, wenn auch nicht in gesetzloser Empörung, sondern im Bunde mit Kaiser und Ständen. Auch wenn man der Ansicht sein könnte, daß die politische Freiheit, so wie sie Hutten sich vorstellte, für Deutschland noch nicht möglich war, so hat er dennoch denjenigen Zeitpunkt richtig erahnt, in dem für lange Zeit die Aussichten am günstigsten waren. Denn in den Jahren 1520/1521 brach die durch Luther entfachte Volksbewegung noch nicht in ihre religiösen, politischen und sozialen Bestandteile auseinander. Die Hauptgegner einer einigen Nation, Rom und die Fürsten, waren dem allgemeinen Ansturm noch nicht gewachsen, und von dem Standpunkt der damals lebenden Menschen konnte viel von der grundsätzlichen Haltung des Kaisers abhängen.

Zwei äußere Ereignisse haben Huttens Willen zum Handeln gefördert. Am 12. Januar 1519 starb Kaiser Maximilian. Damit wurde Hutten die Beschäftigung mit der hohen Politik nahegelegt, die bevorstehende Kaiserwahl versetzte die Gemüter in Erregung. Das andere war der Beginn der Freundschaft mit Franz von Sickingen, mit dem Hutten während des Feldzuges gegen den Herzog Ulrich von Württemberg im Lager zusammentraf. Viel hat die Freundschaft mit Sickingen Hutten bedeutet. Die Anerkennung durch den mächtigen Führer der Ritterschaft schmeichelte seinem Selbstgefühl: auf den Burgen Sickingens fand er in bewegten

Zeiten Unterkunft und Schutz. Als Sickingen hinter ihn zu treten schien, erhielt seine Wirksamkeit eine politische Bedeutung, die dem mittellosen Ritter und Humanisten versagt geblieben wäre. Hütten hat seinem Freunde die Hilfe mit unverbrüchlicher Treue und Anhänglichkeit vergolten. Im Vorwort zum „Gesprächsbüchlein", das er ihm 1520 widmete, hat er Sickingen mit einer so warmen Herzlichkeit gedankt, wie sie bei ihm sonst kaum zu finden ist. Er überschätzte seinen Freund, er wußte nie genug dessen vortreffliche Eigenschaften zu rühmen. Für Sickingen war Hutten nur ein Stein im Brett, er ließ sich dessen Verehrung gern gefallen, aber er dachte als Geschäftsmann und in taktischen Erwägungen, er war nicht bereit, sich den Plänen Huttens ganz zu widmen, obwohl es ihm an Sinn für höhere Ziele nicht gebrach.

Während des Jahres 1519 hat sich Hutten nicht selbst mit Luther in Verbindung gesetzt; noch war ihm die Gunst des Erzbischofs zu wichtig. Mit seinen großen Dialogen „Vadiscus oder die Dreifaltigkeit" und „Die Anschauenden" aber leitete er den Hauptangriff gegen Rom ein, indem er mit einer Heftigkeit, die er bisher vermieden hatte, die Beraubung und Unterdrückung Deutschlands durch das weltliche Rom als eine Anklage in seine Leserschaft schleuderte. Die Wirkung der „Anschauenden" schwächte er durch ritterliche Befangenheit; die Ritter erscheinen hier als deutsche Patrioten, als Hüter deutscher Art, während die Kaufleute durch Einfuhr fremder Ware die schlichten Deutschen zu Luxus und Weichlichkeit erziehen. Später erkannte Hutten, daß die Feindschaft zwischen Adel und Bürgertum ein Haupthindernis für den politischen Freiheitskampf war. In den „Räubern" hat er den Städten die Hand zur Versöhnung und zum Bündnis entgegengestreckt. Die Frage wird immer offen bleiben, ob er auch den letzten Schritt zur Volksgemeinschaft vollzogen hätte, zu den Bauern. Im „Neukarsthans", den man wohl fälschlich Hutten zugeschrieben hat, werden Ritter und Bauern in eine Front gestellt. Lag hier die Schranke, über die Hutten nicht hinweggekommen wäre? Denn sehr hoch war damals die Mauer, die den Ritterbürtigen vom gemeinen Manne trennte. Zu wenig bündnisfähig schien er ihm zu sein.

Im Juni 1520 war Hutten bereit, mit Luther gemeinsam vorzugehen: „Verfechten wir die gemeine Freiheit, befreien wir das so lange unterdrückte Vaterland!" Hutten erhob die Sache Luthers zu seiner eigenen, so wie er sie verstand, zur deutschen Sache. Er war keine sehr religiöse Natur. Sein Kirchenprogramm war nicht umstürzend. Als Ziel schwebte ihm etwa die deutsche Nationalkirche vor. Seine Forderungen hielten sich im üblichen Rahmen: Aufhebung der Klöster, Säkularisation des Kirchengutes, Freiheit des Denkens. Hutten besaß durchaus ein Gefühl dafür, daß Luther sich in einer höheren Schicht bewegte. Sein Vorhaben sei menschlich, während Luther als ein schon Vollkommener alles auf das Göttliche gestellt habe. Hutten hoffte, daß die durch Luther ausgelöste Volksbewegung die politische Freiheit Deutschlands bringen werde. Er wünschte auf seine Art an Luthers Seite zu streiten. In ihrem Ausgangspunkt waren Luther und Hutten

durchaus verschieden; der eine handelte allein aus religiösem Antrieb, der andere aus politischer Leidenschaft. Aber sie waren sich darin wesensgleich, daß sie Huttens Wahlspruch „Ich hab's gewagt" über ihr Leben schreiben konnten, daß sie stets sich selbst treu waren. Es gab eine kurze Zeit, im Herbst 1520, da die Wege der beiden Männer sich zu treffen schienen, als auch Luther, vor allem in seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation", sich an das nationale Gewissen wandte. Damals hat auch Luther Huttens und Sickingens Eintreten für ihn dankbar begrüßt. Aber schon im Januar 1521 lehnte er des Ritters Kampfweise grundsätzlich ab; nicht durch Waffen, nur durch das Wort wollte er die Gegner bezwingen. Vergeblich hat sich Hutten seitdem um eine engere Verbindung beworben.

Noch im Dienste des Erzbischofs unternahm Hutten im Sommer 1520 eine Reise nach Brüssel, um Erzherzog Ferdinand für seine nationalen Pläne zu gewinnen und durch diese wichtige Persönlichkeit auch den neugewählten Kaiser auf seine Seite zu ziehen. Das Unternehmen war ein Fehlschlag, fast fluchtartig verließ Hutten die Niederlande. Bei seiner Rückkehr fand er ein drohendes päpstliches Breve vor, dem dann der Bannstrahl folgte. Er mußte Mainz verlassen. Seitdem fühlte er sich mit dem vom gleichen Schicksal betroffenen Luther um so enger verbunden. Hutten war jetzt auf alles gefaßt. Schon vor seiner Reise hatte er ausgesprochen, worauf es ankam: „Denn durchgebrochen muß endlich werden, durchgebrochen, besonders mit solchen Kräften, so gutem Gewissen, so günstigen Gelegenheiten und einer so gerechten Sache und da das Wüten der Tyrannen auf das höchste gestiegen ist." Am 8. August schrieb er an den Humanisten Capito in großartiger Haltung: „So fängt denn endlich dieser Brand zu brennen an, und es soll mich wundern, wenn er nicht schließlich durch meinen Untergang gelöscht werden müßte. Aber in diesem Handel habe ich mehr Kraft der inneren Gesinnung als jene äußere Macht. Wohlan denn, jetzt heißt es hindurch!"

Seit September 1520 befand sich Hutten auf der Ebernburg bei Sickingen. Seine Schaffenskraft als Schriftsteller schien jetzt fast ohne Grenzen zu sein. In den nächsten Monaten entstanden seine „Klag und Vormahnung", seine „Entschuldigung", die „Anzeige", die „Klagschriften" an Albrecht von Mainz, Friedrich von Sachsen, an Karl V., „an die gemeine deutsche Nation", der „Bullentöter", „Warner I." und anderes mehr. Er gab das „Gesprächsbüchlein" in deutscher Sprache heraus, das eine Reihe früherer Dialoge enthielt, und übertrug selbst seine Klageschriften ins Deutsche. Indem er jetzt vornehmlich deutsch schrieb, wandte er sich bewußt an eine breitere Öffentlichkeit, es kam ihm darauf an, die allgemeine Erregung, die vor dem Zusammentritt des Wormser Reichstages herrschte, künstlich zu steigern. Man darf seine schriftstellerische Tätigkeit in diesen Monaten überhaupt nicht nach künstlerischen Maßstäben beurteilen. Hutten war es nicht gewohnt, in deutscher Sprache zu dichten, er drückte sich daher unbeholfener aus als im Lateinischen. Aber es kam ihm auch gar nicht auf die



Die Ebernburg bei Münſter am Stein, Sickingens „Herberge der Gerechtigkeit", wo Huttens erſte deutſche Schriften entſtanden. Holzſchnitt von Joſt de Negker

ſtiliſtiſche Abrundung an, die er in ſeinen humaniſtiſchen Werken angeſtrebt hatte. Alles war nun in erſter Linie auf unmittelbare Wirkung berechnet. Dieſe Schriften ſollten raſch aufeinanderfolgen, ſie ſollten voll von innerer Bewegung, Anſchaulichkeit und Eindringlichkeit ſein. Hutten wollte ebenſoſehr geleſen wie vorgeleſen und beſprochen werden. Mit gewollter Einſeitigkeit behandelte er, in äußerlich verſchiedenartiger Form, ein Thema, von dem er hoffen konnte, daß es nicht nur von den Wiſſenden, ſondern auch von den Unwiſſenden verſtanden wurde: die Ausplünderung und Unterdrückung Deutſchlands durch Rom. Er wiederholte nur die allgemeine Klage gegen den päpſtlichen Fiskus, gegen den Steuer- und Ablaßmißbrauch; es waren die „Beſchwerden der deutſchen Nation", die jedem Reichstag dieſer Zeit vorgelegt wurden. Hutten ſchrieb die Sprache des Volkes. Kein Ausdruck war ihm ſtark und bildhaft genug. Er erklärte ſeinen Leſern Begriffe und

Bilder aus der Welt des Altertums, die diesen sonst unverständlich bleiben mußten. Um der unmittelbaren Wirkung willen verzichtete Hutten auf Billigkeit und gerechtes Abwägen, gab er seinem Kampf die ausschließliche Wendung nach außen. Um dieser Wirkung willen erweckte er den Anschein, als käme alles Unheil nur von Rom, als gäbe es keine Mißstände im eigenen Hause. Rom war der einzige Feind und mußte es sein, wenn das Volk sich für die politische Freiheit erheben sollte. So vollständig war Huttens Einstellung auf das Wesentliche, daß er einen früheren Lieblingsgedanken, den Türkenkrieg, jetzt verwarf.

Hutten kannte die Macht der Gegner und beschränkte sich nicht darauf, sie mit der Feder allein zu bekämpfen. Nach allen Seiten hielt er Umschau nach Bundesgenossen. Seine Schreiben an die Kurfürsten von Mainz und Sachsen waren Mahnungen, sich des Vaterlandes Not anzunehmen. Dem Mainzer hielt er, nicht ungeschickt an eine empfindliche Stelle rührend, die Befürchtung vor, der Papst werde den Bischöfen und dem ganzen geistlichen Stande noch viel Übel und eine harte und traurige Lage bereiten. Den Kurfürsten von Sachsen erinnerte er an die Verpflichtung der sächsischen Vergangenheit. Die Sachsen seien jederzeit unüberwindlich gewesen. Sie hätten allein die fremden Herren vertrieben und sich gegen jede Dienstbarkeit gesträubt, als fast ganz Germanien mit Krieg überzogen worden sei. Noch im Dezember fragte Hutten in Wittenberg an, wieweit man auf Unterstützung des Kurfürsten rechnen könne. Er setzte die Macht, die Sickingen vertrat, als ständige Drohung gegen die Feinde ein. Um diesen in der guten Sache recht zu festigen, las er ihm im Winter 1520/1521 aus Luthers Schriften vor. Wenn er Sickingen das „Gesprächsbüchlein" widmete, ihn so häufig zum Helden seiner Dialoge wählte, so lag auch darin eine Absicht. In dem Neujahrsbrief, mit dem Hutten Sickingen das deutsche „Gesprächsbüchlein" übersandte, wünschte er ihm keine fröhliche, sanfte Ruhe, sondern „große, ernstliche, tapfere arbeitsame Geschäft, darin Du vielen Menschen zu gut Dein stolzes heldisches Gemüt brauchen und üben mögest". Auch seine eigene Sippe rief er zur Unterstützung auf: „Wohnt in Dir noch fränkischer Sinn und hältst Du bei der angestammten Freiheit", so fragte er seinen Schwager Sebastian von Rotenhan in einem Brief vom 13. September.

Im Mittelpunkt seiner Sorge aber stand die Gewinnung des Kaisers. Hutten hat sich gleich vielen geirrt, wenn er Karl von Spanien als einen Deutschen ansah. Aber die Hoffnung auf den Enkel Maximilians, der größere Volkstümlichkeit besessen hatte als je ein Habsburger vor ihm, war dennoch realpolitisch begründet. Denn der Habsburger war der Erbe eines mächtigen Reiches. Und einen starken Herrscher wollten die meisten Deutschen haben, der sie gegen die Willkür der kleinen Herren schützte, der Recht und Ordnung wiederherstellte, der den Kampf gegen die Türken und den Papst zu führen imstande war. Auch Hutten konnte nichts anderes tun, als sich für Karl V. einsetzen. Er hat nicht erst abgewartet, bis der Kaiser zur Krönung nach Deutschland kam. Er handelte richtig, wenn er

es unternahm, vorher den Bruder Ferdinand von Österreich auf seine Seite zu bringen. Das war der Zweck seiner Reise nach den Niederlanden, das war der Sinn der Widmung einer Schrift über Kaiser Heinrich IV., durch die er die Erinnerung an das Ringen zwischen Kaisertum und Papsttum zu beleben hoffte. Die halbe Schlacht war verloren, als sich Ferdinand versagte, von dessen Einfluß auf den Bruder sich Hutten viel versprochen hatte. Als dann der Kaiser nach Deutschland kam, hat Hutten seine Erwartungen schnell herabgestimmt. Er habe nur noch wenig Hoffnung auf den Kaiser, gestand er im Dezember 1520 Luther. Freilich ziemlich schwerfällig fing er es an, um den Kaiser zu gewinnen. Seine Briefe an diesen enthielten zu viele Mahnungen und zu viel bitteren Tadel, sie wurden nicht gut aufgenommen. Aber zweckmäßig war die Taktik, die Hutten in seinen Schriften wählte, wenn er in der Öffentlichkeit den Anschein erweckte, als stehe der Kaiser an der Seite eines Luther und eines Sickingen, oder als werde er nur von seiner Umgebung schlecht beraten. Denn ohne den Kaiser war sein Vorhaben zum Scheitern verdammt. Der Kaiser allein war der natürliche Mittelpunkt. Der Deutschen ruhmreiche Vergangenheit fiel mit der Blüte des Kaisertums zusammen. An dem universalen Gegensatz zwischen Kaiser und Papst hatte sich ein nationaler Stolz der Deutschen gebildet, der in den Dichtungen Walthers von der Vogelweide starken Ausdruck fand. Das Universale und das Nationale waren damals in Deutschland keine Gegensätze, sie bedingten einander, sie hatten sich gegenseitig getragen. Der Deutschen Ansehen bei den Nachbarvölkern beruhte zum Teil noch immer darauf, daß sie die Kaiserkrone vergaben. Nur der Macht des Kaisers war es möglich, den Ehrgeiz der Fürsten in Schranken zu halten, bei ihm suchten die Schwächeren Schutz und Rückhalt. Vor einem „ungnädigen Kaiser" bangten die mächtigsten Fürsten Deutschlands, so viel bedeutete auch jetzt der kaiserliche Name. Eine gemeinsame Grenzlandnot kannten die Deutschen nicht. Das in den Grenzländern vorhandene nationale Empfinden konnte nur zur Vertiefung des landschaftlichen Bewußtseins führen. Im Kaiser verkörperte sich für viele die Idee des Reiches und damit die übergeordnete Einheit. Beim Kaiser lag noch immer ein Großteil der Entscheidung über das Ganze.

Freilich hat das Bedürfnis, Karl V. zu gefallen, Huttens schwerste Irrung ermöglicht. Im Frühjahr 1521, als schon der Wormser Reichstag zusammengetreten war, kam der Beichtvater Karls V., Glapion, auf die Ebernburg. Die Absicht des Vielgewandten ging dahin, Sickingen und Hutten gegen manche der Lehren Luthers einzunehmen (was bei Sickingen vorübergehend gelang), sie zu veranlassen, Luther zu einer Aussprache nach der Ebernburg einzuladen und die gefürchteten Ritter durch Übernahme in kaiserlichen Dienst vorläufig unschädlich zu machen. Der Hauptplan mißglückte, Luther lehnte die Einladung zu seinem Glück ab, es hätte ein gefährlicher Hinterhalt werden können. Aber Hutten ließ sich täuschen, er trat in kaiserliche Dienste und nahm ein Handgeld an. Dafür mußte er sich verpflichten, nichts gegen den Kaiser zu schreiben. Die Stoßkraft

seines geistigen Kampfes hat daher im Frühjahr 1521, zu Huttens späterem Schmerz, fraglos schwer gelitten. Denn seine „Invektiven", die er im Februar und März gegen die päpstlichen Nuntien Aleander und Caracciolo sowie gegen die Wormser Bischöfe richtete, waren wohl voller Drohungen und erreichten so weit ihren Zweck, daß sie das kuriale Lager in Schrecken versetzten (Aleander wagte den Bann gegen Hutten nicht zu vollziehen), aber sie konnten, lateinisch verfaßt, nicht mehr die Wirksamkeit der großen Kampfzeit ersetzen. Als Hutten von der Verurteilung Luthers in Worms erfuhr, war seine Enttäuschung sehr groß: „Unsterbliche Götter, welches Ende wird die Sache nehmen? Bei diesem Unwetter, glaube ich, muß sich zeigen, ob Deutschland Fürsten hat oder sich nur von schön geputzten Statuen regieren läßt", heißt es in einem Brief an Pirckheimer vom 1. Mai. Dem Kaiser hatte er schon vorher den Dienst aufgesagt.

Huttens ständige Drohungen mit offner Gewalt — wobei nicht eindeutig zu sagen ist, wieweit er ernstlich hoffte, sie einsetzen zu können — hatten ihn in der Öffentlichkeit festgelegt. Er kam in eine peinliche Lage, da sein empfindliches Ehrgefühl den Spott der Freunde nicht ertrug. Seine literarische Tätigkeit stellte er zunächst fast gänzlich ein. Immerhin zeigt sein deutsches Gedicht „Ich hab's gewagt mit Sinnen", das den warmen, schlichten Volkston unvergleichlich traf und in dieser Zeit entstanden sein wird, daß Hutten nicht gewillt war, von dem eingeschlagenen Wege abzugehen. Aber er vertraute jetzt mehr dem Schwert als der Feder. Im Herbst 1521 begann Hutten auf eigene Faust mit Klöstern und Geistlichen Krieg zu führen, den sogenannten Pfaffenkrieg, über den wir nur spärlich unterrichtet sind, und dies aus gegnerischen Quellen. Aber unerfreulich und kläglich war dieses Zwischenspiel, da Hutten vor Erpressungen nicht zurückscheute. Man übersieht nicht recht, wieweit diese Einzelaktion als Teil größerer Unternehmungen gedacht war. Sicherlich hat die Erwartung mitgesprochen, daß dies Beispiel doch noch die allgemeine Erhebung ermöglichen werde. Im Sommer 1522 unternahm Sickingen seinen verhängnisvollen Zug gegen das Kurfürstentum Trier, der Kondottiere überschätzte seine Macht, dem Bunde einiger Fürsten war er nicht gewachsen. Wir wissen nicht, ob Hutten Sickingen begleitet hat. Mit seiner Feder hat er Sickingen unterstützt. Er schrieb seine „Vormahnung an die Freien und Reichsstädte" und seine „Demütige Ermahnung an Worms". Das letzte Schreiben ist insofern sehr bedeutsam, als Hutten sich hier zu dem Widerstandsrecht bekannte, den das Luthertum verworfen, der Calvinismus bejaht hat: man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen und auch mit dem Schwerte bereit sein, die Sache Gottes zu verfechten. Hutten verließ aus unbekannten Gründen die Burgen Sickingens im Herbst 1522, noch bevor die endgültige Katastrophe eingetreten war, und flüchtete zunächst nach Basel, wo er schwerkrank und völlig mittellos eintraf. Es war eine sehr bittere Erfahrung für ihn, als ihn Erasmus von Rotterdam unter fadenscheinigen Gründen verleugnete. Hutten hatte sich früher der Gunst des großen Humanisten zu erfreuen gehabt, er legte auf seine

Anerkennung besonders großen Wert. Das Verhältnis war allmählich abgekühlt. Der bedächtigen Art des Gelehrten sagte das hitzige Temperament Huttens nicht zu. Er stellte einmal mit Bedauern fest, daß der lutherische Sturm Huttens Talent den Musen entzogen habe. Hutten hatte es seinerzeit Erasmus verübelt, daß er nicht entschieden genug von den Gegnern Luthers abgerückt war, nebenbei gesagt, wünschte er aber nicht, daß sich Erasmus besonderen Gefahren aussetze. Als Erasmus es offenkundig vermied, mit Hutten in Basel zusammenzukommen, aus Furcht, das Wohlwollen hochgestellter Gönner zu verlieren, und aus Sorge für seine Gesundheit, machte sich Huttens Zorn in einer Kampfschrift Luft, die seinen ungebrochenen Angriffsgeist bewies. Er schrieb die „Herausforderung an Erasmus", in der er den ehemaligen Gönner der persönlichen Untreue und des Verrats an der gemeinsamen Sache beschuldigte. Erasmus, der vergeblich versucht hatte, das Erscheinen der „Herausforderung" zu verhindern, rächte sich, indem er den Rat von Mühlhausen davor warnte, Hutten Unterkunft zu gewähren. Er verfaßte eine Gegenschrift, den „Schwamm", der erst nach Huttens Tode erschien und wegen der zahlreichen persönlichen Verunglimpfungen auch den Freunden des Erasmus mißfiel. Mit Unrecht hatte Hutten Erasmus für einen bedingungslosen Anhänger Luthers gehalten. Es lag in dessen am Geiste des Altertums erzogenen Weltanschauung begründet, wenn er Luther nur bis zu einer gewissen Grenze zu folgen vermochte, wie es sich später bei der Auseinandersetzung über die Willensfreiheit zeigen sollte. Trotzdem hat der Zusammenstoß zwischen Hutten und Erasmus grundsätzliche Bedeutung. Hutten, der Deutsche und der Kämpfer, verstand es nicht, daß Erasmus in einer nationalen Schicksalsfrage keine klare Entscheidung traf. Erasmus, dessen Natur zur reinen Betrachtung neigte, war einer solchen Entschiedenheit nicht fähig. Es waren zwei Welten, die sich nicht verstehen konnten.

Nachdem Hutten die Nachricht vom Tode Sickingens erhalten hatte, sah er sich zu neuer Flucht veranlaßt. Er fand in Zürich endlich Ruhe und konnte in den heißen Quellen Linderung für sein Leiden suchen. Von Zürich aus schrieb er seine letzte Kampfschrift gegen die Tyrannen. Sie sollte die Fürsten treffen, die Sickingen vernichtet hatten. Aus dem Begleitbrief an Eoban Hesse spricht Huttens ungebeugter kämpferischer Wille. Als ein Flüchtling, dem Tode nahe, ohne Freunde, bettelarm, hielt er bis zum Ende am selbstgewählten Schicksal fest. Auf der Insel Ufenau im Züricher See wurde er im August 1523 von seinen körperlichen Qualen erlöst; sein Leben brach ab, bevor es alle in ihm liegenden Möglichkeiten erschöpft hatte, es hätte unter anderen Sternen zu tieferer Erfüllung führen können. Dafür blieb Hutten nun im Tode ewig jung, zu allen Zeiten ein Mahner und ein Künder für sein Volk.

Lukas Cranach

1472—1553

Von

Otto Fischer

Lukas Cranach gehört zu den berühmten Meistern einer Zeit, in der die deutsche Kunst am Ende des Mittelalters in einer letzten und höchsten Blüte sich vollendete. Er gehört zu den Männern, die den Anbruch eines neuen Weltalters an entscheidender Stelle miterlebt haben. Er ist der Altersgenosse Dürers und Grünewalds, der Freund und Vertraute Luthers, Melanchthons und der sächsischen Kurfürsten gewesen. Sein Leben und Wesen ist heute noch mit ziemlicher Klarheit zu erfassen, seine Werke reden auch zu uns eine deutliche und eindrucksvolle Sprache. Nicht wie ein ferner und einsamer Gipfel, aber wie ein reich umgrünter freundlicher Waldberg steht er fest und charaktervoll in der weiten Landschaft deutscher Kunst und Geschichte.

Lukas der Maler ist im Jahre 1472 in dem fränkischen Städtchen Kronach geboren, dessen Namen er später geführt und behalten hat. Schon der Vater war Maler, und eine ältere Nachricht weist darauf hin, er sei jener Jakob Sunter (auch Sunder oder Sünder) gewesen, der, aus einer Konstanzer Künstlerfamilie stammend, in den 1460er Jahren im Domkreuzgang zu Brixen merkwürdige Wandbilder schuf und später vom Bamberger Bischof ins Fränkische berufen worden sei. Gewiß hat der Sohn zuerst bei dem Vater das Handwerk erlernt und hat dann als Geselle und junger Meister in der Fremde sein Brot gesucht. Nach Bayern und Österreich muß ihn damals sein Weg geführt haben. In den Jugendwerken hat man den Einfluß der Münchener Maler Gabriel Mäleßkircher und Jan Polak spüren wollen, eines der bedeutendsten ist für eine bayerische Kirche geschaffen worden. Sicher hat Cranach um die Jahre 1500 bis 1503 in Wien gearbeitet und ist wahrscheinlich hier seßhaft gewesen. Mit den ersten Tafeln und Holzschnitten, die wir von Cranachs Hand kennen, tritt er als einer der Schöpfer und Bahnbrecher des Donaustils in das Licht der Geschichte.

Eine Bewegung von Sturm und Drang hat in den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts mit dem Schaffen jener jungen und kühnen Generation der in den siebziger Jahren Geborenen die etwas handwerklich gewordene und stagnierende deutsche Malerei aufgewühlt. Der große Tiroler Michael Pacher hatte zuvor schon die Raumtiefe und plastische Kraft Mantegnas über die Alpen geholt und mit deutscher Beseelung zu herben und grandiosen Bildungen gesteigert. Der ältere Rueland Frueauf in Salzburg und Passau, der jüngere in Passau und Wien entwickelten den Schwung großer Komposition, die Glut und die Zartheit

herrlicher Farbenklänge. Sie öffneten zuerst für den stillen Zauber der heimischen Gebirgs- und Donaulandschaft die Augen. Junge Maler wie Jörg Breu von Augsburg schufen in den Klöstern um Wien Altartafeln, in denen mit einer neuen Leidenschaft, einem neuen Naturgefühl das Tun der Menschen und die Fülle der Welt zum Bilde gestaltet wurde. Bald sollte Albrecht Altdorfer in Regensburg, Wolf Huber in Passau ihnen folgen. Der gewaltigste Aufruf und Ansporn aber kam von dem jungen Albrecht Dürer, der damals das flammende Feuer seiner „Apokalypse" und seiner mächtigen Holzschnitte weithin in die Herzen und Augen der Altersgenossen ausgoß. Von diesen schöpferischen Strömen ward Lukas Cranach in Österreich aufs stärkste ergriffen.

Eine Reihe von Holzschnitten sind 1502 und 1503 in Wien entstanden: ein Ölberg, mehrere figurenreiche Kreuzigungen, ein heiliger Stephan. Deutlich ist hier das Vorbild Dürers, deutlich aber auch die geringere Formenklarheit, das maßlos ungebändigte Temperament des Zeichners. Alles quirlt von wilder Bewegung, heftiger, fast bäurischer Ausdrücklichkeit, von wurzelhaft knorriger, ornamentaler Belebtheit. Eine ungebärdige Leidenschaft scheint sich nicht genug zu tun.

Hier ist letzte und krauseste Gotik. Daneben treten einige Tafelgemälde von mittlerer Größe: eine Kreuzigung mit zwei Figurengruppen, ein heiliger Valentin mit Stifter und eine Stigmatisation des heiligen Franz, ein büßender Hieronymus, auch sie erfüllt von schwerem und heftigem Ausdruck, bald dumpf, bald brennend in braunen und glühenden Farben, Menschen und Landschaft schwärmerisch verbunden zu einer reichen, beseelten, strömenden Einheit. Ein dumpfes Wühlen und Drängen, ein wildes Auflodern des Gefühls ist in diesen Bildern, auch eine Zartheit, die besonders dem Leben der Bäume, der Berge und Wasser sich hingibt. Ähnlich hat Cranach in diesen Jahren zwei Bildnispaare geschaffen, das des jugendlichen Dr. Johannes Cuspinian, 1500 Rektor der Wiener Universität, und seiner wohl 1502 ihm vermählten jungen Frau, das seines älteren Amtsnachfolgers Dr. Johann Stephan Reuß und seiner Gattin von 1503. Der schwärmende Geist des jungen Gelehrten, das etwas Dumpfe, Verstockte des knospenhaften Weibes, das Seherhaft-Verträumte des andern Mannes, die resolute Festigkeit der Gereiften sind in prachtvoll farbige Gewänder gehüllt und wieder in die atmende Fülle reich belebter Landschaften einbezogen. Ein fast visionäres Schauen, ein flutender Lebensreichtum ist in diesen schönsten deutschen Bildnissen. Endlich schuf Cranach im selben Jahr 1503 die große Tafel mit Maria und Johannes unter den drei Kreuzen, jene unvergeßliche Komposition mit der kühnen Schrägstellung des Gekreuzigten, in der Tod, Verzweiflung und Klage in die Beseeltheit der weiten Landschaft wundervoll sich lösen, und 1504 das köstliche Idyll der Heiligen Familie in der Ruhe auf der Flucht mit seinem Märchenzauber des deutschen Tannenwalds, der rinnenden Quelle und der vielen Blumen, in dessen Mitte die Engelkinder musizieren und dem Kind auf dem Schoß der

jungen Mutter ihre Gaben bringen. Es ist die reifste und blühendste Schöpfung aus der Wanderzeit des hochbegabten jugendlichen Meisters.

Diese Zeit fand bald darauf ihr Ende. Noch im Jahre 1504 oder spätestens zu Anfang des nächsten Jahres ist der Zweiunddreißigjährige nach Wittenberg übergesiedelt und hat dort seinen Hausstand begründet. Vielleicht ist das Urbild der holden Maria des letzten Bildes Cranachs Frau Barbara Brengbier, die Tochter eines Gothaer Ratsherren und Bürgermeisters, deren Züge uns später immer wieder in seinen Werken begegnen. Cranachs Ruf als Maler muß damals in das seiner Heimat benachbarte Sachsen gedrungen sein, vielleicht auch wirkte eine Empfehlung Kaiser Maximilians mit, und Kurfürst Friedrich der Weise berief ihn als seinen Hofmaler in das junge Residenzstädtchen, das durch die Gründung der Universität zu einem besonderen Aufschwung bestimmt war. Wenn auch hier keine heimische Kunstschule blühte, so entfalteten doch die sächsischen Fürsten eine große Bautätigkeit, und Friedrich hatte schon früher durch Aufträge an Dürer und die Beschäftigung Jacopo de Barbaris sich als ein feinsinniger Kenner und Kunstförderer erwiesen. In seinem neuen, mit 100 Gulden Jahrgeld gut bezahlten Amte fand Cranach ein überreiches Feld künstlerischer Betätigung. Er hatte in seiner Werkstatt, die sich bald mit Gesellen und Lehrknaben füllte, nicht bloß nach dem Brauche der Zeit alle Arten handwerklicher Malerei auszuführen, hatte Kostüme, Rüstungen, Schmuckstücke und Dekorationen für den Hof zu entwerfen, sondern vor allem übernahm er die umfangreiche Ausschmückung der sächsischen Schlösser und Jagdhäuser mit Wandgemälden, die uns leider verloren sind, hatte Kirchen und Kapellen mit Altarwerken und Votivtafeln zu schmücken, schuf die Bildnisse der sächsischen Kurfürsten und Herzoge, ihrer Frauen und Kinder, zahlreicher benachbarter Fürsten, der Adligen dieser Höfe und manches angesehenen Bürgers, dazu viele Gemälde profanen Inhalts, von Jagden und Kriegsereignissen wie von antiken Historien und Mythologien nach dem neuerwachten Bildungsbedürfnis dieser Zeit. Dazu kamen zahlreiche Holzschnitte und einzelne Kupferstiche, die als gedruckte Kunst für ein weiteres Publikum in die Welt hinausgesandt wurden. Da Cranach alle diese vielseitigen Anforderungen mit Zuverlässigkeit und künstlerischer Gediegenheit offenbar ganz nach den Wünschen seiner Auftraggeber erfüllte, konnte es nicht ausbleiben, daß sein Ruf und sein Ansehen weit herum ständig sich mehrten und daß er im ganzen Norden und Osten Deutschlands bald zum ersten und richtunggebenden Meister wurde. Er wurde der reichste Bürger Wittenbergs, saß bald im Rate der Stadt, ward ihr Kämmerer und von 1537 bis 1544 ihr Bürgermeister. Neben der großen Malerwerkstatt gründete er eine eigene Druckerei und übernahm 1520 auch die Apotheke der Stadt, die er durch sachverständige Hilfskräfte führen ließ. Seiner Ehe entsprossen zwei Söhne, die als Maler seine Gehilfen und Nachfolger wurden, und drei Töchter, die er angesehenen Männern vermählte. Als dienstwillig, freundlich und freigebig war er bei hoch und niedrig beliebt. So ward er auch der Vertraute, ja der Freund

seiner kurfürstlichen Herren, nach dem Tode Friedrichs des Weisen 1525 seines Bruders Johanns des Beständigen und seit 1532 dessen Sohnes Johann Friedrichs des Großmütigen, dem er bis zum Tode diente. So ist Cranach beinahe fünfzig Jahre lang einer der ersten Bürger seiner neuen sächsischen Heimat und der treueste Diener ihrer Fürsten geblieben.

Wie hat dieses harmonische Bild des erfolgreichsten äußeren Lebens nun in der Kunst des Meisters seinen Ausdruck gefunden? Es äußerte sich zunächst in einer reichen, fast überreichen Hervorbringung von Werken, die Cranach als den gewiß fruchtbarsten deutschen Maler seiner Zeit erscheinen lassen. Ja, diese Produktion nahm mit der Zeit einen derartigen Umfang an, daß man mindestens seit seinem fünfzigsten Lebensjahr, d. h. seit etwa 1522, mit der starken Mitarbeit von Gehilfen, allen voran seiner Söhne Hans und Lukas, rechnen muß, da naturgemäß nur eine größere Werkstatt imstande war, allen Bestellungen zu genügen, und da besonders in der späteren Zeit viele der erhaltenen Werke ein mehr handwerkliches und in vielen Abwandlungen wiederholendes Wesen zeigen. Das ist in einer Zeit, da die Malerei ein wenn auch edles Handwerk war und blieb, nichts Ungewöhnliches und Tadelnswertes, um so mehr, als die handwerkliche Gediegenheit der Cranachschen Werke stets auf derselben hohen Stufe geblieben ist. Es ist aber ein Irrtum gewesen, anzunehmen, daß der Meister in seinen reiferen Jahren an den Gemälden, die aus der großen Werkstatt hervorgingen, nur mehr einen geringen oder gar keinen Anteil mehr genommen habe. Er hat bis zu seinem Ende entworfen, gezeichnet, gemalt und die Werkstatt geleitet, und gerade die künstlerische Eigenart aller ihrer Werke beweist, daß Cranach, wie etwa Rubens nach ihm, die schöpferische Kraft und der verantwortliche Meister alles dessen geblieben ist, was unter seinem Namen und mit seinem Wappenzeichen, der geflügelten Schlange, hervorging. Und in der Tat ist Cranach in den langen Jahrzehnten seiner Wittenberger Arbeit der Schöpfer eines ihm recht eigentlich eigentümlichen Stils deutscher Malerei geworden, der von der Art seiner Wiener Anfänge sich stark unterscheidet.

Den engsten Zusammenhang mit diesen bewahren zunächst die Holzschnitte, die von 1505 bis 1520 etwa in reicher Zahl entstanden sind, zumeist mit den beiden sächsischen Wappen geschmückt und seit der Verleihung des Wappenbriefs im Jahr 1509 mit dem Cranachschen Schlangensignum versehen. Es sind Andachtsblätter mit den Bildern der Heiligen: der Verehrung des Herzens Jesu, der Enthauptung Johannis, der Versuchung des Antonius, der Marter des Erasmus, Michael als Seelenwäger, St. Christophorus, St. Georg zu Fuß und zu Roß, Hieronymus als Büßer, der ägyptischen Maria, mit dem Sündenfall, der Heiligen Familie, Christus und der Samariterin usw. Dazu kommen große Blätter mit Turnieren und Hirschjagden, kleinere mit Landsknechten, Jägern, Rittern und Damen, auch eine nackte Venus mit Amor, das Parisurteil und der Todessprung des Marcus Curtius. In dieser graphischen Schöpfung zeigt sich die Entwicklung des Zeichners vom Heftig-Ungefügen zum Geordneten und klar Organi-

sierten, es zeigt sich auch offenbar das mäßigende und disziplinierende Vorbild Dürers. Dabei bleibt die reiche Phantasie, die sprudelnde Naturfülle der Anschauung bewahrt. Wenn die Figuren länger, stattlicher und klarer werden, so behalten sie doch eine reiche und spielende Bewegtheit. Wenn das Schwarzweiß in reinerem Ausgleich das Blatt durchwirkt, so ringelt und kräuselt sich doch im Faltenwerk, in Baum und Busch und reizender Landschaft überall ein eigenwilliges und entzückendes Leben. Die Märchenstimmung der frühen Ruhe auf der Flucht wird im Graphischen fortgebildet. Die Jagdblätter und die drei Turniere von 1509 sind gleich erstaunlich in ihrer krausen Erscheinungsfülle wie in ihrer klaren bildnerischen Ordnung. Die entzückend reiche Ornamentphantasie des Wittenberger Heiligtumsbüchleins ist im selben Jahr entstanden. Um diese Zeit hat Cranach auch nach dem Vorbild Burgkmairs mehrere treffliche Clair-obscur-Holzschnitte mit Verwendung von Tonplatten geschaffen, die zu den besten deutschen Werken dieser Art gehören. Später, etwa von 1510 ab, wird, wieder im Anschluß an Dürer, die graphische Ordnung weiter geklärt und vereinfacht, es entsteht die Folge der großen Apostel, die Verkündigung, Anna selbdritt, die kleineren Apostelmartyrien, die prächtige Predigt des Täufers. Auch einige Kupferstiche hat Cranach geschaffen, die mit geringerer Formenschärfe, doch größerer malerischer Zartheit als diejenigen Dürers dem Wesen dieser Technik gerecht werden, so das bezaubernde Waldidyll der Buße des heiligen Chrysostomus (1509). Es ist kein Wunder, daß Cranach neben Dürer und anderen im Jahre 1515 den Auftrag Kaiser Maximilians erhielt, sein Gebetbuch mit Randzeichnungen zu schmücken, die zur Vervielfältigung durch den Holzschnitt bestimmt waren. Das krause Linienspiel seiner Bäume, Hirsche und mancherlei Waldtiere behält auch neben Dürers Erfindungsfülle einen besonderen Klang und Reiz.

Der Maler Cranach aber hat mit seinen ersten Wittenberger Werken seinen Stil grundsätzlich und gegenüber den frühen österreichischen Tafeln in einer fast unbegreiflichen Weise gewandelt. Starke und für uns bis heute nicht faßbare Eindrücke fremder Kunst müssen ihn dazu veranlaßt haben. Man weiß nur, daß von 1503 bis 1505 der Venezianer Jacopo de Barbari in Wittenberg gearbeitet hatte und neben ihm auch ein niederländischer Maler dort tätig war. Die neunzehn Altarwerke der verschiedensten in- und ausländischen Meister, mit denen der Kurfürst die im Jahre 1508 an die Universität überwiesene und feierlich eröffnete Stiftskirche geschmückt hatte, sind uns verloren. Das erste erhaltene Werk Cranachs ist das Altartriptychon mit der Katharinenmarter als Hauptstück und je drei stehenden weiblichen Heiligen auf den Flügeln, das 1506, wahrscheinlich für Torgau, entstanden ist. Es zeigt nicht mehr die freie Räumlichkeit und Bewegung, nicht mehr die farbige Glut der frühen Bilder. Mit einer gewissen Lahmheit und Eleganz sind die Figuren in einer vorderen Ebene altertümlich aufgereiht, die Landschaft bildet nur mehr die Hintergrundfolie, die Farben scheinen branstig und matt. Wenn man von einem Fortschritt reden will, so kann man ihn nur in



Der hl. Georg. Holzschnitt von Lukas Cranach d. Ä., 1506

der feineren zeichnerischen Durchbildung der nun schlank- und hochgegliederten, das Bild beherrschenden Gewandfiguren, in dem bildnishaften, doch etwas weichmütigen Charakter der Köpfe erkennen. Was früher dramatisches, ja dämonisches Leben war, ist nun blasse Repräsentation geworden, in der nur einzelne reizend-poetische Züge an den früheren Meister erinnern. Die mit Halbfiguren überfüllte Nothelfertafel in Torgau zeigt die gleiche, wie ein Rückschritt erscheinende Wandlung. Wenn uns aus diesen Jahren auch nur wenig Gemälde erhalten

sind, so lassen diese doch bestimmt auf eine Krisis des Schaffens, auf die mangelnde Harmonie einer Übergangszeit schließen.

Aber der Meister hatte Kraft genug, diese zu überwinden. Im Sommer 1508 sandte ihn der Kurfürst nach Antwerpen zu den Huldigungsfeiern für den achtjährigen Thronfolger in den Niederlanden, Erzherzog Karl, den späteren Kaiser Karl V. Er hat damals in Antwerpen ein rasches Bildnis Kaiser Maximilians entworfen, ein Porträt des fürstlichen Knaben gemalt und scheint als Künstler für sich und seinen Herrn Ehre eingelegt zu haben. Gewiß hat er auch von dem blühenden künstlerischen Leben in den Niederlanden starke Eindrücke mit nach Hause genommen, ohne daß man auf bestimmte Namen und Vorbilder mit Sicherheit hinweisen könnte. Das stärkste Zeugnis der auf diese Reise folgenden Bereicherung und Festigung des eigenen malerischen Schaffens ist der stattliche Flügelaltar mit der Heiligen Sippe, der 1509 höchstwahrscheinlich für Torgau geschaffen wurde. Hier ist eine große Klärung und raumhafte Ordnung des Bildgefüges im Sinne der nun auch in Deutschland sich durchsetzenden Renaissanceanschauung auffallend. Dabei ist aber nicht ein schematisches Raum- und Figurengebilde entstanden, sondern eine höchst lebendige und bewegte Verschränkung anmutiger Menschengruppen in einer klar gebauten Architektur, die zu beiden Seiten den Ausblick in holde Landschaftsfernen eröffnet. Auf einer neuen Ebene hat der Meister sich selber wiedergefunden, und auch in der Farbe besitzt er jetzt die Wärme und Tiefe, den Glanz und Schmelz, die fortan seinen Werken eigentümlich geblieben sind. Auch andere Tafeln aus dieser Zeit geben Zeugnis von einem besonders beglückten Schaffen: der Fürstenaltar in Dessau mit dem reichen Linien- und Formenspiel seiner Frauen- und Kindergruppe, den Bildern der Apostel und der fürstlichen Stifter, die Halbfigur der Mutter Maria im Breslauer Dom, in der wieder wie einst die rauschende Waldlandschaft mit ihren Tannen das menschliche, versonnene Leben durchwirkt und umklingt, endlich die lebensgroße Aktfigur Venus mit Amor (1509), nicht ohne des italienischen Dürers Vorbild denkbar, aber doch von einem Ernst und einer Größe, wie sie Cranach später in solchen Bildern nicht wieder gefunden hat.

Von dieser Zeit ab sind uns auch manche Bildnisse erhalten, die den gereiften und bedeutenden Meister zeigen. Da sind die lebensgroßen Ganzfiguren Herzog Heinrichs des Frommen und seiner Braut Katharina von 1514, flammendes Rot, Grün und Gold prunkvoller Tracht vor schwarzem Grund, zugleich aber Kühnheit und Kraft der lebensnächsten, wahrhaftigsten Erscheinung. Da ist die oft gemalte Halbfigur Friedrichs des Weisen, des willensstarken Fürsten mit den festgepreßten, sinnlichen Lippen und dem großen Blick, in dem Schwärmerei und fromme, geniale Schauung liegt. Da sind die Brustbilder ritterlicher Herren, Gelehrter und angesehener Stadtbürger, breit und fest in ihren Pelzen, die Hände verschränkt, von langem Haar umrahmt die geschlossenen, von Erlebnis und Charakter durchgeformten Gesichter. Mit geringerem Eigenwillen als Dürer, in



Lukas Cranach d. Ä.: Die heilige Sippe
Mittelteil des Torgauer Fürstenaltars, 1509. Frankfurt a. M., Staedelsches Kunstinstitut

fließenderen, bewegteren Formen als Holbein hat gerade Cranach diese eigentümlich deutschen Köpfe geprägt und so manche merkwürdigen Gesichter als Spiegelbilder von Wesen und Schicksal uns aufbehalten. Er besaß die Empfindsamkeit für das einmalig Besondere, das unmittelbare Schauen des in der Erscheinung Wirksamen, das feine Gefühl der Charakter aussprechenden Form und eine freie Kühnheit, es so im Bilde zu fassen. Seine Menschen sind nicht übersteigert und nicht von gläserner Kälte, sie haben etwas von der Beweglichkeit, von den vielen Möglichkeiten des Lebens bewahrt.

So ist Cranach auch der Maler der deutschen Reformatoren geworden. Seit 1508 lebte und lehrte Martin Luther in Wittenberg. Es ist nicht bekannt, wann sich zwischen ihm und dem Maler die Beziehungen knüpften, aber wir wissen, daß allmählich eine enge Freundschaft aus ihnen entstand. 1520 war Luther der Pate von Cranachs Tochter Anna, 1525 Cranach Brautwerber und Trauzeuge des Reformators, 1526 stand er ihm bei seinem ersten Sohn zu Gevatter. Als Luther 1521 vom Reichstag zu Worms heimkehrte, schrieb er von Frankfurt aus an Cranach als den einzigen seiner Wittenberger Freunde einen bedeutsamen Brief. In den Schreiben, die er von der Wartburg aussandte, wird der Maler und Ratsherr häufig als einer der kräftigsten Anhänger der neuen Lehre genannt. Er gehörte auch zu den wenigen Vertrauten, denen Luther bei einem heimlichen Besuch in Wittenberg als Junker Jörg sich zeigte. Ja es gab damals einen Studentenauflauf der lutherfeindlichen Partei wider Lukas Cranach den Maler und seine Gesellen. Seit Luthers Rückkehr nach Wittenberg im Jahre 1522 muß eine enge Freundschaft und ständiger Verkehr zwischen den beiden Männern bestanden haben; der Hofmaler des Kurfürsten gehörte von nun an zu den stärksten Stützen der deutschen Reformation. In Luthers Tischgesprächen vom Jahre 1537 findet sich die schöne Stelle, wie der Reformator den Maler und seine Ehefrau tröstet, die über den Tod ihres in Italien plötzlich verstorbenen Sohnes Hans verzweifelt und voller Selbstvorwürfe sind — zugleich ein Zeugnis für das menschlich lebenswarme und echte Wesen des reichen und angesehenen Künstlers.

1520 und 1521 hat Cranach die, wie es scheint, frühesten Lutherbildnisse geschaffen, drei Kupferstiche, von denen die beiden ersten den hageren, schwer sich quälenden Mönch, der dritte das scharfe, eigentümlich willensstarke Profil des Glaubensstreiters in höchst eindrücklicher Größe festhält. Aus demselben Jahr stammt der linienklare und kräftig bewegte Holzschnittkopf des bärtigen Junkers Jörg. Von 1526 ab entstanden dann die Bildnisse des Reformators und seiner Frau Katharina von Bora, die später in zahllosen Wiederholungen verbreitet wurden. Es sind zuerst noch schmale, eigenwillige und feine Köpfe, in denen Charakter und Geist des Mannes, Gefühl und Frömmigkeit der Frau uns stark anspricht. Luthers Erscheinung wurde später massiger und derber — in der schweren Fülle, wie Cranach ihn immer wieder gemalt und für den Holzschnitt gezeichnet hat, lebt das Bild des Reformators heute unter uns fort. Sehr bedeutend und

lebenswahr sind aber auch die schlichten Bildnisse von Luthers greisen Eltern, die 1527 entstanden sind. Und das Bild des hageren und ungepflegten, fast bäuerlichen Gelehrtenkopfes des Melanchthon hat ebenfalls wieder Cranach in einem sehr durchgearbeiteten großen Holzschnitt am eindrucksvollsten auf die Nachwelt gebracht. Das geschah in einer Zeit, da der Maler schon in der Einfachheit großflächiger Darstellung das Wesen seines reifen Stiles gefunden hatte.

Es ist schwer zu bestimmen, wieweit und in welcher Weise die Kunst Cranachs von dem neuen Glaubens- und Gedankengehalt der Reformation beeinflußt und verwandelt worden ist. Luther war den Bildern nicht feind, sofern sie nur nicht an Stelle Gottes angebetet würden, er stand aber den künstlerischen Fragen offenbar fern und hat darum der Kunst keine große Anregung gegeben. Er scheint auch nichts dagegen eingewandt zu haben, daß sein Freund noch in den zwanziger Jahren für die erbittertsten Gegner der Reformation, Kardinal Albrecht von Hohenzollern und Herzog Georg von Sachsen, zahlreiche religiöse Bilder ausführte. Hierher gehören die großen Altarwerke für die Stiftskirche in Halle, später in Aschaffenburg aufbewahrt, deren riesige Heiligenflügel der Kunstforschung so manches Rätsel aufgaben, aber doch wohl dem Entwurf, wenn auch nicht allein der Hand Cranachs ihre Entstehung verdankten. Es entstanden die Bildnisse des kunstsinnigen Kardinals, der feine Stich von 1520, das großartige Bild des vor dem Gekreuzigten knienden Prälaten, die kleineren Tafeln, die ihn als heiligen Hieronymus beschaulich in der Studierstube und im Waldgehege zeigen (1525—1527). Noch 1534 malte Cranach das Altarwerk des Schmerzensmannes mit Herzog Georg und seinen Schutzheiligen für den Meißener Dom und lange noch fromme Andachtsbilder der Mutter Gottes mit dem Johannesknaben und spielenden Engelkindern, die gewiß für Besteller des alten Glaubens bestimmt waren. Allein die Altartafeln und Votivbilder im Sinne des katholischen Kultus, wie sie Friedrich der Weise und andere Fürsten bis zur Reformation in reichster Fülle in Auftrag gegeben hatten, hatten nun doch in der protestantischen Kirche keine Stelle mehr, und der Versuch, eine evangelische Kirchenkunst hervorzubringen, wurde nur in bescheidenem Umfang und in einer mehr dogmatischen als schöpferischen Weise gemacht. Die Gegenüberstellung von Sündenfall und Erlösung, wie sie schon 1529, mit frommen Unterschriften versehen, geschaffen wurde, ist ohne innere Bildkraft geblieben. Wohl entstanden nun manche Darstellungen aus den Geschichten des Alten Testaments, die der neuerwachten Bibelfreude entsprachen, aber sie dienten meist der privaten Erbauung und Belehrung, sie hatten mehr nur illustrativen Charakter. Unter den Bildern des Neuen Testaments ist selbst die Passion auffallend selten, häufiger aber erscheinen nun die neuen Darstellungen: Christus und die Ehebrecherin und besonders Christus als Kinderfreund, die Cranach mit Herzlichkeit und frommer Liebesfülle zu schönen und reichen Bildern gestaltet hat. Hier schuf er ein bürgerliches Sitten- und Andachtsbild das freilich von dem Erschütternden und Erhabenen der alten

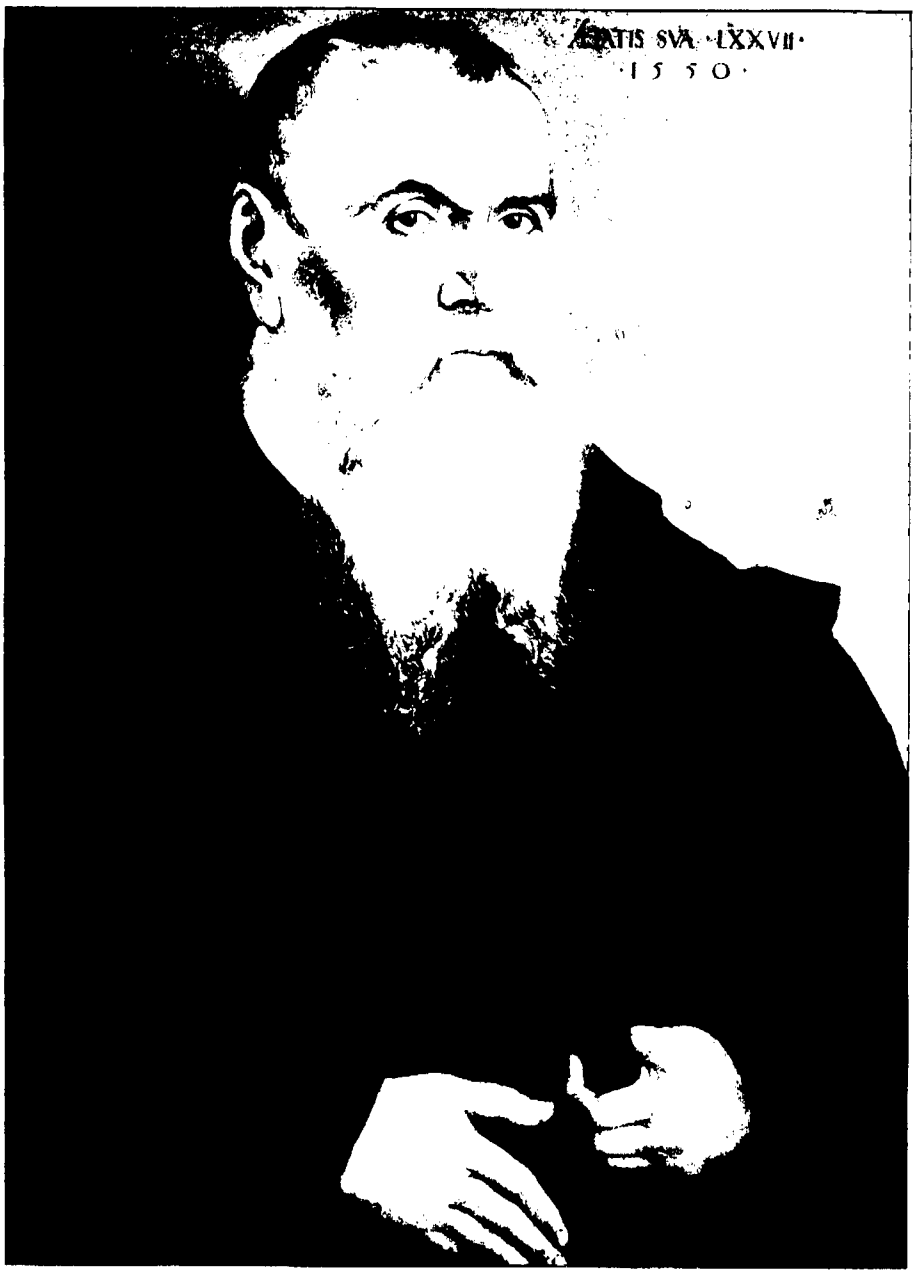
Glaubenswelt nur wenig mehr sich bewahrt hat. Das Altarwerk der Weimarer Stadtkirche mit der Allegorie der Erlösung, das Cranach kurz vor dem Tode begonnen und das die Werkstatt vollendet hat, stellt einen letzten, noch immer großartigen Versuch dar, ein protestantisches Kirchenbild zu erschaffen. Er ist ohne ernsthafte Nachfolge geblieben.

Hat so der neue Glaube für die bilderschaffende Kraft Cranachs eher eine Verarmung sowohl in den Aufgaben wie in den inneren Impulsen gebracht, so bedeutet, auch abgesehen von den Bildnissen, die sein ganzes Schaffen begleiten, das weltliche Bildungswesen der Renaissance, das nun auch in Deutschland die höfische wie die bürgerliche Kultur durchdringt, für ihn eine neue Anregung und Aufforderung zum Schaffen. In den prachtvoll ausgebreiteten Darstellungen der großen fürstlichen Hirschjagden, in den Stilleben des erlegten Wildbrets lebt der feine Landschafts- und Natursinn, die unbefangene Erscheinungsfreude des Malers, der am Weidwerk des Hofes teilnahm, heiter sich aus. Aber weniger die Gegenwart als die Welt der antiken Mythologie und Geschichte ist das neue Stoffgebiet, das Cranach seit den zwanziger Jahren mit Vorliebe pflegte und in dem er sich einen besonderen Ruhm gewann. Hier ist es nun allerdings nicht das heroische, sondern durchaus das idyllische Thema, das ihn reizt und fesselt, ja man muß gestehen, daß es wesentlich die erotischen oder erotisch anklingenden Vorwürfe sind, die er gern gemalt hat und die seine Auftraggeber jedenfalls besonders befriedigt haben. So wie von biblischen Themen Adam und Eva, Judith, Simson und Delila, von sittenbildlichen die ungleichen Liebespaare und der Alte unter den Dirnen, von historischen die immer wiederkehrende nackte Lukretia in diesen galanten Bildern kleinen Formats während der späteren Jahrzehnte fast allein gemalt werden, so liefert auch die Götter- und Heldensage der Griechen vor allem den Anlaß, die ganz oder halb entblößte Frauen- und Mädchenschönheit, den törichten Liebhaber oder eine ganze Fülle zierlicher Leiber in lauschig-einsamer Landschaft darzustellen, mag das Thema die Liebesgöttin, Venus und Amor, Caritas, Apoll und Diana, die Quellnymphe, Bacchus an der Kufe oder die drei Grazien, mag es das goldene und das silberne Zeitalter, die Faunenfamilie, der Jungbrunnen, die Melancholie, mag es Herkules am Scheideweg, Herkules und Antäus, Herkules und Omphale oder das Urteil des Paris heißen. In diesen Bildern hat Cranach als echter, sinnenfroher Maler sein Wohlgefallen an der Schönheit, der grazilen Anmut der jugendlichen, weißen und weichen Körper in immer neuen reizenden Abwandlungen ausgesprochen, indem er sie in immer fließender, vielfältig spielender Formen- und Linienbewegung bald zierlich mit dünnen Schleiern spielend vor einen dunklen Grund, bald in die Wiesen, Quellgründe und Baumdickichte deutscher Landschaften stellt, die in ihrer naiven Heiterkeit an kindliche Träume von irdischen Paradiesen erinnern. Man mag hier gelegentlich und besonders beim Vergleichen vieler solcher Bilder das Schlüpfrige und vielleicht auch das typisch Sächsische dieses Menschentyps empfinden, dennoch

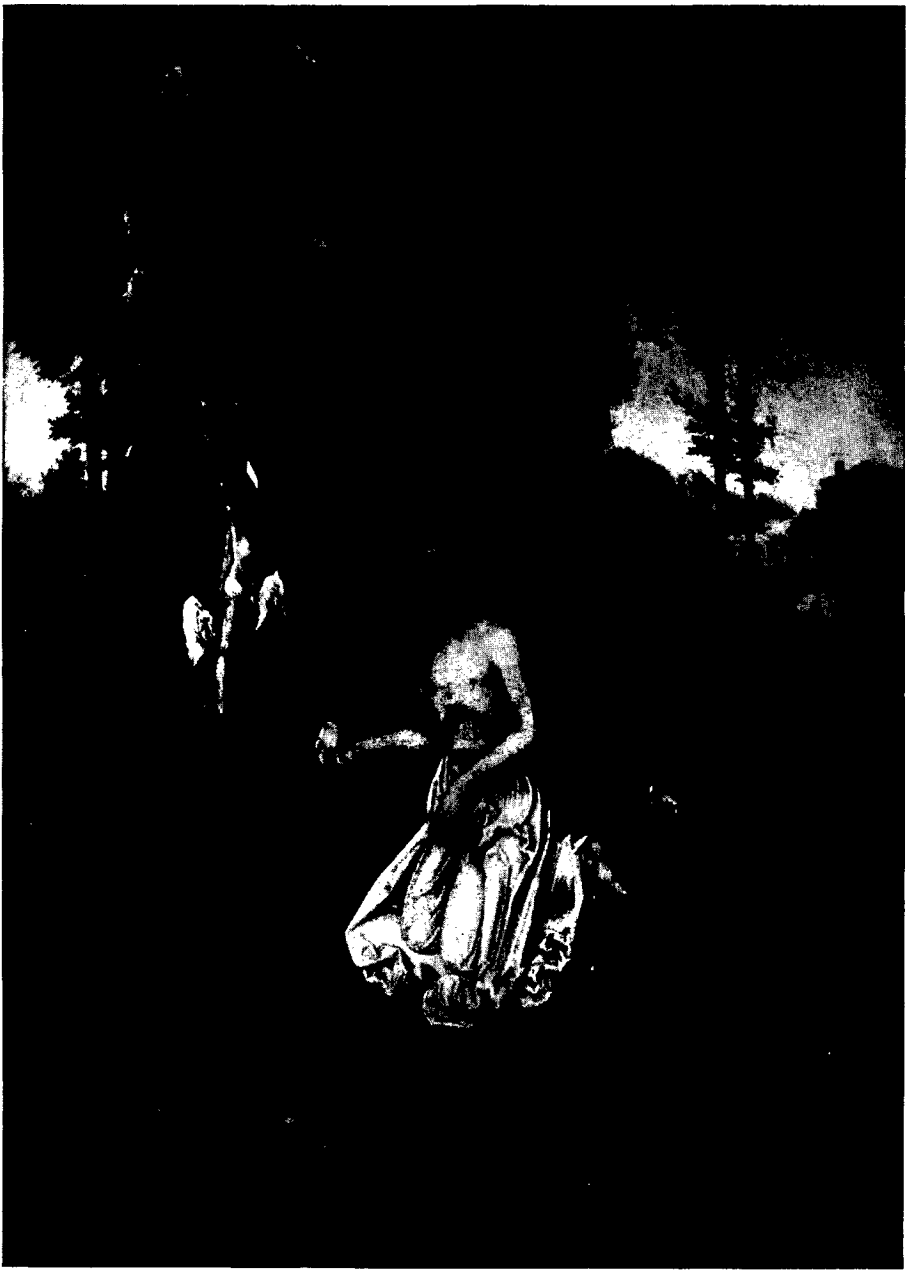
bleibt eine stets bewegliche anmutige Phantasie, eine gewisse harmlos-kindhafte Anschauung versöhnend, die selbst das Verfängliche mit dem Zauber des Märchens umkleidet. Und immer wieder findet man Akte von einer Zartheit sinnlicher Empfindung, von einem Reichtum der Linien- und Formenspiele, wie sie nur ein großer Künstler so unbefangen, so bestrickend zu sehen und zu gestalten vermag.

Der Spätstil Cranachs, der sich vor allem in diesen Bildern und in zahlreichen Bildnissen ausgesprochen hat, ist auch formal eine überraschende und in ihrer Eigenart vollendete Erscheinung. Er bedeutet eine Umsetzung des Wirklichen in eine klare und kontrastreiche Komposition aus glatten Flächen, kleinen und großen, immer fließenden Formen, ein immer gleitendes, zierlich gerundetes Linienspiel von unaufhörlicher Bewegung, die wie eine unendliche Melodie in sich selber zurückklingt. Man hat von einer Rückkehr zur älteren gotischen Form- und Bildanschauung, ja von einem letzten gotischen Rokoko gesprochen. Man mag hier und da an den naiv-sublimen Zauber Mozartscher Musik sich erinnert fühlen. Und doch ist Cranach mit diesem Spätstil in seiner Weise nicht bloß zu der Fülle seiner Jugend zurückgekehrt, sondern denselben Weg gegangen, den in allen Ländern die Malerei dieser Zeit nach der Hochblüte der erobernden Wirklichkeits- und Bildgestaltung der großen Erfüller eingeschlagen hat, den Weg des sogenannten Manierismus, der mit den dreißiger Jahren des Jahrhunderts beginnt. Das Wort Manierismus bedeutet uns heute kein Werturteil mehr, sondern eine Erscheinung der Stilgeschichte. Ihm gehören auch die Spätwerke Cranachs an, ihm sein freies, im besten Sinne dekoratives Schalten mit den Form-, Raum-, Bewegungs- und Wirklichkeitselementen, die zu einem neuen Flächenstil sich verbinden, ihm auch seine Gestaltung des Farbigen, die immer mehr zu einfachen Kontrasten, zu schlichten Flächen, zu breiten, klaren und oft kühlen Tönen sich wandelt. Vom Ende der dreißiger Jahre bis zu den letzten Werken um 1550 steht der Siebzigjährige nicht bloß auf der Höhe seiner Meisterschaft, sondern in der breiten Front der europäischen Entwicklung. Die heftige Leidenschaft der genialen Jugend hat sich langsam verwandelt in die Selbstbeherrschung einer großen und wissenden Kunst — und hat doch das kindliche, unmittelbare Schauen niemals verloren.

Sicher gehört Cranach nicht zu den ganz großen, im Tiefsten schöpferischen Meistern, die in ihren Bildern die Anschauung der Welt umgestalten, die Letztes und Höchstes erschütternd dem ahnenden Bewußtsein erlebbar und sichtbar machen. Er steht nicht im gleichen Range wie Dürer, Grünewald oder Holbein, sondern eine Stufe unter ihnen. Aber er ist ein echter, lauterer Maler und Künstler gewesen, und das Bild der deutschen Kunst wäre ärmer ohne sein Werk. Was ihn von jenen Großen scheidet, ist das weniger Problematische, weniger Bohrende, weniger Bewußte seines Wesens. Gewiß hat auch er um die Gestaltung ständig und treulich sich bemüht. Aber was ihm gelingt, scheint wie spielend und ohne Qual gelungen, was uns anspricht, ist unmittelbare Empfindung und Schauung, die wie von selber zu gültiger und bezaubernder Form wird. Gewiß ist er vielen



Lukas Cranach d. Ä.: Selbſtbildnis, 1550
Florenz, Uffizien



Lukas Cranach d. Ä.: Der hl. Hieronymus
als Büßer in der Landschaft, 1525. Innsbruck, Gemäldegalerie

Anregungen offen gewesen, doch hat ihn kein Vorbild überwältigt, und er verwandelt das Fremde ganz mühelos in die ihm gemäße und eingeborene Weise der Anschauung, die gerade darin ihre Stärke beweist. Die dämonische Kraft und Fülle der frühen Bilder, die ernste und hohe Anmut der späteren Andachtstafeln, das zarte und holde Spiel seiner nackten Märchenidyllen, die schlichte Wahrhaftigkeit seiner Menschenbildnisse, dies alles gehört zum reichen und unverlierbaren Besitz der deutschen Kunst. Der wackere, charakterstarke Mann, der es schuf, bleibt auch in seinem Leben ein Vorbild.

In aller Fülle einer vielfachen und fruchtbaren Arbeit, bei allem äußeren Erfolg eines langen und hochgeachteten Daseins ist auch Cranach das Leid nicht erspart geblieben. 1537, als er Bürgermeister geworden, rafft der Tod den begabten ältesten Sohn hinweg. Es kommen die schweren Jahre des Schmalkaldischen Kriegs. 1544 tritt Cranach vom Bürgermeisteramt zurück, übergibt seinem Sohn Lukas eins seiner Häuser, einem Schwiegersohn die Apotheke. 1546 stirbt Luther in Eisleben. Im nächsten Jahre rückt Karl V. gegen Sachsen und nimmt bei Mühlberg den Kurfürsten gefangen. Im Feldlager vor Wittenberg trat Cranach vor ihn. Der Kaiser, den er schon als Knaben gemalt, versicherte ihn seiner Huld, und der Maler soll ihn auf den Knien um Gnade für seinen Herrn gebeten haben. Johann Friedrich der Großmütige wurde zwar nicht zum Tode, aber in eine jahrelange Gefangenschaft geführt. Hier verlangte er nach keinem als dem getreuen Hofmaler, daß er ihm durch seine Gegenwart das schwere und lästige Los erleichtere. Im Jahre 1550 entschloß sich der Achtundsiebzigjährige, seinem Herrn nach Augsburg zu folgen, und verließ, nachdem er das Zeitliche geordnet, ganz in der Stille den Ort seines fünfundvierzigjährigen Wirkens. Aber er ist noch immer rüstig und entfaltet in Augsburg, wo er Tizian begegnet, und später in Innsbruck noch einmal eine eifrige künstlerische Tätigkeit, zum Trost des gefangenen Kurfürsten, der sich damit gern die Zeit vertrieb. 1552 schlug endlich die Stunde der Befreiung und Heimkehr; im Wagen an der Seite seines Fürsten zog der greise Maler wieder in Sachsen ein und ließ sich mit dem Hof in Weimar, er selbst im Hause seines Schwiegersohnes, des späteren Kanzlers Dr. Brück, nieder. Hier traf den Greis am 6. Oktober 1553 der Tod, kurz vor seinem fürstlichen Herrn, dessen Söhne ihm den ehrenden Grabstein setzten.

Wie seine Werke so blieb auch sein Leben bis zum Ende das Zeugnis einer mächtigen Naturkraft, einer weisen Mäßigung und Harmonie und eines unerschütterlich geraden Charakters. Die Lebenskraft, den Ernst und die Milde des edlen Mannes zeigt das Selbstbildnis aus dem Jahre 1550 aufs schönste. Und auf dem Altarbild der Weimarer Stadtkirche steht, von der Hand des Sohnes gemalt, zwischen Johannes dem Täufer und Martin Luther in Lebensgröße die feste Gestalt des Betenden unter dem Kreuz, vom Blutstrahl aus der Seitenwunde des Erlösers versöhnt. Als ein Mann, der sein reiches Leben und Werk in Treue vollendet hat.

Hans Sachs

1494—1576

Von

Rudolf Mirbt

Daß das dichterische Werk eines Mannes nach vierhundert Jahren von neuem, und zwar in den breiten Schichten unseres Volkes wirksam wird, ist ein Vorgang, der seine besonderen Gründe hat. Es geschieht zwar nicht selten, daß die Forschung Menschen aus der Vergangenheit hervorholt und daß dann ihr nachgelassenes Werk eine neue, oft starke Zustimmung und Wertung findet. Zumeist handelt es sich dann aber um Menschen und Werke, zu denen nur eine kleine Bildungsschicht eine Beziehung finden kann, weil nur sie die zum Verständnis oder auch nur zur Freude notwendige geschichtliche Kenntnis und ästhetische Schulung besitzt. Die Gründe für eine Wirkung in die Breite und Tiefe des Volkes liegen in anderen Bereichen. Denn wir Deutsche sind kein Volk, das scharf in zwei Teile geschieden ist, in eine herrschende Schicht der sogenannten Intellektuellen und in die Masse der Bevölkerung, sondern, was wir Kultur nennen und in diesem Zusammenhang als Erbweisheit bezeichnen wollen, ist Besitz des ganzen Volkes. Eine Wirkung in die Breite und Tiefe bedeutet also bei uns nicht Verflachung und Vereinfältigung, sondern Echtheit, Ursprünglichkeit, Glaubwürdigkeit und letzte Gebundenheit. Die dichterische Wirkung, die von Hans Sachs als dem Dichter zahlreicher Fastnachts- und Volksspiele — wir nennen sie heute „Laienspiele" — heute noch und wieder ausgeht, ist nicht anders zu erklären, als daß sich unser Volk in seinem Werk, soweit es nicht zeitbedingt und also für uns heute bedeutungslos ist, wiedererkennt, angesprochen fühlt und bereichert weiß. Adolf Bartels ist dem Geheimnis dieser Wirkung vielleicht am nahesten gekommen, wenn er einmal über Hans Sachs schreibt: „Er war, wenn kein Großer, doch ein Ganzer".

Hans Sachs wurde am 5. November 1494 in Nürnberg geboren. Sein Vater war der Schneidermeister Jorg Sachs, der nach seiner Einwanderung in Nürnberg Christina Prunner, die Witwe eines Zunftgenossen, geheiratet hatte. In dem Geburtsjahr des Hans Sachs wütete in Nürnberg die Pest, an der beide Eltern erkrankten, während das Kind verschont blieb. Die Vermögensverhältnisse haben es dem Vater wohl nicht schwer gemacht, dem Sohn eine ordentliche Schulbildung zuteil werden zu lassen. Der Junge wurde auf die Lateinschule geschickt, die wir nicht mit dem heutigen Gymnasium gleichsetzen dürfen. Immerhin war damals das im Mittelpunkt eines Welthandels stehende Nürnberg auch geistig besonders rege und darum sein Schulwesen durchgebildeter als anderswo. Wenn Hans Sachs auch nicht viel von seinen lateinischen und griechischen Schulkenntnissen in

Erinnerung behalten hat, wie er selber einmal im Alter gestand, so haben doch sicher die Schuljahre in ihm jene Anteilnahme an den Dingen der Umwelt genährt und vielfältig angeregt, die ihn später vor seinen Standesgenossen auszeichnete. Mit fünfzehn Jahren, 1509, kam er bei einem Nürnberger Schuhmacher in die Lehre. Allzu schwer wird er daran nicht getragen haben. Denn als einziges Kind seiner Eltern genoß er ihre besondere Liebe, wie denn überhaupt die äußeren und persönlichen Umstände des Hans Sachs sich von Jugend an bis zu seinem Ende aufs glücklichste gestaltet haben. Wirtschaftliche Sorgen hat er wohl nie gekannt und vor inneren Zwiespalten hat ihn seine stets auf das Nächstliegende gerichtete, im Grunde unproblematische Natur bewahrt.

Diese beiden ersten Lehrjahre sind für Hans Sachs von großer Bedeutung gewesen. Denn der Weber und Meistersinger Lienhard Nunnenpeck führte ihn in die Grundlagen des Meistergesanges ein. Welchen Einfluß dies auf das ganze Leben des Hans Sachs gehabt hat, geht schon daraus hervor, daß er später weit über viertausend Meistergesänge verfertigte, daß er zu einem führenden Meistersinger wurde und daß unter seiner Leitung die Nürnberger Meistersingerschule einen neuen Aufschwung bekam, der sie zu einem Mittelpunkt des Meistergesangs gemacht hat. Es ist für uns heute nicht leicht, der Meistergesangspflege gerecht zu werden. Wir empfinden den Gedanken, daß man das Dichten und Komponieren wie ein Handwerk lernen könne, kaum anders als eine „organisierte Pflege kunstdilettantischer Neigungen". Was die berufenen Sänger und Dichter vergangener Zeiten an gültigen Werten geschaffen hatten, meinte man auch ohne Berufung handwerklich lernen zu können. Die Meistersingpflege hat dem, was wir heute Volkskunst oder Gemeinschaftskunst oder Laienkunst nennen, bis in unsere Zeit hinein viel Abbruch getan. Denn der Dilettantismus des Meistergesangs hat mit Gemeinschaftskunst nicht eben viel gemein. Wo von Laienkünsten die Rede ist, geht es nicht um Nachahmung, nicht um ein höheres und natürlich nie erreichbares Vorbild. Sie finden ihre Erfüllung in sich selber, als Ausdruck der Sehnsüchte und Wunschbilder, die die jeweilige Gemeinschaft bewegen. Gemeinschaftskünste haben mit einer Pflege „kunstdilettantischer" und also ehrfurchtsloser Neigungen nichts gemein. Hans Sachs ist als Kind seiner Zeit Jahrzehnte hindurch besonders stolz gewesen auf seine Leistung als Meistersinger. An der Geltung, die er für unsere Zeit beanspruchen darf, hat sie keinen Anteil. Es war keine ursprüngliche Freude am eigenen Gestalten, die die biederen Handwerker dazu trieb, rezeptmäßig Verse zu schmieden und Melodien zu erdenken, sondern es stand wohl ebensoviel kleinbürgerliche Ehrfurchtslosigkeit hinter dieser „holdseligen Kunst" wie auch (immerhin verständliches) Geltungsbedürfnis. Daß das Bild, das sich die Nachwelt von Hans Sachs gemacht hat, immer spöttische Züge getragen hat, liegt in seiner rührenden Begeisterung für den Meistergesang begründet. Daran hat bis heute die Zustimmung Goethes zu der Persönlichkeit des Hans Sachs kaum etwas ändern können, und Richard Wagners „Meistersinger" haben,

mitbestimmt von der Volksferne des neunzehnten Jahrhunderts, dieses Bild noch mehr verzerrt. Die Bedeutung, die Hans Sachs als Volksdichter in die Reihe richtunggebender Deutscher stellt, liegt auf anderem Gebiet, für das er sich sicher auf seiner einzigen größeren Reise, die er nach Beendigung seiner Lehrzeit machte, entscheidende Anregungen holte. Fünf Jahre lang, 1511 bis 1516, ist Hans Sachs auf der Wanderschaft gewesen. Viele Meister und Menschen hat er da kennengelernt. Viele Städte und Straßen hat er gesehen. In Regensburg und Passau, in Braunau am Inn, Burghausen an der Salzach und Ötting hat er gearbeitet. Und Salzburg muß für ihn zu einem besonderen Erlebnis geworden sein. Dort sieht er zum ersten Male eine Buchdruckerei und es scheint, als sei in ihm damals zuerst die Liebe zu den Büchern erwacht, die ihn dann bis an sein Lebensende nicht mehr verließ. Wir wissen, daß er später eine erstaunlich große Bücherei besessen hat. Und Hans Sachs selber glaubt, den Augenblick und den Ort, da er zum Dichter geworden ist, genau bestimmen zu können. In dem oberösterreichischen Städtchen Wels hat es ihn, so heißt es in seinem Gedicht „Die neun Gab-Musä", Klio selber gesagt: „O Jüngling, dein Dienst sei, daß du der deutschen Poeterei dich ganz ergebest dein Lebenlang, nämlich dem edlen Meistergesang, darin man fördert Gottes Glorie, an den Tag bringt gut schriftlich Historie, desgleichen auch traurig Tragödien, auch Spiel und fröhliche Komödien, Dialoge und Kampfgespräch ..." Weiter ging die Reise nach München, von dem er sich nur schwer trennen konnte, nach Landshut, Würzburg, Frankfurt am Main, den Rhein hinab nach Koblenz, Köln und Aachen, und dann durch Thüringen über Leipzig zurück nach Nürnberg, wo Hans Sachs Ende des Jahres 1516 wieder eintraf. Das Erlebnis dieser einen Reise hat der Phantasie des jungen Nürnbergers immer neue Nahrung gegeben. Was ihm später an Neuem begegnet, was er sich in eigenem Studium erwirbt, baut er in dieses erwanderte Weltbild ein. Und es liegt in der Unbekümmertheit, mit der er später die verschiedenartigsten Stoffe und Fabeln immer wieder in diesen begrenzten Landschaft- und Erlebnisraum hineinstellt, ohne sich dabei Gedanken über geschichtliche Wahrheit und erdkundliche Echtheit zu machen, nicht nur ein Zeichen für ein begrenztes Weltbild, sondern doch auch für ein Stück Kraft und Selbstbewußtsein, das seinem Wesen entsprechend sich nie ins Unbescheidene verirrt.

Ein neuer Lebensabschnitt begann nun für den jungen Hans Sachs. In den ersten Jahren nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt machte er sich, noch ganz in den Anregungen seiner Reise gefangen, mit Eifer an eine Erneuerung der Nürnberger Meistersingerschule. Es gelang ihm nicht nur, der durch Streit und Mißgunst gestörten Schule einen jungen Gemeinschaftsgeist einzuflößen, auch in die Gesangskunst selber griff er erneuernd und verjüngend ein. Gehörte bis dahin ein streng religiöser Inhalt zum Wesen des Meistergesanges, so erweiterte Hans Sachs ihn nun auch nach der weltlichen Seite hin. Insonderheit ist er dazu wohl durch eine deutsche Ausgabe des Boccaccio angeregt worden. Doch übernahm er nur seine Fabeln, nicht aber auch seinen Leichtsinn. Denn Hans Sachs ist zwar im Sinne

seiner Zeit gerne derb und saftig gewesen, nie aber hat er die Grenzen des Anstandes, wie sie von seiner Zeit empfunden wurde, überschritten. Im übrigen mußte der Geselle nun daran denken, Meister zu werden, wozu damals in Nürnberg die Gründung eines eigenen Hausstandes die Voraussetzung war. Am 9. September 1519 feierte er mit der siebzehnjährigen Kunigunde Creutzerin aus Wendelstein bei Nürnberg Hochzeit. Ein Zeichen, daß er in guten Verhältnissen leben konnte, ist die Hochzeitsgabe seiner Eltern: sein Geburtshaus in der Kotgasse in Nürnberg.

Der Zeit jugendlich stürmischen Einsatzes für alles, was um ihn herum geschieht, folgten Jahre stiller Zurückgezogenheit. Der Gegenstand, der den jungen Schuhmachermeister in der freien Zeit, die ihm sein Handwerk ließ, beschäftigte, spricht für seinen Ernst und zugleich für die Teilnahme, die er auch den großen geistigen Kämpfen seiner Zeit schenkte. Er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, der Wahrheit der lutherischen Reformation auf den Grund zu gehen. Nicht weniger als vierzig der Traktate und Sermone Martin Luthers erwarb er für sich und vertiefte sich ganz in den neuen Geist. 1523 trat er aus seiner Zurückhaltung heraus und bekannte sich in seinem Gedicht „Die wittembergisch Nachtigall, die man ietz höret überall" offen zu Luther. Er schuf damit „tatsächlich ein geflügeltes Wort", das um seines anschaulichen Bildes willen in kurzer Zeit von ganz Deutschland aufgenommen wurde und seinen Namen weithin bekanntmachte. Aber er begnügte sich nicht mit dieser ersten Zustimmung. Schon 1524 trat er erneut für das Luthertum ein, diesmal in Form eines Gespräches, „Disputation zwischen einem Chorherrn und Schuchmacher, darin das Wort Gottes und ein recht christlich Wesen verfochten wird". Man hat darüber mit Recht geurteilt: „Ist dieser Dialog wie alle anderen des sechszehnten Jahrhunderts für uns die Stimme eines einzelnen Mannes, so war er damals die Stimme einer Gesamtheit, aus ihrem innersten evangelischen Bewußtsein heraus geboren." Hans Sachs ließ, als er die Wirkung dieses vielfach nachgedruckten Dialoges erkannte, weitere folgen. Sie zeichnen sich alle durch eine für uns heute erstaunliche Bibelkenntnis aus und zudem durch eine Gewandtheit der Gesprächsführung, die mehr ist als nur eine in Rede und Gegenrede gekleidete Kampfschrift. Es ging nicht nur um Frage und Antwort, sondern wirklich um Spiel und Gegenspiel, um Argument und Gegenargument. In der gleichen Zeit entstanden auch einige geistliche Lieder, die wohl auf den Aufruf Martin Luthers, ihm für das erste deutsche Gesangbuch Beiträge zu liefern, zurückgehen. Eines davon ist bis heute in vielen deutschen Gesangbüchern geblieben:

„Wach auf, meins Herzens Schöne,
du christenliche Schar,
und hör das süß Getöne,
das rein Wort Gottes klar,
das jetzt so lieblich klinget:
es leucht recht, als der helle Tag
durch Gottes Güt herdringet."

Anfang des Jahres 1527 erschien in Nürnberg eine Holzschnittfolge „Eyn Weyssagung von dem Bapstum", zu der Hans Sachs vierzeilige Reime gedichtet hatte. In dieser neuen Kampfschrift wurde der Fall des Papsttums prophezeit und Martin Luthers Reformation gepriesen. Der Rat der Stadt Nürnberg, der sich damals noch nicht förmlich zur lutherischen Reformation bekannte, obwohl die Bürgerschaft schon weithin lutherisch dachte, glaubte aus politischen Gründen von seinem Zensurrecht Gebrauch machen zu müssen, beschlagnahmte und vernichtete die noch bei dem Drucker befindlichen Stücke, ließ auf der Frankfurter Messe auf seine Kosten den Rest aufkaufen und vermahnte Hans Sachs, „seines Handwerks und Schuhmachens zu warten", sich des Reimemachens und Bücherschreibens jedoch hinfort zu enthalten.

Hans Sachs hat dies Verbot seiner Obrigkeit aufs genaueste befolgt. Solange sich der Rat der Stadt Nürnberg der Reformation nicht anschloß, schwieg er zu religiösen Fragen. Doch blieb er nicht müßig und nahm eine Arbeit in Angriff, zu der ihm bisher die Zeit fehlte und zu der ihn doch seine ganze Natur trieb: er begann mit der planmäßigen Niederschrift seiner Meisterlieder und gab sich darüber hinaus ordnend Rechenschaft über alle seine gedruckten und ungedruckten Arbeiten.

Dieser damals begonnenen Tätigkeit verdanken wir es, daß wir die überkommenen Werke des Hans Sachs ziemlich genau datieren können. Zu den religiösen Fragen der Zeit hat Hans Sachs später nur noch selten und gelegentlich das Wort ergriffen. Erwähnung verdient da „Ein Epitaphium oder Klagred ob der Leich D. Martini Luthers". Hans Sachs erzählt da von einem Gesicht, das er gehabt hat. „Ein Weib in schneeweißem Gewand, Theologia hoch genannt" beklagt den Tod Martin Luthers. „... O du treuer und kühner Held, von Gott, dem Herrn, selb erwählt, für mich so ritterlich zu kämpfen, mit Gottes Wort mein Feind zu dämpfen, mit disputieren, schreibn und predigen, darmit du mich denn tätst erledigen aus großer Trübsal und Gezwängnus, meiner babylonischen Gfängnus, darin ich lag so lange Zeit ... Ich galt endlich garnichts bei ihn, bis ich durch dich erledigt bin, du teurer Held aus Gottes Gnaden, da du mich waschen tätst und baden und mir wieder reinigst mein Wat (Gewand) von ihren Lügen und Unflat ..." Hans Sachs tröstet die „Theologia": „... Sei wolgemut! Gott hat dich selbs in seiner Hut, der dir hat überflüssig geben viel trefflich Männer, so noch leben. Die werden dich handhaben fein samt der ganz christlichen Gemein ..." Diese kleine Sprachprobe zeigt, wie anschaulich und einfach Hans Sachs über wesentliche Dinge sprach. Diese Theologia wird jedem als der Schützling Luthers klar, und des Dichters Hinweis auf den Überfluß an trefflichen Theologen könnte uns heute fast neidisch machen.

Die Teilnahme, die Hans Sachs an den Ereignissen seiner Zeit nahm, beschränkte sich selbstverständlich nicht auf religiöse Fragen. Alle entscheidende Vorkommnisse seiner Zeit wurden von ihm lebendig miterlebt. Er deutete sie von seiner

heimatlichen Haltung aus, wie denn überhaupt Nürnberg für ihn „der Inbegriff alles Herrlichen der Welt" war. Immer wieder sang er das Lob seiner Vaterstadt. Aber er sah sie doch auch immer als ein Stück des größeren Vaterlandes. Und so behandeln seine Gedichte die ganze Fülle damaliger kleiner und großer Vorgänge. Ein Feuerwerk zu Ehren des kaiserlichen Sieges in Afrika beschäftigte ihn nicht minder als die Türkengefahr, die zu überwinden er die Fürsten aufrief. Bald mahnend, bald spottend nahm er als ein dichterischer Chronist und Reporter zu allem Stellung, was ihm in den Weltläufen bemerkenswert schien. Den entscheidenden Stoff zu seinen Gedichten gab ihm freilich seine Lektüre. „Was er las, wurde ihm zum Gedicht"; Homer, Livius, Ovid, die Bibel, die Gesta Romanorum, Jörg Wickrams Rollwagenbüchlein bieten ihm die Fabeln für sein Werk. Er besaß wie seine ganze Zeit nicht die geringste Scheu, das Gelesene zu seinem Eigentum zu machen und in seine dichterische Sprache umzuformen. Und es kam ihm auch nicht darauf an, denselben Stoff als Meisterlied, Spruchgedicht und Drama zu verwenden. Die Hans Sachs aber eigentümliche Note bekamen all diese Gedichte durch die moralische, pädagogische oder politische Nutzanwendung, die er aus ihnen zog.

Was den Nürnberger Schuhmachermeister Hans Sachs kaum aus seiner Zeit heraushebt, ist seine kindliche Bildungsbemühung, seine Freude am bürgerlichen Meistergesang, sein Aufgehen in den Fragen und Nöten seines Alltags, seiner engeren Heimat und seiner Zeitläufte. Was ihm schon in seiner Zeit einen bevorzugten Platz zuwies und ihm dann eine Wirkung bis in unsere Gegenwart verschafft hat, liegt in seinen Bemühungen um das Volksspiel. Hier hat er Bahnbrechendes geleistet und die Wendung der deutschen Dichtung zum Theater hin begonnen. Hans Sachs ist tatsächlich der erste deutsche dramatische Dichter, nicht nur des sechzehnten Jahrhunderts, gewesen.

Die ersten Anregungen zu dieser Lebensleistung hat er sicher schon in seiner Jugend empfangen; eine so erzieherisch betonte Persönlichkeit wie die des Hans Sachs bedurfte solcher Anstöße aus seiner Umgebung heraus. Es versteht sich von selber, daß er, wohin er auf seiner einzigen großen Reise kam, sich nicht nur Arbeit suchte, sondern auch Umschau hielt nach Meistersingerschulen. Der Jüngling sehnte sich nach Geselligkeit, die er, noch ganz unter dem Eindruck seiner ersten Einführung in die Welt des Meistergesanges stehend, gerade dort suchte. Wir dürfen wohl schon in diese Zeit seine erste Begegnung mit der Welt des Volksspieles datieren. Denn es ist nicht anzunehmen, daß junge Menschen Genüge haben konnten an der schweren und, was schlimmer ist, oft eintönigen Arbeit des Verseschmiedens. Auch in den Meistersingeschulen wird nebenher das Volksspiel gepflegt worden sein. Und es hat sicher hinter all dieser musischen Konvention für Hans Sachs nichts anderes als ein gesundes Geselligkeitsbedürfnis gestanden. Seine Wirkung auf die Umgebung hat ihren tieferen Grund in seiner Leidenschaft, in das Gemeinschaftsleben anregend, fördernd und bereichernd einzugreifen. Er

fühlte sich für eine Vertiefung und Veredelung des gemeinschaftlichen Lebens im kleineren wie im größeren Bereich verantwortlich und mußte darum für den gemeinschaftsbildenden und erzieherischen Wert des Bühnenspiels als einer „moralischen Anstalt" ein angeborenes Verständnis haben. Hans Sachs besaß ein instinktiv richtiges Gefühl dafür, daß die Bühne die Bretter sind, die die Welt bedeuten, d. h. die Bretter, von denen aus der Dichter immer von neuem eine Deutung der Welt zu geben berufen ist. Diese politische oder, wenn man will, erzieherische Aufgabe der Dichtung wurde von dem Zeitalter des Hans Sachs ohne weiteres anerkannt, und die Tatsache, daß heute von neuem die Dichtung aus ihrem Inseldasein sich zu lösen beginnt und also der Dichter wieder als notwendiger Mahner und berufener Deuter vom Volke her anerkannt wird, erleichtert uns das Verständnis für Hans Sachs sehr weitgehend. Er hat einen langen Weg gebraucht, um jene Spielart des Volksspieles zu finden, die er an seinem Lebensende dann wahrhaft meisterlich beherrschte.

Von vornherein empfänglich für Spiel und Gegenspiel versuchte er sich vorerst in einer reinen Dialogisierung seiner Stoffe. Heldensage und Mythen, Antike und mittelalterlich-romantische Welt, biblische und weltliche Geschichten gaben ihm Anlaß, sich dramatisch zu versuchen. „Isaaks Opferung" und „Der Wüterich Herodes", „Der Tyrann Dionysius mit Damone", „Alexander Magnus" und wie diese zahllosen „Tragödien" alle heißen mögen, haben heute nur noch für die Literaturgeschichte eine Bedeutung. Echte, bis heute lebendig gebliebene Volksdichtungen dagegen sind ihm in seinen Fastnachtsspielen gelungen. Sie sind mit Recht in den Schatz deutscher Volksdichtungen eingegangen wie unsere Volkslieder und Volksgedichte.

In seinen Fastnachtsspielen suchte Hans Sachs die Gelegenheit, seine Gedanken über die Dinge der Welt, ihre Schäden und Freuden, ihre Schattenseiten und Lichtseiten auszusprechen. Alle scheinen sie Gelegenheitsarbeiten gewesen zu sein, also nicht für die Ewigkeit erdacht und gestaltet, sondern ganz aus dem Augenblick heraus geboren und immer Bezug nehmend auf die Zeitläufte und die Ereignisse im Alltag seiner bürgerlichen Lebensgemeinschaft. Zänkische Männer und geizige Frauen, Buhler und Buhlerinnen, Bürger und Pfaffen, Alte und Junge, Krüppel und Betrüger, tölpische Bauern und dumme Bäuerinnen, eifersüchtige Ehemänner und faule Mägde, Kupplerinnen und Ritter, Landsknechte und reiche Kaufleute machen die Welt und Wirkung dieser Spieleinfälle aus. Derb und saftig sind sie, anschaulich und lebendig, schlagfertig und wortgewandt, lustig, heiter und doch voll hintergründiger Bedeutung. In diesen Spielen lebt der „ganze" Hans Sachs. In diesen Spielen spricht das Volk und wird das Volk angesprochen. In diesen Spielen spricht ein dichterischer Mensch, der mitten unter uns lebt und dem wir darum das Recht geben, mitunter recht deutlich den Zeigefinger zu heben. Waren die Fastnachtsspiele der Vorgänger und auch der Zeitgenossen des Hans Sachs entweder langatmig oder allzu zotig, so mußten nun

diese neuen, auf das Urgründige alles Gemeinschaftslebens zurückgreifenden Spiele die lebendige Anteilnahme ganz Nürnbergs finden. Es spricht für den Menschen Hans Sachs, daß er sich nicht damit begnügte, diese Spiele zu schreiben. Nein, er hat selber mitagiert, ist sein eigener Spielleiter und Direktor gewesen und hat also immer von neuem die Wirkung seiner Spiele miterleben können. Vor allem aber hat er stets mit seinen Spielern in einer engen Lebensgemeinschaft gestanden. Die Gesellen und Meister, die da mitspielten, mögen ihm die besten Einfälle gegeben und immer von neuem seine Freude an solchem Spiel im Volke wachgehalten haben. Nur so ist es zu erklären, daß ihm immer von neuem die typische Charakterisierung all seiner Figuren so anschaulich gelungen ist.

Bis zum heutigen Tage haben diese beiläufigen Einfälle des Schuhmachers Hans Sachs ihre Kraft behalten. „Das heiße Eisen" so gut wie „Der Teufel mit dem alten Weibe", „Der tote Mann", „Der Roßdieb zu Fünfing", „Das Narrenschneiden", „Der fahrende Schüler im Paradeis", „Das Kälberbrüten" und wie sie alle heißen mögen. Wie stark und lebendig und auf geradem Weg diese Volks-Dichtung des Hans Sachs wirken kann, mag mit einer selbsterlebten Geschichte belegt werden: Es war Anfang dieses Jahrhunderts, als der Literarhistoriker Friedrich Vogt in Marburg mit seinen Kindern und den Kindern seiner Kollegen und Nachbarn das „Spiel von den ungleichen Kindern Evä" einübte. Die Freude der Professorenkinder und ihrer Eltern an diesem Spiel, dem später noch Krippenspiele folgten und dem Friedrich Vogt nicht nur seine ganze Liebe, sondern sicher auch alle Ergebnisse seiner Forschungen widmete, war bestimmt keine wissenschaftliche, sondern eine reine, ursprüngliche Freude. Diese kleine Geschichte kann hier angemerkt werden, weil sie ein sonst wohl vergessenes Zeichen der Wiedererweckung des Hans Sachs im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts darstellt.

Daß seine Vaterstadt Nürnberg und darüber hinaus viele Zeitgenossen an seinem Werk lebhaften Anteil nahmen, hat Hans Sachs nicht nur in der Zustimmung zu seinen Fastnachtsspielen und in der weiten Verbreitung vieler seiner Spruchgedichte, die immer wieder nachgedruckt wurden, erkennen können, sondern auch in dem raschen buchhändlerischen Erfolg seiner von ihm für den Druck bearbeiteten Werke. Der erste Band einer Gesamtausgabe erschien 1558 und wurde so freundlich aufgenommen, daß er nicht nur schon zwei Jahre später neu gedruckt werden mußte, sondern daß im gleichen Jahre ein zweiter und im Jahre 1561 ein dritter erscheinen konnte. Dieser äußere Erfolg mag es dem Dichter Hans Sachs erleichtert haben, sein persönliches Schicksal gelassener zu tragen. Er hat nicht nur alle seine sieben Kinder — zwei Söhne und fünf Töchter — überlebt, sondern auch seine Frau, die nach einundvierzigjähriger glücklicher Ehe im Jahre 1560 starb. Zwei Jahre später hat Hans Sachs nochmals geheiratet, und zwar mit siebenundsechzig Jahren die siebenundzwanzigjährige Barbara Harscherin, die Witwe des Kandelgießers Jakob Enders. Aber es ist nun doch stiller um den alten Mann geworden. Er begann, sich letzte Rechenschaft über sein Lebenswerk zu geben,

vollendete noch einen vierten Band seiner Werke und begann sogar noch mit der Vorbereitung eines fünften. Nach einem immer tätigen Leben war ihm ein friedlicher Ausklang beschieden. Sein Handwerk hatte er schon längere Zeit aufgeben können, um ganz nur noch seiner Dichtung zu leben. Am 19. Januar 1576 ist Hans Sachs über zweiundachtzig Jahr alt, von der ganzen Stadt betrauert, gestorben.

Spätere Jahrhunderte haben mit bewußter Überheblichkeit Hans Sachs und sein Werk damit abtun wollen, daß sie ihn einen „Schuhmacher und Poet dazu" nannten. Ohne es zu wissen, haben sie damit seine Lebensleistung zwar in deutliche Grenzen, aber zugleich die Stärke und Kraft dieser Leistung klar herausgestellt. Denn die Bedeutung des Hans Sachs, die ihn uns Heutigen so nahebringt, liegt gerade in der Verbindung seines Handwerks mit seinem Dichten. Indem er mitten unter seinen Mitbürgern und Zunftgenossen recht und schlecht seine Berufsarbeit tat, blieb er in jener lebendigen Verbindung mit seiner Umgebung, die die Voraussetzung für jeden Volksdichter ist. Gerade dort ist er ein „Ganzer" geworden, wo er aus dieser kleinen Erlebniswelt heraus seine dichterische Begabung einsetzte. Hans Sachs ist ein Volksdichter gewesen und geworden, wie wir wenige haben. Er ist damit eingegangen in den kleinen Kreis deutscher Menschen, die mit dem Pfund, das ihnen mitgegeben worden ist, gut hausgehalten haben und darum immer von neuem dort zur Wirkung kommen, wo sich das Volk auf sich besinnt.

Hans Holbein

1497—1543

Von

Ulrich Christoffel

Hans Holbein gehört nicht zum Kreise jener Künstler, denen die Herzen der Menschen zufliegen. Wohl hat sein Name in Verbindung mit dem Totentanz sprichwörtlichen Ruhm erlangt, aber seine Malereien sind im Gedächtnis der Nachwelt von den Bildern der Dürer und Grünewald, Cranach und Altdorfer weit überstrahlt worden. Die kühle Fremdheit Holbeins ist weniger in seinem äußeren Schicksal, daß er sein Leben fern von seiner Vaterstadt Augsburg in Basel und England verbrachte, als in seiner Persönlichkeit begründet, da er wie sein Landsmann Mozart die Ursprünglichkeit der Natur vollkommen dem künstlerischen Gesetz der Form unterordnete. Auch Holbein war ein deutscher Grübler, wenn auch nicht wie Dürer ein Grübler der Seele, sondern ein Denker der Form, ein Grübler des Erkennens der Dinge durch die Malerei, der sich mit durchdringender Klarheit in das geheimnisvolle Einssein der Natur und des Lebens mit sich selber vertiefte. Holbein war ein deutscher Meister, weil er ein Erzieher zur Einfachheit und zur sachlichen Gewissenhaftigkeit war. Seine Bilder verbergen sich zwar in den Sammlungen zwischen den bunten, eigenwilligen Schöpfungen der andern deutschen Maler, aber sie üben auf die Dauer eine stärkere Anziehungskraft aus. In der Unscheinbarkeit ihrer dünnen Linien und dunklen, milden Töne, ihres Grau, Ziegelrot, Samtblau und Erdbraun strahlen sie unsichtbare Kräfte aus, die tiefer dringen als ein augensinnliches farbiges Leuchten, und sie verwandeln die äußere Wahrheit der Dinge in eine solche Reinheit der Form, daß sie sich in ihrer eigenen Vollendung verschließen können. Hans Holbein betrachtete die Menschen mehr in ihrem Pflanzendasein als in ihren innerlichen Empfindungen, aber seine Anschauung war von Harmonien und Spannungen getragen, die die Vertrautheit stiller Kirchenräume mit der Weite der deutschen Landschaft vereinigte.

An den Gefahren der antikischen Zeitbewegung, die von Italien über die Alpen vordrang und dem germanischen Wollen ein lateinisches Sollen entgegenschob, ging Holbein in leichten, sicheren Schritten vorbei, und er erkannte sein Ziel allein in dem selbstlosen Dienst an einer Kunst, die nicht schön, packend, berauschend, sondern schlicht, wahr und naturhaft war. Er teilte alle Neigungen seiner Zeit, griff in seinen Entwürfen für Wandmalereien gern nach den lombardischen Schmuckformen der Pilaster, Säulen, Bogen, Absiden, Phantasieausblicke und Raumhöhlungen, bewies auch in seinen Zeichnungen für Goldschmiedearbeiten, Dolchklingen, Pokale, Degengriffe und Juwelen den vornehmsten Geschmack

und streifte in seinem formalen Spieltrieb bisweilen selbst die Glätte der Lionardo-Schüler, aber als einziger deutscher Künstler hat er auch die andrängende Welle eines überspannten Formenreichtums und die fiebernde Bewegtheit der spätgotischen Schmuckerfindung durch sein klares Bewußtsein beruhigen und abklären können. Er hat den deutschen Ausdruck mit der italienischen Schönheit versöhnt, und viele Kritiker mögen in ihm wie in Mozart nur den „Italiener" sehen, aber während Dürer und seine Kunstlehren in Italien und Spanien bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein bewundert wurden, ist Holbeins vergeistigte Kunst von den Romanen nie verstanden worden.

Hans Holbein, den das Schicksal auf die Höhen des gesellschaftlichen Lebens führte, wollte nichts anderes sein als ein Handwerker, der seine Arbeit verstand, und er hat sich auch vom Fruchtboden handwerklichen Wesens und Könnens nie abgelöst. Infolge der Geschicklichkeit seiner Hände und der Vielseitigkeit seiner Begabung konnte er Altäre, Tischplatten, Firmenschilder, Hausfassaden, Orgelflügel, Glasmalereien, Festdekorationen, Buchschmuck und Vorzeichnungen für Goldschmiede entwerfen und ausführen, und durch seine Phantasie, seine technische Erfahrung und seinen künstlerischen Geschmack gab er diesen kunsthandwerklichen Fachgebieten für Jahrzehnte die lebendige neuzeitliche Form. Er war Augsburger, und das bedeutete, daß er das Erbe einer Stadt in sich trug, die durch ihre Baukunst und ihre Gewerbe, ihre festlich farbigen Straßenmalereien und ihre kostbaren Raumausstattungen unter den deutschen Städten einen ersten Rang einnahm und die schon auf eine reiche Vergangenheit zurückblickte, da sie in ihrem Dom die schönsten Denkmäler der Glasmalerei und des Bronzegusses aus der frühen Kaiserzeit besaß. Augsburg war zudem eine Gründung der Römer. In den Tagen Holbeins aber, als sich die Kirchen von St. Ulrich und St. Anna und die der Dominikaner erhoben und erneuerten, sah die Stadt einer neuen Blüte entgegen, die durch die Erfolge der kühnen Handelsfamilien hervorgerufen und durch die Freundschaft des Kaisers begünstigt wurde.

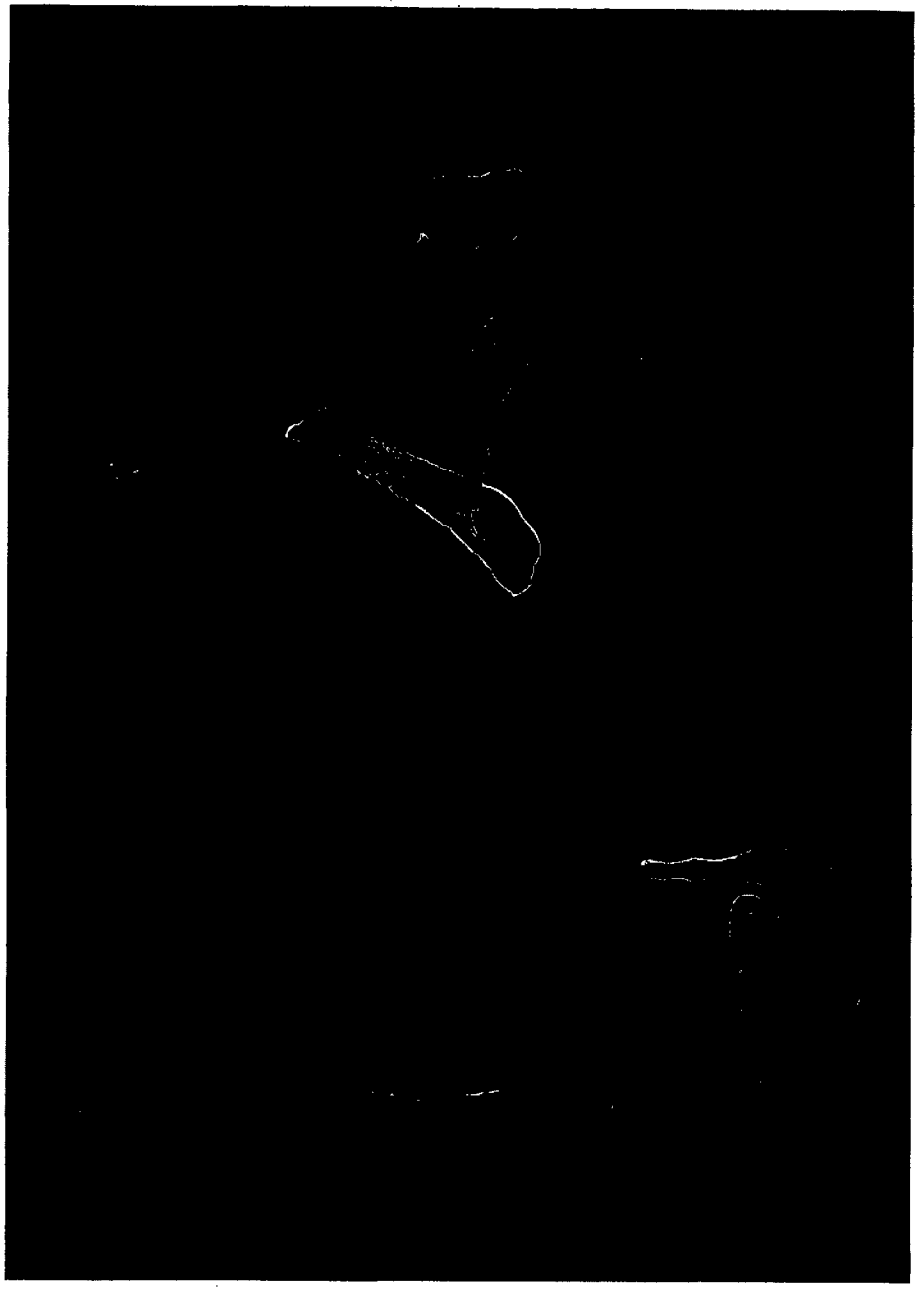
Hans Holbein war der Sohn des älteren Malers Hans Holbein, der urkundlich seit 1494 in Augsburg genannt wird und dessen Bruder Sigmund ebenfalls Maler war, wie auch der jüngere Hans wieder von seinem Malerbruder Ambrosius nach Basel begleitet wurde, wo dieser freilich schon 1519 nicht mehr erwähnt wird und wahrscheinlich gestorben ist. Von dem älteren Holbein ist uns ein Skizzenbuch mit den Bildnissen seiner Augsburger Freunde und Gönner, der Ratsherren, Zunftmeister, Geistlichen, aber auch der Fugger und des „Hertzogs Carl von Burgund" (Kaiser Karls V.) erhalten, in dem die leichte naturhafte Silberstiftzeichnung und die lebensvolle Charakterauffassung des Sohnes schon erstaunlich weit vorgebildet sind. Besonders aber konnte der junge Holbein an den großen vielteiligen Altarwerken seines Vaters in Kaisheim, Weingarten und Frankfurt eine Beweglichkeit der Erzählung erlernen, durch die die menschlichen Gestalten in Gut und Böse, Schärfe und Milde, Linie und Form gegeneinander ausgespielt



Hans Holbein d. J.: Selbſtbildnis
aus ſeinem Todesjahr 1543. Farbige Kreidezeichnung. Florenz, Uffizien



Hans Holbein d. J.: Madonna
des Bürgermeiſters Meyer von Baſel, um 1526. Darmſtadt, Schloß



Hans Holbein d. J.: Bildnis des Dietrich Born,
eines deutschen Kaufmanns in London, 1533. Windsor Castle



Hans Holbein d. J.: Bildnis einer Tochter von Thomas Morus
Farbige Kreidezeichnung, 1528. Windsor Castle

und wieder zu einem Gesamtausdruck verbunden wurden, und die Basilikabilder im Katharinenkloster, wo sich der ältere Holbein mit seinen Knaben Hans und Ambrosy als Zeugen des Paulsmartyriums porträtiert hatte, und der Sebastiansaltar von 1516 mit den vornehmen Gestalten der heiligen Barbara und der heiligen Elisabeth gaben ihm Beispiele jener schönräumigen Komposition und farbigen Feintonigkeit des Hellen und Dunklen, wie er sie später in seinen eigenen Werken zur Vollendung führen sollte. Der Augsburger Handelsverkehr mit Venedig machte schon den älteren Holbein mit allen Neuerungen der italienischen Renaissance bekannt. Nach 1517 folgte der Vater seinen Söhnen an den Oberrhein, wo er sich im Elsaß aufhielt und wo er 1524 in Isenheim sein Leben beschloß.

Der jüngere Hans Holbein wurde um das Jahr 1497 geboren. Nach Basel lockte ihn wahrscheinlich das Aufkommen der Buchdruckerwerkstätten der Frobenius und Amerbach, die unter Führung der Humanisten die Werke und Übersetzungen der spätantiken Philosophen, Kirchenväter und Polyhistoriker herausgaben. Ein Menschenalter früher hatte auch Albrecht Dürer seine Wanderjahre mit einer Fahrt ins Elsaß und nach Basel begonnen. Seit 1517, ständig seit 1521, lebte Erasmus von Rotterdam in Basel, der führende Geist in der Wiederverlebendigung antikisch-christlicher Lebensweisheit und ein Philologe vom Ausmaß des heiligen Hieronymus (340—420), des Schöpfers der Vulgata, dessen Werke er auch besonders verehrte und im Druck zum erstenmal herausgab. Holbein begann seine Tätigkeit in Basel mit der Bemalung einer Tischplatte für Hans Baer, die sich im Landesmuseum in Zürich befindet, mit Sittenschilderungen von der Jagd, dem Fischfang und den Turnierspielen und dem Treiben des „Niemand", der als personifizierte „Tücke des Objekts" mit den Menschen seinen Schabernack treibt, und mit den Randzeichnungen zum „Lob der Narrheit" von Erasmus, in denen sich der junge Künstler als ein witziger, verständnisvoller Leser der Satire erwies und die ein seltsames weltliches Gegenstück zu den Randzeichnungen Dürers zum Gebetbuche des Kaisers Max bilden, die im selben Jahre 1515 entstanden sind. Der zukünftige Bildnismaler hat den Blick für die Charaktere und die Gattungseigentümlichkeiten der Menschen zuerst an ihren Schwächen geübt. Das Doppelbildnis des Bürgermeisters Jakob Meyer und seiner Gattin Dorothea Kannengießer zeigt in der schönen Schaustellung der Köpfe in der Fläche, in der Bewegung der Umrisse im Raum und im Ausgleich der Farbflächen mit der Architekturzeichnung der rahmenden Bogen schon alle Ansätze des späteren Bildstiles von Holbein. Im Jahre 1517 erhielt der Künstler einen großen Auftrag in Luzern, wo er an dem (1824 abgebrochenen) Hause des Schultheißen Jakob von Hertenstein Fassade und Zimmer mit lockerem malerischem Schmuck, römischen Gerichtsbildern, einem cäsarischen Triumphzug und humoristisch volkstümlichen Darstellungen vom Jungbrunnen, von den Nothelfern und von der Bettelfuhre auszustatten hatte und dabei seine doppelte Begabung für große wirkungsvolle Teilungen und für sprechende Besonderheiten glänzend zur Geltung brachte.

In den letzten sieben Jahren, die Holbein anschließend noch in Basel war, mußte er Zeit und Kraft für die verschiedensten Aufgaben anspannen, aber durch die schöpferische Heiterkeit und die leichte Anpassung seines Geistes vermochte er alle Aufträge, die Bemalung des Hauses zum Tanz und des Rathaussaales, die Altäre für St. Ursus und für die Familien Oberriet und Meyer, die Bildnisse seiner Gönner Amerbach und Erasmus, die Vorlagen für den Buchdruck und die Scheibenmalerei und die großen Orgelflügel im Basler Münster mit meisterlicher Überlegenheit auszuführen.

Unter dem Eindruck der kirchlichen Veränderungen in Basel und veranlaßt durch die drohende Pest verließ Holbein im Jahre 1526 die Stadt seiner glücklichen Anfänge, um in England ein weiteres Fortkommen zu suchen. Empfehlungsschreiben des Erasmus an seine Freunde Ägidius in Antwerpen („Hier frieren die Künste, Holbein geht nach England") und an Thomas Morus, für dessen „Utopia" Holbein einen Titel gezeichnet hatte, begleiteten ihn in die ungewisse Zukunft. Morus nahm den deutschen Maler in herzlichem Entgegenkommen in sein Haus in Chelsea auf, das Erasmus früher „eine zweite Republik Platons, eine Schule echt christlichen Sinnes" genannt hatte. Wenn der Gelehrte dann an seinen Basler Freund schrieb: „Ich fürchte, daß Dein Maler England nicht so fruchtbar findet, wie er hofft", so wurde dieser Zweifel durch die Erfolge Holbeins bald widerlegt. Zuerst malte der Künstler den Familienkreis des Thomas Morus mit dem alten Vater, den erwachsenen Töchtern und dem einzigen Sohn in einem großen Gruppenbildnis, das leider nur in einer schlechten Nachbildung erhalten ist. Eine Zeichnung davon brachte er später nach Basel, und der erfreute Erasmus berichtet nach Chelsea: „Ich kann in Worten kaum ausdrücken, welche innerste Herzensfreude ich empfunden habe, als der Maler Holbein mir Eure ganze Familie in so glücklichem Abbild vor Augen stellte, daß ich Euch kaum besser hätte sehen können, wäre ich selbst in Eurer Nähe gewesen." Die Rötelstudien zu den einzelnen Köpfen, Perlen eines durchgebildeten Stilkönnens und einer erschöpfenden Naturbeobachtung, werden in der Mappe der Holbeinzeichnungen in Windsor aufbewahrt. Durch seinen edlen Gönner kam Holbein in die Lage, die hohen Persönlichkeiten des Staates, den Erzbischof von Canterbury, William Warham, und den Bischof von Rochester, John Fisher, zu malen, aber er vergaß auch seine Landsleute nicht, und das Bildnis des Münchner Astronomen Nikolaus Kratzer wird als eines der ersten in der stolzen Reihe bürgerlicher Bildnisse aus der deutschen Kolonie immer denkwürdig bleiben. Im Jahre 1528 war Holbein wieder in Basel und kaufte in der Johannisvorstadt ein Haus. Er brachte die letzten Wandbilder im Rathaus zur Vollendung und malte seine Familie und den alten Erasmus. Nach vier Jahren des Wartens kehrte er für immer nach London zurück. Die deutschen Kaufleute Jörg Gisze, Cyriakus Fallen, Dietrich Born, Hermann Wedigh, Dirk Tybis, Dirk Berck ließen sich nun von ihm porträtieren, und ihre Bildnisse unterscheiden sich von den englischen der Bryan Tuke, Wyat, Carew, Southwell

wahrnehmbar durch den wärmeren Lebenston und die deutſche Geiſteshaltung, ſo daß ſie ein einzigartiges geſchichtliches Denkmal des damaligen Deutſchtums in England darſtellen. Für den feſtlichen Zug der jungen Königin Anna Boleyn vom Tower nach Weſtminſter entwarf Holbein eine Straßendekoration des Parnaſſes, und bald darauf malte er für einen Saal des Stahlhofes, des Hauſes der deutſchen Kaufmannſchaft, das ſpäter von der Königin Eliſabeth geſchloſſen wurde, die allegoriſchen Wandbekleidungen eines Triumphes des Reichtums und der Armut, die ſich im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts im Kunſthandel in Paris befanden und ſeither verſchollen ſind. Nun folgten düſtere Zeiten für England. Schon 1535 wurden Thomas Morus und John Fiſher hingerichtet, ein Jahr darauf Anna Boleyn, aber Holbein fand an Cromwell und Cranmer und ſchließlich am König ſelber neue, mächtige Gönner. Für Heinrich VIII. malte Holbein das Wiener Bildnis der Königin Jane Seymour, die nach einjähriger Ehe an der Geburt des Thronfolgers Eduard VI. ſtarb. Seine Beziehungen zum Hofe verdichteten ſich noch, als er in halbamtlichem Auftrag nach Brüſſel und an den Rhein reiſen mußte, um die von der engliſchen Diplomatie umworbenen Prinzeſſinnen Chriſtine von



Erasmus von Rotterdam.
Titelholzſchnitt von Hans Holbein, um 1530

Dänemark und Anna von Cleve zu porträtieren, die Heinrich VIII. heiraten sollte. Er erwies sich dabei, wie der Gesandte Hutton nach London berichtete, „wenn er auch nur drei Stunden Zeit hatte, als ein Meister seiner Kunst". Bei einem kurzen Besuch in Basel suchte der Rat den englischen Hofmaler unter ehrenvollen Angeboten festzuhalten, aber dieser war inzwischen über die Verhältnisse der Stadt hinausgewachsen. Bei der Veranlagung des Königs bleibt es immer erstaunlich, daß er seine Enttäuschung über die dickliche, schläfrige clevische Prinzessin nicht an dem Maler ihres schönen Bildnisses rächte. Aber der König hatte nach der Scheidung von diesem neuen Opfer seiner Launen schon die katholische Katharina Howard zur Königin gemacht und nach dem Sturze Cromwells ihrem Oheim, dem Herzog Thomas von Norfolk, die Siegel verliehen. Holbein hat in seinem späten Bildnisse Norfolks Natur und Stil, Würdigung und Kritik in einer Unbefangenheit zu vereinigen gewußt, wie es ihm dem König gegenüber nie geglückt ist. Als London 1543 von der Pest heimgesucht wurde, erlag auch Hans Holbein der Seuche, vor der er einst aus Basel entflohen war.

Das äußere Dasein des Künstlers verlief mehr abenteuerlich als sinnvoll, und seine Tätigkeit umfaßte, da er schon mit 46 Jahren starb, kaum drei Jahrzehnte, aber in dieser kurzen Zeit ist Holbein mit den bedeutendsten Menschen seiner Zeit in Berührung gekommen, und der große Atem der Weltgeschichte hat sein Leben gestreift. Die Bildnisse des Erasmus und des Morus, der deutschen Kaufleute und der Basler Freunde, der englischen Bischöfe und Staatsmänner, des Königs und seiner Frauen ergeben zusammen ein Buch vom Menschen der Reformationszeit, in dem Persönlichkeit und Natur der Dargestellten wie die kleinsten Züge der Kleidung, der Waffen, Stoffe, Ketten, Geschmeide, Stickereien in unbestechlichen Linien aufgezeichnet sind. Wie von Velasquez darf man auch von Holbein sagen, daß er ein Hofmaler war, ohne ein Schmeichler zu sein, und daß er durch die Schärfe seines Blicks, die Reinheit der Form und den Ernst seiner deutschen Meisterschaft die Menschen zugleich geadelt und gerichtet hat.

Das Leben eines Künstlers ist die Bildung und Entfaltung seines Talentes, durch das er sich seiner Gegenwart und der Nachwelt mitteilen kann. Von den Bildnissen und Darstellungen Holbeins kann man auf ein Leben schließen, von dessen überströmender Kraft und Innerlichkeit die spärlichen Nachrichten und Urkunden kaum die Spuren enthalten. Als Erzähler könnte man Holbein mit Kleist vergleichen, da schon er jene kritisch durchdringende Beobachtung der Charaktere mit einer dramatischen Schlagkraft der Auftritte und einem ruhig klaren Umriß der Figuren und Gruppen vereinigte. Der Maler kann seine Gestalten nicht durch Worte, sondern nur durch Bewegungen des Körpers, Neigung und Wendung des Rumpfes und des Halses und durch das Spiel der Glieder und der Muskel sprechen lassen, aber Holbein hatte sich schon in den ersten Basler Jahren zu einem Zeichenstil erzogen, der den Ausdruck des Bildes von der freien

Bewegung der Körper im Raum und von der Beschränkung und Ausebnung dieses Raumes im künstlerischen Bildrahmen herleitete. Obschon die Adam-Eva-Büsten des frühen Basler Bildes von 1517 in ihrer saftigen Tonigkeit eines helleren Blond und tieferen Braun nach dem Modell gemalt sind, erinnern sie an die Marien und Heiligen der schwäbischen Schnitzaltäre, da sie in einem spannenden Gegensatz der Kopfwendung und Schulterlinien aus dem räumlichen Dunkel hervortreten und ihre Empfindungen in der sprechenden Unentschiedenheit des Ausdrucks der Schnitzfiguren um Augen und Lippen spielen. Die Hand mit dem abgebissenen Apfel im Vordergrund ist malerischer Ruhepunkt, Stilleben und Deutung zugleich. Einige Jahre später malte Holbein den toten Christus im Grabe, den er in schroffer Abwendung von der phantastischen Spätgotik Grünewalds in kühlem wissenschaftlichem Lichte zeichnete und modellierte, den er aber dennoch nicht nur in den geöffneten Lippen, den weißen Augen, den herunterhängenden Haarsträhnen, sondern in der Linie des ganzen Leibes über den Naturbericht hinaus zu einem Ausdruck geformten Lebens und bezwungener Wirklichkeit steigerte, daß an der Fragwürdigkeit der Naturnachahmung in der Kunst nicht mehr zu zweifeln ist.

Vor den ruhigen Bildnissen Holbeins darf man die künstlerische Leidenschaft und Heftigkeit nicht vergessen, die ihn in den Basler Jahren erfüllten, als er die Bilder vom Totentanz und von der Passion in sich trug. Aus der Folge der fünf derben Passionstafeln im Basler Museum steht ihm die Geißelung im Stil am nächsten, wo die Gestalt des Schergen mit der Peitsche in der Ausfallsstellung der Beine und in der Kraft der an den Rumpf gepreßten Arme eine plastische Drehbewegung von großer Wucht ausführt. Gewiß kannte der junge Künstler den Isenheimer Altar von Grünewald und mochte auch die Passionen Dürers und die Stiche Mantegnas bei sich liegen haben, aber der beherrschte Naturfanatismus des Schergen ist seinem eigenen Temperamente entsprungen. Holbein stellte das Leiden Christi noch öfters dar, einmal in den von lombardisch-lionardesker Einfühlung durchleuchteten Bildern eines Flügelaltars und dann in einer Reihe von Tuschzeichnungen für Glasscheiben, die den raschen Aufstieg seiner bildlichen Darstellungskunst besonders klar erkennen lassen, da er während mehrerer Jahre daran gearbeitet hat. In diesen Bilderreihen sind es wie bei Dürer die Bewegungsauftritte der Gefangennahme, der Geißelung, der Verspottung und der Kreuztragung, die in der Erzählung hervortreten, nur daß Holbein den zeichnerischen Ausdrucksstil Dürers malerisch mildert und Gegensatz und Ausgleich der Linienbewegung und Lichtführung dem betrachtenden und erkennenden Auge anpaßt. In jeder seiner Gestalten macht er ein anderes erzählerisches Motiv wirksam, und schon Christus wechselt von Auftritt zu Auftritt Figur und Ausdruck. Sein Antlitz bleibt beschattet in der Kreuzigung und in der gemalten Kreuztragung, von innerlicher Abwendung berührt vor Pilatus und Kaiphas und öffnet sich nur in der Grablegung und Entkleidung und in der verwandten frühen Einzelzeichnung

einer Kreuztragung zu dem volkstümlichen großen Schmerzensausdruck der Gnadenbilder. Besonders die Entkleidung Christi aus der Folge der Tuschzeichnungen, wo dem hilflos in die Knie gesunkenen Christus von beiden Seiten der Rock vom Leib gezogen wird und aus der Mitte des Bildes das einsame Haupt in übernatürlicher Schmerzverklärung hervorscheint, ist eine Erfindung, die selbst die Bilderfülle der deutschen Kunst um einen tiefen neuen Klang bereicherte.

Die Wandbilder des großen Rathaussaales, von denen leider nur geringe Mauerreste und einige Vorstudien sowie die Nachbildungen von Hieronymus Heß aus dem Jahre 1817 erhalten sind, stellten Beispiele des guten und bösen Regiments dar. Der Demütigung des gefangenen römischen Kaisers Valerian durch den persischen König Sapor, der über seinen Rücken zu Pferde steigt, gab Holbein den kräftigen, etwas spaßhaften Ton der Volksbühne. Er ahnte nicht, mit welcher Schonung für den unterlegenen Feind die sassanidischen Hofbildhauer das Unglück des Kaisers in ihren Felsreliefs dargestellt hatten. Auf den weiteren Bildern ersticht sich Charondas von Catana vor dem versammelten Rate, weil er gegen sein eigenes Gesetz aus Unachtsamkeit mit dem Schwert an der Seite eingetreten ist. Zaleukus von Lokri, der auf Ehebruch die Strafe der Blendung festgesetzt hat und seinen eigenen Sohn nach diesem Gesetz richten muß, befiehlt, daß ihm selber das rechte, dem Sohn aber nur das linke Auge genommen werde. Das Bild stellt die Ausführung der grausamen Strafe dar. Den Gesandten der Samniten, die Curius Dentatus durch Geschenke vom Angriff auf ihr Land abhalten wollten, antwortet der strenge Römer, daß er lieber bei seinen bescheidenen Rüben bleiben und den reichern Feinden gebieten statt gehorchen wolle. Zwischen diesen Geschichtsbildern waren in gemalten Nischen die Gestalten Christi und des Königs David und die allegorischen Figuren der Gerechtigkeit, der Mäßigkeit und der Weisheit zu sehen. Wenn der Inhalt dieser Bilder durch die stoisch-christliche Sitten- und Rechtsauffassung der Humanisten und Reformatoren bedingt war, so erfand Holbein in der zwingenden Ordnung seiner Gruppen und in der heroischen Zeichnung seiner Gestalten auch den bildlichen Stil für den hochgespannten Ausdruckswillen der Zeit. Durch die großartigen Raum- und Architekturbilder, deren meisterliche Beherrschung in Tiefenblicken und Lichteinfällen, in Säulen-, Bogen- und Gebälkhäufungen Holbein schon in der Anbetung der Hirten auf dem Oberrieter Altar im Freiburger Münster und später am Hause zum Tanz bewies, lockerte er die rhythmische Zusammenballung der Einzelfiguren und Chorgruppen wieder und gliederte sie zu schönen, freien Teilungen. Im Stahlhof zu London stimmte er sogar die ganzen gegensätzlichen Wandbilder des Triumphes der Armut und des Triumphes des Reichtums auf eine gemeinsame Bewegung der Linienzüge ab, da sein Stilgefühl Spannungen und Kontraste nur hervorrufen wollte, um sie zu lösen und in der Bildfläche zu beruhigen. Während seines zweiten Aufenthaltes in Basel von 1528 bis 1532 vollendete Holbein in gereiftem Stil die beiden letzten Breitbilder des Rathaussaales: König Rehabeam droht den

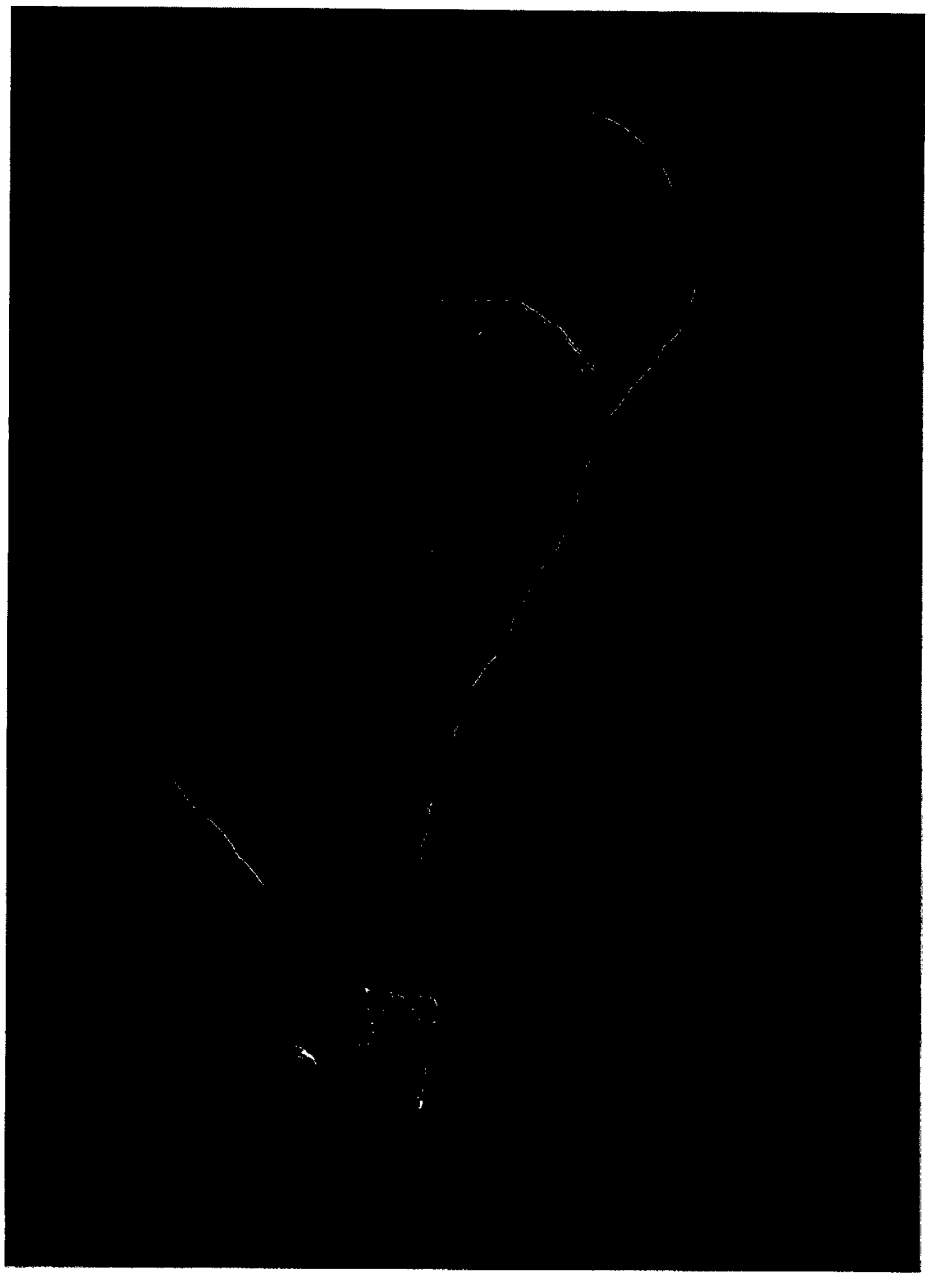
Ältesten des Volkes („ich werde euch mit Skorpionen züchtigen"), und der Prophet Samuel flucht dem König Saul, weil er im Krieg, statt den Feind gänzlich zu vernichten, Beute gemacht hatte. Wir können die Wirkung dieser Geschichtsbilder nur mehr nach den farbigen Entwürfen im Basler Museum beurteilen. In beiden Darstellungen wird der lebendigste Augenblick der Handlung durch den großen Zusammenprall der Bewegung und die Gebärden der Hauptfiguren hervorgehoben, ohne daß das Gleichmaß des Bildes gestört würde, wie bei Richard Wagner ein Tonsatz oft ohne Beeinträchtigung der symphonischen Welle zur höchsten Tonstärke gesteigert wird. Samuel fängt gleichsam den Stoß des ganzen Heerzuges auf, aber sein kraftvoll ausgestreckter Arm ruft eine Gegenbewegung hervor, die die dichte Gruppe der Pferde und Soldaten in kühner Schwingung durchdringt, wie auch die Flammen des Hintergrundes gleichzeitig auseinander- und zusammenschlagen und den doppelten Bewegungsdrang des Bildes in sich schließen. Diese geheimnisvolle Umdeutung der Linien in der Fläche in die plastische Gestaltung der Handlung haben später Cornelius, Rethel, Genelli und Feuerbach aus dem Erbe Holbeins übernommen und in ihren Werken als einen ausgesprochen deutschen Bildausdruck fortgebildet. Das Bild des Rehabeam weitet sich von der Mitte her nach beiden Seiten. Die Ältesten halten dem Zorn des Königs, der auf erhöhtem Throne sitzt, in geschlossener Gruppe stand, und ihr Unwille ist nur aus ihrer Haltung oder aus dem Profil des Gesichts zu erkennen, da kein einziger sein volles Antlitz zeigt. Hinter dem Thron öffnet sich eine schöne Halle, in der die Räte und die Vornehmen sich aufhalten, so daß der drohende Auftritt von einem heiteren Sittenbild begleitet wird. Im Basler Museum wird auch die Studie zu einer Schlacht aufbewahrt, in der Holbein wie Lionardo einen einzigen zugespitzten Augenblick des wogenden Geschehens herausgegriffen hat. In einem unregelmäßigen Keil dringen die Fußkämpfer von beiden Seiten aus der Tiefe hervor, und an der Spitze stehen zwei Landsknechte, die sich mit Dolch und Schwert anfallen. Dieses volkstümliche, unheroische Motiv hat Holbein nicht erdacht, sondern gesehen und noch zuckend von Leben in die Linien, Lichter, Überschneidungen und Schatten seiner Flächenzeichnung aufgelöst. Seine Darstellung vereinigt Natur und Stil in einer sinnlich kühlen, begrifflich heißen künstlerischen Form.



Der Ackersmann und der Tod. Holzschnitt aus der Totentanzfolge von Hans Holbein, 1538

Haltbarer als die Gestalten und Farben im Mörtel der Wände waren die Gedanken, die Holbein dem Papier und dem Bilddruck anvertraute. Sein Totentanz und seine Bibelbilder gehören mit der Apokalypse, dem Marienleben und den Passionen Dürers zu den mächtigsten deutschen Dichtungen von Leben und Tod, von Menschlichkeit und Vergänglichkeit, von Gericht und Erlösung. In seiner einfachen Selbstbescheidung, diesem Grundzug seines künstlerischen Wesens, wählte Holbein für die tollen Bildeinfälle seiner Todesphantasien die leichten, spielerischen Formen einer zierlichen Dolchscheide mit Silbergravierung und eines kleinen Buchdruckeralphabetes, wie er deren verschiedene mit Insekten, Vögeln, Affen, Bären, Blüten, Bauerntänzen und Mythologien für die Basler Verleger entworfen hatte. Die Zeichnungen für den größeren Holzschnitt-Totentanz wurden noch von Hans Lützelburger, der im Jahre 1526 starb, für den Druck geschnitten, aber der Öffentlichkeit erst im Jahre 1538 in einem kleinen Buche des Lyoner Verlegers Trechsel übergeben. Volksglaube und Satire, Sittenschilderung und Ermahnung, Spott und Ernst, Phantastik und Natur sind in diesen Totentänzen zu einem bildnerischen Bewegungsstil vereinigt, der zugleich aufpeitschend und heiter überlegen wirkt. Im Buchstaben A des Alphabetes und im „Gebeyn aller Menschen" der Lyoner Folge rufen Musikanten zum Tanz des Todes und zum letzten Gericht auf, und jedesmal läßt uns die Zeichnung Holbeins die Trommelwirbel, Paukenschläge und Tubastöße hörbar in die Ohren schlagen, daß alle unsere Sinne aufgeschreckt werden zum schaurigen Spiel des Todes.

Jedes Bildchen ist ein harter Taktschlag für unser Gemüt, ein Weckruf für unser Gewissen und unsern Geist. Holbein gleicht in der Sprache seiner Bilder den reformatorischen Volkspredigern, die die Seele des Volkes erschütterten und die Schrecken der Zeiten voraussagten. Im Alphabet überfällt der Tod Papst, Kaiser, König, Kardinal, Herzog, Bischof, Fürst, Graf, Kaufmann, Arzt, Wechsler, Pfaffe, Ritter, Nonne, Narr, Hure, Spielmann, Bauer, Einsiedler, Spieler und Kind in tanzenden Sprüngen, und die klaren Bogen und Balken der großen lateinischen Buchstaben werden von gotisch krummen, zackigen, runden und eckigen Lichtern und Linien lustvoll durchbrochen und umspielt, aber mit starkem Griff sind Raum, Fläche, Körper, Starrheit und Lebendigkeit zu wunderbarer Einheit zusammengezwungen. Im Lyoner Totentanz breitet sich die Sitten- und Charakterschilderung in legendenhaften Zügen aus, und der grausame Hohn der Auftritte wird durch heitere Landschaften und Straßenansichten gemildert. Der Tod behandelt die Menschen nach Würde und Rang, findet aber jeden in der Stunde, wo er sich am stolzesten wähnt und in seiner eigentümlichsten Schwäche zeigt. Zum Papst kommt er, da er den Kaiser krönt (schadenfroh lachen die Teufel darüber), dem Kardinal nimmt er den Hut ab, während er den Ablaßbrief vergibt, dem Domherrn tritt er in den Weg, als er mit seinem Falkner die Kirche betreten will, den Pfarrherrn trifft er auf der Kanzel, den Mönch beim Betteln, den König an der Tafel, den Ritter beim Kampf, den Rychmann beim Golde, den Kaufmann bei der Schiffs-



Hans Holbein d. J.: Frauenbildnis,
vermutlich die Gattin des Künstlers, um 1525. Haag, Museum

ladung, den Ackermann beim Pflügen, den Richter in dem Augenblick, wo er sich bestechen läßt, die Gräfin bei den Kleidern und die Nonne bei ihrem Liebhaber. Jedes Bildchen ist ein kleines Sinngedicht, das der Maler aus dem Reichtum seiner Menschenkenntnis und Naturliebe, seiner Lebensweisheit und Bildempfindung geschöpft hat und in dem er die Schatten des Spottes stimmungsvoll durchleuchtet hat mit der Güte seines Lichtes. Zart und menschlich begleitet er die Greise auf dem leichten Wege zum Grabe.

Auch die Bilder zum Alten Testament wurden von Hans Lützelburger in Holz geschnitten und später, 1538, in Lyon mit den lateinischen Stellen der Vulgata von Trechsel herausgegeben. Als Bibelerzähler unterscheidet sich Hans Holbein von Raffael und Dürer, daß er schon wie Rembrandt seine Bilder mehr nach der innerlichen Stimmung des Vorganges als nach der darstellerischen Wirkung auswählte. Dürer und Raffael gehörten mehr der plastischen Vergangenheit, Holbein schon der malerischen Neuzeit an. Als erster gab er auch seiner Zeichnung den besonderen deutschen Ton einer dichterischen Helligkeit und Wärme, der später alle die Idyllen von Elsheimer, Chodowiecki, Overbeck, Genelli, Richter und Führich beseelen sollte, nur daß Holbein zugleich naiver und kräftiger, einfacher und geistvoller als seine romantischen Nachfolger war. Gerade die schönsten unter seinen Holzschnitten: Die drei Engel bei Abraham, Die Opferung Isaaks, Der Segen Isaaks, Ruth und Boas, Tobias, Hiob, David und Saul, Salomon im Tempel, Die Rückkehr aus Babylon, David dichtet die Psalmen, sind von ganz persönlichen landschaftlichen und innenräumlichen Empfindungen erfüllt. Es fehlt auch in den Bibelbildern nicht an feierlichen Auftritten und an zornigen Spannungen, aber sie finden weniger in der Bewegung der menschlichen Figuren als im Aufschlagen und Prasseln der Flammen oder in den Wolken und Feuervisionen des Moses und Elias ihren Ausdruck. Holbein verfaßte diese Bilder in dem einfachen Umriß- und Reliefstil, der in der deutschen Kunst schon in den romanischen Bronzetüren von Augsburg und Hildesheim seine Eigenart gezeigt und Bildhandlung, Figur und Fläche zu einer irrationalen, aus dem Unklaren hervorspringenden Deutlichkeit der Gedanken vereinigt hatte. Den Volkston der älteren



Isaaks Segen. Holzschnitt aus den Illustrationen Hans Holbeins zum Alten Testament, 1538

Armenbibeln, den Holbein bewußt in seine Erzählung aufnahm, erhob er durch die reizvolle Abwandlung und immer wechselnde Betonung der Linien zu einer abgeklärten Kunstweise. Seine Bibelbilder sind alle von geheimen dramatischen Gewittern erfüllt, die sich aber nicht entladen können, da der Klang des Lichtes die Spannungen leise auflöst.

In den Uffizien in Florenz hängt das einzige Selbstbildnis von Holbein, das er kurz vor seinem Tode 1543 gemalt hat. Die knorpelige Nase und der mürrische Mund werden von einer klaren Stirn überwölbt, und die durchsichtigen Augen blicken beobachtend von innen her in die Welt. Es ist das Gesicht eines Bauern und nicht eines bürgerlichen Hofmalers, einer beherrschten, aber im Grunde wilden Natur. So unmittelbar wie in diesem Selbstbildnis fühlen wir die menschliche Nähe des Künstlers nur in dem Familienbild, das er nach der Rückkehr aus London von seiner Frau Elsbeth und den Kindern Philipp und Katharina gemalt hat. Die Mutter mit dem kleinen Mädchen auf den Knien und der strenge Profilkopf des Knaben sind mehr malerisch als räumlich zu einer Gruppe verbunden, aber die liebevolle lineare Einzelcharakterisierung der Köpfe wird überbrückt durch den geheimnisvoll zusammenklingenden Gesamtumriß und die warme Vertrautheit des Lichtes. Wie in diesem Familienbildnis sind die Menschen auch in Holbeins Wand- und Altarwerken zu Gruppen vereinigt, die zugleich gemessen und frei, stolz und innig erscheinen. In dem frühen Solothurner Altar steht der Ritter Ursus als ein väterlicher Beschützer neben der jugendlichen Maria, und die Darmstädter Madonna des Bürgermeisters Jakob Meyer ist überhaupt eher ein sonntägliches Familienbild als ein sakrales Kirchenstück, obwohl die Gottesmutter sich in ihrer Idealität weit von der Porträtwirklichkeit der Basler Bürgerfamilie entfernt. Mit welchem räumlichen Feingefühl Holbein den Familienkreis des Thomas Morus geschildert hat, erfuhren wir aus dem warmen Lob des Erasmus, aber auch das Bildnis des Königs Heinrich VIII. im Kreise der Chirurgengilde von Barbershall und das nicht mehr erhaltene Wandbild in Whitehall, das den König mit Jane Seymour und seinen Eltern Heinrich VII. und Elisabeth von York darstellte, erhielten ihre feierliche, aber nicht höfische Figurenharmonie durch die Fähigkeit des Künstlers, die Menschen auch im strengen Stil menschlich zu erfühlen und der stillen Naturwirklichkeit immer den Bewegungstakt des Geschichtlichen zu geben. Das Gruppenbildnis, das das Einzelporträt in die bühnenmäßige Ordnung mehrerer Figuren aufnimmt, war für die verbindliche Lebensauffassung Holbeins sehr bezeichnend, da es sowohl zur Erzählung als zum Stillleben gehört und als eine Zwischenstufe zwischen dem Wandbild und dem vertrauten Porträt angesehen werden kann.

Allgemein bekannt ist wohl die farbige Basler Zeichnung eines jungen Mannes, dessen feingeformte Bläße von einem breiten schwarzen Hut umrahmt wird. Wie sich im Totentanzalphabet die wilde Figürlichkeit um die steifen lateinischen Buchstaben windet, so biegen sich in diesem Bildnis die weitgezogenen Randlinien

schmuckhaft um den geraden Stolz der aufrechten Kopfhaltung. Der Bonifazius Amerbach (1519) zeigt dieselbe beweglich starre Form, die den Umriß des männlichen Kopfes in die durchsichtig abgegrenzten Farbflächen einspannt. Aus dieser sinnlich abstrakten Doppelnatur der Malerei Holbeins ist auch das Dresdener Bildnis des französischen Gesandten Morette (etwa 1534) zu erklären, in dem die trockene Klarheit der Linie zu einer seidigen schwarz-weiß-grün-blauen Farbenvornehmheit erblüht ist, daß man dieses deutsche Meisterwerk früher unbedingt für einen Lionardo halten wollte. Die Haltung der Holbeinschen Bildnisfiguren hängt nicht mit dem Stehen und Sichaufrichten der Körper, sondern mit der Dehnung der Linien in der Fläche zusammen. Selbst die frei dastehenden Figuren der Wandbilder oder die vier Gestalten der Orgelflügel, Heinrich II., Kunigunde, Maria und Paschalis, die sich in ihren schmalen hohen Nischen in der eigenen plastischen Fülle wiegen, haben keinen körperlichen Stand auf der Erde, sondern sie runden sich wie Kirchenpfeiler aus dem Raume und der Bildfläche heraus. Die große Haltung auch der beiden Gesandten auf dem Londoner Bild mit den geometrischen und musikalischen Instrumenten (1533) ist kein bewußtes Geltenwollen, sondern Ausdruck einer abstrakten Würde, die in dem ethischen Formgefühl des Künstlers ihre Wurzel hat, und ähnlich beruht die ungezwungene Anmut der kindlichen Prinzessin von Dänemark (1538) allein auf dem zart abgestimmten Verhältnisse ihrer Figur zum Bildrahmen und der Helligkeiten des ruhigen Gesichtes und der belebten Hände zum farbigen Dunkel der Kleidung. In jedem Bildnisse von Holbein wird man unwillkürlich zuerst die Haltung des Dargestellten bemerken, die bei einem Kinde wie dem zweijährigen Prinzen Eduard (1538) ebenso wie in den Staatsbildnissen des William Warham, Erzbischofs von Canterbury (1527), oder des Herzogs von Norfolk (1538) immer an die Leichtigkeit und Strenge der Augsburger Palastfassaden erinnert.

Hans Holbein überragt die Stilisten seiner Zeit, Bronzino und Clouet, darin, daß er in seinen Bildnissen immer ein Ganzes an Bewegung, geistiger Kraft, persönlicher Empfindung und verinnerlichter Form darstellt. Er sieht und malt die Menschen so, wie sie in ihrem Raume und in ihrer Umgebung leben. Sein Londoner Freund Nikolaus Kratzer (Paris 1528) ruht inmitten der astronomischen Meßinstrumente als ein menschliches Stilleben im Bilde, und aus dem malerischen Ton der sonst sachlich gezeichneten Gesichtszüge und Hände dringt sein innerstes, dem Künstler vertrautes Wesen hervor. Gereifter findet sich dieselbe Auffassung in dem Bildnis des Jörg Gisze (Berlin 1532), der in dem reichen „Schrein" seines Kontors zwischen allem Kleinleben der Papiere, Federn, Siegel, Waage, Schnurkugel und Nelken selber zu einem malerischen Ton versinken würde, wenn sein Antlitz nicht aus der schattenhaften Bewegung der Farben als lebendige plastische Mitte auftauchte. Meisterlich hatte Holbein schon ein Jahrzehnt früher seinen Gönner Erasmus „im Gehäus" gemalt (Basel, Paris 1523), und er war dabei mit der messerscharfen Zeichnung des klug geschnittenen Profiles mit der langen

Nase und dem lächelnden Zug um die Lippen schon in die schwierigsten Gebiete der Menschendarstellung vorgedrungen. Holbein zwingt uns, in jedem seiner Bildnisse ebenso auf den Ton des Ganzen wie auf die feinen Linien der Augen, Lippen und besonders der Hände zu achten, denn die malerische Seelen- und Raumempfindung durchdringt sich in seiner Auffassung mit der erkenntnismäßigen linearen Charakterzeichnung. In der Vorstudie zu den Händen des Erasmus ist das stoffliche Leben der Finger so naturhaft warm erfaßt wie in andern gleichzeitigen Skizzen das Fell eines Lammes oder die Flügelhaut einer Fledermaus. Für jeden Menschen fand Holbein ein anderes Motiv, um den Gehalt des Gesichts aus den malerischen Beziehungen der Umwelt, der Wendung und Haltung des Körpers oder dem Zusammenspiel der Arme und Hände hervortreten zu lassen. Die Kaufleute Dirk Tybis (Braunschweig 1533), Cyriakus Fallen (Wien 1533) oder Hermann Wedigh (Berlin 1533) stehen etwa hinter einer Brüstung oder halten Briefe und Handschuhe in den Händen, der stolze Dietrich Born (Windsor 1533) legt seine schöne Hand über den Arm, während die Engländer Richard Southwell (Florenz 1536) und Sir Thomas Strange (London 1536) mehr in dem straffen Bau ihrer Gesichtsflächen erfaßt und in den Bildgrund gesetzt sind. Es ist erstaunlich, daß Holbein bei der schwindelnden Höhe seines Könnens nie den Boden unter den Füßen verlor, sondern immer von neuem aus dem Leben und aus der Natur zu schöpfen begann. Auch in seinen reifsten Bildnissen paßt er seine Form dem Wesen der Auftraggeber an und malt gleichzeitig die verschleierte Vornehmheit eines Unbekannten (Basel) in dunklem Abstand tiefer Töne und die kräftige Lebensnähe eines Fünfzigers (Berlin) in einem Vordergrundlicht, das innerhalb der dicht zusammengewachsenen Gesamtform jede Falte des rotseidenen Ärmels und jedes Barthaar erhellt.

Jedes Bild von Hans Holbein ist ein in sich ruhendes und nur durch sich selber wirkendes Kunstwerk, das unsere Sprache nur durch Umschreibungen erfassen kann. Es erleichtert aber unser Verständnis, wenn wir mehrere seiner Werke nach dem tieferen Rhythmus ihrer Übereinstimmung gemeinsam betrachten, als ob sie einem einzigen großen Gruppenbild angehörten. In dem Bildnis des Thomas Godsalve und seines Sohnes John (Dresden 1528) betonte Holbein in dem gleichartigen Nebeneinander der Köpfe ebenso die Ähnlichkeit der Züge wie die Überlegenheit des Alters über die Jugend und den patriarchalischen Vorrang des Vaters vor dem Sohne. Das Mauritshuis im Haag besitzt in den Bildnissen des Robert Cheseman von 1533 und dem eines Unbekannten von 1542 zwei Darstellungen von Edelleuten mit Falken. Während in dem früheren Bilde die Breite des Raums und die Lichter und Schatten auf dem abgewendeten Gesicht und der erhobenen Hand den Eindruck bestimmen und der Vogel mehr wie ein stillebenhafter Schmuck hinzugefügt ist, erscheint in dem reiferen Bilde die Figur des Vogels malerisch und linear in die Umrißform einbezogen und als dunklere, schmalere Ellipse gegen die hellere des Gesichts abgesetzt, und der scharfe Falkenblick bildet mit den

samtenen Menschenaugen ein anziehendes magisches Dreieck. Holbein stellt sein kunstvolles Wissen ganz in den Dienst der Menschendeutung, und die einfachen, entkörperten Flächenbildnisse der letzten Jahre sind im Netz ihrer malerischen Beziehungen besonders reich durchwirkt. Die späten Bildnisse eines jungen Mannes in Wien von 1541 und des Simon George of Quocote in Frankfurt zeigen seine doppelte Neigung zum Malerischen und zum Linearen in vollendeter Veredelung, da in dem einen die Innenraumstimmung des Jörg Gisze und in dem andern die kritische Profillinie des Erasmus weitergebildet wird. In dem jungen Mann hat die tonige Seelenwärme der Farben, die den Raum wie in romanischen Miniaturen andeuten und teilen, ihre abgeklärte Sättigung erfahren, während in dem Simon of Quocote der kühle Schliff der Linie besonders in dem schrägen Gegeneinander der roten Nelke und der weißen Hutfeder an den Rand des Geschmeidigen geraten ist. Der Künstler und Kunsthandwerker stritten und versöhnten, ergänzten und trennten sich in Holbein in fortschreitender Entwicklung, aber so, daß seine Werke immer reiner aus diesem inneren Getriebe seines Geistes und seiner Sinne hervorgingen. Einige Jahre früher sind die Bildnisse der Königin Jane Seymour (Wien 1536) und der Prinzessin Anna von Cleve (Paris 1539) entstanden. Die Königin steht in ihrer rostbraunen Kleidung mütterlich freundlich im Raum des grünen Grundes, die Prinzessin aber, da es sich um ein Brautbild handelte, in fürstlicher Schönheit und reichstem Schmuck wie ein strenges Ornament in der Enge der Fläche. Man könnte, unter den Windsorzeichnungen blätternd, noch eine Reihe solcher Zusammenstimmungen unter den Bildnissen Holbeins feststellen und würde dabei immer tiefer in seine harmonische, wechselvoll schmiegsame und geistig klare Kunst eindringen.

Man nennt Dürer zeichnerisch und Grünewald malerisch und will damit sagen, daß der eine den Ausdruck mehr in der Linie, der andere mehr in der Farbe gesucht habe. Holbein kannte diesen Gegensatz nicht, sondern Linie und Farbe bedeuteten ihm nur verschiedene Wege der Erfassung und Darstellung des Lebens, und er sah in ihrer Kreuzung erst das Ziel seiner Kunst. Er malte mit der Feder und dem Silberstift ebenso tonig, wie er mit dem Pinsel linienrein zeichnete. Zu verschiedenen Bildnissen von Holbein sind die Vorstudien erhalten, so zu dem Doppelbildnis des Bürgermeisters Meyer und seiner Frau in Basel, zu den Bildnisköpfen der Darmstädter Madonna, zum Thomas Morus, zum Morette, zur Königin Jane Seymour: die Menschen sind darin im Umriß und in der Binnenform schon so erschöpfend erfaßt, daß es scheinen könnte, Holbein hätte in den ausgeführten Bildern nur die blassen Töne der Studien um die tiefere, glänzendere Farbigkeit bereichert. In Wirklichkeit ist das Bild natürlich keine Wiederholung der Studie, sondern eine aus dem Geiste der Farben erlebte Neuschöpfung. Holbein sieht die Menschen von vornherein in der sinnlichen Einheit von Linie und Farbe, und auch seine Holzschnitte sind von allen malerisch räumlichen Schönheiten des Helldunkels erfüllt, wie umgekehrt die Linien, die sich in

seinen Erzählungen wie Bogensehnen spannen und biegen, die ruhigen Flächen der farbigen Bilder leise schwingend umgrenzen. Auf der Reise durch Frankreich zeichnete Holbein in der Kathedrale zu Bourges die inzwischen zerstörten knienden Grabfiguren des Herzogs Jean de Berry und seiner Gemahlin, wobei seine empfindsame Zeichnung den Materialwert des kühlen Steins und zugleich das Leben der Figuren so täuschend wiedergab, als ob er das Herzogspaar nach der atmenden Natur, nicht nach gemeißelten Bildern aufgenommen hätte. Linie und Farbe waren für Holbein gleichwertige Ausdrucksmittel, wo immer es galt, Dinge und Menschen in ihrem Wesen zu erfassen und zu erwecken und ihre innere lebendigere Form nach außen zu wenden. Seine stummen grünen, roten, blauen, grauen Tonlagen lassen die einzelnen Farben nie zu einem sinnlichen Leuchten und Glühen hervortreten, sondern halten sie in der flächigen Gebundenheit der romanischen Glasfenster fest. Auch im Bildnis folgt Holbein dem Gesetz des Wandbildes, das von der gebändigten Bewegung der Baukunst beseelt wird, und man sieht hinter seinen Köpfen immer die großartigen Flächen deutscher Mauern hochsteigen. Seine Linien straffen sich wie die Kanten und Bogen der Pfeiler und Streben. Auch wenn die phantasievollen Entwürfe Holbeins für die Fassaden des Hauses Hertenstein in Luzern und des Hauses zum Tanze in Basel nicht bekannt wären, könnte man aus seinen Bildern auf einen starken Sinn für Maß, Teilung und Weite schließen. Holbein formt und bezwingt Raum und Fläche, gleitende Höhen und Tiefen wie ein großer Baumeister. Aber auch das Bewegungsgefühl des Bildhauers trug er in sich. Die Gestalten der Wandbilder und die vier Figuren der Basler Orgelflügel, die Gruppen des Totentanzes und die „Marien in der Nische" seiner Zeichnungen und des Darmstädter Bildes sind aus einer tiefen Einsicht in den Zusammenhang von Schwere, Bewegung und Stand im Aufbau des menschlichen Körpers entworfen, und nach demselben plastischen Gesetz ordnen sich in den Bildnisköpfen Schädel, Nase und Kinn zu einem innerlich erfüllten Ganzen.

Holbein reichte in seiner seelischen Empfänglichkeit für alles Menschliche weit in die spätern dichterisch malerischen Zeiten hinein, aber in seiner Form trennte er sich nicht von dem mittelalterlichen Erbe der Portal- und Altarbildnerei der Dome. Innerhalb der deutschen Kunst ist seine Malerei das merkwürdigste Beispiel dafür, wie die Raum- und Bewegungsspannung der Baukunst und der Bildnerei in die Fläche des malerischen Bildes übertragen und wie die runde Fülle des Lebens zur Reinheit der künstlerischen Form abgeklärt werden konnte. Form bedeutete für Hans Holbein ein tätiges, geistiges Prüfen, Wählen, Ausscheiden und Ausgleichen der Werte, und weil seine Kunst auf diesem ethischen Pfeiler ruht, enthält sie nicht nur die schöne Erfüllung eines begnadeten Könnens, sondern auch das unstillbare Verlangen, sich immer weiter zu entwickeln. An alle nachlebenden Künstler aber richtet Holbein die strenge Forderung, nicht zu rasten, bis ihre Form sich selber vollendet hat.

Nikolaus Kopernikus

1473—1543

Von

Robert Henseling

Kein anderes wissenschaftliches Buch, das eine neue Lehre verkündete, hat so tiefe und so weitreichende Wirkungen angebahnt wie des Nikolaus Kopernikus Werk von den Kreisbewegungen der Weltkörper („De revolutionibus"). Als Achtundsechzigjähriger erst gab Kopernikus sein Werk aus der Hand, damit Freunde den Druck betreuten. Als Sterbender empfing er das Buch; es war am 24. Mai des Jahres 1543.

Kopernikus hat eine Vorrede geschrieben, die an den Papst Paul III. gerichtet ist. Darin sagt er: er habe die Darstellung der neuen Lehre nicht nur neun Jahre lang zurückgehalten — wie es Horaz für das Ausreifen eines Werkes forderte —, sondern mehr als dreifach so lange. Kopernikus erklärt sein Zögern. Er behauptet, daß der tägliche Umschwung des Himmels ein Schein sei, der durch die Umdrehung der Erde hervorgerufen wird, und daß der Jahreslauf der Sonne die Folge davon sei, daß die Erde um die Sonne läuft; schließlich behaupte er, daß auch die anderen Wandelsterne die Sonne umkreisen. Das alles widerspreche nicht nur dem Augenschein, sondern scheinbar auch dem gesunden Menschenverstand, und eine solche Lehre müsse all denen übel in den Ohren klingen, die die Erde für die ruhende Weltmitte halten und der Ansicht sind, dies werde durch den Glauben vieler Jahrhunderte als unstreitig wahr erwiesen. Ihm, Kopernikus, gehe es wie den Pythagoreern: er scheue davor zurück, dem Spott der Unverständigen Wahrheiten preiszugeben, die die Frucht heiligen Forscherernstes seien. Aber das Drängen der Freunde habe ihn schließlich bewogen, dennoch hervorzutreten. Die neue Lehre werde den Astronomen ihre Arbeit erleichtern. Sie werde auch dazu beitragen, die Länge des Jahres und des Monats genau zu bestimmen; so helfe die neue Lehre auch zur Lösung einer Aufgabe mit, die der Kirche damals schon seit langem dringlich war: zur sicheren Ordnung der Festzeiten durch die endgültige Verbesserung des Kalenders.

Auch über den Anlaß und die Entwicklung seiner Arbeit spricht sich Kopernikus in der Vorrede aus. Die Sternforscher der Zeit seien über die Grundlagen ihrer Wissenschaft untereinander uneins. Ihre Rechnungen stimmten schlecht zum wirklichen Lauf der Gestirne. Betrachte man die einzelnen Teile ihrer Arbeit, so treffe man auf ein Bemühen, mit höchst verwickelten, ausgeklügelten Annahmen jeder einzelnen Erscheinung am Himmel für sich gesondert gerecht zu werden. Etwas ganz Unleidliches ergebe sich aber, sobald man aus alledem ein Bild vom

Gesamtbau der Welt gewinnen wolle, die doch als ein Ganzes um unsertwillen vom besten und gesetzmäßigsten aller Baumeister gefügt worden sei. Kopernikus gebraucht ein Gleichnis: Es geht den Sternforschern so, als wenn jemand ein Menschenbildnis machen wollte, dazu aber Bilder von Händen, Füßen, Kopf und den übrigen Gliedern benutzte, die einzeln betrachtet alle sehr schön sind, die aber an ganz verschiedenen Orten gezeichnet worden sind und durchaus nicht im richtigen Verhältnis zu ein und demselben Körper stehen. Dabei käme eine arge Mißgestalt heraus statt eines Menschenbildes.

Nichts anderes als dieser Zustand der Sternforschung, so erklärt Kopernikus, habe ihn bewogen, nunmehr emsig nachzuforschen, ob nicht schon wissenschaftliche Lehren ausgesprochen worden seien, die die Bewegungen der Weltkörper anders erklären, als es die herrschenden Schulmeinungen tun. Bei mehreren Gelehrten des Altertums habe er die Ansicht gefunden, daß sich die Erde bewegt. So habe auch er sich das Recht genommen, von dieser Annahme auszugehen. Mit vielen und lange fortgesetzten Bemühungen sei es ihm dann gelungen, auf Grund dieser Annahme das wahre Bild von der allgemeinen Verfassung des Weltbaues zu gewinnen. Es sei ein Bild, in dem kein einzelner Teil anders gestaltet werden könne, ohne daß das wohlgeordnete Gefüge des Ganzen zerfalle. Er zweifle nicht, daß geistreiche und gelehrte Sachkenner bei gründlicher Prüfung seinen klaren Beweisen zustimmen würden. Dummdreiste Schwätzer aber, die etwa auf Grund falsch gedeuteter Bibelstellen ihn angreifen sollten, verachte er.

*

Kopernikus wird die Vorrede im Jahre 1541 geschrieben haben. Er galt zu jener Zeit schon als einer der scharfsinnigsten Astronomen, und die Hauptgedanken seines neuen Weltbildes waren unter den Gelehrten längst bekannt geworden. Zu denen, die sich über den Umsturz der alten Weltansicht entrüsteten, gehörten damals namentlich die Führer des Protestantismus. Melanchthon schrieb im Herbste jenes selben Jahres 1541 in einem Briefe: einsichtige Regierungen sollten gegen derartige geistige Zügellosigkeit einschreiten. In Luthers Tischreden begegnen wir der Äußerung: „Es gehet jetzt also: Wer da will klug sein, der muß ihm etwas eigenes machen, das muß das Allerbeste sein, wie er's machet. Der Narr will die ganze Kunst Astronomiae umkehren! Aber wie die Heilige Schrift anzeigt, so hieß Josua die Sonne stillstehen und nicht das Erdreich." In Elbing, wo der Protestantismus zeitig Fuß gefaßt hatte, ist um 1531 herum die neue Lehre des ermländischen Domherrn Kopernikus, der im benachbarten Frauenburg lebte, bei einem Fastnachtsumzug öffentlich verspottet worden.

Drei Einwände waren es, die von Melanchthon und den übrigen Gegnern der Kopernikanischen Lehre immer wieder geltend gemacht wurden: Alle Tage könne man sich durch den Augenschein davon überzeugen, daß der Himmel und die Gestirne sich bewegen, die Erde aber feststehe. Tausend und nochmals tausend

Jahre lang hätten denn auch alle Männer der Wissenschaft an dieser Wahrheit festgehalten. Etwas anders zu behaupten, stehe obendrein in Widerspruch zu den Lehren der Heiligen Schrift.

Man kann die Geschichte menschlicher Erkenntnis und menschlicher Gesittung als einen unaufhörlichen Befreiungskampf auffassen, in dem zwei Gegner sehr mächtig sind: der ungeprüfte Sinnenschein, den wir so gern uns einleuchten lassen und der den Menschen doch beständig in verhängnisvolle Irrtümer über die Welt, über die andern und über sich selbst verstrickt — und die Scheinautoritäten, hinter denen unsere Feigheit, Faulheit und andere Schwäche Versteck suchen und deren Machtanspruch sich nur auf träge Gewöhnung oder irrenden Glauben stützt. Was Kopernikus leistete, ist einer der mächtigsten Schläge, die in diesem Befreiungskampfe jemals von einem einzelnen geführt worden sind. Es wäre aber falsch, zu glauben, daß die Wucht dieses Schlages sich in den nahezu vier Jahrhunderten seit dem Erscheinen des Buches „De revolutionibus" bereits völlig ausgewirkt hätte.

Sicherlich gibt es niemanden mehr, der in der Kopernikanischen Lehre eine Gefahr für frommen Glauben erblickt. Das Werk des Kopernikus wird seit dem Jahre 1835 auch nicht mehr in der Liste der verbotenen Bücher genannt, in die es aufgenommen worden war, als die römische Kirche im Frühjahr 1616, in den Tagen Galileis, die Kopernikanische Lehre für schriftwidrig erklärt hatte, bis sie verbessert worden wäre. Mit Zweifeln an der Drehung und Bewegung der Erde plagen sich heute höchstens noch schrullenhafte Sonderlinge. Aber ist es nicht so, daß wir alle sozusagen noch vorkopernikanisch leben? Oder haben wir wirklich aufgehört, die Erde und uns selbst für die Mitte der Welt zu halten, um die sich alles dreht?

Wir glauben ja zu wissen, daß es anders ist, kämen freilich in Verlegenheit, sollten wir die Kugelgestalt der Erde, ihre Drehung und Bewegung einem Zweifler beweisen. Die Erde als eine frei im Weltraum schwebende Kugel und als einen unbedeutenden Begleiter der Sonne zu denken, die Sonne als Stern unter unzähligen anderen Sternen aufzufassen, das geht auch heute noch über die Fassungskraft der meisten Zeitgenossen hinaus. Man läßt sich gefallen, daß es in den Schulen so gelehrt wird. Im übrigen denkt man nicht daran. Welchen Anlaß hätte man auch dazu?

Das Eigentliche aber liegt jenseits des bloßen schulmäßigen Verstehens, ist auch zum Glück nicht durchaus abhängig von ihm. Weltgefühl und Selbstgefühl, Frömmigkeit und Sittlichkeit des Menschen müssen sich wandeln, wenn er allen Ernstes aufhört, den Sternhimmel für die bloße Umgebung der Erde zu halten und sich selbst für den Herrscher im Weltmittelpunkt — wie es alle Menschheit vor Kopernikus getan hat. Kopernikus war die entscheidende Persönlichkeit, die auf der Wende zwischen zwei Abschnitten der menschlichen Geschichte stand. Die Menschen nach ihm sehen sich auf einem bescheideneren Platze im Weltgebäude und im Weltplan als die Menschen vor ihm. Der Mensch, dem es beliebte, die Erde „Welt" zu nennen, sieht sich nun abgelöst vom Ankergrunde der Weltallsmitte,

sieht seine Wohnstätte als ein Schifflein auf den Wogen ungewisser Unendlichkeit treiben. Es gibt für ihn keinen durchaus ruhenden Ort in der Welt mehr, auf den sich alles Bewegen bezöge, das Oben und Unten, Himmel und Hölle. So bricht ihm allmählich auch alte Glaubensform. Er wird eigene Wurzeln in die Tiefe strecken müssen. Es wird mehr Mut und mehr Selbstverantwortung von ihm gefordert werden. Eine neue Demut erwartet ihn, tiefere Schau in das Dunkel des Wunders Welt, eine neue Brüderlichkeit im Angesicht eines Weltenurhebers, den im Räumlichen aller Himmel zu suchen sich das Gemüt des Frommen nun endgültig versagen muß.

*

Der größte unter den Vorläufern des Kopernikus, Aristarch von Samos, hat schon eintausendachthundert Jahre vor Kopernikus die klare Überzeugung gehabt, daß die Erde sich um ihre Achse dreht und die Sonne umkreist. Sein Zeitgenosse, der fromme Philosoph Kleanthes, war darüber so entrüstet, daß er öffentlich gegen die Gottlosigkeit auftrat, die „den heiligen Herd des Weltalls verrücke". Schon seit dem fünften Jahrhundert vor Christus haben griechische Denker Versuche gemacht, sich vom Sinnentrug des geozentrischen Weltbildes (das die Erde als Weltmitte annimmt) freizumachen. Wenn der heliozentrische Gedanke (daß die Erde und die Wandelsterne um die Sonne kreisen) nicht durchdrang und schließlich völlig vergessen wurde, so lag das hauptsächlich an der Bedeutung, die die Lehren des Aristoteles gewonnen haben. Aristoteles meinte, die Erde müsse notwendig die Mitte der Welt einnehmen, denn sie bestehe aus den schwersten Grundstoffen. Dauernde kreisförmige Bewegung sei an irdischen Stoffen nirgends wahrzunehmen, deshalb könne auch der Erde keine kreisförmige Bewegung zukommen.

Im zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung schuf der Alexandriner Ptolemaios ein großes Lehrbuch, das die gesamte Himmelskunde seiner Zeit umfaßte. Es ist die „Große Zusammenstellung", deren griechischer Name in der arabischen Verstümmelung „Almagest" im Abendland gebräuchlich geworden ist. Dieses Lehrbuch hat als eine Art wissenschaftliche Bibel bis auf die Tage Kopernikus' und Keplers die Sternkunde beherrscht, fast anderthalb Jahrtausende lang. Nur ein so starker, in sich selbst gefestigter Geist wie der des Kopernikus konnte es wagen, vom Gedanken der doppelten Erdbewegung aus ein Werk zu schaffen, das den „Almagest" seinem ganzen Umfange nach ersetzen und beseitigen sollte und dies auch zu leisten vermochte.

Völlig im Sinne der Aristotelischen Philosophie erklärt Ptolemaios: Obgleich die Sonne, der Mond und die Wandelsterne bei ihren Umläufen an unserem Himmel mancherlei kleine und auch sehr beträchtliche Abweichungen von der stetigen Kreisbewegung zeigen, so muß man doch von der Voraussetzung ausgehen, daß alle diese Bewegungen nur aus gleichförmigem Fortschreiten in Kreisen zustande kommen, „weil nur diese Bewegungen der Natur der göttlichen Wesen entsprechen".

Die kugelförmige Erde, obwohl winzig gegenüber der Sphäre (der Kugelschale) des obersten Himmels (der die Fixsterne trägt), ist dennoch ihrer Natur nach der ruhende Mittelpunkt der Welt; eine Drehung kann der Erde unmöglich zugeschrieben werden, weil dann ihr festes Gefüge sich auflösen müßte und ihre Teile in die Weite der Welt hinausgeschleudert werden würden.

Kopernikus erwidert: Mit welchem Rechte dürfen wir von vornherein die unbedingte Behauptung aufstellen, daß gerade der Erde als Weltkörper *nicht* kreisförmige Bewegungen von Natur und somit ein für allemal innewohnen? Und wenn schon das Gefüge der Erde den täglichen Umschwung nicht sollte ertragen können, wieviel weniger dürften wir dann für möglich halten, daß das unermeßliche Himmelsgewölbe in der gleichen Frist, also mit ungeheuer viel schnellerer Bewegung seiner Teile, kreisen kann, ohne zerrissen zu werden?

Wie in den Grundannahmen, so in allen Einzelheiten stellt Kopernikus die Denkfehler und die Schwächen der überkommenen Lehre ins Licht. Glied um Glied schließt sich die Kette seiner Begründungen aneinander, wieso seine Annahmen ungleich wahrscheinlicher und einfacher sind und zu einem harmonischeren Gesamtbilde der Welt führen: daß die kugelförmige Erde sich um ihre Achse dreht und so die Erscheinung eines stetigen täglichen Umschwungs aller Himmelskörper hervorruft — daß die Erdachse mit ihren Bewegungen auch jene kleinen Verschiebungen am Sternhimmel erzeugt, die man das Rückschreiten des Frühlingspunktes (die Präzession) nennt — daß der Umlauf der Erde um die Sonne es ist, der im scheinbaren Lauf aller anderen Wandelsterne die auffälligen Unterbrechungen des Fortschreitens (die Rückläufigkeiten) bewirkt — daß die Wandelsterne gleich der Erde ihre Bahnen um die Sonne beschreiben — daß man aus den Wirkungen des Erdumlaufs auf den Anblick der Planetenbahnen, das heißt aus den Winkelbeträgen der Rückläufigkeit, berechnen kann, wie groß die Bahnen der einzelnen Wandelsterne im Vergleich zur Erdbahn sind — daß man bei allen Ortsmessungen am Himmel von den Fixsternen ausgehen müsse, als Maß der Zeit aber die ewig gleiche tägliche Kreisschwingung des Erdballs zu benutzen habe.

Das Buch des Kopernikus läßt keine Lücke im Aufbau der Gedanken offen. Manchen Kunstgriff des Rechenhandwerks weiß Kopernikus im Fortgang der Arbeit selbständig zu verbessern. Die Darstellung bezwingt. Es ist kein Wort zu viel und keines zu wenig. Die Redeweise ist ganz und gar sachlich. Sie hat keinen Überschwang. Von der Aufblähung mit großen Worten und übersteigerten Gefühlen und Urteilen — die damals üblich war — hält sie sich ganz frei. Aber die streng gebändigte Leidenschaft des unbestechlichen Wahrheitsuchers erfüllt sie mit einer edlen Wärme.

*

Die Lehre des Ptolemaios war in jahrhundertelanger Entwicklung aus jener Vorstellung der Pythagoreer hervorgegangen: daß die Bewegungen der Gestirne

in himmlischen Sphären (Kugelschalen) erfolgen, die, kristallgleich durchsichtig, um die Erde kreisen. Der Kern seiner astronomischen Bewegungslehre läßt sich vereinfachend so beschreiben: Der obersten Sphäre (dem Fixsternhimmel) ist der tägliche Umschwung eigentümlich. Dieser Umschwung überträgt sich auf alle anderen Sphären. Die Bewegungen der Wandelsterne sind aus gleichförmigen Kreisbewegungen zusammengesetzt. Jeder Planet hat einen Laufkreis (Epizykel) und einen Leitkreis (Deferenten). Die jedem Planeten zugehörende Kugelschale ist, gleichsam von ihrer Innenwand zu ihrer Außenwand, dick genug, daß der Laufkreis im Raum dieser Schalendicke oder Schalenbreite Platz hat; der Leitkreis aber umspannt, in der Planetenschale liegend, deren ganzen Umfang. Während der Planet beständig im Laufkreise wandert, wird der Laufkreis durch seinen Mittelpunkt auf dem tragenden Kreise um die ganze Sphäre herumgeführt. Die zusammengesetzte Kreisbewegung des Planeten, die auf solche Weise zustande kommt, kann man sich mit einem Vergleich deutlich machen: Ein Rad werde in einem Kreise umgetrieben; ein Punkt des Radreifens, dem Planeten entsprechend, beschreibt dann einen Weg, der aus dem Zusammenwirken zweier Kreisbewegungen entsteht, nämlich der Bewegung um die Radnabe und der Bewegung um den Mittelpunkt der Radbahn. Um den Vergleich auf die Planetenbahnen zu übertragen, muß man sich das Rad flachliegend denken, so daß seine Ebene mit der Ebene des Kreises, der den Radmittelpunkt weiterführt, nahezu zusammenfällt.

Je genauer die Bewegungen des Mondes und der anderen Gestirne am Himmel gemessen wurden, desto schwieriger wurde es, sie mit einem Bewegungsgefüge solcher Art zu beschreiben. Schon Ptolemaios konnte mit einem einfachen Kreispaar für jeden Planeten nicht auskommen. Neben anderen Hilfsannahmen mußte er namentlich weitere, kleinere Laufkreise ersinnen, für die jeweils der nächst größere Laufkreis die Rolle eines Leitkreises spielte. Es ergab sich, nach Ptolemaios' eigenen Worten, ein „überaus verworrenes Ineinandergreifen von Umschwüngen." Außerdem mußte Ptolemaios nach dem Beispiel seines großen Vorläufers Hipparch annehmen, daß die Mittelpunkte der Leitkreise keineswegs mit dem Ort der Erde zusammenfallen, sondern daß die Erde mehr oder minder weit von diesen verschiedenen Mittelpunkten entfernt stehe (exzentrisch sei). Im Laufe der Jahrhunderte mußten sich die Astronomen entschließen, immer neue kleine Hilfskreise in das Bewegungswerk dieser Lehre einzuschalten. Aber dennoch wollte die Lehre (die Theorie) und die Vorausberechnung mit ihr nicht zur Beobachtung und zur Wirklichkeit stimmen. Nicht einmal mit der Festlegung des Sonnenjahres, geschweige des verwickelten Mondlaufes kam man so weit zurecht, wie es das Lebensbedürfnis, ein dauernd zuverlässiger Jahres- und Festkalender, erfordert hätte.

So hat denn schon mancher tüchtige Astronom vor und neben Kopernikus gezweifelt, ob man je mit der Ptolemäischen Lehre völlig zurechtkommen werde. Ein Streit kam hinzu. Um 1500 hatten die Humanisten gerade begonnen, in der

gelehrten Welt die Kenntnis der unverfälschten Schriften des griechischen Altertums zu verbreiten; man hatte sie bis dahin höchstens in lateinischen Übertragungen aus dem Arabischen, arg verdorben, gekannt. Nun wurde man auf einen Widerspruch zwischen der Lehre des Ptolemaios und der des Aristoteles aufmerksam. Aristoteles aber war im Mittelalter eine kirchlich geheiligte Autorität geworden — so sehr, daß Lehrer an Hochschulen noch bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts auf die Philosophie des Aristoteles vereidigt wurden, ehe sie die Lehrerlaubnis erhielten. Aristoteles hatte behauptet, daß die Erde selbst den Mittelpunkt der himmlischen Kreisbewegungen bilden müsse; seit Ptolemaios aber war eine exzentrische Stellung der Erde angenommen worden. So hub ein Streit zwischen den ptolemäisch und den rein aristotelisch Gläubigen an.

Das ist der Zustand der astronomischen Wissenschaft und der Widerstreit der Ansichten gewesen, als Kopernikus heranwuchs. Daraus entnahm auch er den Anlaß zu zweifeln. Aber er wurde der erste, der nicht im Zweifeln befangen blieb, sondern ein klares Nein fand. Und er war es, der ohne viel Aufhebens, in stiller Selbstverständlichkeit, den Entschluß durchführte, den sein Jahrhundert als ungeheuerlich, als tollkühn-vermessen, wenn nicht als ruchlos empfinden mußte, den Entschluß, an die Stelle eines jahrtausendalten wissenschaftlichen Glaubens eine neue wissenschaftliche Wahrheit zu setzen.

Es ging freilich auch bei Kopernikus nicht ganz ohne Hilfskreise nach Art der alten Laufkreise (Epizykeln) ab. Und Kopernikus, in aristotelischem Denken erzogen, vermochte sich dem Bann der philosophisch-religiösen Vorstellung nicht zu entziehen: daß der Vollkommenheit des göttlichen Himmels nur gleichförmige Bewegungen in Kreisen gemäß seien. Auch war es für ihn noch unmöglich, über ein meisterliches Wahrscheinlichmachen hinaus zu schlüssigen, unwiderleglichen Beweisen zu gelangen. Offenbar ist er sich, bei aller Festigkeit seiner wissenschaftlichen Überzeugung, der Mängel in dieser Hinsicht auch durchaus bewußt gewesen. In überlegener Beherrschung seines schwierigen Forschungsfeldes erkannte er die ihm gesteckten Grenzen. Er wußte, daß erst aus vielen neuen, verfeinerten Beobachtungen des Gestirnlaufs — wie sie zwei Menschenalter nach ihm Tycho Brahe gewann — weitere Erkenntnisse hervorgehen könnten. Seinem Schüler Rheticus gegenüber beklagte er, daß seine Lage so viel ungünstiger war als die des Ptolemaios. Der hatte weit zurückliegende gute Beobachtungen des Hipparch, des Timocharis und des Menelaus verwerten können. In den Jahrhunderten vor Kopernikus aber, das ganze Mittelalter hindurch, war die astronomische Beobachtungskunst völlig vernachlässigt worden. Man vertraute blindlings den Lehren der Alten. An ihrer Autorität zu zweifeln, wäre Frevel gewesen. Kopernikus wehrte auch dem Ungestüm des Rheticus, der aus den Beobachtungen gern mehr abgeleitet hätte, als sie ihrem Genauigkeitsgrade nach hergeben konnten. Die Genauigkeit der Beobachtungsangaben des Ptolemaios überschätzte Kopernikus allerdings. So kam er zu falschen Annahmen über unregelmäßige Veränderlichkeit

zweier wichtiger astronomischer Größen, der Neigung der Erdachse zur Erdbahn und des „Rückschreitens" (der Präzession). Seine eigene astronomische Beobachtungstätigkeit war nicht sehr ausgiebig, das Klima seines Hauptwohnsitzes Frauenburg auch sehr ungünstig dafür. Sein Beobachtungsgerät war sehr einfach, von ihm selbst angefertigt.

Es mindert die Größe des Kopernikus nicht, daß er einzelne aristotelische Vorurteile beibehielt und daß er Entscheidendes zur Sicherung und zum Beweis der neuen Weltansicht den Späteren, Kepler, Galilei und Newton, überlassen mußte.

*

Die Zeitverhältnisse und die persönlichen Lebensumstände des Kopernikus waren der Entfaltung eines zur Selbständigkeit veranlagten Geistes günstig. Die kühnen Entdeckungsfahrten auf dem vermeintlichen Westweg nach Indien belebten und weiteten das irdische Blickfeld. Der junge Buchdruck beschwingte den geistigen Austausch. Mannigfache Strebungen suchten das bequeme Hangen am Alten zu überwinden. Von Männern wie Erasmus und Reuchlin ging jugendlich frischer Antrieb aus, den geistigen und künstlerischen Kräften des Altertums unmittelbar gegenüberzutreten. Ein ungeahnt reiches und tiefes, dabei quellstarkes Leben tat sich da auf. Freilich strömte daneben auch verführende Verworfenheit des Spätaltertums in das Denken und Leben der Zeit ein; und begieriger als je schöpften Weise und Toren aus den trügerischen Erkenntnisquellen des verhängnisvollsten Menschheitswahnes, der Astrologie. Im kirchlichen Leben traten leidenschaftliche, auf Säuberung gerichtete Spannungen hervor. Verweltlichung und Käuflichkeit waren allgemein geworden, und die schlimmste Fäulnis drang von oben her vor; in die italienische Studienzeit des Kopernikus fielen die schändlichen Regierungsjahre eines Rodrigo Borgia als Papst Alexander VI., in seinen reifen Mannesjahren sah er das Werden der lutherischen Reformation.

In dem von deutschen Kolonisten gegründeten Thorn geboren, wuchs Kopernikus in einem Siedlungslande auf, in dem Deutsche und Polen vielfältig um den Vorrang wetteiferten und stritten. Von der Lebensmitte an war das ostpreußische Ermland seine Heimat, ein kirchliches Gebiet, das zwischen vier kämpfenden Gruppen eingekeilt und mit ihnen mannigfach verwoben war: der polnischen Landeshoheit, dem um seinen Bestand kämpfenden Deutschen Orden, den auf ihre Vorrechte eifersüchtigen reichsfreien Städten des Gebiets und den um Sonderrechte und Deutschtum besorgten Landständen (dem eingesessenen Adel). In die aus diesen Verhältnissen entstehenden Wirren hatte Kopernikus oft mitverantwortlich einzugreifen.

Kopernikus kam aus begüterter Familie. Jede Bildungsmöglichkeit der Zeit stand ihm offen. Äußerlich war sein Leben vollkommen gesichert. Er konnte das von Pflichten nicht sehr beschwerte, fast edelmännische Leben eines Domherrn

(Kanonikus) eines reichen Domstifts führen. Der Ansporn der „heiligen Armut" — wie sich Kepler einmal, abseits seiner bittern Klagen über Nöte, ausdrückt — trieb ihn nicht voran. Aber Kopernikus erlag der Verführung zu geistiger Bequemlichkeit nicht.

*

Nikolaus Kopernikus' Vater (und wohl schon der Großvater) verdankte seine Wohlhabenheit Waren- und Geldgeschäften auf Grund weitreichender und bedeutender Verbindungen. Er war von Krakau, das damals noch eine vorwiegend deutsche Stadt war, zu einer Zeit nach dem rein deutschen Thorn ausgewandert, als die Deutschen Krakaus wachsender Bedrängnis durch die Polen ausgesetzt waren. Der Familienname wurde, auch vom Astronomen, in der Regel Coppernic, Koppernigk und ähnlich geschrieben (als Gelehrtenname: Coppernicus, später Copernicus). Der Name deutet darauf hin, daß die Familie, dem allgemeinen deutschen Siedlungszuge ostwärts folgend, aus dem mittelschlesischen Ort Köppernig (Kreis Neiße) nach Krakau gekommen ist. Nach den eingehenden Untersuchungen Leopold Prowes und namentlich Georg Benders ist sicher, daß ein anderer Ursprung nicht in Frage kommt, ferner: daß der Ort zu der Zeit, als es üblich wurde, Familiennamen nach dem Namen des Heimatortes zu bilden, schon seit langem rein deutsch war. Der Ursprung des Dorfes Köppernig freilich ist unbekannt, der Name ist sicher polnisch (er hängt seiner Bedeutung nach mit „Fenchel" zusammen"): Koprnih. Die Familie Koppernik verwendet ihn aber stets in ganz unpolnischer, deutscher Schreib- und Sprechweise. Kopernikus hat auch, soweit er sich nicht der lateinischen Gelehrten- und Kirchensprache bediente, nur deutsch geschrieben: in Briefen und einem größeren Gutachten über das Münzwesen. Er war als Studierender in Bologna Mitglied der deutschen Landsmannschaft, obwohl dort auch eine polnische bestand. Anzeichen dafür, daß er sich je als Pole gefühlt hätte, lassen sich nicht nachweisen. Nur an einen Deutschen und deutsch Fühlenden konnte ein Brief gerichtet werden wie jenes Schreiben des Freundes Johannes Scultetus an Kopernikus zu einer Zeit, als dieser die Verwaltung Allensteins und seine Verteidigung gegen drohende Belagerung durch den Deutschen Orden zu leiten hatte; Scultetus ermahnt Kopernikus, bei der Wahl eines neuen Schloßhauptmanns nur ja vorsichtig zu sein, keinesfalls einen Polen zu nehmen und am besten gar keinen Polen ins Schloß einzulassen.

Gleichwohl feiern die Polen Kopernikus als den Ihren.

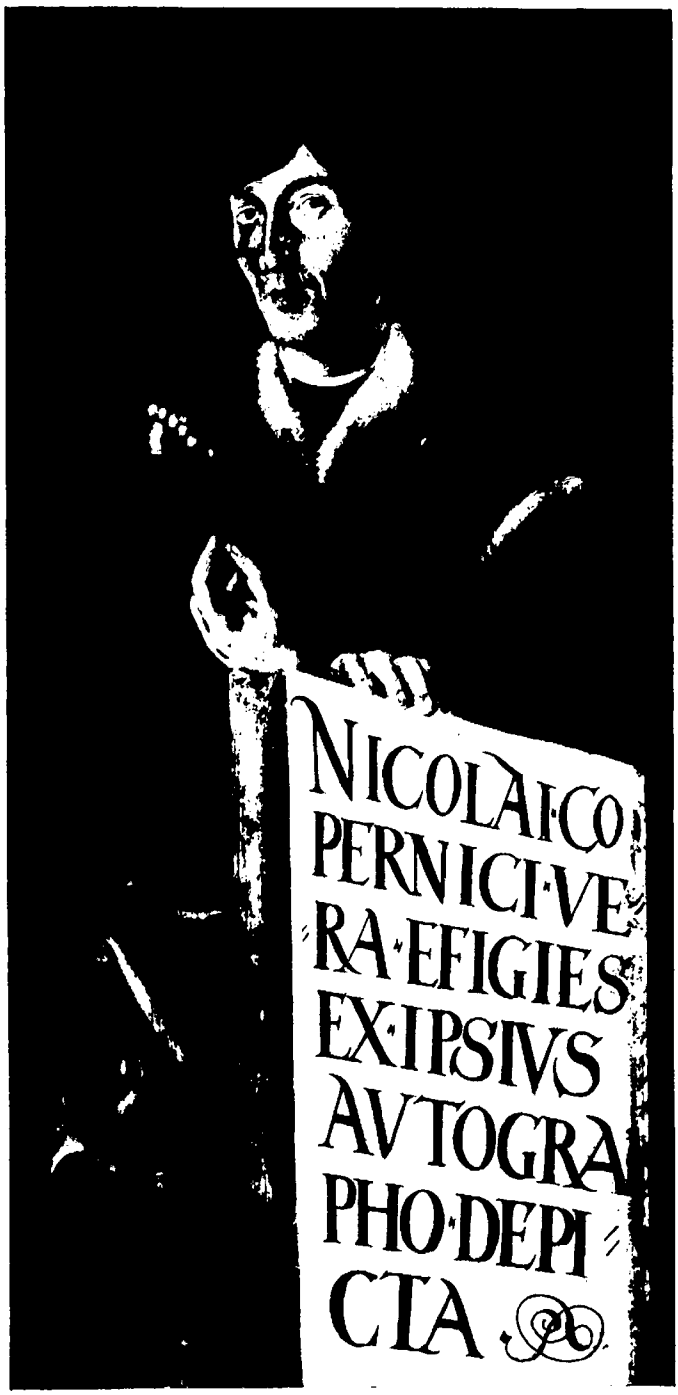
Auch für die mütterliche Familie nehmen die Polen zu Unrecht polnische Herkunft an. Die Mutter, Barbara, gehörte der wohl aus dem deutschen Westen ebenfalls über Schlesien nach Thorn gelangten und hier hoch angesehenen Familie Watzelrode (Watzenrode) an. Vielleicht war die Großmutter Kopernikus' mütterlicherseits, Käthe verwitwete Peckau, polnischen Geblüts. Aber auch diese Annahme polnischer Forscher hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich.

Über Kopernikus' Leben und persönliche Schicksale haben sich nur spärliche Mitteilungen erhalten. Erst einige Menschenalter nach seinem Tode wurde offenbar, was er in seinem Werke der Menschheit gegeben hatte. Als dann Gassendi (1654) die erste ausführlichere Lebensbeschreibung versuchte, konnte er sich nur an ziemlich spärliche Unterlagen halten, von denen Wesentliches seitdem ganz verlorengegangen ist. Was in neuer Zeit aus Archiven zu Tage gefördert worden ist, sind fast nur Notizen, aus denen ziemlich allgemeine und nicht immer sichere Folgerungen abzuleiten sind.

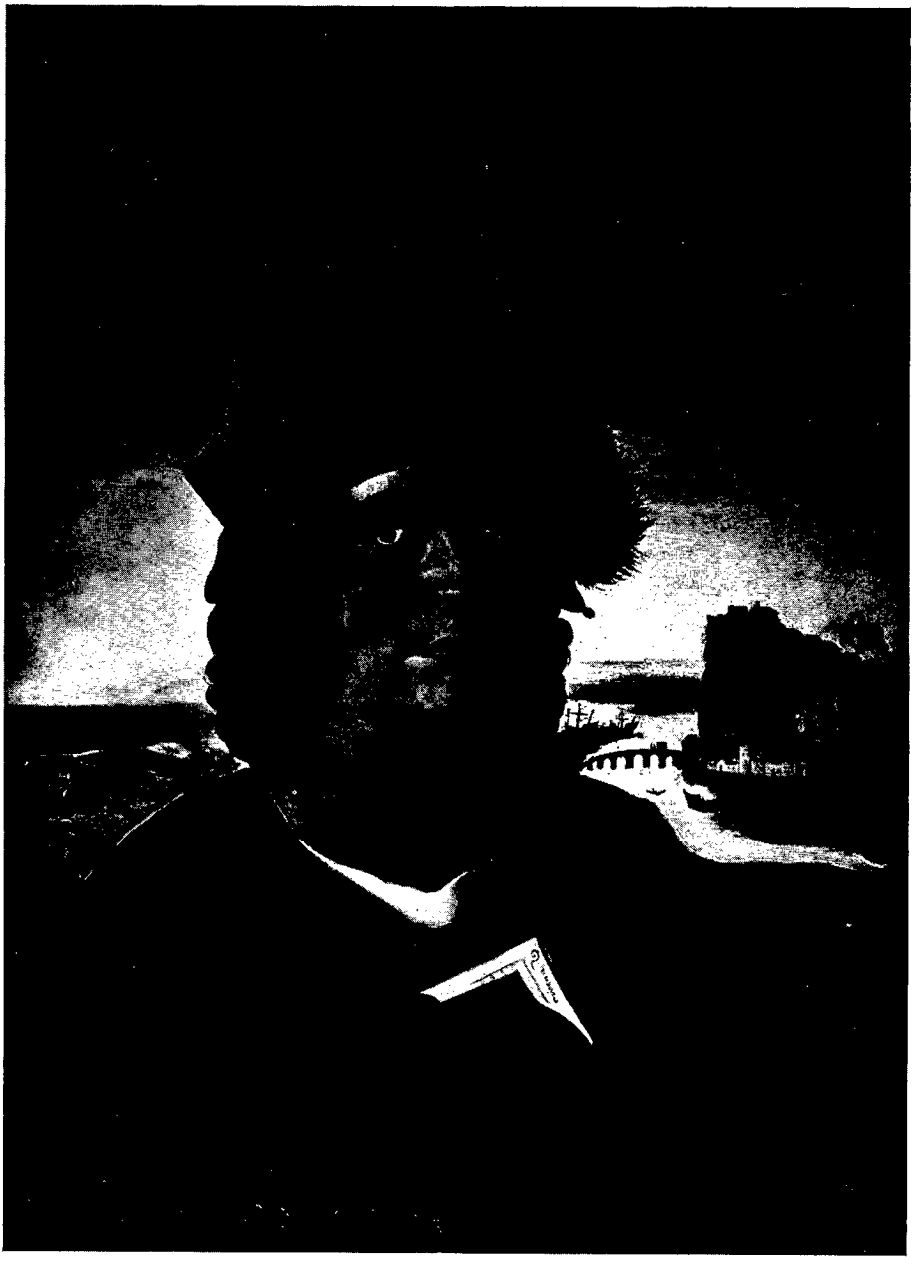
Kopernikus wurde zu Thorn als jüngstes von vier Geschwistern am 19. Februar 1473 geboren. Mit zehn Jahren verlor er den Vater. Der Oheim Lukas Watzelrode, nachmals Bischof von Ermland, betreute den Bildungsgang Nikolaus' und seines Bruders Andreas.

Achtzehnjährig bezog Nikolaus Kopernikus die Jagellonen-Hochschule zu Krakau, die damals in hoher Blüte stand und weit über tausend Studierende gehabt haben soll. In Krakau, der Heimatstadt des Vaters, wo ihm noch Verwandte lebten, hat Kopernikus vom Herbst 1491 bis zum Frühjahr 1495 der sogenannten Artistenfakultät angehört (in der die allgemeinen Wissenschaften, die „freien Künste" gelehrt wurden). Hier wird er die Grundlage für seine vortreffliche Beherrschung der lateinischen Sprache gewonnen haben. Sicher haben sich ihm bereits hier die entscheidenden Zweifel an der herrschenden astronomischen Lehre herausgebildet. Er hatte ausgezeichnete Lehrer der Mathematik: Johannes von Glogau, Michael von Breslau, vor allem aber Albert Brudzewski. Den vollständigen „Almagest" wird er erst viel später in die Hand bekommen haben, zunächst haben ihm die Lehrbücher des Sacrobosco, Peurbachs und Müllers von Königsberg i. Pr. (Regiomontanus) die Kenntnis der Ptolemäischen Lehre vermittelt. Brudzewski wird ihn mit den ersten Zweiflern bekannt gemacht haben: Alfons X. von Kastilien, Oresmius, Albert von Sachsen, Nikolaus von Kues, dem Aristoteliker Averroës. Brudzewski selbst wies namentlich auf die Unstimmigkeiten in der Lehre von den Bewegungen des Mondes hin; und am stärksten wird seine Anschauung von der unendlichen Weite des Fixsternhimmels gewirkt haben. Hier in Krakau ist Kopernikus auch in die astronomische Beobachtungskunst eingeführt worden; die älteste bekanntgewordene seiner Himmelsbeobachtungen fällt ins Frühjahr 1493; sie bezieht sich auf den Mond.

In jenen Jahren warb zu Krakau der jugendliche Laurentius Corvinus für den Humanismus. Schwerlich ist Kopernikus demgegenüber gleichgültig geblieben. Der Streit zwischen Altem und Neuem bewegte die Hochschule stark. Die Verteidiger des Alten (die Scholastiker), für die die ohnehin als streitlustig berufenen ungarischen Studierenden heftig Partei ergriffen, meinten, die Aufnahme griechischer Quellenstudien sei nicht viel besser als Rückfall ins Heidentum. Die Deutschen hielten sich zum Neuen. Als Kopernikus Krakau verließ, war aber der Sieg des Alten entschieden; die Anhänger der freieren Bewegung verließen Krakau.



Nikolaus Kopernikus
Gemälde von Tobias Stimmer
an der aſtronomiſchen Uhr des Straßburger Münſters



Theophraſt Bombaſt von Hohenheim, gen. Paracelſus
Zeitgenöſſiſches Gemälde. Nancy, Gemäldegalerie

Für Kopernikus wird ohnehin kein Grund zum Bleiben gewesen sein. Es lag dem Oheim daran, ihn zunächst äußerlich dadurch zu sichern, daß er ihm eine Domherrnstelle verschaffte. Allerdings glückte dies erst nach einigen Jahren, wohl weil die Genehmigung des Kirchenregiments zu Rom zunächst versagt wurde.

Von 1496 bis 1500 finden wir Kopernikus als Studierenden des kirchlichen (kanonischen) Rechts und Mitglied der deutschen Landsmannschaft (der mit alten Vorrechten ausgestatteten Natio Germanorum) an der Universität Bologna. Hier fand er in Dominicus Maria de Novara einen ausgezeichneten Lehrer der Astronomie. Er trat ihm freundschaftlich nahe und nahm an seinen Himmelsbeobachtungen teil. Es beginnen selbständige Versuche zur Verbesserung der Mondrechnung, zur Bestimmung der Länge des Jahres in bezug auf die Fixsterne und in bezug auf die Jahreszeiten. Die entscheidenden Erwägungen über den Umlauf der Erde um die Sonne gewinnen eine vorläufige Form; man darf das aus Notizen in Sterntafeln schließen, die Kopernikus benutzte (und die später mit vielem andern als Kriegsbeute aus Preußen nach Schweden entführt worden sind).

Im Frühjahr des Jahres 1500, das um der glänzenden kirchlichen Jahrhundertfeier willen Ströme von Pilgern nach Rom führte, begab sich auch Kopernikus in die heilige Stadt. Wir wissen nicht, welchen Eindruck die ungeheuerlichen Gegensätze dieses Rom eines Alexander VI., aber auch eines Bramante und Michelangelo, auf Kopernikus gemacht haben. Die einzige Überlieferung ist, daß Kopernikus während seines einjährigen Aufenthalts astronomische Vorträge gehalten habe.

Im Sommer 1501 ist Kopernikus, nun schon seit einigen Jahren Kanonikus des Domstifts Frauenburg, in der Heimat. Er erbittet Verlängerung des Studienurlaubs. Sie wird gewährt, damit die Rechtsstudien abgeschlossen und medizinische durchgeführt werden können. Bereits im Herbst 1501 beginnt das neue Studium zu Padua, der damals berühmtesten Lehrstätte der Heilwissenschaft. Unter den bedeutenden Persönlichkeiten, die hier wirkten, scheinen besonders Lucas Gauricus als Astronom und Marcus Mussurus als Lehrer der griechischen Sprache, vor allem aber Nicolaus Leonicus Tomeus als Vermittler der griechischen Philosophie und des griechischen Schrifttums Einfluß auf die Entwicklung des Kopernikus gewonnen zu haben. Über seine medizinischen Studien wissen wir nichts. Die Würde eines Doktors des kanonischen (kirchlichen) Rechtes erwarb er am 31. Mai 1503 zu Ferrara.

1504 endete die Lehr- und Wanderzeit.

Es folgten acht Jahre Aufenthalt im reizvoll gelegenen Schlosse zu Heilsberg, am Bischofssitz. Das Domkapitel hatte Kopernikus zu persönlichen Diensten des Bischofs, seines Oheims, beurlaubt. Das Auskommen mit dem rechtlichen, aber düsteren und höchst eigenwilligen, stark in die politischen Händel verstrickten

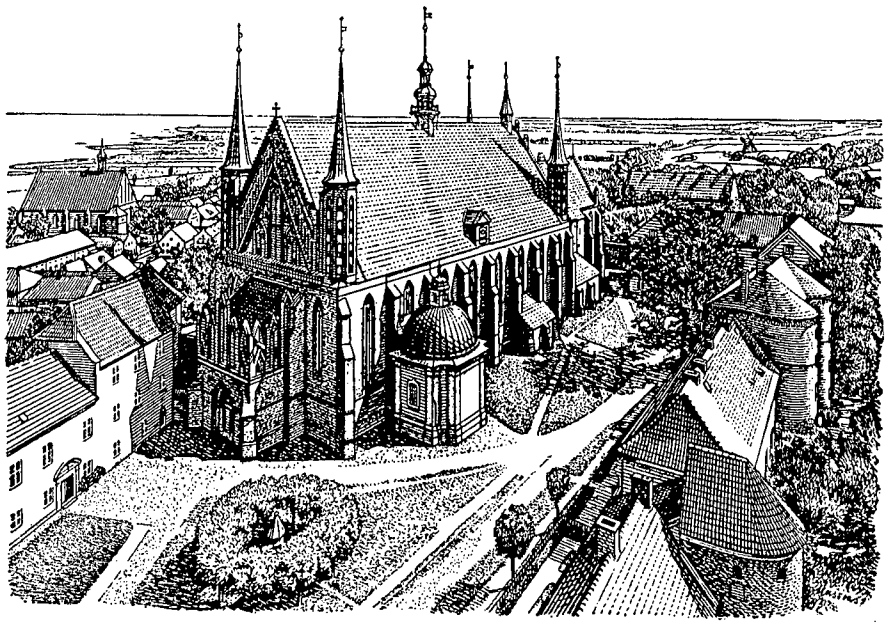
Manne mag nicht leicht gewesen sein. Doch gewährten die Jahre reichliche Muße; es entstand eine erste, noch unvollkommene Niederschrift der neuen Weltansicht, der „Commentariolus", nur für die Freunde bestimmt. Der Gedanke der Exzentrizität ist darin — außer für die Erde — noch nicht durchgeführt, Epizykel spielen eine größere Rolle als später, die Bewegung der Knotenlinien wird noch nicht berücksichtigt, kurz: es ist eine Vorform der neuen Lehre. Erst in den Jahren zwischen 1515 und 1532 entsteht allmählich das Hauptwerk, nicht in einem Wurf, sondern in doppeltem Anlauf; eine der Zeit zwischen 1515 und 1519 entstammende Niederschrift wird von 1523 an umgearbeitet. Aber bis in die letzten Lebensjahre hinein nimmt das Nachbessern und Neudenken kein Ende. Die Handschrift, die man dem Greise endlich abringt, hat so viele Abänderungen, Streichungen und Zusätze, daß sie dem Drucker gar nicht unmittelbar ausgeliefert werden kann. Sachkundige Freunde — wohl Rheticus und Osiander — müssen sie umschreiben.

*

Nach dem Tode des Oheims, Bischofs Lukas Watzelrode, 1512, siedelte Kopernikus für die letzten einundzwanzig Jahre seines Lebens endgültig nach Frauenburg über, zur Kathedrale, deren Kapitelmitglied er damals schon seit nahezu fünfzehn Jahren war. Der Frauenburger Dom ist ein massiger, ernster Backsteinbau. Er gilt als eines der hervorragendsten kirchlichen Bauwerke Ostdeutschlands. Von ihm aus öffnet sich südostwärts ein Ausblick in anmutige, wechselreiche Landschaftsformen; nordwestwärts gibt das Frische Haff einen weiten Meereshorizont frei. Es ist eine Stätte, die der inneren Sammlung und dem Ausreifen großer Gedanken wohl förderlich sein konnte. Kopernikus bezog Wohnung bei und in dem Nordwestturme der Wehrmauer; ein plattformartig erweiterter Teil der anschließenden Mauer konnte als Beobachtungsstätte benutzt werden.

Als Kanonikus hatte Kopernikus in allen Angelegenheiten des Domstifts mitzuentscheiden.

Dem 1260 gegründeten Domkapitel, das aus sechzehn Kanonikaten mit fünf Prälaturen bestand, gehörte ein Drittel vom Gebiet des Bistums Ermland. Der Bischof ging aus der Wahl des Kapitels hervor. Die allgemeine Gesetzgebung hatte das Kapitel im Einvernehmen mit dem Bischof zu regeln, in Dingen minderen Gewichts übte es die Hoheitsrechte selbständig aus. Seit einem Abkommen von 1479 war das Kapitel gehalten, nur eine dem König von Polen genehme Persönlichkeit an die Spitze des Bistums zu berufen. Die Rechtslage war jedoch nicht klar, weil diesem Abkommen die päpstliche Genehmigung versagt worden war. Der König aber strebte sogar danach, die unter seiner Schutzhoheit stehenden Teile des deutschen Preußen in eine polnische Provinz umzuwandeln. Dem Bistum gegenüber wollte anderseits der Hochmeister des Deutschen Ordens sich nicht damit abfinden, daß Ermland als einziges preußisches Bistum sich der



Frauenburg in Ostpreußen, wo Kopernikus 1512 bis 1543 als Domherr lebte

Oberhoheit des Ordens entzogen hatte. Im Jahre 1520 führten seine Ansprüche zu offenem Kriegszustande. Auch später, als der Hochmeister den langen Fehdezustand dadurch beendete, daß er (1525) das ostpreußische Ordensland in ein weltliches Herzogtum unter Lehnshoheit des Königs von Polen verwandelte, blieb die politische Lage des Bistums zwischen Polen und Ostpreußen schwierig, zumal Ostpreußen gleich den freien Städten sich der Lutherischen Reformation zugewendet hatte.

Kopernikus nahm schon unter Bischof Lukas häufig an Tagfahrten (Landtagen) und polnischen Reichstagen teil. Auch in der Folgezeit wurde er nicht selten als Vertrauensmann des Kapitels zu Verhandlungen und Tagungen abgeordnet. Von 1516 bis 1519 und wieder 1520/1521 war ihm die Verwaltung Allensteins und der Güter im südwestlichen Ermland übertragen. Es war ein Pflichtenkreis, der dem eines Landrats verglichen werden kann; dazu kam die Aufsicht über die Geistlichkeit des Bezirks. Die Allensteiner Jahre fielen in die Zeit besonderer Spannung zwischen dem Orden und Polen. Ermland, zwischen den streitenden Parteien gelegen, wurde von beiden Seiten her heimgesucht und litt unter räuberischen Einfällen, Brand und Plünderung. 1520, während Kopernikus in Frauenburg weilte, versuchte der Orden erfolglos einen Überfall auf die Kathedrale. Im Winter danach mußte Kopernikus das Schloß Allenstein in Verteidigungszustand setzen. Dann sehen wir ihn mit der Fürsorge für das verwüstete Land beschäftigt, um Wiedergewinnung weggenommener Gebietsteile bemüht, um

Ausgleich der Kriegsschäden, um Wiederbesetzung verlassener und zerstörter Bauernhöfe. Er muß sich für das Domstift um wirtschaftliche Einzeldinge, wie Flachsverkauf und Wachspreise, kümmern, muß Streitigkeiten der Kapitelmitglieder um die Verteilung der baren und sonstigen Einkünfte des Stifts schlichten helfen. In den Jahren langsamer Befriedung, 1523, wird Kopernikus eine Zeitlang Administrator des gesamten Bistums, da der Bischofsstuhl vorübergehend verwaist ist. Öfters zwischen 1511 und 1529 finden wir ihn in Domkirchenrechnungen als Kanzler des Domstifts genannt. In den späteren Jahren, etwa von 1531 an, scheinen die Beanspruchungen im Dienste des Kapitels fast ganz aufgehört zu haben; aber Briefe aus dem Jahre 1537 (an den Bischof Johannes Dantiscus) lassen erkennen, daß Kopernikus fortfuhr, lebhaften Anteil am öffentlichen Geschehen zu nehmen.

In den letzten Jahren vereinsamte er immer mehr, und manche Schatten fielen in sein persönliches Leben. In Glaubensdingen war mit neuen Bischöfen ein neuer Geist harter Unduldsamkeit eingezogen. Kopernikus selbst konnte das Vorgehen der Reformatoren nicht billigen, aber er konnte die Andersgläubigen weder verachten noch hassen. Daß er mit einem protestantischen Gelehrten (Rheticus) vertrauten Umgang pflegte, hat man ihm kaum verziehen. Die Gegensätze wirkten auch ins Persönliche hinüber. Kopernikus mußte Verdächtigungen erdulden und ließ sich nötigen, die Betreuerin seiner Greisenjahre, eine entfernte Verwandte, aus seinem Hause zu weisen.

Besondere Aufmerksamkeit wandte Kopernikus seit etwa 1519 einer Sonderfrage des öffentlichen Lebens zu, dem Münzwesen. Einem Wunsche der preußischen Stände folgend, legte er bei der Tagfahrt zu Graudenz 1522 eine deutsch geschriebene Denkschrift gegen die fortschreitende Verschlechterung der Münze vor und entwickelte darin Vorschläge zu durchgreifender Besserung. Vor allem tue Einheitlichkeit not und der Verzicht auf künstlichen Münzgewinn. Lange Jahre ziehen sich die Verhandlungen hin. Um 1527 liegt eine neue, lateinische Fassung der aus älteren Entwürfen hervorgegangenen Denkschrift von 1522 vor. Aber der Münzberechtigten sind zu viele: der König von Polen, der Deutsche Orden, die Freien Städte. Ein Ausgleich der widerstreitenden Interessen will nicht gelingen.

Als Arzt hatte Kopernikus großen Ruf. Einige von seiner Hand herrührende Niederschriften von Rezepten haben sich erhalten; sie entsprechen der wissenschaftlichen Zeitmeinung. Sonst wissen wir wenig über diesen Teil der Wirksamkeit des großen Mannes. Der zweite Studienurlaub war ihm mit der ausdrücklichen Begründung gewährt worden, daß seine medizinischen Studien dem Bischof und dem Kapitel zugute kommen sollten. Tüchtige Ärzte waren selten, zumal in so entlegenen Gegenden des Reiches. Noch in den letzten Jahren seines Lebens behandelte Kopernikus mit großer Umsicht den erkrankten Freund Tiedemann Giese, damals Bischof des Kulmer Landes, und auf Wunsch des Herzogs Albrecht einen Edelmann von Kunheim in Königsberg. Dem Bruder Andreas,

der pestkrank vom italienischen Studium heimgekehrt war und später — der Ansteckungsgefahr wegen von der Gemeinschaft des Kapitels ausgeschlossen — in Italien Rettung suchte, vermochte Kopernikus so wenig zu helfen wie andere.

*

Nikolaus Kopernikus' Tätigkeit als Mitglied des Frauenburger Domkapitels stellte gewiß hohe Anforderungen an Umsicht und Tatkraft, Erfahrenheit und Weltgewandtheit. Doch tritt diese vielseitige zeitgenössisch-bürgerliche Wirksamkeit ganz zurück gegenüber dem großen Lebenswerk, dessen Bedeutung über Jahrhunderte strahlt. Kopernikus' wissenschaftliche Lebensleistung erschöpft sich fast völlig in den Arbeiten für das Werk von den Bewegungen der Weltkörper. Was daneben noch reifte, ist nicht von Belang.

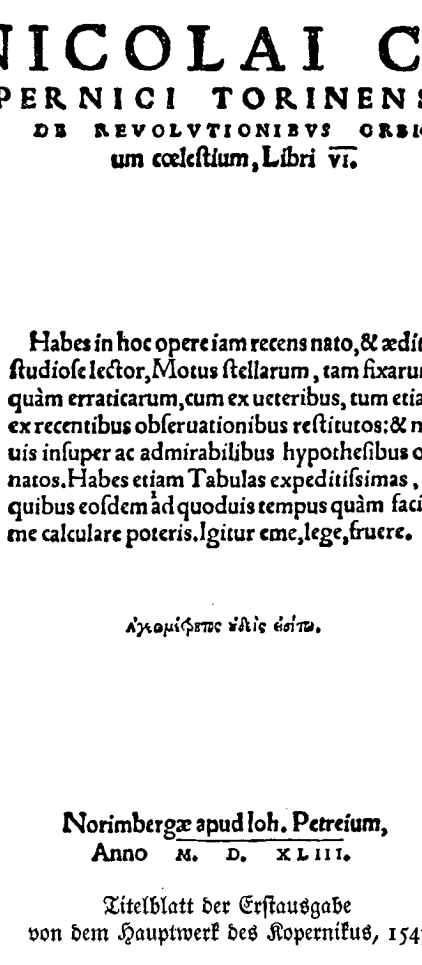
Einige Jahre vor 1509 hatte Kopernikus die noch unzulängliche erste Fassung des neuen Weltbildes, den „Commentariolus", niedergeschrieben. Das Ansehen, zu dem der junge Gelehrte dadurch in weiten Kreisen gediehen war, trug ihm die ehrende Aufforderung des Bischofs von Fossombrone, Paul von Middelburg, ein, er möge dem Fünften Lateranischen Konzil (1512—1517) Vorschläge für die Kalenderverbesserung einreichen. Kopernikus lehnte mit der Begründung ab, die astronomischen Grundlagen der Zeitrechnung seien noch zu unsicher. Gleichwohl fügte er der Ablehnung ein (uns nicht erhaltenes) Schriftchen mit ausführlicheren Erklärungen bei. Als hundertsiebzig Jahre später Gregor XIII. endlich die Reform durchführte, wurde ihr der von Kopernikus angenommene beste Näherungswert zugrunde gelegt, die Gleichsetzung von vierhundert natürlichen (tropischen) Jahren mit der Zeit von vierhundert Jahren des Julianischen Kalenders vermindert um drei Tage.

*

Der entscheidende Anstoß dazu, letzte Hand an das längst fertige Werk „De revolutionibus" zu legen und es für den Druck freizugeben, kam von einer Seite her, von der man das am wenigsten hätte erwarten sollen: von einem jungen Mitglied der lutherischen Universität Wittenberg, Joachim Rheticus. Der fünfundzwanzigjährige Professor der Mathematik reiste, wie er aus Posen an seinen Lehrer Schoner in Nürnberg schrieb, im Frühling 1539 eigens dazu nach Frauenburg, um sich zu überzeugen, ob der hohe Ruf des Kopernikus gerechtfertigt sei. Man wußte, daß im Jahre 1533 ein Bericht über die neue Lehre starken Eindruck auf den Papst Clemens VII. gemacht hatte. 1536, nicht lange vor seinem Tode, hatte der Kardinal Nikolaus von Schönberg eine dringliche Aufforderung an Kopernikus gesandt, er möge ihm eine Abschrift seines Werkes zugänglich machen, damit er ihm Förderung gewähren könne.

Kopernikus' menschliche und wissenschaftliche Persönlichkeit ruft die ganze jugendliche Begeisterungsfähigkeit des neuen Freundes wach. Rheticus verweilt

lernend mehr als zwei Jahre in Preußen. Die Anſichten ſeines großen Lehrers, deſſen Rang er nur mit dem des Ptolemaios ſelbſt zu meſſen weiß, überzeugen ihn völlig. Schon im Herbſt 1539 ſchickt er eingehenden Bericht über die Hauptpunkte der Kopernikaniſchen Lehre nach Nürnberg; im Herbſt gibt er den Bericht in Danzig zum Druck, unter dem Titel „Narratio prima de libris revolutionum".


NICOLAI CO-
PERNICI TORINENSIS
DE REVOLVTIONIBVS ORBIum cœleſtium, Libri VI.

Habes in hoc opere iam recens nato, & ædito, ſtudioſe lector, Motus ſtellarum, tam fixarum, quàm erraticarum, cum ex ueteribus, tum etiam ex recentibus obſeruationibus reſtitutos: & nouis inſuper ac admirabilibus hypotheſibus ornatos. Habes etiam Tabulas expeditiſsimas, ex quibus eoſdem ad quoduis tempus quàm facillime calculare poteris. Igitur eme, lege, fruere.

Ἀγεωμέτρητος μηδεὶς εἰσίτω.

Norimbergæ apud Ioh. Petreium,
Anno M. D. XLIII.

Titelblatt der Erſtausgabe von dem Hauptwerk des Kopernikus, 1543

Bald nach Rheticus' Heimkehr läßt Kopernikus ſein Werk durch Tiedemann Gieſes Vermittlung nach Nürnberg gelangen, wo der Druck vor ſich gehen ſoll. Die Handſchrift iſt ſpäter lange verſchollen geweſen. Sie wurde erſt in der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in der Noſtizſchen Majoratsbibliothek in Prag wiederaufgefunden. Seitdem wiſſen wir, daß das Werk bei dem ſchwierigen Zurechtmachen für den Druck nicht nur durch vielerlei kleinere Willkürlichkeiten und Änderungen entſtellt worden iſt, ſondern daß auch eine Anzahl weſentlicher Stellen der Handſchrift beim Druck ausgelaſſen worden ſind. Einzelnen Abweichungen merkt man an, wie ſelbſt denjenigen, denen der Druck des Buches zu treuen Händen anvertraut worden war, das Herz ob der Kühnheit des Neuen erſchrickt. Als Titel hatte Kopernikus anſcheinend nur die Worte „De revolutionibus" gewünſcht: „Über die Umläufe" (nämlich: am Himmel, oder: der Weltkörper); die tatſächlich gewählte Form „De revolutionibus orbium coelestium", das heißt „Über die Umläufe der Himmelskreiſe" (der Sphären), braucht keinen ptolemäiſch Gläubigen zu beunruhigen. Über eine Eigenmächtigkeit Oſianders bei der Leitung des Druckes waren die Freunde ſo empört, daß Tiedemann Gieſe am liebſten ſofortige Beſeitigung in allen Druckſtücken erzwungen

hätte (wozu es zu spät war): Osiander hat der Vorrede des Verfassers ein eigenes Vorwort an den Leser vorangestellt, in dem die neuen Lehren als bloße, der rechnerischen Zweckmäßigkeit dienende Annahmen (Hypothesen) bezeichnet werden. Daß Osiander dieses Vor-Vorwort nicht deutlich als fremde Zutat zu dem Werke kennzeichnete, war unrecht. Es geschah freilich in bester Absicht. Man versteht, daß er als lutherischer Geistlicher den Widerstand und die Entrüstung, denen das Buch begegnen mußte, besonders hoch einschätzte. Das wollte er nach Möglichkeit mildern. Es wurde aber mit dem Aufsehen in den ersten beiden Menschenaltern nach Kopernikus' Tode nicht arg. Erst dann hatten viele begriffen, welche Zumutung das neue Weltbild der menschlichen Gedankenträgheit stellte. Erst dann, in Keplers Tagen, kamen Empörung, Kampf und Sieg.

Kopernikus selbst hat seine Lehre nicht als bloße rechnerische Zweckmäßigkeits-Annahme, sondern als die wissenschaftliche Wahrheit gewertet, die sie ist (trotz der Einwendungen, die neuerdings von wirklichkeitsblinden Relativitätsgläubigen eine Zeitlang für geistreich gehalten wurden). Im ersten Teile seines Werkes sagt er, er hoffe das unbegreiflich Scheinende seiner Lehre dem mathematisch Denkenden „klarer als das Sonnenlicht zu machen".

*

Als man Kopernikus den ersten Druck seines Werkes auf das Totenbett legte, hat der nach monatelangem Siechtum an Leib und Seele Gelähmte kaum erkannt, was seine Hand berührte. Er würde milde über die Schwächen der Nürnberger Freunde geurteilt haben. Er war auf das Seine nicht erpicht. In einem Anfangsabschnitt des Buches, der beim ersten Druck ausgelassen worden ist, bekennt er sich selbst als Schuldner: Was er Neues lehre, sei das Geschenk seiner Vorgänger, die zuerst den Zugang zu solchen Untersuchungen eröffnet hätten.

Sähe Kopernikus, wie heute außerhalb seiner deutschen Heimat drei oder vier nationale Wissenschaften darum feilschen, aus welcher Nation seinem Werk das meiste zugeflossen sei, so würde er wohl sagen: Ich weiß das nicht. Aber ich weiß, daß die Wahrheit und die Pflicht, ihr zu dienen, nicht diesem oder jenem gehört, sondern der Menschheit.

Paracelsus

1493—1541

Von

Paul Diepgen

Wenn man von einem großen Arzt mit Schiller sagen kann: Von der Parteien Gunst und Haß entstellt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte, so ist es Paracelsus. Schon zu Lebzeiten gingen um ihn wahre und falsche Erzählungen. Nach seinem Tode haben sich Sage und Dichtung seiner früher angenommen als die Wissenschaftsgeschichte. Man hat ihn mit dem Teufel in Verbindung gebracht. Einem Spiritus familiaris, der im Knauf seines Adelsschwertes saß, soll er seine Geheimnisse verdanken. Als er schon alt war und nicht sterben wollte — so berichtet eine alte Sage aus Siebenbürgen — gab ihm der Teufel den Rat, er solle sich zu kleinen Stücken zerhackt auf ein Jahr in Roßmist begraben und an seinem Körper alle alchimistischen Prozeduren vollführen lassen. Dann werde er als schöner Jüngling auferstehen. Ein treuer Diener folgte seinem Befehl, hackte ihn in Stücke und begrub ihn. Aber er konnte es nicht abwarten und öffnete das Grab zwei Tage zu früh. Theophrast lag da als schöner Jüngling. Nur der Kopfdeckel war noch nicht ganz zugewachsen. Da kam die Luft ins Gehirn, und er mußte sterben, bevor er wieder lebendig geworden war. Andere haben diesen Teufelsbraten wie einen Heiligen verehrt. Noch im neunzehnten Jahrhundert pilgerten in Cholerazeiten Arme an sein Grab in Salzburg und riefen ihn an wie einen heiligen Nothelfer.

Als Paracelsus in die Geschichte einging, blieben die Schattenseiten seiner Persönlichkeit lebendig, meist in dem gehässigen Bilde, das seine Gegner schon von ihm geformt hatten, als er noch lebte. Keine Verleumdung blieb ihm erspart. Man warf ihm uneheliche Herkunft, schlechten Lebenswandel, Trunksucht, Schwindel und Betrug aller Art vor und machte ihn zu einem Gesinnungslumpen. Der Pariser Mediziner G. Patin (1601—1672) nennt ihn den „zwar großen, aber sehr schlechten Windbeutel Cacophrastus Paracelsus, der die Menschen vermittelst der Chemie ausgezeichnet zu töten verstand", ausgerechnet der Chemie, die er wie kein anderer Zeitgenosse förderte und ärztlich verwertete. Vergebens preist ihn um dieselbe Zeit der Flame van Helmont als eine Zierde Deutschlands. Er steht zu tief im Kurs. Für den Polyhistor H. Conring ist er „ein Ungeheuer von Mensch, geboren zum Verderben jeglicher besserer Schöpfung". „Er führte absurde, unerhörte, verderbliche und höchst gottlose Lehren in die Heilkunst und die Philosophie ein und besudelte sie insgesamt mit seinem Schmutz." Die Aufklärung bemühte sich, objektiver zu sein, aber ihrer Geschichtsauffassung fehlte das Verstehen für

das Individuelle, Einzigartige, Unerklärliche und Unwiederholbare, also gerade für das, was Paracelsus in so besonderem Maße charakterisiert. Man erkannte seine Verdienste auf dem Gebiet der Arzneimittellehre mit einer gewissen vorsichtigen Zurückhaltung an. Aber 1763 noch konnte der berühmte Arzt Friedrichs des Großen und Katharinas II., J. G. Zimmermann, von ihm sagen: „Er lebte wie ein Schwein, sah aus wie ein Fuhrmann, fand sein größtes Vergnügen in dem Umgang des liederlichsten und niedrigsten Pöbels und war die meiste Zeit seines ruhmvollen Lebens besoffen; auch scheinen alle seine Schriften im Rausch geschrieben." Der beste Beweis, daß Zimmermann sie nicht gelesen oder nicht verstanden hat! Im Sturm und Drang, in der Genieperiode mit ihrem Kraftbewußtsein, mit ihrem Streben nach Urwüchsigkeit und Volkstümlichkeit gewann man ein besseres Verständnis für die Persönlichkeit, die diese Eigenschaften wie wenig andere besaß. Paracelsus erscheint jetzt als das Genie, bei dem man, wie der Historiker Heusler sich ausdrückt, „zwischen Wortschwall und Großsprecherei eine Fülle von reinen und wichtigen Ideen findet". Der Romantik dagegen wird Paracelsus zum Wendepunkt in der historischen Entwicklung der Medizin. Es ist romantische Art, dem Genie gerecht zu werden. Aber sicher hat auch die Verwandtschaft ihrer idealistischen Naturphilosophie mit seiner Weltanschauung viel dazu beigetragen. Als die Romantik vom Realismus des naturwissenschaftlichen Zeitalters und des medizinischen Spezialismus überwunden war, mußte die „Paracelsomanie" mit ihrer Freude an der großen Schau und der Ganzheitsbetrachtung einer bis zur Verständnislosigkeit nüchternen Untersuchung des Paracelsusproblems weichen. Im Jahre 1858 sagte der Medizinhistoriker und Kliniker Wunderlich, er verstände nicht, wie jemand von gutem Geschmack auch nur eine seiner Schriften ohne Ekel und Widerwillen zu Ende lesen könnte. Und heute? Heute redet man von einer Paracelsusrenaissance. In mühsamer Kleinarbeit hat man vieles von ihm erschlossen, was verborgen war. Man bewundert ihn und sucht in ihm ein Vorbild. Aber genau so, wie sich in der Geschichte zwischen Verneinung und Bejahung eine unüberbrückbare Kluft auftat, so sind sich heute die Historiker und Dichter, die Laien und Ärzte, die in Paracelsus den großen Reformator sehen und ihn lieben, uneinig darüber, weshalb er groß ist, und weshalb man ihn lieben muß.

Es gibt keinen besseren Beweis dafür, daß er ein Kerl war!

Theophrast Bombast von Hohenheim wurde aus dem altschwäbischen Adelsgeschlecht der Bombast von Hohenheim am 10. November 1493 geboren. Theophrast nannte ihn der Vater nach der Humanistenmode der Zeit in Erinnerung an den Aristotelesschüler Theophrast von Eresos (gestorben etwa 288 v. Chr.), den man den Vater der wissenschaftlichen Botanik nennt. Den Beinamen Paracelsus gab er sich später selbst, wahrscheinlich in Gedanken an den großen Celsus, dessen Bücher über die Medizin (25—35 n. Chr.) eine der wichtigsten Quellen zur Kenntnis der antiken Heilkunde sind. Der Vater Wilhelm war ein tüchtiger,

gelehrter, vielseitig gebildeter Arzt. Als sein Sohn geboren wurde, praktizierte er in dem Wallfahrtsorte Einsiedeln in der Schweiz. Von hier stammte die Mutter, eine geborene Ochsner. Das Elternhaus stand an der Teufelsbrücke über die Sihl nahe der Stadt. Die Mutter starb früh. Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung waren dem Vater überlassen. Er tat, was er konnte, die Mutter zu ersetzen. Paracelsus hat es ihm nie vergessen. In den Bergen wuchs der Junge auf. Als er neun Jahre alt war, verlegte der Vater den Wohnsitz und die Praxis nach Villach in Kärnten. In dieser freundlichen Stadt haben sicher frohere Eindrücke auf Paracelsus gewirkt als in der strengen Bergeinsamkeit der jungen Jahre. Aber es zog ihn in seinem ganzen Leben immer wieder in die Berge; heiterer Frohsinn und düstere Verschlossenheit blieben in seiner Seele nebeneinander. Weit wie von einem Berggipfel sah er die Welt und wieder eng und nahe, was ihm begegnete, wie auf einem Talpfad, auf dem man dicht aneinander vorübergeht.

Wie er sich sein ärztliches Wissen erwarb, darüber ist wenig ganz Sicheres bekannt. Theorie ohne Praxis schien ihm sinnlos. Wo er lernte, da legte er auch Hand an, in Villach selbst, in den Bergwerken von Schwatz im Inntal, in den Schmelzhütten der Fugger. So wurde er zum Chemiker. In Ferrara holte er sich den medizinischen Doktorhut, den man ihm verleumderisch bestritten hat. Aber er lernte auch außerhalb der hohen Schulen, auf den Landstraßen, in den Werkstätten der Schmiede, in den Hütten der Bauern, in den Häusern der Bürger, von heilkundigen Männern und Frauen, die aus dem ungelehrten Volkstum schöpften. Denn er ging mit offenen Augen durchs Leben. So wurde er zum Arzt. Der Drang, alles zu sehen, zu prüfen, zu erfassen, eine faustische Sehnsucht nach den letzten Geheimnissen der Welt trieb ihn nach Abschluß seiner Studienjahre in mühseligen Wanderungen durch fast ganz Europa. Er kam durch den Osten und Westen Italiens, durch Frankreich nach Spanien, nach England, Dänemark und Schweden bis Stockholm, nach den Ostseeprovinzen, Rußland, Polen, Siebenbürgen und Ungarn, durch das südslawische Österreich, ja vielleicht nach Konstantinopel.

Nach der Heimkehr besuchte er zunächst seinen Vater in Villach. Aber dort hielt es ihn nicht lange. Im Jahre 1524 ließ er sich in Salzburg nieder. Schon um diese Zeit hat er eine reiche schriftstellerische Tätigkeit entfaltet, Werke geschaffen, aus denen der Himmelsstürmer spricht, die an den Grundlagen der Medizin rütteln. Vor allem zeigt das eine Schrift, die unvollendet blieb, wie so manches, was er entwarf oder schnell diktierte, ohne daß die Absicht, es später zu überarbeiten, verwirklicht werden konnte. Paracelsus gab ihr den Titel „Opus paramirum" = das ganz wunderbare Werk. Das Weltgeschehen ist für den echten Gelehrten ja immer ein Wunder. Mit dem Wundern beginnt die Forschung. Vielleicht meint er also damit das Werk von dem wunderbaren Geschehen in dieser Welt und in der Krankheit; denn es handelt sich um einen Abriß der Lehre von der Krankheit in kosmischer Betrachtung.

Von Salzburg vertrieben Paracelsus die Bauernunruhen. Er ging nach dem Westen von Deutschland. Seiner alten Vorliebe für chemisch-geologische Studien getreu, untersuchte er die Bäder des Schwarzwaldes. Seine geologischen Schlüsse erregen heute noch Bewunderung. Unter anderem kam er nach Liebenzell und Wildbad, ferner ins Rheintal nach Freiburg i. Br., Neuenburg a. Rh., Ensisheim, Rufach, Kolmar und Straßburg i. E., gelegentlich auch nach Basel. Diese vier Jahre am Oberrhein von 1525 bis 1528 sind Jahre ununterbrochenen Forschens und Lehrens, aber auch des Beifalls und der Ablehnung, wenn er einem immer mehr wachsenden Kreis von Schülern in Freiburg und Straßburg vortrug.

Weib und Kind hatte er nicht. Im Jahre 1526 schien es aber doch einmal, als sollte er in Straßburg zur Ruhe kommen. Er ließ sich in dieser lebendigen, industriereichen Stadt in das Bürgerbuch eintragen und hatte bald eine große Praxis. Da bat ihn ein Freund des Erasmus von Rotterdam, der einflußreiche Buchdrucker Froben in Basel, zu einer Konsultation. An seinen Erfolg bei diesem angesehenen Mann knüpfte sich eine entscheidende Wendung in seinem Leben. Er wurde auf seine Empfehlung als Stadtarzt und Universitätsprofessor nach Basel berufen. Es war seine Schicksalsstunde. Anfang des Sommersemesters 1527 erschien der Anschlag mit der Ankündigung seiner Vorlesungen. Er hielt sie in deutscher Sprache, ein unerhörter Vorgang! Was er vortrug, schlug allem ins Gesicht, was man bisher für wahr und recht gehalten hatte. Und wie trug er es vor! Wer dem Alten anhing und seine neue Lehre nicht glaubte, der war ein kontrafeiter Ölgötze und Leutebescheißer. „Er selbst aber ihnen allen und ihren Fürsten Avicenna, Galen, Aristoteles genug gewachsen, und seine Glatze wußte mehr als alle hohen Schulen". So ein Stolz macht nicht beliebt. Wer schonungslos in Mißstände eingreift, wie Paracelsus es dann als Stadtarzt tat, erwirbt sich keine Freunde. In einem Prozeß mit einem Basler Domherrn um Honorarfragen entscheidet das Urteil zu seinen Ungunsten. Er läßt sich zu einer Schmähschrift gegen die Obrigkeit hinreißen. Es droht ihm die Verhaftung. In Nacht und Nebel verläßt er als Flüchtling die Stadt. Noch einmal wandert er nach Kolmar. Es ist nur eine kurze Rast. Er kommt nach Nürnberg. Im Dezember 1529 hat er es wieder verlassen.

Und nun beginnt das gehetzte, von innerer Unruhe und äußerer Feindschaft getriebene unstete Wanderleben, das man fälschlicherweise als Vagabundentum hingestellt hat, ein Leben aufopferungsvoller ärztlicher Praxis und wissenschaftlicher Arbeit. Es geht durch die verschiedensten Orte Süddeutschlands, der Schweiz und Österreichs. Ende 1531 treffen wir ihn in Sankt Gallen, 1534 in Innsbruck, Meran und Sterzing im oberen Etschtal, 1536 in Memmingen und Mindelheim, wo er den alten Stadtschreiber ärztlich berät, in Ulm und Mönchsroth bei Dinkelsbühl. Wahrscheinlich hat er auch Nördlingen besucht, sicher Augsburg, München und Neuburg a. d. Donau. 1537 weilt er in Efferdingen und Mährisch-Kronau, Ende 1537 und Anfang 1538 in Wien, im August desselben Jahres in Sankt

Veith und Klagenfurt. Im gleichen Jahre kommt er auch wieder einmal nach Villach. Hier geht er von selbst fort, dort, weil ihm Intrige und Mißgunst den Aufenthalt unmöglich machen. In den letzten Jahren klingt manchmal etwas wie Müdigkeit und Bedürfnis nach Ausruhen durch. So war Paracelsus sicher froh, als er, wie es scheint, auf eine Einladung des Erzbistumsverwesers nach Salzburg gehen konnte. Hier verbrachte er sein letztes Lebensjahr. Am 24. September 1541 ereilte den Müden der Tod. Er war noch nicht 48 Jahre alt.

Unruhig, zerrissen und sprunghaft wie diese Wanderjahre ist das Schrifttum, das in ihnen entstand. Vieles verdankt die Entstehung der Gelegenheit, manches ist das Werk durchwachter Nächte, dem Schüler auf kurzer Rast diktiert. In Sankt Gallen gab zum Beispiel der später nach Halley genannte Komet, der im August 1531 erschien und die Bürger erschreckte, Anlaß zu einer Sonderschrift. Kurz darauf bewog ein Erdbeben zu Flugschriften religionsphilosophischer Natur. Anderswo war es die Pest. Bergwerksbesuche führten zur ersten Schrift über Gewerbekrankheiten, die wir kennen, über die Bergsucht vom Jahre 1535. In der Basler Zeit des akademischen Lehrers entstehen Vorlesungsmanuskripte über allgemeine Pharmakologie und Arzneiverordnung, Leitsätze prägnantester Aphorismenform, wie man sie nach der Sitte der Zeit dem Vortrag zugrunde legte, über spezielle Pathologie und Therapie, daraus werden die Libri paragraphorum. Überall brechen neue Ideen hervor, in den jungen Jahren ist es mehr die Theorie, später die Erfahrung, die eigene, von der Tradition losgelöste Erfahrung des Neuerers, gerade das, was ihm die Größe und Überzeugungskraft gibt, Beobachtungen in Tirol, im Engadin, im oberen Rheintal über Krankheiten, über Heilbäder wie Pfäfers u. a. Er handelt von der Chirurgie, dem Syphilisproblem, den Stoffwechselstörungen, den Neurosen und Psychosen. Streit und Widerspruch lösen das Bedürfnis aus, sich und anderen Rechenschaft abzulegen und in zusammenfassender Weise zu begründen, wie und weshalb er die ganze Medizin in neuem Lichte sieht. So entsteht das sogenannte Paragranum: Die Heilkunde muß sich auf die allgemeine naturwissenschaftliche Erkenntnis des Naturganzen in seinem physikalischen, tellurischen und kosmischen Geschehen stützen, auf die Erschließung der biologischen Vorgänge, auf die Beschaffung wirksamer Heilmittel durch die Chemie, auf die selbstlose, opferfreudige, allzeit hilfsbereite Gesinnung des Arztes, ein Programm, das sich in nichts von dem eines guten modernen Arztes unterscheidet.

Hart und knorrig, in einer für uns oft nur mühsam zu enträtselnden Sprache ist das meiste geschrieben, oft aus wunder Seele. Paracelsus trug schwer an seinem Leben und an dem Unverständnis seiner Gegner. Als er von Sankt Gallen weg mußte, führte er eine Zeitlang ein kümmerliches Dasein im Hochgebirge unter einer armen Bevölkerung. Da war die Beschäftigung mit der Theologie und Philosophie sein Trost. In der Zurückgezogenheit seiner Heimatberge schrieb er auch seine letzten Werke, die sieben Defensionen und den Labyrinthus medicorum

errantium, die eine zur Abwehr seiner Gegner, die andere zum Nachweis der Irrung, in die die zeitgenössische Medizin gefallen ist. An ihre Stelle will er eine neue Heilkunde setzen.

Kein Gebiet der Medizin bleibt in diesem Schrifttum unberücksichtigt. Als echter Praktiker suchte Paracelsus einen Heilweg für alles, was in der Vielseitigkeit des Lebens vorkam. Aber in erster Linie lockten ihn die weit umspannenden Grundfragen: Worauf baut sich die Medizin auf? Wie steht der Mensch im Weltall da? Wie hängt er vom Kosmos ab? Worin besteht das Wesen des Lebens und der Krankheit? Wie kann man heilen, was krank ist? Auf engerem medizinischem Gebiet ziehen ihn vor allem die Probleme der inneren Krankheiten in ihren Bann, die Probleme der Arzneien, ihres Chemismus und ihrer spezifischen Wirkung.

Paracelsus war, wie Gundolf es ausgedrückt hat, ein „makrokosmischer" Mensch. In seiner Begründung der Medizin spürt man überall das Dynamische, im Kosmos aufgehende, das immer auf die Betrachtung der Totalität abzielt, eine Tendenz, die modernen medizinischen Strömungen entspricht und sicher dazu beigetragen hat, daß Paracelsus der Gegenwart so nahe steht. Die Erkenntnis der Welt vermittelt ihm seine Naturphilosophie. Aber diese Naturphilosophie knüpft an seine Erfahrungen an, Erfahrungen, die er über das Leben des Menschen, die Abhängigkeit seiner Konstitution, der Krankheit und des Krankheitsverlaufs von der Umwelt, dem Klima, der geographischen Lage gemacht hatte. Er will die Welt um des Menschen willen und den Menschen aus der Welt begreifen.

Er wirft die ganze Kosmologie des Mittelalters über den Haufen. In dem genannten „Opus paramirum" setzt er den Menschen in fünf Sphären (Entien). In der Sphäre der Sterne (Ens astrorum) tritt an die Stelle der Astrologie die Erkenntnis der Abhängigkeit der Krankheiten von der Zeit, in die ein Mensch geboren ist, und von atmosphärischen Vorgängen, in der Sphäre des Giftes (Ens veneni) wird sie zu einem Versagen des Menschen im Kampf mit seiner Umwelt auf einen konkreten Fall angewendet etwa so, wie man heute die Infektion als einen Kampf zwischen dem Bazillengift und dem Menschen auffaßt, in der Sphäre der Menschennatur (Ens naturale) ist sie der Ausdruck eines Versagens des Individuums in der ihm eigenen Konstitution, in der Sphäre des Geistes (Ens spirituale) der Ausdruck von Einflüssen der Psyche, der eigenen wie der psychischen Beziehungen zu den Mitmenschen. In der Sphäre Gottes (Ens deale) bleibt sie als Fügung des Höchsten mit dem Transzendenten verknüpft.

Paracelsus braucht die stofflichen Träger geheimnisvoller Kräfte der mittelalterlichen Biologie und Pathologie nicht. Physik und Metaphysik sind ihm aufs engste verbunden. Die Krankheit wächst über den individuellen pathologischen Prozeß zu einer physisch und metaphysisch zu deutenden, soziologisch und ethisch zu wertenden Störung der Weltordnung. Das sind ganz modern anmutende Gedankengänge, die vor Paracelsus in dieser Form niemand gedacht hat. Der Arzt

vor der Krankheit als soziales Problem, mit dem weiten modernen Aspekt des Einflusses des Milieus, des Selbstverschuldens, des ungenügenden Genesungswillens, der Ausschaltung des Kranken aus dem Kreise der Gesunden und Schaffenden, der Arzt als Erzieher!

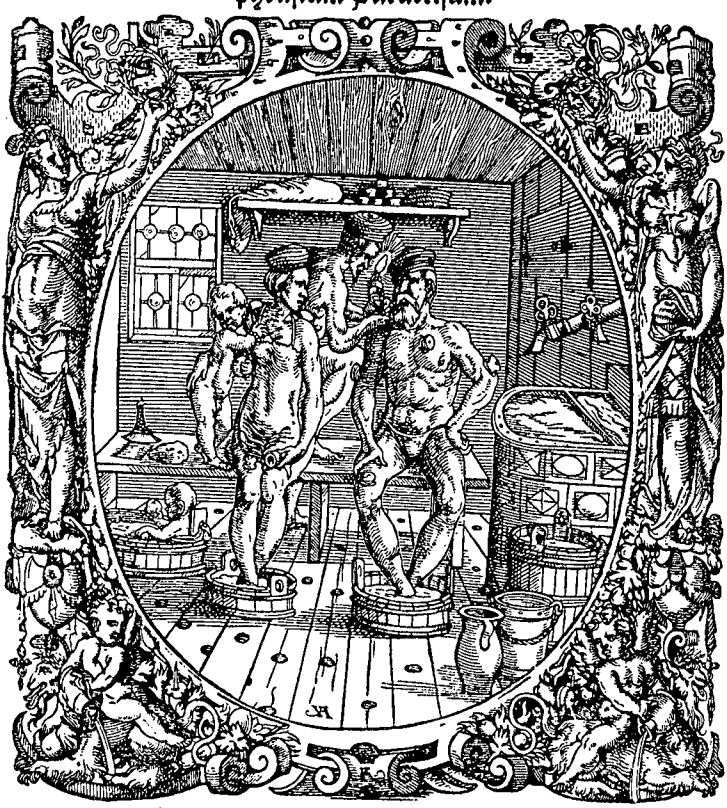
Die Frage: Worin besteht das Wesen des Lebens und der Krankheit? beantwortet Paracelsus unter vollständiger Umstürzung der mittelalterlichen Säftelehre. Von den vier Elementen Feuer, Wasser, Luft und Erde, von den vier Säften Cholera, Phlegma, Blut und Melancholie, die das Leben tragen und deren fehlerhafte Mischungen die Krankheit verursachen sollen, will er nichts wissen. Er sieht den Körper mit den Augen des Chemikers. Doch hat er darum die Anatomie nicht, wie man ihm vorwarf, vernachlässigt. Drei Grundbestandteile setzen nach seiner Ansicht den Körper zusammen: Salz, Quecksilber und Schwefel. Salz ist die Asche, die nach der Verbrennung zurückbleibt, der Typus des Festen, Quecksilber das, was als Rauch „sublimiert" wird, Schwefel das vom Feuer spurlos Zerstörte. Das war gegenüber der Humoralbiologie methodisch und prinzipiell ein großer Fortschritt. Hier übertrug der praktische Chemiker das, was er im Reagenzglas ausprobiert hatte, auf das Lebendige. Das Hauptergebnis war die geniale Vorwegnahme des modernen Begriffs der harnsauren und exsudativen Diathese in den „tartarischen Krankheiten". Wie im Reagenzglas Gerinnungen, Niederschläge und Ausscheidungen durch Säurezusatz entstehen, so bilden sich durch chemische Umsetzungen, bei denen Säure im Spiel ist, im Körper aus den Säften Niederschläge und Ausschwitzungen an den Wänden der Höhlen und Gefäße, in den Kanälen, Gelenken, Drüsen und Organen. Wegen der Ähnlichkeit mit dem Absetzen des Weinsteins an der Innenwand des Weinfasses, des Tartarus, nannte Paracelsus sie „tartarische Krankheiten".

Noch moderner als der Chemismus ist bei Paracelsus der zweite Grundgedanke seiner Biologie und Pathologie. Er verlegt — entsprechend dem funktionellen Denken der Gegenwart — den Schwerpunkt aus dem Stofflichen in die Kraft. Der letzte Träger des Lebens ist ein immaterielles Prinzip, der Archaeus, eine Kraft, die unabhängig von der Seele funktioniert und alles auf chemischem Wege regelt. Solange dieser „Meisteralchimist" richtig wirkt, ist der Mensch gesund, fehlerhaftes Funktionieren bedingt Krankheit, Versagen Tod.

In Verfolgung dieser Ansichten kann Paracelsus therapeutisch ganz neue Wege gehen. Mit den digerierenden, austreibenden Brech-, Schwitz- und Abführmitteln, dem „Suppenwust", wie er es verächtlich nannte, der Humoralpathologen konnte er nichts anfangen. Er kannte ja keine verdorbene Säftematerie. Seine Arzneimittel mußten dynamisch und chemisch wirken. Er ist der erste Chemotherapeut. In den Mitteln suchte er die arkanische, wie wir heute sagen würden, die spezifische Wirkung. Auf chemischem Wege bemühte er sich, aus den zur Verwendung kommenden Naturkörpern den schädlichen, giftigen Anteil zu beseitigen. Das nannte er spagirische Kunst. Mit ihr wurde er zu einem großen Förderer der Pharmakologie.

Baderbüchlin/ Sechs köstliche Tractat/ Armen vnd Reichen/ nutzlich vnd notwendig/ von wasserbädern. Woher dieselbige warm/ vnd andere wasser kalt/ vnd auß was vrsach sie solcher gewaltiger krefften/ das jr vrsprung mit wachsender art auß der erdglobel/ gleich wie die kreuter vnd bäume von jrem samen/ Mit schönem bericht/ wie meniglich jrs brauchs sich behelffen mag. Welchen kreuterē besonderbare bäder zůuergleichen. Was kranckheiten ein jeglichs angreiffe. Vorhin von niemandts/ mit solchem fleiß vnd herrlichen grundt/ vnterricht vnd mit nutzbarkeit an tag gegeben worden. Dann hierinn steckt der edel Wasserschatz/ die rechte Idromantia beschrieben.

Durch den hocherfarnen Herren Theophrastum Paracelsum.



Mit fleiß vnd mühe/ Doctor Adams von Bodenstein/ zů einem gůten newen Jar publiciert.

✶

✶ Ανέχου Ϲ ἀπέχου. ✶

Titelblatt zum „Baderbüchlin" von Paracelsus
mit einem Holzschnitt von Jost Amman, Frankfurt a. M. 1565

Zahlreiche Extrakte, Essenzen, Auszüge, zahlreiche neubearbeitete metallische Mittel kamen durch seine Hand in den Heilschatz der Ärzte zum Segen der Kranken. Dabei war er ein vorsichtiger Therapeut. Die Vorstellung von der dynamischen Wirkung, die Überzeugung, daß man nicht Drogengemische, sondern immer nur ein Arzneimittel anwenden soll, die Andeutung des „Ähnlichkeitssatzes" bringt Paracelsus der modernen Homöopathie nahe.

Mit der Geistesschärfe eines genialen Denkers vereinte er die kluge Beobachtungsgabe eines großen Praktikers. Ihr verdankt er in erster Linie das tiefere Eindringen in die klinische Symptomatologie und seine großen therapeutischen Erfolge. In der schon erwähnten Monographie über die Krankheiten der Berg- und Hüttenleute werden die Folgen des Einatmens von Quecksilber- und Arsendämpfen, von Antimon und Säuren, der Aufnahme von Blei- und Kupfersalzen und ähnlichem in die Blut- und Säftebahn vorbildlich beschrieben. Seine Beschreibung der Syphilis, deren Vielgestaltigkeit er wie wenige erkannt hat, ist erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder erreicht worden. Von den Symptomen der Epilepsie, Hysterie und anderer Neurosen ist das Wesentliche richtig erkannt und differentialdiagnostisch gewürdigt. Mit feiner Einfühlung in das Wesen der Frau ist auch der Unterschied zwischen den Geschlechtern in gesunden und kranken Tagen gesehen. Beobachtungen bei Wundkrankheiten führten ihn zu Überlegungen, die an die moderne Lehre von der Wundinfektion anklingen. Oft zeigt sich das große Neue in einer überraschend einfachen Formulierung. Die Wunde der Haut vergleicht er mit der kaum wahrnehmbaren Verletzung der Eierschale; sie macht das Ei nicht ohne weiteres schlecht, sondern nur, wenn von außen noch eine Schädigung dazukommt.

So sehr Paracelsus sich bemühte, seine Heilmethoden wissenschaftlich zu begründen, so zufrieden war er als guter Arzt auch, wenn es nicht gelang, wenn nur die Erfahrung zeigte, daß er auf dem richtigen Wege war. Er war ein volksverbundener Arzt, so, wie wir ihn heute als Vorbild sehen. Auf den schneebedeckten Alpenpässen lernte er zusammengefaltetes, trockenes Papier als Prophylaktikum gegen Frostschäden kennen, von Fuhrleuten die Salben gegen Wundscheuern der Gäule, von Schmieden das Blutstillen mit Kupfer und das Ausbrennen der Wunden.

Durch sein ganzes Arzttum und durch seine Naturanschauung geht ein tief religiöser Zug. Das ist echt volkstümlich und entsprießt dem heimatlichen Boden, aus dem er kommt. In seiner Formung ist es ganz sein eigenes. Der Mensch, den er behandelt, ist ein Gewächs der Erde und bleibt ihr zeitlebens verhaftet, aber er ist auch ein Geschöpf Gottes und bleibt Gott zeitlebens verbunden. Naturwissenschaftliche und religiöse Weltanschauung sind bei Paracelsus nicht voneinander zu trennen. Was die Bibel lehrt, ist ihm naturwissenschaftlich gesichert. Durch Evas Sündenfall kam die Krankheit in die Welt. Die Gottheit ist in allen Naturkräften. Aus seinem Glauben heraus ist er der Überzeugung, daß Gott für jede

Krankheit auch ein Heilmittel in die Welt gegeben hat, daß er in jedem Land für die Krankheiten, die ihm eigentümlich sind, auch die entsprechenden Heilmittel wachsen ließ. Man braucht sie also nicht in der Fremde zu suchen. Der Sinn der Welt verlangt, daß die Heilpflanze äußerlich zeigt, wozu sie zu verwenden ist. Darauf beruht bei Paracelsus die berühmte Signaturlehre. Die Drogen sind von der Natur sozusagen signiert, etwa wie eine Arzneiflasche mit der daraufklebenden Gebrauchsanweisung. Der gelbe Saft des Schöllkrauts beweist seine Nützlichkeit gegen Gelbsucht. Die Ähnlichkeit der Orchisknolle mit dem Hoden zeigt ihre Heilkraft bei Hodenerkrankungen. Die perforierten Blätter des Johanniskrautes sind ein ausgezeichnetes Mittel gegen Stichwunden.

Die religiösen Fragen interessieren Paracelsus auch um ihrer selbst willen. Gundolf meint, seine theologischen Schriften gehörten zu den Privatangelegenheiten seines Lebenslaufes, nicht zu den geisteswissenschaftlichen Taten, die er vollbracht hat und die ihn zur historischen Größe machen. Das mag sein, aber seine Theologie bildet einen Teil seines Wesens, und wir bedürfen ihrer zum Verständnis des ganzen Paracelsus. Das Suchen nach einem persönlichen, unabhängigen Verhältnis zu Gott lag in der Zeit. Er teilt die religiöse Unruhe mit manchen Zeitgenossen. Aber er fühlte sich als treuer Sohn der katholischen Kirche. Innerlich stand er dem Papst frei gegenüber. Über die Abendmahllehre entwickelte er eigene Ansichten, die ihm nicht gefährlich werden konnten. Die Hauptsache ist: seine Religion ging ganz und gar in seinem Arzttum auf. Heilen war ihm eine sinnbildliche Nachfolge des Heilands, sein Weg das Aufspüren und Anwenden des göttlichen Wirkens in der Natur. Bei allem rationalen und empirischen Forschen fühlt Hohenheim sich in volksverbundenem Glauben von Gott geleitet. „So soll der Arzt vom Volk seinen Glauben haben, so hat er ihn auch bei Gott; denn von dir zu Gott, vom Volk in dich will Gott, daß alle Teile in der Wahrheit ständen und leben."

Der eigentliche Lehrmeister des Arztes ist die gotterfüllte Natur, nicht die Menschen. „Darum ist von Nöten, daß der Arzt aus der Natur geboren wird und nit zu Leipzig oder Wien." Die angeborene Anlage muß man von Jugend auf pflegen, d. h. von Kindheit an die Natur betrachten lernen, dann wird man ein guter Arzt. Man fühlt heraus, wie Paracelsus die Intuition des geborenen Arztes zu schätzen weiß und was er dem Vater verdankt.

Das Menschentum des Paracelsus geht mit seinem Arzttum in eins auf. Es ist schwer, es auf eine bestimmte Formel zu bringen. Am einfachsten nennt man ihn vielleicht einen faustischen Menschen. Man hat ihn auch einen „dionysischen" und einen „gotischen" genannt. Wie der Faust Goethes, war er ein Himmelstürmer, griff nach den Sternen und wollte alles wissen, ein unermüdlicher Gottsucher und Durchforscher der geheimnisvollen Kräfte der Natur, ein ewig strebender und irrender Mensch, der den Lebensweg gehen mußte und ging, der ihm durch seine Veranlagung vorgezeichnet war, aber auch ein Mensch, der ganz

unbefangen an die Probleme herantrat. Niemals fühlte er sich an Autoritäten, Traditionen, Lehrmeinungen gebunden. Von einer herzerquickenden Offenheit im Kampf, unbekümmert darum, ob er die Püffe wegkriegte oder ein anderer, unbeschwert von Sorgen um die materielle Existenz, dem Augenblick aufgetan in düsteren und hellen Stunden, fröhlich, kameradschaftlich und väterlich mit seinen Schülern, erfüllt von dem Glauben an seinen guten Stern, gleichgültig bis zum Hohn gegenüber dem Gelehrtentum seiner Zeit und dem sorgfältig gepflegten Rationalismus der Schulwissenschaft, eine Führernatur! Aber es war nicht so, als sei ihm alles mühelos in den Schoß gefallen. Wie jeder große Mann hat er sich durchgerungen. Die Größe des Hippokrates ließ ihn bis zum Schluß nicht los.

Seine Schüler schwärmten für ihn. Es gab unter ihnen gute und begabte. Sie erkannten seine Größe und bemühten sich redlich, ihm zu folgen. Es gab unter ihnen Dumme; sie rissen das Maul auf und staunten (man kommt unwillkürlich in den Ton des Paracelsus und seiner Zeit). Es gab schließlich üble Elemente darunter, ein richtiges Lumpengesindel; sie hefteten sich an seine Fersen und suchten aus dem Nimbus, der ihn umgab, Profit zu schlagen. So stolz Paracelsus war, so bescheiden war er, und so viel Güte trug er im Herzen, schon um seines Glaubens willen, der alles von Gott ableitete, und um seiner Liebe zu den Menschen willen. Er war sich der Vorläufigkeit seiner Ergebnisse bewußt. „Vielleicht grünet, was jetzt fürkeimet, mit der Zeit." Das kann nur ein bescheidener Mann sagen. „Der höchste Grund der Arznei ist die Liebe." Das kann nur ein guter Mensch sagen.

In der Geschichte steht Paracelsus zwischen zwei Welten, ein Kind des Mittelalters zugleich und der Neuzeit. Dem Mittelalter entstammte seine makrokosmische Betrachtung des Menschen, der unerschütterliche Glaube an die Offenbarung und die Durchdringung seiner natürlichen Anthropologie mit dem Religiösen bis zu der Überzeugung, daß die Sünde vor der Krankheit kam. Aber er lenkte diese Betrachtungsweise in neue Bahnen. Das Mittelalter hatte die Kraft mit dem Stoff verbunden, Paracelsus hat die Kraft über den Stoff gesetzt. Das Mittelalter hatte den seelischen Anteil des Menschen, mit dem es der Arzt zu tun hat, dem Körper verhaftet, der intellektuelle Teil und der Wille gehörten zum Bereich der Theologie. Die vier Temperamente des Melancholikers und Sanguinikers, des Phlegmatikers und Cholerikers entsprangen für das Mittelalter der Säftemischung, für Paracelsus wurden sie im Seelischen entschieden. Der Zauber und ähnliche Wirkungen, die wir heute unter dem Begriff der Suggestion zusammenfassen, gingen im Mittelalter immer über ein körperliches, wenn auch noch so feines Substrat. Paracelsus macht die Wirkung des Willens auf den Körper davon frei. Er hat dem Arzt eine viel größere, direkte, vom Theologen unabhängige Wirkungssphäre im Bereich des Metaphysischen zugeteilt, ihn zum Leib- und Seelsorger in einem gemacht. Darin ist er nicht immer konsequent. Manchmal verwischen sich die Grenzen. Aber es zeigt den Menschen der neuen Zeit, so wie er es in seinem

Zerschlagen der alten Autoritäten und in dem Suchen des eigenen Weges zu Gott war.

Er war ein platonischer Mensch, ein Idealist vom reinsten Wasser. Darin unterscheidet er sich von Hippokrates, der immer auf dem Boden dieser Erde blieb. Gewiß teilt er mit Hippokrates die ewigen Grundsätze ärztlichen Denkens und Handelns und die Liebe zum Menschen. Wie er, geht er überall von der Erfahrung aus, aber dann wagen seine Gedanken den kühnen Flug in platonische Weiten und Höhen. Nicht umsonst hat er sich selbst einen Philosophen nach deutscher Art genannt; denn das ist deutsche Art.

So gehört zu seinem Charakterbild als wesentlicher Zug sein Deutschtum. In seinen Schriften und Vorträgen benützt er als einer der Frühesten im Gegensatz zur internationalen lateinischen Gelehrtensprache die deutsche Muttersprache. Er tat es zum guten Teil darum, weil er das Esoterische in der Wissenschaft verachtete und sie der Allgemeinheit zugänglich machen wollte. Die fremde Sprache war ihm ein Deckmantel der Unwissenheit. Es liegt also darin noch keine bewußt nationale Absicht. Zwar glaubte er an Heilmittel, die in Deutschland für deutsche Krankheiten wuchsen, aber er hatte kein Genüge an der Schaffung einer deutschen Medizin, wie man es ihm zugeschrieben hat. Seine neu fundierte Heilkunde sollte Weltgeltung haben. Darum fühlte er sich doch in stolzem Heimatgefühl als der Arzt, der für Deutschland bestimmt ist. Nur wer aus den Bedürfnissen des Vaterlandes zum Arzt wird — sagt er einmal —, wird ein vollkommener Arzt für seine Nation werden und würdig sein, mit den größten Ärzten aller Zeiten in einem Atemzug genannt zu werden.

Er verachtet die Anbetung des Fremden und die Meinung, man könnte auf ausländischen Hochschulen mehr lernen als auf deutschen, die Meinung derer, die da glauben, „wenn ein deutscher Esel, ein verdorbener Schulmeister, Küster, Henker usw. italische Würdigkeit der roten Krone zu Paris, Verona oder Rom empfangen habe, so habe er den heiligen Geist der Arznei mit herausgebracht. Wenn sie herauskommen, so hol sie der Teufel. Also ist Germanien mit den Welschen beschissen worden. Wo sie nicht hin möchten, da schickten sie die deutschen Esel hin und nehmen vierzehn Dukaten und machen aus einem deutschen Narren einen approbierten Esel. Also Doktor Fürzli (kommt) wieder heim nach Rütlingen, der andere nach Stühlingen, der dritte nach Straßburg, und werden dann drei Lichter, wie ein Dreck in einer Laterne."

Besser als alle diese Äußerungen zeigt eine Tatsache das innere Deutschtum des Paracelsus an. Man hat ihn nie höher geschätzt, sich ihm nie verwandter gefühlt als in Zeiten der nationalen Erhebung. Darum liebte ihn das Zeitalter der Freiheitskriege und der Romantik. Darum liebt und versteht ihn unsere Gegenwart.

Johannes Kepler

1571—1630

Von

Ernst Zinner

Sternforschung ist die Kunst, die Geheimnisse des Himmels zu enthüllen. Schon vor vielen Jahrtausenden bemühten sich die Menschen, das geheimnisvolle Gegenspiel von Sonne und Mond zur Zeitteilung und zur Festlegung ihrer Feste im Jahresverlaufe zu benützen, und gelangten dadurch zu Vorstellungen von Naturgesetzen und von einer Ordnung am Himmel, die im Gegensatz zu der Unordnung auf der Erde zu stehen schien. Diese himmlische Ordnung schien ihnen das Werk der Götter zu sein, welche damit den Menschen ein Beispiel für die Ordnung der irdischen Dinge geben wollten. Hingegen schien Unordnung am Himmel, wie Finsternisse oder das Erscheinen außergewöhnlicher Himmelszeichen, auf göttlichen Zorn zu deuten. So führte die gedankliche Verknüpfung himmlischer und irdischer Vorgänge zur Auffindung von Naturgesetzen und weiterhin zur Frage, ob die bisherige Darstellung dieser Naturgesetze in Form von Regeln genüge. Offenbar genügte die Annahme einfacher Bewegung der beiden Himmelskörper noch nicht. Unregelmäßigkeit im Auftreten der Finsternisse ließ vielmehr das Bestehen besonderer Verhältnisse vermuten. Ihre Berücksichtigung mußte zur Vorausberechnung der Finsternisse und zu entsprechenden Vorsichtsmaßnahmen führen, um den Unwillen der Götter zu besänftigen. So zwang die Gottesfurcht zur Sternforschung; denn auch die auffälligen Erscheinungen der Wandelsterne, ihre Sichtbarkeit, Stillstände und Rückwärtsgänge, die zuerst nur als Anzeichen göttlichen Unwillens, später aber, als man ihre Bewegungen darzustellen versuchte, als ähnliche Himmelsvorgänge wie der Lauf von Sonne und Mond zu deuten waren, legten die Annahme nahe, daß darin sich der Wille der Götter offenbare. Und so gelangte man von einfachen Vorstellungen zu schwierigeren, aber dafür den Naturvorgängen gerechtwerdenden Darstellungen der himmlischen Bewegungen. Zuerst versuchte man es mit der kreisförmigen Bewegung der Himmelskörper um die Erde, wie es das tägliche Kreisen des Sternhimmels lehrt. Bald mußte man zu Kreisbewegungen auf einem sich drehenden Kreise, wie die der kleinen sich um sich drehenden Gondeln auf einem Karussell, seine Zuflucht nehmen, um die merkwürdigen Stillstände und Rückwärtsgänge der Wandelsterne als Wirkungen einer doppelten Kreisbewegung um die Erde als Mittelpunkt erklären zu können. In anderen Fällen glaubte man mit einer einfachen Kreisbewegung auskommen zu können, mußte aber den Kreismittelpunkt verschieben. So gelang es mit Hilfe sehr einfacher Bewegungsformen, Herr der himmlischen Bewegungen

zu werden und ein Weltgebäude zu errichten, welches die ruhende Erde als Mittelpunkt der täglichen Bewegungen des Sternhimmels und als den Beziehungspunkt der verwickelten, aber doch kreisförmigen Bewegungen der Wandelsterne annahm. Damit war der antiken Anschauung von der Erde als dem Mittelpunkt der Welt und von der kreisförmigen Bewegung als der einzigen der göttlichen Ordnung entsprechenden Bewegung Genüge geleistet worden, und zwar in einem solchen Umfange, daß die darauf gestützten Bewegungsformeln die künftige Stellung der Wandelsterne zu berechnen gestatteten. Dies war das Werk des Griechen Ptolemaios, dessen Weltgebäude nunmehr das ptolemäische hieß. Seinen Anstrengungen war es zu verdanken, daß die Sternforschung noch viele Jahrhunderte hindurch den ersten Platz unter den Wissenschaften einnahm und die einzige war, die künftige Naturvorgänge genau vorhersagen konnte. Diesen Vorsprung vor den anderen Wissenschaften verdankt sie den Bemühungen der babylonischen und griechischen Sternforscher. Daß dieser Vorsprung aber erhalten blieb und die Vorhersagen noch genauer wurden und zur Entdeckung früher nicht geahnter Wandelsterne führten, das verdanken wir besonders den deutschen Bemühungen und in erster Linie dem großen Sternforscher Johannes Kepler.

Die ptolemäische Lehre hatte mehr als tausend Jahre geherrscht. Nunmehr zeigten sich ihre Mängel; die darauf gegründeten Vorhersagen waren nicht mehr genau; eine Verbesserung der Lehre erschien notwendig; von neuem mußte mit Beobachtungen an den Himmel herangegangen werden, um ihm seine Geheimnisse zu entreißen. Johannes Müller von Königsberg, genannt Regiomontanus, begann in Nürnberg die erste große Beobachtungsreihe, die sein Schüler Bernhard Walther in Jahrzehnten durchführte. Leider fand sich niemand, der diese Mühen durch eine zusammenfassende Bearbeitung gekrönt hätte. Wenig später begann in Westpreußen der Domherr Nikolaus Kopernikus die Überprüfung der ptolemäischen Lehre durch neue Beobachtungen. Jahrzehnte widmete er diesem Bemühen und veröffentlichte im Jahre 1543 als Ergebnis seiner Arbeiten die neue Lehre, welche ein neues Weltgebäude an die Stelle des ptolemäischen setzt und die Himmelsvorgänge von einem ganz anderen Gesichtspunkt aus darzustellen versucht. Nicht mehr ist die in der Weltmitte ruhende Erde, sondern die Sonne der Weltmittelpunkt, um welchen die Wandelsterne mitsamt der Erde kreisen. Die Erde selbst dreht sich dabei dauernd um ihre Achse und bewirkt das Kreisen des Sternhimmels und die Aufeinanderfolge von Tag und Nacht. Auf diese Weise konnte Kopernikus die himmlischen Bewegungen durch viel weniger Bewegungen als früher darstellen, wenn er auch die Allgemeingültigkeit der Kreisbewegung noch nicht aufgab. Seine Lehre bedeutete eine große Vereinfachung für den Berechner und mußte trotz ihrem Verstoß gegen die zweitausendjährige Überlieferung, gegen den Sinnenschein und den Wortlaut der Bibel sich allmählich durchsetzen, wenn sie zugleich auch bessere Vorhersagen lieferte. Tat sie das? Man mochte darüber im Zweifel sein, wenn man die zeitgenössischen Vergleiche der gemäß

der alten oder der neuen Lehre berechneten Himmelserscheinungen mit den Beobachtungen in Betracht zieht und die bei aller Anerkennung der großen Leistung des Kopernikus doch nicht günstige Stellung seiner Zeitgenossen zu seiner Lehre berücksichtigt. Es gab nicht wenige, die nach besseren Beweisen suchten, bevor sie dem Sinnenschein und der Bibel zum Trotz Anhänger der neuen Lehre würden.

Bald sollte sich die Möglichkeit entscheidender Stellungnahme ergeben. Der dänische Edelmann Tycho Brahe hatte auf der Insel Hven das Werk der Müller und Walther wiederholt und mit vorzüglichen Geräten jahrzehntelang die Bewegungen der Wandelsterne beobachtet. Daraufhin versuchte er seine Beobachtungen zu einer Verbesserung der Lehre von Kopernikus zu verwenden. Es schwebte ihm dabei ein solches Weltgebäude vor, das die Erde im Mittelpunkt der Welt ließ. Sie wird umkreist vom Sternhimmel und von Sonne und Mond, während die Sonne von den fünf Wandelsternen Merkur bis Saturn umkreist wird. Dadurch konnte Brahe die doppelte Kreisbewegung des Ptolemaios und die jährliche Bewegung der Erde des Kopernikus umgehen und trat nicht in Widerspruch zum Sinnenschein und zur Bibel. Damit war der kopernikanischen Lehre ein großer Gegner entstanden. Das Ende dieses großen Einfalles schien besiegelt zu sein, wenn Brahes Beobachtungen mehr im Einklang mit Brahes Lehre als mit Kopernikus' Lehre ständen. Dies festzustellen, gelang Brahe nicht, da er bereits am 15. Oktober 1601 starb, ohne seine Berechnungen durchführen zu können. Somit fiel die Entscheidung in die Hand seines Mitarbeiters Johannes Kepler.

Wer war Johannes Kepler? Er wurde am 27. Dezember 1571 zu Weil der Stadt in Württemberg geboren. Sein Großvater Sebald Kepler war Bürgermeister dieser kleinen Reichsstadt; sein Vater Heinrich dagegen führte ein unstetes Leben, nahm als Söldner Albas am Niederländischen Krieg teil, kehrte dann in die Heimat zurück, um in Elmendingen das Gasthaus zur Sonne zehn Jahre lang zu führen, bis ihm diese friedliche Tätigkeit nicht mehr zusagte und er seine Familie endgültig verließ, um an italienischen Kriegen teilzunehmen. Noch vor seiner ersten Kriegsfahrt heiratete er Katharina Guldenmann, die Tochter des Wirtes und Schultheißen Melchior Guldenmann in Eltringen. Die Hochzeit wurde prächtig gefeiert, wie es sich für die Kinder reicher Eltern gehörte. Bald war diese Zeit des Reichtums vorüber, und Not und Streit herrschten in der Familie Kepler, zumal Vater und Mutter sich nicht mäßigen konnten. Unser Kepler entwarf eine sehr trübe Schilderung von den schlimmen Eigenschaften seiner Vorfahren, als er daranging, seine Veranlagung und die seiner Vorfahren aus dem Stand der Gestirne zu erklären. War sein Vater unstet, schroff und händelsüchtig, so zeichnete sich seine Mutter durch Neugier und Schwatzsucht, Jähzorn und Bösartigkeit aus; sie wurde als alte Frau angeklagt, eine Hexe zu sein, und nur durch ihren Sohn Johannes vor dem Schlimmsten bewahrt.

Johannes Kepler war der älteste von sieben Geschwistern, von denen drei frühzeitig starben und nur zwei Nachkommen hatten. Von seinen Brüdern war

Heinrich fallsüchtig und ähnelte seinem Vater; der andere Bruder, Christoph, wurde Zinngießer und zeigte sich wenig tapfer in der Verteidigung seiner Mutter.

Weder bei Keplers Vorfahren noch bei seinen Geschwistern zeigen sich Anlagen, die auf das Vorkommen einer besonderen Begabung für wissenschaftliche Forschung hätten hindeuten können. Kepler besuchte die deutsche Schule in Leonberg und wurde als begabter und fleißiger Schüler in die Klosterschule zuerst in Adelberg und später in Maulbronn aufgenommen, um die nötige Vorbildung für die Hochschule zu erwerben und dann auf der Universität Tübingen sich zum Geistlichen ausbilden zu lassen. Im Jahre 1589 bezog er die Universität und trat als früherer Klosterschüler in das Herzogliche Stift ein, das ihm neben Kost und Wohnung ein bescheidenes Taschengeld bewilligte. Hier empfing er die entscheidende Anregung für seine spätere Forschung. Durch seinen Lehrer Michael Mästlin wurde er in die Sternkunde seiner Zeit eingeführt. Kopernikus' neue Lehre zog ihn an; er vertiefte sich darin und machte sich mit dem Gedanken vertraut, daß die Erde sich um ihre Achse dreht und der Mond sich in einer gezwungenen Drehung um die Erde bewegen muß. Darüber hielt er seinen Mitschülern Vorträge und suchte sie in die neue Gedankenwelt einzuführen, allerdings nur mit geringem Erfolg; denn noch viel später bezeichneten seine Landsleute den großen Forscher als das „Schwindlhirnlein". Noch weniger Anklang fand Kepler bei seinen Genossen in kirchlichen Fragen. Seiner versöhnlichen Natur lag die Spaltung des deutschen Volkes in die drei Glaubensbekenntnisse: katholisch, evangelisch und reformiert, nicht. Besonders mißfiel ihm die scharfe Trennung zwischen Evangelischen und Reformierten, wie sie durch die Konkordienformel zum Ausdruck kam. Er verhehlte seine Meinung seinen Mitschülern gegenüber nicht und zog sich dadurch den Haß der engkirchlich Eingestellten zu. Da man in Württemberg nur Geistlicher werden konnte, wenn man die Tübinger Hochschule besucht und die dort vertretene Lehre in sich aufgenommen hatte, so erschien es zweifelhaft, ob er seine theologischen Studien fortsetzen sollte. Da trat ein Ereignis ein, das entscheidend für sein Leben werden sollte. In der evangelischen Stiftsschule zu Graz war die Stelle des Mathematikprofessors frei geworden, woraufhin sich die Landstände von Steiermark an die Tübinger theologische Fakultät wegen der Besetzung der Stelle wandten. Die Fakultät bot die Stelle Kepler an, der nur zögernd auf das Angebot einging; die weite Entfernung von der Heimat, die schlechte Bezahlung und die Befürchtung, sich die Möglichkeit der Fortsetzung seines theologischen Studiums und damit die Erlangung einer besser bezahlten Stelle zu verscherzen, machten ihn bedenklich.

Entscheidend waren Mästlins Rat und die Notwendigkeit, sich seinen Unterhalt zu verdienen. Im Frühjahr 1594 reiste er nach Graz und blieb dort bis 1600. In dieser von den Mittelpunkten geistigen Lebens weit abgelegenen kleinen Stadt wurde er aus einem Schüler zum Forscher. Hier konnte er seine Gedanken über den Aufbau des Weltalls reifen lassen und mit den Tatsachen vergleichen. Der Unterricht nahm seine Zeit nicht allzusehr in Anspruch. Daneben hatte er

allerdings jährlich einen Kalender zu berechnen und herauszugeben. Diese Kalender waren auf den Grundsätzen der Sterndeutung aufgebaut und dienten sowohl den Bedürfnissen des Arztes als auch des Landwirtes und des Staatsmannes. Sie enthielten neben dem Monatskalender mit den Stellungen der Wandelsterne ausführliche Vorhersagen über die Staatsereignisse, über das Wetter und Krankheiten des kommenden Jahres und waren außerordentlich beliebt. Bereits durch seinen ersten Kalender für 1595 wurde Kepler allgemein bekannt, da seine Vorhersagen eintrafen: es wurde ein bitterkalter Winter; viele Sennen in den Bergen erfroren oder zogen sich Schaden durch den Frost zu; die Türken eroberten Niederösterreich, und es gab Bauernunruhen. Der Erfolg war da. Nunmehr galt Kepler als tüchtiger Sterndeuter und wurde oft von den Leuten gebeten, ihre Zukunft auf Grund der Stellung der Gestirne zur Zeit ihrer Geburt oder ihres Geburtstages zu deuten. Dies brachte Geld ein und eröffnete angenehme Aussichten in die Zukunft, bedeutete aber zugleich eine große Versuchung.

Die meisten seiner Zeitgenossen hätten sich unbedenklich der Sterndeutung ergeben. Nicht so Kepler. Gewiß begrüßte er die willkommene Vermehrung seiner geringen Einnahmen, aber zugleich war er sich der Ungenauigkeit der Vorhersagen zu sehr bewußt. Um ihre Treffsicherheit zu untersuchen, beobachtete er das Wetter und verglich Vorhersage und Wirklichkeit. Ebenso machte er es mit den Gestirnungen. Er berechnete für jedes seiner Lebensjahre die Stellung der Gestirne an seinem Geburtstage und verglich die darauf gegründete Vorhersage mit den Ereignissen. Meistens stimmte es nicht. Besonders waren seine Erfolge aus den Sternen nicht vorherzusehen. Auch die Gestirnung seiner Angehörigen berechnete er und benützte sie zu seinen Untersuchungen. Auch hier wollten die Lehren der Sterndeuter nicht stimmen. Der frühzeitige Tod seiner beiden Kinder und des Sohnes Mästlins waren durch die Stellung der Gestirne nicht angezeigt. Dabei bemühte er sich, die Sterndeutung von allen überflüssigen Zutaten zu reinigen und nur noch die wirksamen Stellungen der Wandelsterne, der sogenannten Aspekte, beizubehalten. Er verwarf also die damals und noch heute so beliebten Einteilungen in die Häuser, Herrschaften, Dreiheiten und die anderen Grundlagen der gewöhnlichen Sterndeutung. Übrig blieb nur noch der Einfluß der Wandelsterne, den er folgendermaßen erklärte: „Die Wandelsterne können zwar die Seele eines Menschen erfüllen, den Erfolg selbst aber vermögen sie nicht zu gewährleisten. Sie rütteln vielmehr den Menschen auf und stellen ihn gleichsam auf Wachtposten, damit er die vorübergehenden Gelegenheiten ergreift." Wirksam erschienen ihm nur bestimmte Stellungen, die schon von früher her bekannten, zu denen er auf Grund seiner Wetterbeobachtungen andere hinzunahm. „Wenn die Wandelsterne sich genau in diesen Stellungen befinden, so", nahm er an, „zeigen sich ihre Wirkungen, gleichsam als ob der Schöpfer sich solcher Winkelstellungen bediene, um auf die Menschen zu wirken. Diese himmlische Geometrie macht die Seelen harmonisch oder unharmonisch, nie aber gut oder schlecht." „Ist die Stellung der

Gestirne harmonisch, so gewinnt die Seele oder Lebenskraft eine schöne Form und behält sie auch, solange sie im Körper weilt; sie schafft sich daher eine schöne Wohnstätte, formt als vermittelnde Ursache den Gesichtsausdruck." Nicht nur der Mensch, auch die Erde wird durch die himmlischen Stellungen beeinflußt, und das äußert sich im Wetter. Deshalb lassen sich aus der Beobachtung des Wetters leichter als aus der Beobachtung des Menschenlebens die Vorzüge der einzelnen Stellungen ersehen. Und somit kam Kepler aus der Beobachtung des Wetters zur Fortbildung der Sterndeutung.

Immer führt die Forschung zur Erkenntnis eines Gegenstandes und damit zur größeren Vorsicht in Aussagen. Dies war auch bei Kepler der Fall. Obwohl er mit seinem ersten Kalender großen Erfolg hatte, war er sich bewußt, daß die meisten Vorhersagen nur unter glücklichen Umständen eintreffen; allerdings kannte er die Leichtgläubigkeit der Leute, die er mit folgenden Worten beschrieb: „Das Treffen behält man nach der Weiber Art; das Fehlen aber vergißt man, weil es nichts Besonderes ist. Damit bleibt der Sterndeuter in Ehren." Solches verhehlte er auch den Lesern seiner Kalender nicht und bemühte sich, die Kalender allmählich zur Belehrung und zur Unterhaltung zu verwenden. Die Wettervorhersagen beschränkten sich nunmehr auf die Kennzeichnung des Wetters der einzelnen Monate. Außerdem wurden die Staatsereignisse der letzten Jahre erzählt und bevorstehende Ereignisse angedeutet, wie sie aus der Betrachtung der Vergangenheit folgen. Ebenso offen äußerte er sich auch den Bestellern der Gestirnungen gegenüber. Mehrmals sprach er den Wunsch aus, seine Deutungen möchten in die Hände denkender, nicht abergläubischer Menschen gelangen. Und einmal, als er befürchten mußte, daß sein Gönner Kaiser Rudolf II. sich durch irgendwelche Deutungen bestimmen lasse, beschwor er dessen Vertrauten, den Kaiser zu veranlassen, diesen Vorhersagen nicht zu trauen, da selbst sichere Vorhersagen bei wichtigen Entschlüssen keine Rolle spielen dürften.

Um diese Zeit, im Jahre 1595, als er sich mit der Sterndeutung zu beschäftigen begann, gelang ihm eine Entdeckung, die seinen Glauben an die Richtigkeit des kopernikanischen Weltgebäudes stärkte und ihm zugleich eine Bestätigung seiner Annahme eines harmonischen Zusammenhanges der Welt zu sein schien. Diese Entdeckung, die er das Weltgeheimnis nannte, betraf den Aufbau der Welt im Sinne des Kopernikus, nämlich in der Anordnung der sechs Wandelsterne Merkur bis Saturn um die Sonne als Mittelpunkt. Gott habe die Wandelsterne entsprechend der Zahl der regelmäßigen Körper geschaffen und sie in bestimmter Reihenfolge zur Sonne hin geordnet. Der äußerste Himmel, der Sternhimmel, sei eine Kugel, in welcher die fünf regelmäßigen Vielflächer so eingeschachtelt seien, daß sie Gehege bilden, innerhalb deren die sechs Wandelsterne sich bewegen. Es folgen sich vom Sternhimmel zur Sonne hin Saturn, Würfel, Jupiter, Pyramide, Mars, Zwölfflächer, Erde, Zwanzigflächer, Venus, Achtflächer, Merkur. Jeder Vielflächer berührt mit seinen Ecken eine Kugel, die zugleich die

Flächen des nächsten Vielflächers berührt. Die Halbmesser dieser Kugeln sollten sich wie die Bahnhalbmesser der Wandelsterne verhalten, was für Kopernikus' Weltgebäude einigermaßen zutraf. Somit hielt Kepler seine Entdeckung für eine Bestätigung der Richtigkeit dieser Lehre und seiner eigenen Ansicht von der Harmonie des göttlichen Bauplanes; daneben schien ihm die Beziehung zwischen den Halbmessern der Kugeln und der Bahnen zugleich eine Verbesserung der von Kopernikus gefundenen Werte zu ermöglichen. Allerdings blieb dies nur eine Vermutung. Das Weltgeheimnis spielte später keine große Rolle, außer daß man in wissenschaftlichen Kreisen auf diesen einfallsreichen jungen Forscher aufmerksam wurde.

In Graz kam Kepler auch zur Gründung eines Hausstandes. Am 27. April 1597 heiratete er Barbara Müller, eine reiche Müllerstochter, die vorher zweimal verheiratet gewesen war und eine Tochter Regine in die neue Ehe mitbrachte. Sie gebar Kepler sechs Kinder, von denen nur Susanne und Ludwig am Leben blieben und sich fortpflanzten. Die Ehe war anfangs recht glücklich, bis die Protestantenverfolgungen in Steiermark einsetzten und Kepler wie die anderen Protestanten das Land verlassen mußte. Dabei verlor die Familie einen großen Teil ihres Vermögens; seine Frau konnte sich am neuen Wohnort, in Prag, nicht eingewöhnen und wurde trübsinnig; sie konnte ihren Haushalt nicht in Ordnung halten und brachte kein Verständnis für die Arbeiten ihres Mannes auf. Ihr Tod im Jahre 1611 bedeutete daher eine Erlösung für Kepler. Zwei Jahre später heiratete er Susanne Reuttinger, eine Schreinerstochter aus Efferdingen. Diese Ehe war anscheinend ebenso glücklich wie die erste, obwohl Keplers Lebensumstände immer unsicherer wurden. Aus dieser Ehe gingen sieben Kinder hervor, die wohl jung gestorben sind.

Schon in Graz mußte es sich entscheiden, ob der begabte Gelehrte sein Leben der Forschung oder der einträglichen Sterndeutung widmen werde. Kepler fiel die Entscheidung nicht schwer. Sein Wesen drängte zur Forschung. Bereits in der Beschäftigung mit den Fragen der Sterndeutung und mit dem Aufbau der Welt zeigte er sich als geborener Forscher; dabei befähigte ihn sein Glaube an die Zusammenhänge im göttlichen Bauplan, die Naturvorgänge von einem anderen Gesichtspunkt aus anzusehen und schließlich die Naturgesetze aufzufinden, die jetzt noch als die Keplerschen Gesetze zu den grundlegenden Gesetzen unserer Sternforschung gehören. Ihre Auffindung war nur möglich auf Grund der ausgezeichneten Beobachtungen Tycho Brahes. Sich mit ihnen zu beschäftigen, sah Kepler sich genötigt, als die Verfolgungen in Steiermark ihn zur Auswanderung zwangen und er keine Möglichkeit fand, in seinem Vaterlande Württemberg unterzukommen. Da war es für ihn ein glücklicher Zufall, daß Brahe bei der Berechnung der Bewegungen der von ihm beobachteten Wandelsterne auf Schwierigkeiten stieß, deren er mit seinen Mitarbeitern nicht Herr werden konnte, und deshalb Kepler zur Mitarbeit einlud. Kepler nahm die Einladung an und siedelte im Herbst 1600

den werde: Jſt aber hierbey zu hitzig/ blind von begird/ vnd empfindet oder ſihet nit/ das er eben hierdurch Fewr ins Stro legt. Es wär beſſer er ſetzte ſich vngemerckt drüber/ vnd betrachtete/ wie er die gelegte Zündtſtricke außtilgen vnd vntertrucken möchte/ ſo dörffte es hernach keines leſchens.

Es ſey nun ein Notwehr öder ein Muthwill/ ſo haben alle Potentaten oder Herꝛſchafften ſonderlich die jenige welche groſſe Volckreiche Stätte vnter jhnen haben/ mit gantzem Fleiß zuzuſehen/ das ſie jhnen den glückliche fortgang im Mertzen vnd Aprillen nicht allzuvol gefallen laſſen/ oder vnbeſunnen vnd vnvorſichtig werden: oder dergleichen ſachen fürnemen/ die eine Gemein leichtlich zur Auffruhr verurſachet/ dann warlich im Mayen/ wirdt es an denen Orthen/ vnd bey denen Händeln/ da zuvor ſchon alles fertig/ vnd ſonderlich wo die Gemein ſonſt groſſe Freyheit hat/ ohne groſſe Schwürigkeit/ wo ſie nit ein wachendes Aug ob jhn haben/ nicht abgehen.

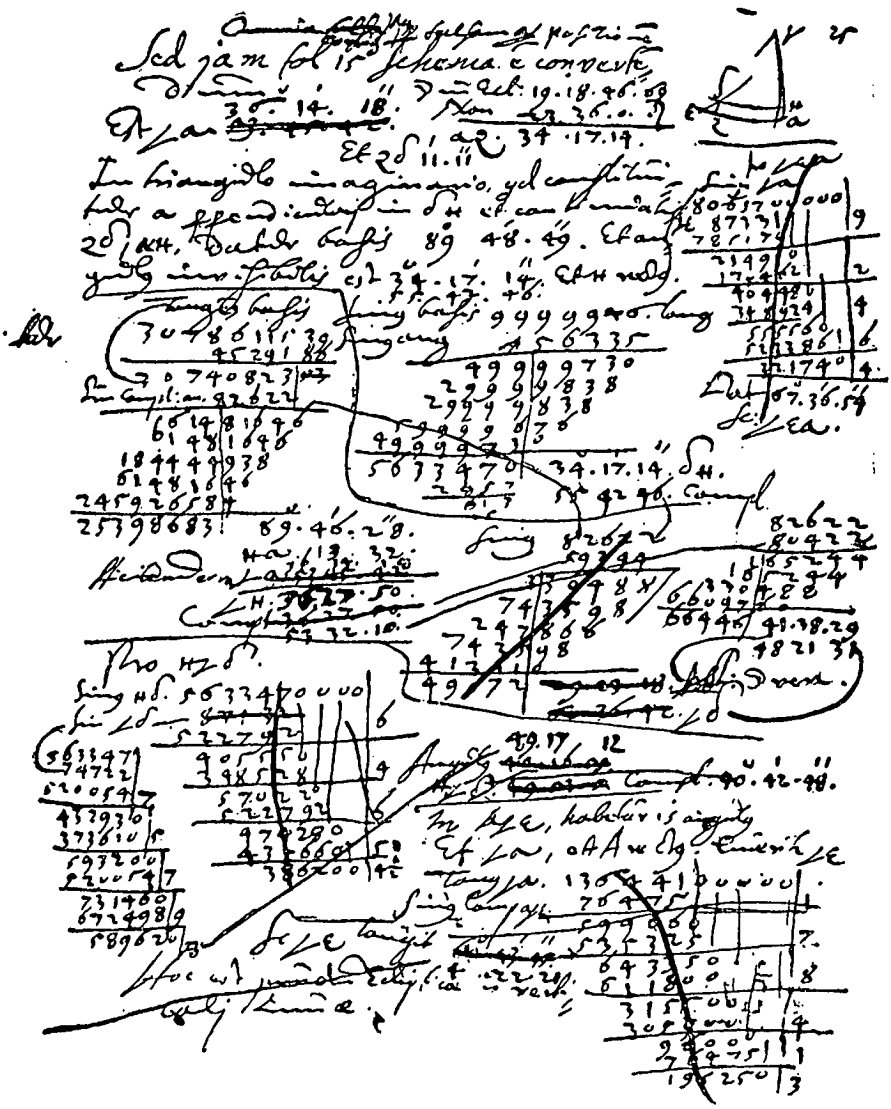
Hie bedarff es nun nit viel rathens/ was oder wie ichs meine. Dann ich nicht eben auff gewiſſe Partheyen ziele (ob ich ſchon der Nativiteten etliche im Kopff habe) viel weniger mir einen certum caſum formiret/ oder einige Maßgebung außgeſunnen: ſondern ich warne/ wie ein Medicus zuthun pflegt/ das man ſich verbi cauſa zu dieſer zeit in gemain vor vberigen Schwämen oder Obs hütten ſoll/ der doch nit waiſt/ welchen auß der Gemaind es zum Nachteil vnd Kranckheit geräichen werde. Mein fundament iſt allein diß/ das ein conjunctio Martis vnd der Sonnen im Wider/ vnter welchem Teutſchland gezehlet wirdt/ im künfftigen Mertzen/ vnd darauff im

Eine Seite aus Keplers „Prognoſticon, von allerhandt bedraulichen Vorbotten künfftigen Übelſtands, auf das 1618. und 1619. Jahr", mit der Vorausſage kriegeriſcher Verwicklungen (1618 Beginn des Dreißigjährigen Krieges)

nach Böhmen über. Allerdings ſtellte es ſich bald heraus, daß er nur mit geringem Einkommen rechnen müſſe; die kaiſerliche Kaſſe war meiſtens leer, und auch ſpäter, als er nach Brahes baldigem Tod kaiſerlicher Mathematiker mit dem Auftrag der Berechnung der Braheſchen Beobachtungen geworden war, wurde ſein Gehalt nur gelegentlich ausgezahlt, ſo daß er von 1611 bis 1628 nebenbei die Stelle des Landſchaftsmathematikers von Oberöſterreich verſehen mußte. In dieſer Zeit der

wirtschaftlichen Sorge führte er seine grundlegenden Arbeiten durch. Die ihm zur Verfügung stehenden genauen Beobachtungen ließen ihm keinen Zweifel, daß die Bewegungen der Wandelsterne nicht den Lehren der Ptolemaios und Brahe entsprächen. Es kam nur die Lehre des Kopernikus in Betracht; aber dessen Annahme einer kreisförmigen Bewegung entsprach offenbar nicht der Wirklichkeit. Es galt nun, die richtige Bahnform zu finden. Noch in Graz hatte er gefunden, daß die Erde sich langsamer um die Sonne bewegt, wenn sie von ihr entfernter ist. Dasselbe konnte er nun auch für Mars nachweisen. Wichtig war die Form der Marsbahn, da der Kreis nicht mehr in Betracht kam, wie aus sehr umständlichen Rechnungen, die siebzigmal durchgeführt werden mußten, hervorging. Wohl kam er dabei zu einer verbesserten Kreisbahn, welche die Beobachtungen schon recht gut darzustellen gestattete. Mancher hätte sich damit begnügt und auf weitere umständliche Rechnungen verzichtet. Kepler aber ging nun zu anderen Bahnformen über, zuerst zur Eiform und zuletzt zur Ellipse, in deren einem Brennpunkt er die Sonne annahm. Damit gelang es ihm, die Marsbeobachtungen noch genauer darzustellen, und er bewies dadurch, daß Mars sich nur in einer Ellipse um die Sonne bewegen könne, wobei er sich um so langsamer bewege, je mehr er sich von der Sonne entferne. Somit war die Sonne als der Kraftmittelpunkt für die Bewegung der Wandelsterne festgestellt. Fortan hatten die Lehren der Ptolemaios und Brahe keine Daseinsberechtigung mehr. Dies teilte Kepler in seiner „Neuen Sternkunde" 1609 der Öffentlichkeit mit und konnte darin Tafeln der Bewegungen herausgeben, die auf einer riesigen Rechenarbeit beruhten, mußte er doch in mindestens vierzig Fällen die gleiche Rechnung je hundertachtzigmal durchführen.

Eine zehnjährige Arbeit hatte ihm das Ergebnis geliefert, daß sich die Bewegung der Wandelsterne physikalisch erklären lasse, wobei er die Sonne als einen großen Magneten betrachtete, der durch seine Drehung um seine Achse die Wandelsterne mitreiße, und zwar um so mehr, je näher der Wandelstern sei. Bei seinen Forschungen erfuhr Kepler allerdings von seiten der Wissenschaft keine Unterstützung. Nur mit großen Schwierigkeiten konnte er von Brahes Erben die Erlaubnis zur Benützung der Braheschen Beobachtungen erhalten und mußte ihnen einen Teil seines Gehaltes abtreten. Gelehrte wie Mästlin, Galilei und Magini standen seinen Untersuchungen verständnislos gegenüber und vermochten ihre Tragweite nicht zu beurteilen. Das hinderte ihn aber nicht, seine Untersuchungen auf alle Wandelsterne zu erstrecken. Dabei leitete ihn sein Glaube an einen göttlichen Bauplan, der sich in Harmonien äußere. Entsprechend den Harmonien in der Musik und in den geometrischen Figuren müsse es harmonische Verhältnisse in den Himmelsbewegungen als harmonische Verkörperungen Gottes geben. Wie früher das Weltgeheimnis, so fand er nun auf Grund der ihm zur Verfügung stehenden viel besseren Bahnen eine wichtige Beziehung zwischen den Umlaufszeiten und Bahnhalbmessern der Wandelsterne, die jetzt noch als drittes Keplersches Gesetz wertvolle Dienste leistet und die Grundlage für Newtons Anziehungs-



Seite eines Keplerschen Manuskriptes mit astronomischen Berechnungen

gesetz bildet. Dieses 1618 gefundene Gesetz veröffentlichte er in seiner „Harmonie der Welt". Daraufhin berechnete er die grundlegenden Tafeln der Bewegungen der Wandelsterne, die Rudolfischen Tafeln, die 1627 zu Ulm erschienen, und außerdem Jahrbücher der Bewegungen für die Jahre 1617 bis 1636. Damit war das Werk beendet und der Auftrag Kaiser Rudolfs erfüllt: Brahes Beobachtungen waren zur Ableitung der Bewegungen der Planeten und zur Herstellung neuer Tafelwerke verwendet worden. Darüber hinaus war Kopernikus' Lehre als richtig

erwiesen und zugleich dahin verbessert worden, daß die himmlischen Bewegungen um die Sonne als Kraftmittelpunkt erfolgen. Nunmehr war der Grund zum Ausbau der modernen Sternforschung gelegt.

Nur mit großen Mühen konnte Kepler diese Arbeiten und grundlegende Untersuchungen über das Wesen des Lichtes, worin er sich Galilei überlegen zeigte, durchführen und veröffentlichen. Sein Gehalt war ja gering und wurde oft nur zum Teil ausgezahlt. Wohl erhielt er Zahlungsanweisungen; jedoch galten solche Anweisungen damals und besonders im Dreißigjährigen Krieg nur wenig; sogar die Zinsen wurden nicht gezahlt. Verleger für seine Werke fanden sich nicht; der Druck der Werke mit den vielen Zahlentafeln machte große Schwierigkeiten. Zuletzt sah Kepler sich genötigt, eine eigene Druckerei einzurichten. Dies geschah in Sagan, wohin er als Mathematiker Wallensteins gezogen war. Er hatte seine Stelle in Linz wegen der dortigen Protestantenverfolgungen aufgegeben und keine Aussicht, vom Kaiserhaus das gestundete Gehalt herausgezahlt zu bekommen. Deshalb trat er 1628 mit Einwilligung des Kaisers in die Dienste des allmächtigen Feldherrn gegen ein jährliches Gehalt und eine Forderung an Wallenstein in Höhe von elftausendachthundertundsiebzehn Gulden, welche das Kaiserhaus ihm schuldete. Schon früher hatte er für Wallenstein die Zukunft aus den Sternen gedeutet und fremde Deutungen begutachtet. Seine eigenen Deutungen von 1608 und die verbesserte von 1625 lassen allerdings wenig von seinem Geschick erkennen, die Zukunft aus den Sternen zu ersehen. Selbst die 1625 durchgeführte Verbesserung der Gestirnung, welche Wallensteins Aufzeichnungen über sein Leben berücksichtigte, entsprach nicht den künftigen Ereignissen: Wallensteins Vertreibung des dänischen Königs 1627 sowie Wallensteins Absetzung und Wiedereinsetzung ließen sich nicht aus den Sternen ersehen. Trotzdem glaubte Wallenstein sich des Rates des erfahrenen Kepler bedienen zu müssen, wenn es darauf ankam, die Gestirnungen seiner Gegner zu deuten und zu Staatshandlungen zu verwenden. Auch hier erfüllten sich Keplers Hoffnungen nicht. Wohl wurde ihm auf Wallensteins Geheiß ein Lehrstuhl an der Universität zu Rostock angeboten; aber als er die Stelle nur dann annehmen wollte, wenn er zuvor von Wallenstein die zwölftausend Gulden erhielte, ging der sehr reiche Feldherr auf diese Forderung nicht ein. Bald darauf begann Wallensteins Stern zu verblassen; im August 1630 wurde er vom Kaiser entlassen. Damit schwand jede Hoffnung auf Erfüllung von Keplers Forderung. Dieser reiste nach Regensburg, um dort auf dem Kurfürstentag seine Forderungen geltend zu machen. Einige Tage nach seiner Ankunft erkrankte er und starb am 15. November 1630. Er wurde auf dem evangelischen Petersfriedhof beerdigt, der einige Jahre später bei der Belagerung der Stadt zerstört wurde. Somit ist sein Grab nicht erhalten. Dafür wurde in der Nähe das Kepler-Denkmal im Jahre 1808 errichtet.

Viele stellen sich den deutschen Gelehrten früherer Jahrhunderte wie den Famulus Wagner in Goethes „Faust" vor: als einen zurückgezogenen Menschen,

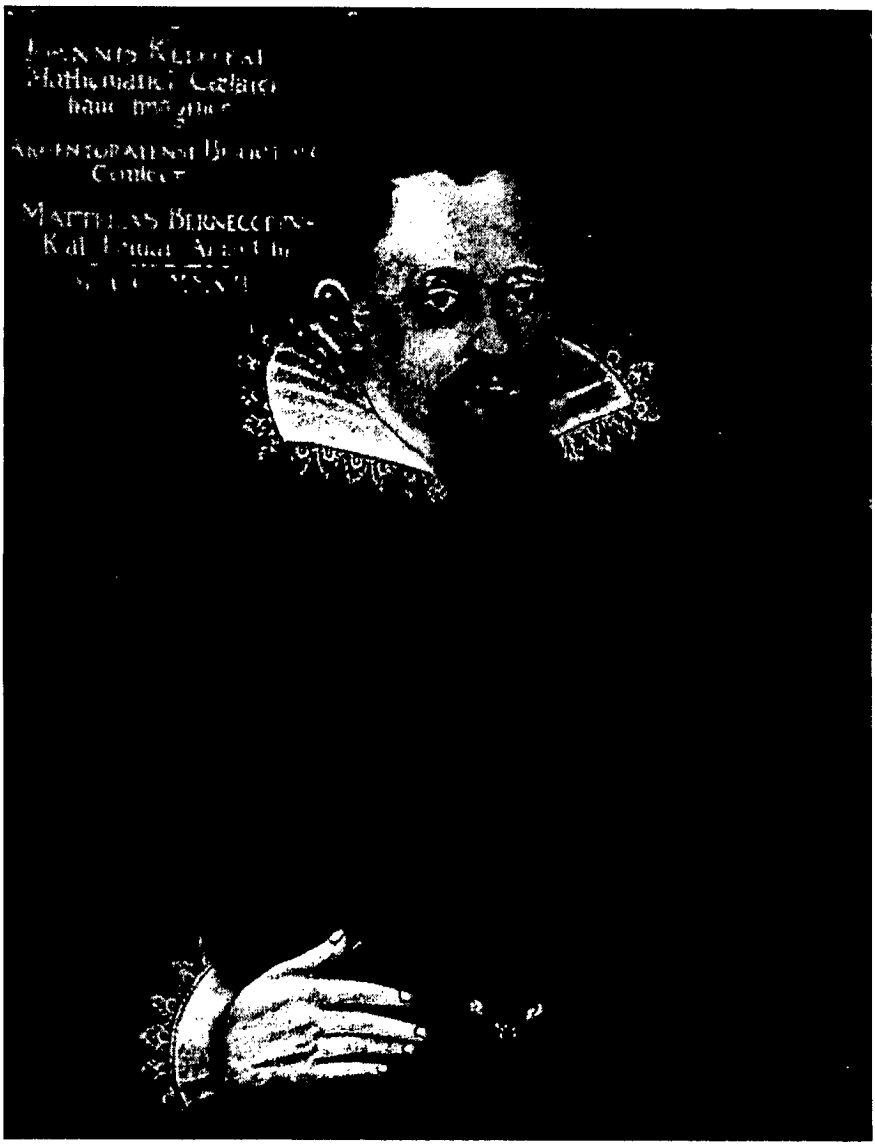
der am Leben keinen Anteil nimmt, der nur bedacht ist, sich in sein Wissensgebiet zu vertiefen, und jeden Zusammenhang mit seinen Mitmenschen verliert. Diese nur auf wenige Gelehrte zutreffende Schilderung würde auf Kepler ganz und gar nicht passen. Schon seine Beziehungen zu Fürsten und Feldherren, besonders aber die Deutung von Tausenden von Gestirnungen verbanden ihn ständig mit seiner Mitwelt. Es sind zwei Bilder von ihm erhalten und in der Kepler-Festschrift von 1930 abgebildet. Das eine, aus Pulkowo, zeigt ihn als jungen Mann, Ende der zwanziger Jahre, mit ziemlich vollem Gesicht, sehr hoher Stirn, bartlos, mit einem sehr klugen, aufmerksamen, aber zurückhaltenden Ausdruck in den dunklen Augen. Dies, das energische Kinn und der festgeschlossene Mund erwecken den Eindruck eines Menschen mit eigenem Sinn, der nicht zu bereden ist. Das andere Bild, im Besitz des Thomasstiftes zu Straßburg, zeigt ihn im Alter von neunundvierzig Jahren, der Mode entsprechend in dunkler, anliegender Jacke mit mäßig großem spanischem Spitzenkragen und schmalen Stulpen, ritterlichem Wehrgehänge, mit dunklem Spitzbart und kurzgeschnittenem Haupthaar. Die hohe Stirn, die dunklen, beobachtenden Augen, der fest geschlossene Mund sind die gleichen. Nur ist der Ausdruck noch zurückhaltender, etwas zögernd, fast etwas spöttisch geworden. Das Bild zeigt ihn als einen sehr feinsinnigen, stillen Menschen, keineswegs als den martialischen Mann, wie er heutzutage meistens abgebildet wird.

Obwohl seine Forschungen sich mit den schwierigsten Fragen beschäftigten und seine Ergebnisse dem damaligen Gebrauch gemäß in lateinischer Sprache veröffentlicht wurden, bemühte er sich, sein Wissen auch in deutscher Sprache mitzuteilen und damit zur Volksbildung beizutragen. Es gibt außer seinen deutsch geschriebenen Kalendern und Gelegenheitsschriften über auffällige Himmelserscheinungen sogar einige bemerkenswerte Versuche zur Bildung einer deutschen Fachsprache; denn das Fehlen deutscher Fachwörter bildete einen der wichtigsten Gründe für die Verwendung der lateinischen Sprache durch die deutschen Gelehrten. So kündete er im Jahre 1611 seine Absicht, die Geometrie des Euklid zu übersetzen, mit folgenden Worten an: „Das wichtigste Ziel erscheint mir die Verdeutschung der Fachwörter. Es ist eine Schande, daß man im Deutschen ‚Parallelen' nicht anders bezeichnen kann. Es wäre Sache der Allgemeinheit, daß die Fachwörter allgemein gebraucht würden und nicht hier so und dort so. Und ich glaube im zehnten Buch darin Fortschritte gemacht zu haben. Mit dem gleichen Recht, mit dem Euklid neue Fachwörter in die griechische Sprache eingeführt hat, habe ich einheimische Wörter gesetzt." Kepler war also im Begriff, eine deutsche Fachsprache zu schaffen, und hätte dadurch dem deutschen Volke einen großen Dienst leisten können; damit würde er verdienen, wie Galilei unter den Schöpfern einer Fachsprache genannt zu werden. Allerdings hatte Galilei es viel leichter, da er den überlieferten griechischen und lateinischen Fremdwörtern nur ein italienisches Gewand umzuhängen brauchte. Keplers Aufgabe war viel schwieriger, da er solche Lehnwörter ablehnte. Leider ist seine Euklid-Übersetzung nicht erhalten. Immerhin

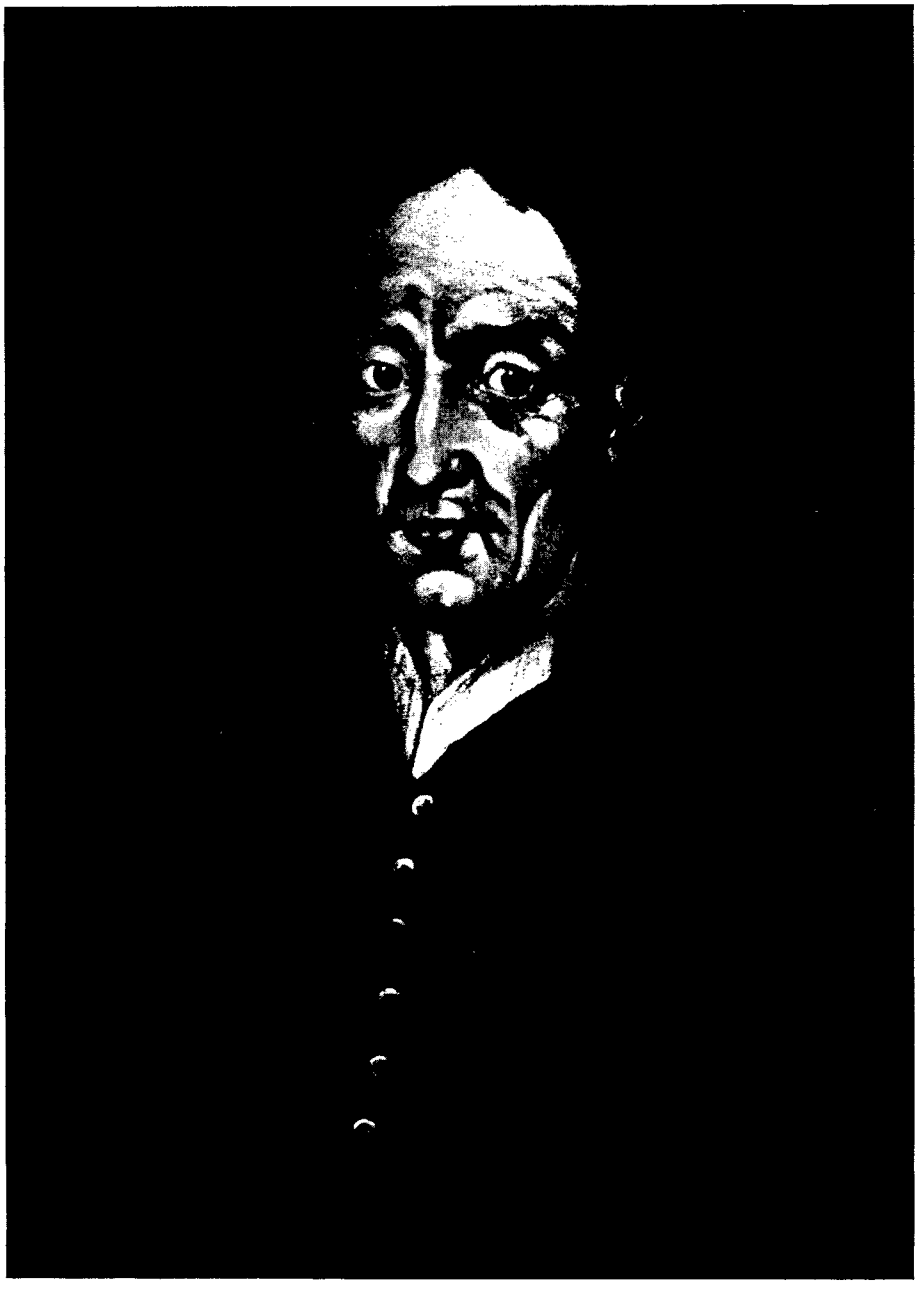
sind sein Österreichisches Wein-Visier-Büchlein und eine deutsche Übersetzung des dreizehnten und vierzehnten Abschnittes des Buches über die Welt von Aristoteles noch vorhanden und gestatten, seine Bemühungen zu beurteilen. Anschaulich sind seine Verdeutschungen Ei und Linse für die beiden Rotationsellipsoide, Erbsenhaufen für Rotationshyperboloid, Heuschober für Rotationsparaboloid, Walze und Säule für Zylinder, Schnitz für Segment, Raute für Rhombus, Anstreicher für Tangente, Durchstreicher für Sekante, schwebende Sterne für Planeten, angeheftete Sterne für Fixsterne, Sternseher für Astronom. Diese Verdeutschungen wurden zum größten Teil nicht in die Umgangssprache übernommen, im Unterschied zu den von ihm geprägten Wörtern: Weltgebäude, Umkreis, Kegelschnitt, Kreis, Mittelpunkt und Würfel, die noch jetzt gebraucht werden. Allerdings hatte Kepler darauf verzichtet, die Verdeutschungen in einem größeren Werk der Öffentlichkeit mitzuteilen; vielleicht erschien ihm die Zeit noch nicht gekommen zu sein. Bald darauf begann der Dreißigjährige Krieg, der zur Hochschätzung der Fremdwörter und zur Unterdrückung der deutschen Sprache führen sollte.

Wie in der Sprache, so fühlte Kepler sich auch sonst mit dem deutschen Volk verbunden. Als er 1617 einen Ruf an die Universität in Bologna erhielt, lehnte er ihn mit folgender Begründung ab: „Ich bin ein Deutscher der Abstammung und Gesinnung nach, mit den Sitten der Deutschen verwachsen, mit ihnen durch Bande des Lebens, das heißt (nach deutscher, auch von den Gelehrten angenommener Art) durch Heirat verbunden, so daß ich, auch wenn der Kaiser seine Zustimmung gäbe, nur mit größter Schwierigkeit meinen Wohnsitz von Deutschland nach Italien verlegen könnte. Wenn mich auch der Ruhm reizt, der von dem hochberühmten Ort, dem ehrwürdigen Sitz der Professoren Bolognas ausstrahlt, und mir Hoffnung auf eine bessere Stellung winkt, sowohl öffentlich auf dem Lehrstuhl wegen der zahlreichen Zuhörerschaft wie auch privatim durch geldliche Vorteile, so ist doch andererseits der Teil des Lebens vorüber, in dem man durch neue Verhältnisse angeregt wird und die Schönheiten Italiens begehren möchte oder sich einen langen Genuß davon versprechen könnte. Dazu kommt, daß ich von Jugend an bis in mein gegenwärtiges Alter als Deutscher unter Deutschen eine Freiheit im Gebaren und in der Rede genossen habe, deren Gebrauch mir wohl, wenn ich nach Bologna ginge, leicht wenn nicht Gefahr so wenigstens Schmähungen zuziehen, Verdacht erregen und mich den Angebereien benommener Köpfe aussetzen könnte. Ihr werdet es mir daher, glaube ich, nicht verübeln, wenn ich mich durch Vergleichung der Vergangenheit mit dem, was die Zukunft bringen könnte, zur Anwendung einer vielleicht überflüssigen Vorsicht veranlaßt sehe."

Keplers Persönlichkeit würde nur unvollständig geschildert sein, wenn wir nicht auch seines Glaubens gedenken würden. Er stammte aus einer evangelischen Familie; nahe Verwandte aber gehörten der katholischen Kirche an. In seiner Vaterstadt spielten sich Glaubenskämpfe ab; die früher evangelische Stadt wurde katholisch. Auf der Universität zu Tübingen wurde er vertraut mit dem Gegensatz



Johannes Kepler
Gemälde 1620. Straßburg, Thomasstift



Jakob Böhme
Zeitgenössisches Gemälde. Kamenz, Stadtbibliothek

zwischen Evangelischen und Reformierten, der durch die Konkordienformel vertieft werden sollte. Diese Verschärfung des Gegensatzes mißfiel ihm sehr, und er gab seinem Mißfallen mehrmals Ausdruck, was ihm sein Leben lang von den kirchlichen Eiferern in Württemberg verdacht wurde. In Österreich erlebte er die Gegenreformation mit der Unterdrückung aller Volksgenossen, die nicht den gleichen Glauben wie die Herrscher hatten. Auch er wurde nicht verschont; standhaft hing er seinem Glauben an, wie auch aus seinen Worten hervorgeht: „Ich hätte nicht geglaubt, daß es so süß ist, in Gemeinschaft mit etlichen Brüdern für die Religion, für Christi Ruhm Schaden und Schimpf zu erleiden, Haus, Acker, Freunde und Heimat zu verlassen." Der Haß der Geistlichen war ihm unverständlich, und die Spaltung der christlichen Kirche in drei Bekenntnisse erschien ihm frevelhaft. Seinen Glauben tat er in seinen Bekenntnissen von 1617 und 1623 kund. Eine Gesinnung heucheln konnte er nicht. „Darüber zürnen die Geistlichen mit mir, die Weltlichen aber schelten mich einen Narren." Auch die evangelische Kirche ging gegen ihn vor. Mit einer Anstellung in seinem Vaterlande hatte er wegen seiner Gesinnung nicht zu rechnen. In Linz verweigerte der evangelische Geistliche Hitzler ihm die Teilnahme am Abendmahl und schloß ihn damit von der Gemeinde aus. Vergeblich versuchte Kepler diesen Beschluß rückgängig zu machen. Er wandte sich an das württembergische Konsistorium; dieses verlangte aber von ihm die rückhaltlose Unterzeichnung der Konkordienformel. Dieses Verlangen war ungewöhnlich und wurde sonst nur an Geistliche gerichtet. Offensichtlich wollte man sich an Kepler wegen seiner Verteidigung der unerwünschten Kopernikanischen Lehre rächen und ihn demütigen. Kepler lehnte die Zumutung ab.

Nun wurde seine Ausschließung durch das Urteil des Konsistoriums in Stuttgart und der theologischen Fakultät in Tübingen bestätigt. Damit war Kepler amtlich zum Ketzer gestempelt worden, und solange er nicht widerrief, blieb er von den kirchlichen Veranstaltungen ausgeschlossen. Dies erlebte er in Sagan noch im Jahre 1629. Er blieb aber standhaft. Kurz zuvor hatte der Jesuit Guldin ihm nahegelegt, katholisch zu werden, und ihm für diesen Fall die Gunst des Kaisers Ferdinand zugesichert. Dies war eine große Versuchung für Kepler. Die Ausweisung aus Linz drohte ihm als Evangelischem; der Sieg des Kaisers und der katholischen Partei in Deutschland erschien nicht mehr zweifelhaft. Sein Vaterland war für ihn verschlossen. Die meisten hätten wohl nicht gezögert, unter solchen Verhältnissen ihre Gesinnung zu ändern und ihren Glauben zu wechseln. Kepler blieb standhaft. Als großer Forscher hat er es verschmäht, sich der Sterndeutung zu ergeben, und hat seine Untersuchungen ohne Rücksicht auf die Zustimmung seiner Zeitgenossen durchgeführt; als großer Mensch hat er Glauben und Vaterland auch um großer Vorteile willen nicht gewechselt und ist seiner Gesinnung treu geblieben. Dafür wird die Nachwelt ihm immer dankbar sein.

Jakob Böhme

1575–1624

Von

Heinrich Bornkamm

Jakob Böhme, der große deutsche Naturphilosoph und Mystiker, stammt aus einer Geschlechter hindurch vor ihm in Alt-Seidenberg, südlich von Görlitz, nachweisbaren, offenbar aus deutschem Gebiet Böhmens eingewanderten Bauernfamilie. Er wurde 1575 im väterlichen Dorf geboren; der Geburtstag ist unbekannt. Als viertes und noch dazu schwächliches Kind war er darauf angewiesen, ein Handwerk zu erlernen. Nach der für den Schuster vorgeschriebenen, je dreijährigen Lehr- und Wanderzeit und nach einigen weiteren Gesellenjahren konnte er 1599 das Meister- und Bürgerrecht in Görlitz erwerben und durch die binnen einem halben Jahre vorgeschriebene Verheiratung sichern. Das Handwerk ernährte ihn nicht übel. Wir sehen den lebhaften Mann auch tätig an Geschäften seiner Innung, besonders in einem leidigen Streit gegen die Gerber, teilnehmen.

Böhme hatte sich in seiner Jugend nichts von den Elementen einer höheren Bildung aneignen können. Der Humanismus der Gelehrtenschulen hat ihn nicht berührt, nur daß er lateinische Worte, die er gelegentlich verwendet, grammatisch richtig abzuwandeln vermag. Was ihn sonst an Einflüssen aus der gärenden geistigen Welt seiner Zeit berührt haben mag, ist jeder genauen Beobachtung entzogen. Sicher ist eine frühe Begegnung mit Paracelsus und dem über den Meister hinauswuchernden Paracelsismus, der sich allenthalben bei Ärzten, Apothekern und anderen naturphilosophisch angeregten Köpfen fand. Von den apokalyptischen Flugschriften und Weissagungsbüchern, die um die Jahrhundertwende mächtig anschwellen, von der ebenso auf eine neue Reformation wie auf ein umfassendes Weltverständnis gerichteten „Pansophie" mag er manches gelesen und gehört haben. Daß er aber „Rosenkreuzer" — wie man die aus dem Drang nach neuer Natur- und Geisteserkenntnis hervorgegangenen losen Gesellschaften und Zirkel am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts nach einem bezeichnenden Literaturerzeugnis nennt — auch nur im weiteren Sinne gewesen sei, ist eine haltlose Vermutung. Ebensowenig können wir nachweisen, daß er zu den Kreisen der Schwenckfelder gehörte, die eine vorpietistische stille Frömmigkeit pflegten, so viele seiner späteren schlesischen Freunde, namentlich vom Adel, heimliche Anhänger Schwenckfelds waren. In kirchlicher Überlieferung erwachsen, hat Böhme zunächst Auskunft bei der kirchlichen Lehre gesucht. Aber seine Fragen sprengten den Rahmen des orthodox-lutherischen Dogmas. Sie bedrängten ihn mit ursprünglicher Gewalt und rangen ihm eigene ungefüge Antworten von mythischer

Kraft ab. In seinem einsamen Ringen um das Verständnis Gottes und der Natur mögen ihm visionäre Erlebnisse, deren er zweifellos fähig war, von denen wir aber nur legendäre Kunde besitzen, Gewißheit geschenkt haben.

Nach zwölfjährigem innerem Ringen überfiel ihn „wie ein Platzregen" der Drang, seine Erkenntnisse auszusprechen. Anfang des Jahres 1612 begann er seine „Morgenröte im Aufgang", von Freunden später „Aurora" genannt. Sie offenbart, was ihn so tief quälte: Ist das der wahre Gott, der von der orthodoxen Lehre in den Himmel, „der sich mit einem runden Zirk ganz lichtblau hoch über den Sternen schleußt", verbannt ist? Was bedeutet vor diesem fernen Gott dann „die große Tiefe dieser Welt", die Dinge, in denen Böses und Gutes, Liebe und Zorn wohnen und „das kleine Fünklein des Menschen"? Wo ist Gott, wenn es auf Erden den Gottlosen so wohl geht, wenn die barbarischen Völker die besten Länder besitzen? Im Sturm der Anfechtung und Melancholie brach sein Geist durch „bis in die innerste Geburt der Gottheit". „Was aber für ein Triumphieren im Geist gewesen, kann ich nicht schreiben oder reden. Es läßt sich auch mit nichts vergleichen als mit dem, wo mitten im Tode das Leben geboren wird, und vergleicht sich der Auferstehung von den Toten. In diesem Lichte hat mein Geist alsbald durch alles gesehen und an allen Kreaturen, sowohl an Kraut und Gras Gott erkannt, wer der sei und wie der sei und was sein Wille sei". In seiner neuen Erkenntnis empfindet Böhme die Kraft zu einer neuen Reformation, deren die Kirche so dringend bedarf. Denn die Kirche, ein schöner Baum voll süßer Früchte, ist früh überwuchert worden von einem wilden Baum, dessen Früchte von marktschreierischen Kaufleuten — den katholischen Priestern — für Geld feilgeboten wurden. Auch als am guten Baume ein neuer kräftiger Schößling — Luther — emporwuchs und köstliche Lebensfrüchte brachte, war die verirrte Menschheit noch nicht endgültig geheilt. Vielmehr begannen die Gelehrten und Klugen sich nun um die Wurzel des Baumes zu zanken, und man vergaß die köstlichen Früchte. Darum mußte wiederum ein neues Zweiglein aus der Wurzel erwachsen — wohl Böhme selbst —, in dem des Baumes Wesen noch einmal rein erscheint. Zunächst weiß nur ein kleines Häuflein von der neuen Erkenntnis, aber es wird den Sieg behalten. Der wilde Baum wird im Feuer des göttlichen Zornes verbrennen.

Die Erkenntnis, die dem zarten Geist ein solches Sendungsbewußtsein einhauchte, war in ihren Grundlinien überaus einfach. Die Welt wird von zwei widerstreitenden Prinzipien durchwaltet: Böse und Gut, Licht und Dunkel. Beide sind Erscheinungsweisen Gottes, seine Liebe und sein Zorn. Im Kampf der beiden tief lebendigen, quellenden Kräfte entfaltet sich die Natur. Ihr Leben wie alles Leben ist Streit, ist Qual, in der aber zugleich die Freude des Sieges verborgen ist. Freilich, diese Welt des Widerstreites ist nicht mehr die reine Schöpfung, sondern eine gefallene Welt. „Wenn alle Bäume Schreiber wären und alle Äste Schreibfedern und alle Berge Bücher und alle Wasser Dinten, noch könnten sie den Jammer und Elend nicht genugsam beschreiben, den Lucifer mit seinen Engeln in

seinen Locum bracht hat." Die gegensätzlichen Kräfte entfalten sich im einzelnen in sieben (wohl kabbalistischer Überlieferung entnommenen) „Naturgeistern" oder „Quellgeistern", die in Gott ein Spiel harmonischer Kräfte bildeten, nun aber durch Lucifers Fall in die Zerrissenheit der Welt eingegangen sind. Es sind naturformende Mächte. Eine erste Dreiheit bilden: das Herbe (auch gleichgesetzt mit einem der drei paracelsischen Urstoffe, dem Salz), das scharf und stachelig Bewegliche (= dem Queckssilber), die Qual oder Angst, in der sich die beiden ersten Kräfte in ruheloser Bewegung aneinander verzehren (= dem entzündlichen Schwefel). Ihnen begegnet die zweite Dreiheit: die lichte und feurige Liebebegierde, der helle Schall, in der die kosmische Liebe aufklingt und weitertönt, und die Zusammenfassung aller sieben im „ewigen Himmelreich", dem paradiesischen Urbild der Natur. Wenn beide Dreiheiten zusammenstoßen, so entzündet sich ein jähes Feuer wie ein Blitz: der mittelste Naturgeist, der zwischen den Dreiheiten steht. Zergliedernder Betrachtung werden diese Böhmeschen Naturgeister nie ihr Geheimnis preisgeben. Es läßt sich nur ahnend empfinden, wie er in ihnen ein kosmisches Gefühl des Liebesspiels und des bitteren Ringens der Naturkräfte in mythischen, halb psychologischen, halb alchimistischen Begriffen nachstammelte.

Mit den beiden Urgegensätzen der Welt — nicht ebenso den doch mehr literarisch übernommenen, begrifflich durchformten sieben Naturgeistern — gewinnt Böhme ein überaus lebendiges Bild vom Werden und Wachsen in der Natur. Die harte, bittere „Qualität" macht die Erde trocken und fest, die süße ist als Wasser in ihr verborgen. Scheint die Sonne darauf, so dehnt sie sich aus, aber das Bittere, Harte will sie wieder überwältigen. So flieht das Süße und Sanfte aus dem in der Sonnenhitze aufquellenden Wasser. Das Korn sprengt seine Hüllen und dringt als Halm über die Erde. Die herbe „Qualität" eilt der süßen nach und will sie austrocknen. Wenn aber die süße sieht, „daß sie soll gefangen sein . . ., da tut sie einen Sprung durch die bittere Qualität und steiget wieder über sich; so wird alsdann ein harter Knoten hinter ihr an dem Orte, wo der Streit war, und der Knoten kriegt ein Löchel . . Und alsbald sie über den Knoten kommt, dehnet sie sich geschwind auf allen Seiten aus, in willens der bitteren zu entfliehen. Und in solchem Ausdehnen bleibet ihr Leib in der Mitten hohl, und in dem zitternden Sprung durch den Knoten krieget sie noch mehr Halmen oder Laub und ist nun fröhlich, daß sie dem Kriege entlaufen ist." Aber am Ende muß sie sich doch gefangengeben. Sie treibt zwar noch Blüten und Blätter, aber dann vertrocknet sie, und die Frucht fällt. Man wird solchen Gleichnissen, in denen Böhme auf allerlei Weise (oft auch in den Begriffen des alchemischen Prozesses) sein Urbild von der Natur in Einzelabbildern anschaulich macht, die Ehrfurcht nicht versagen dürfen. In ihnen spricht mit der Einbildungskraft des Dichters und der Sprache des mythologischen Denkers das Naturgefühl des Menschen der Neuzeit, so wie es vor ihm in Deutschland nur in Paracelsus gesprochen hatte.

Es wendet sich — das ist das Bedeutende — nicht mehr den großen Prinzipien allein zu, es sieht nicht allein wie die Naturphilosophie der Renaissance nach den Gestirnen, sondern es sucht das Einzelne, freilich in ihm zugleich das Ganze. Böhme begnügt sich nicht allein, die Entsprechung von großer und kleiner Welt (Mikro- und Makrokosmos) festzustellen, sondern er will sie auch im einzelnen natürlichen Geschehen aufdecken und der Anschauung darbieten.

Es war bei aller Verworrenheit und Unbeholfenheit ein gewaltiger Entwurf, den Böhme in der „Morgenröte im Aufgang" niederlegte. Eine ganz von Gott durchwaltete Natur und ein doch von der Natur nicht gefangener Gott sind die beiden Grenzlinien seines Entwurfes. Es gelingt Böhme zunächst nur im Bilde, noch nicht begrifflich, beides, die Gebundenheit Gottes in der Natur und die Freiheit Gottes von der Natur, zum Ausdruck zu bringen. Gott verhält sich zur Natur wie die Seele zum Leib. Sonne und Sterne und alle Dinge der Welt sind nicht „der heilige und reine Gott", sondern sie sind „die Geburt seines Leibes, da Liebe und Zorn miteinander ringet". Dieses Ringen von Liebe und Zorn zeigt die eigentümliche Tiefe von Böhmes Naturerkenntnis. Er macht es sich nicht leicht, die Natur mit Gott in eins zu setzen, indem er Kampf und Leid in ihr verdeckt und sie, wie meist die Naturmystik, in eine unwahre, freundliche Harmonie auflöst. Sondern er sieht ihre Wirklichkeit unverhüllt. Ihr Verhältnis zu Gott ist daher nicht anders auszusagen, als daß in dieser verwirrten und gefallenen Welt „Gott wider Gott" kämpft. Und doch ist der Zorngott dem Liebeswillen des Vaters schon unterworfen. Freilich das Ziel des Streites ist noch verhüllt. „Die Gottheit ist in der äußerlichen Geburt [das heißt den Erscheinungsformen der Natur] verborgen und hat die Wurfschaufel in der Hand und wird einmal die Spreu . . . auf einen Haufen werfen . . . und solches dem Herrn Lucifer und seinem Anhange zu einem ewigen Hause geben". Hinter dem Helldunkel der Welt verbirgt sich ein geheimes Licht, das von keiner Einzelform der Natur sichtbar ausstrahlt, sondern allein von einer Seele begriffen wird, die selbst in diesem Lichte steht.

Die philosophische Schriftstellerei nahm Böhme so in Anspruch, daß er im März 1613 seine Schuhbank am Markt verkaufte und seinen Unterhalt im Garnhandel suchte, von dem er in der Blütezeit der Görlitzer Leinweberei einen guten Verdienst und die nötige Freiheit für seine Gedanken und Schriften erwarten konnte. Er hätte sein gutgehendes Handwerk wohl nicht aufgegeben, hätte er geahnt, daß es mit seiner Schriftstellerei bald ein Ende nehmen würde. Seine „Morgenröte" war noch vor ihrer Vollendung einem ihm zugetanen und Schwenckfeldischen Gedanken ergebenen Edelmann aus der Umgebung von Görlitz, Karl von Ender, in die Hände geraten. Er hatte sie mehrfach abschreiben lassen, und eine dieser Abschriften fiel im Juli 1613 unglücklicherweise in die Hände des Görlitzer Pastors Primarius Gregor Richter. Böhme hätte in der Zeit der strengen lutherischen Rechtgläubigkeit kaum einen härteren und fanatischeren Gegner

finden können als diesen seinen eigenen Pfarrer. Eine unzweifelhafte Begabung und eine entschlossene Strenge hatten Richter zum geachteten und gefürchteten Herrn seiner Gemeinde gemacht. Sein Wort galt etwas beim Rat der Stadt. So war es ihm, als er den Rat zornsprühend auf die Ketzerei Böhmes hinwies, leicht, zu erreichen, daß Böhme vor den Rat gefordert und nach kurzer Gefangensetzung ermahnt wurde, „von solchen Sachen abzustehen". Er selbst rechnete in einer scharfen Predigt über die falschen Propheten mit dem unglücklichen, unter seiner Kanzel sitzenden Schuster ab. Und am 30. Juli 1613 mußte Böhme vor versammelter Geistlichkeit geloben, künftig nichts mehr zu schreiben.

Böhme hielt das Gelübde treulich über vier Jahre. Noch einmal mußte er eine Zeit jener Qual ertragen, in der die Gedanken Formung begehrten und nicht finden konnten. Seine wohlhabenden und einflußreichen Freunde suchten vergeblich, ihn zum Bruch des erzwungenen Wortes zu bereden. Was sie nicht vermochten, tat schließlich das innere Feuer, das nur immer heftiger wurde, je öfter er Gott darum anflehte, es von ihm zu nehmen. Er suchte nach immer neuer Erkenntnis. Der Umgang mit dem Arzt Dr. Balthasar Walther brachte ihm reiche Belehrung in der Naturphilosophie. Der weitgereiste Mann, erfahren in paracelsischer Heilkunde und Alchimie, ausgezeichnet durch geographische und historische Gelehrsamkeit, hat sogar einige Monate in Böhmes Hause gewohnt, um seinen philosophischen Umgang zu genießen. Die neuen Erkenntnisse und die klarere Gestaltung, die später Böhmes Schriften aufweisen, mögen solchen Gesprächen mit zu verdanken sein. Um so mächtiger aber drängte Böhmes Geist danach, seine Gedanken zu formen und niederzuschreiben. „Es ging mit mir, gleich als wenn ein Korn in die Tiefe gesät wird, so wächst es hervor in allem Sturm und Ungewitter wider alle Vernunft, da im Winter alles wie tot ist, und die Vernunft spricht: Es ist nun alles hin. Also grünte das edle Senfkorn wieder hervor in allem Sturm, unter Schmach und Spott wie eine Lilie und kam wieder mit hundertfältiger Frucht, dazu mit sehr tiefer und eigentlicher Erkenntnis und mit feurigem Trieb."

Als er 1618 die Feder wieder ansetzte, war er, auf den Grund seiner Erkenntnis gesehen, kein anderer geworden. Es galt ihm noch immer, wie er es in seiner neuen Schrift „Beschreibung der drei Prinzipien göttlichen Wesens" (1618—1619) aussprach: „Du wirst kein Buch finden, da du die göttliche Weisheit könntest mehr inne finden zu forschen, als wenn du auf eine grüne und blühende Wiese gehst. Da wirst du die wunderliche Kraft Gottes sehen, riechen und schmecken, wiewohl es nur ein Gleichnis ist." Aber der Gedankengang ist klarer und strenger geworden. Über den sieben Naturgeistern erheben sich jetzt als letzte gestaltende Kräfte die drei Prinzipien: das gute, das böse und das „materialische" Prinzip. Das heißt: in Gott ist von Anfang an ein Urgegensatz, ein Böses und ein Gutes, das gegeneinanderwirkt, wenn auch nur das Lichte, Gute allein zu Recht Gott genannt werden darf. Beide Urprinzipien sind offenbar geworden durch das

„materialische" Prinzip, in der Welt. Die Gegensätze fordern einander. Denn ohne das Böse gibt es „kein Leben noch Beweglichkeit ... weder Farbe, Tugend, Dickes oder Dünnes oder einigerlei Empfindnis". Er vertiefte diese Grunderkenntnis unmittelbar daran in der Schrift „Vom dreifachen Leben des Menschen" (1619—1620) ins Innerseelische. Nicht Prinzipien, namenlose Kräfte, sondern Willensmächte kämpfen im Menschen miteinander. Was im Mikrokosmos des Menschen geschieht, gilt auch für die große Welt draußen. „Alle Dinge stehen im Willen." Ein Wille ohne Widerwille kann sich nicht entzünden, er schwebt zwischen Leben und Tod. An der Gegenkraft erwächst die Kraft. So kämpfen „Zorn- und Liebewille" gegeneinander. Das Böse hat seine tiefste Notwendigkeit in diesem in Gott selbst verwurzelten Gegensatz. Böhme erhebt unermüdlich seine Frage an Gott: „Warum hat Gott ein peinlich leidend Leben geschaffen? ... Warum duldet er den Widerwillen? Warum zerbricht er nicht das Böse, daß allein ein Gutes sei in allen Dingen?" Er antwortet auf diese uralte Menschheitsfrage: „Kein Ding ohne Widerwärtigkeit mag ihm selber offenbar werden. So es nichts hat, das ihm widerstehet, so gehet's immerdar vor sich aus und gehet nicht wieder in sich ein. So es aber nicht wieder in sich eingehet als in das, daraus es ist ursprünglich gegangen, so weiß es nichts von seinem Urstand. Wenn das natürliche Leben keine Widerwärtigkeit hätte, so fragte es niemals nach seinem Grunde, woraus es sei herkommen, so bliebe der verborgene Gott dem natürlichen Leben unerkannt."

Nichts als diese Frage nach dem Grunde wollte Böhmes Philosophie sein. Aber war der verborgene Gott damit, daß er in die beiden Prinzipien des Guten und Bösen zerrissen erschien, nicht allzu tief in das offenbare Leben der Natur hinabgezogen? Böhme empfand die Frage und bemühte sich tief, mit dem Insein Gottes in der Natur ihn zugleich auch zu beschreiben als „die ewige Freiheit außer aller Natur". Es ist ein Zeichen seiner denkerischen Kraft, wie er das Gleichnis von der Natur als Leib und Gott als der Seele überwindet und Wurf um Wurf treffender immer neue Begriffe ersinnt, um diese Freiheit Gottes inmitten der Natur auszusagen: die Majestät, die stille Ewigkeit, die „Freiheit außer der Qual"; er ist ein „Allmächtiger der Natur". „Die Welt ist in Gott wie verschlungen, sie ist in ihm unmächtig und er ist allmächtig." Bis er endlich aus uralter, zum Neuplatonismus und der Gnosis zurückweisender Überlieferung den Begriff findet, den er nicht mehr preisgibt: Gott ist der „Ungrund". In der uranfänglichen Einheit, da Gott „von Ewigkeit zu Ewigkeit sich selber gebärt", gibt es keine Unterscheidung. Da ist er „naturlos", „ein ewig Nichts, es ist keine Qual in ihm". Und doch ist das Nichts nicht unerfüllte Leere, sondern ewiger Wille, „der Wille des Ungrundes zum Grunde". Denn „das Nichts hungert nach dem Etwas". Dieser ungeschiedene, drängende Wille ist der tiefste Grund der Welt. In ihm hat Gott zunächst — welchen Gegenstand gäbe es sonst für ihn? — sich selbst gewollt. Er faßt sich wie in einem ewigen Spiegel, er haucht

oder spricht sich in ewigem Wechsel selbst aus. Darum ist sein Gegenbild das „Wort" oder die „Weisheit". Noch ist Gott in dieser Scheidung in Bild und Gegenbild ein ewiges Gut und sonst nichts, weder Licht noch Finsternis, weder Freude noch Leid. Aber aus Kraft und Gegenkraft des Willens vergegenständlicht sich das göttliche Wesen bereits: aus der Seele des „Wortes" entfaltet sich der Leib der idealen Welt, der „ewigen Natur", in der in harmonischem Spiel die beiden Prinzipien miteinander ringen. Aus ihrem Streit wiederum entspringt die Verstofflichung des „dritten Prinzips". Aber doch nicht durch einen bloßen mechanischen Vorgang, sondern in einer Tat des erwachenden Geistes. In der Freiheit des Wollens erhebt sich Lucifer gegen das paradiesische Liebesspiel der drei Prinzipien in Gott. Aus seinem Abfall, aus dem Zorn, in dem sich nun Gott wider Gott empört, wird die Welt des Stoffes, der zerrissenen Natur geboren. Aber diese zerspellte Natur ist heimlich umfaßt von einer höheren Einheit. Sie ist geschlossen „in eine Zeit eines Uhrwerkes, das läuft nun von seinem Anfang immerdar wieder zum Ende". Aber die Zeit ist in der ihr verborgen innewohnenden Ewigkeit schon aufgehoben und wird einst wieder in sie münden. „Alles, was in der Natur läuft, das quälet sich; was aber der Natur Ende erreicht, das ist in Ruhe ohne Qual. Alles, was in der Natur Angst und Streit macht, das macht in Gott eitel Freude ... Das ist der Anfang und das Ende aller Dinge."

Böhme hat damit Antwort auf seine Fragen gesucht bei einem uralten Mythus von dem gewaltigen Werden und der allmählichen Entzweiung in der Gottheit bis hin zur Entstehung der geschöpflichen Welt, den wir aus vorchristlichen Tagen kennen. Im orientalisierten Judentum, in den philosophisch-mythischen Systemen der gnostischen Religion um die Zeitenwende, im Neuplatonismus, in der jüdischen Mystik und Kabbala und ihren Schülern in Mittelalter und Renaissance begegnet uns überall die gleiche Vorstellung von dem werdenden Gott, aus dem in Entzweiung und Abfall die Welt entstanden ist.

Warum haben wir Grund, der Wiederaufnahme dieses Mythus in der Geschichte des deutschen Geistes zu gedenken? Weil Böhme etwas höchst Eigenartiges und Einmaliges aus ihm gebildet hat. Der Mythus ist uralt, gnostisch-orientalisch, aber Böhmes Fragen waren jung und ihm aus der Naturbegegnung des deutschen Paracelsus und der Gotteserfahrung des deutschen Luthertums erwachsen. Aus diesen beiden geistigen Mächten ist Not und Erlösung seines Denkens geboren. Die Unmittelbarkeit zur Natur, die vor ihm nur Paracelsus mit gleicher Mächtigkeit erfahren hatte, wird ihm zur Frage nach Gott. Und die unverhüllte Majestät Gottes, dem er in lutherischer Tiefe begegnete, wandelte das ausgeglichene Bild der Natur, wie es in der Überlieferung der Mystik seit dem Neuplatonismus bis in Böhmes Tage gezeichnet worden war, in eine vorbehaltlose Schau ihrer zerrissenen Wirklichkeit. Weil Böhme in Luthers Weise vom Zorn Gottes in der Anfechtung des Herzens berührt war, konnte er den Kampf des Lebens als Kampf von Zorn und Liebe beschreiben. Die Schärfe der sittlichen

Jakob Böhme

Titelseite der „Morgenröte im Aufgang" (Aurora) und Textseite der „Gnadenwahl" in der Originalhandschrift (Deutsche Privatsammlung und Bibliothek Wolfenbüttel)

Von den Schriften Böhmes ist zu seinen Lebzeiten nur „Der Weg zu Christo" 1624 im Druck erschienen. Seine Werke gingen in Abschriften von Hand zu Hand. Das Verzeichnis der Jakob Böhme-Handschriften von W. Buddecke (1934) zählt insgesamt 225 Nummern, von denen sich der weitaus größte Teil bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts in Holland befand. Buddecke ist es auch geglückt, in gewissenhafter Durchforschung der Handschriften und der Überlieferung die Originalhandschrift Böhmes sicherzustellen, deren Kenntnis im Laufe der Jahrhunderte verlorengegangen war. Wir geben nachstehend den Titel der unvollendeten Erstlingsschrift Böhmes aus dem Jahre 1612, der „Morgenröte", oder wie seine Freunde sie nannten „Aurora", und ferner eine Textseite aus der „Gnadenwahl" aus dem Jahre 1623, auf Grund deren die Urschrift bestimmt werden konnte.

Morgen Röte im auffgang. / Daß ist / Die wurtzel. oder mutter der PHILO- / SOPHIA. ASTROLOGIA. vnd. THE- / OLOGIA. Auß Rechtem Grunde. / oder. / Beschreibung der natur / wie alles gewesen / vnd im anfang worden ist, wie die Natur / vnd Elementa Creatürlich worden (ist) sind, Auch / von beiden qualiteten, Bösen vnd gutten: wo- / hehr alle Ding seinen vrsprung hatt, vnd / wie es jetzt stehed vnd wircked. vnd wie / es am Ende diser Zeit werden wirdt: / Auch wie Gottes / vnd der Hellen Reich / beschaffen ist / vnd wie die Menschen in / iedes Creatürlich wircken. alles auß / rechtem grunde / in erkendnis des Geistes / im wallen Gottes / mit fleiß / Gestelled / Durch Jacob Böhmen in Görlitz Im Jahr 1612. / ETATIS SVE. 37 Annor. In Die 8 pente / coste. Anno 1612

... Natur, verſtehet, die zertrenete eigentſchaft der Natur. [Vnd als er ihn hatte hin ausgeſtoſſen aus dem Erbe der kintſchaft, So ſchickte Gott ſeinen Engel zu hagar in die wüſte Berſaba, vnd rieff hagar vnd tröſtet ſie, ſie ſolte nicht verzagen, den gott hette die ſtime des knabens ſein weinen Erhöret, Er wolte ihn zu einem groſſen volcke machen, 12 fürſten ſolten aus ihme komen, vnd ſie hies die Stette, hie iſt der Herr, der mich hernach angeſehen hatt. verſtehet, nach dehme der ſpötter ausgeſtoſſen wardt. Vnd die ſchrifft ſaget, ſie wohnete bej dem Brunen des lebendigen vnd ſehenden.]

Erſtlich entliff Agar von Sara, vnd wolt ſich nicht züchtigen laſſen. den ſie wolte mit dem ſpötter herſchen in Abrahams güttern. Als ſie aber in die wüſten kam, ſprach der Engel gottes zu ihr, wo kombſtu hehr Saraj magt? Vnd ſie ſprach, Ich bin von meiner frauen entflohen. Vnd Er hieß ſie wider umbkehren, und ſich für der frawen demüttigen, vnd ſprach weiter zu ihr: Ich wil deinen Sahmen alſo mehren, das Er für groſſer menge nicht ſol gezehlet werden. Du biſt ſchwanger, vnd wirſt einen Sohn gebehren, des nahmen ſolſtu Jsmael heiſſen, darumb das der Herr dein Elend erhöret hatt, Er wirt ein wilder Menſch ſein, ſeine hand wider Jederman vnd Jedermans hand wider ihn, vnd wirt kegen allen ſeinen Brüdern wohnen. Diſe figur ſtellet ...

Morgen Röte im auffgang.

Das ist

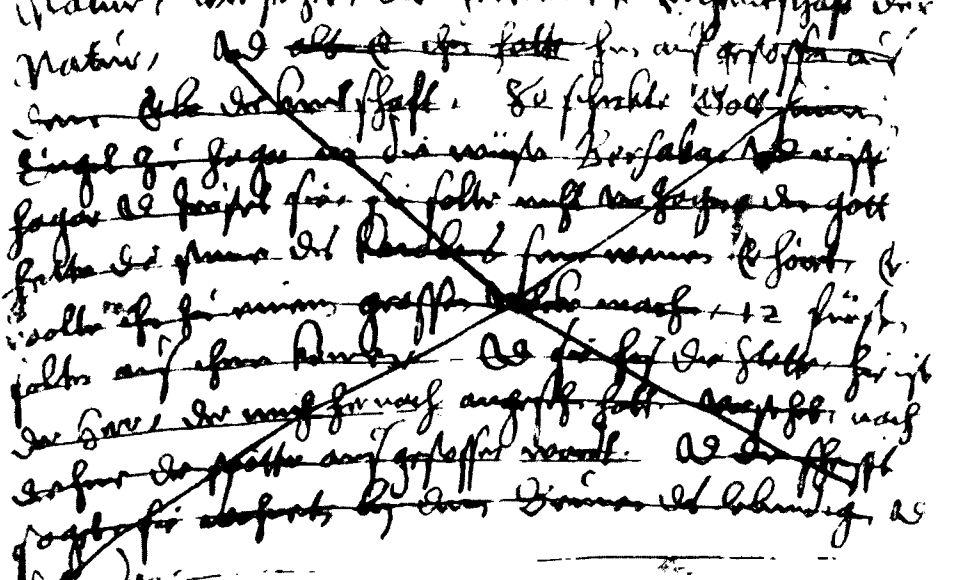
Die würtzel oder mutter der PHILOSOPHIA. ASTROLOGIA. und THEOLOGIA. Auß Rechtem Grunde.

oder.

Beschreibung der natur, wie alles gewesen und im anfang worden ~~ist~~, wie die Natur und Elementa. Creaturlich worden ~~ist~~ sind, auch von beiden qualiteten, Bösen und guttem: wo, hehr alle ding seinen Ursprung hatt, und wie es ietzt stehend und wirckend, und wie es am Ende diser Zeit werden wirdt: Auch wie Gottes, und der hellen Reich beschaffen ist, und wie die Menschen in iedes Creaturlich wircken. alles auß rechtem grunde, in erkendnis des Geistes im wallen Gottes, mit fleiß

Gestellet

Durch Jacob Böhmen in Görlitz Im Jahr 1612 ·ETATIS SVE. 37 Annor: In Die Vente Coste. Anno 1612



214 Natur, verstehet, die Zertrennete eigentschaft der
Natur, Und ~~als er ihn hatte~~ hin auf gesossen aus
~~dem Erbe der Kindschaft. So schickte Gott seinen~~
~~Engel zu hagar in die wüste Bersaba. Und rief~~
~~hagar Und fraget sie, sie solte nicht verzagen, den gott~~
~~hette die stimme des Knabens seine wenn er höret, Er~~
~~wolte ihn zu einem grossen Volcke machen, 12 fürsten~~
~~solten aus ihm kommen. Und sie hieß die Stette, hie ist~~
~~der Herr, der mich hernach angesehen hatte, versehet, nach~~
~~dehnen die spötter ausgestossen wurde. Und der schrifft~~
~~saget sie wohnete bey dem Brunnen des lebendigen Und~~
~~sehenden.~~

Erstlich entliff Agar von Sara ~~[illegible]~~, Und wolte
sich nicht züchtigen lassen, den sie wolte mit dem
spötter herschen in Abrahams güttern. Als sie aber in
die wüsten kam, sprach der Engel gottes zu ihr, wo
kombstu hehr Saraj magt? Und sie sprach, Ich bin von
meiner frauen entflohen. Und Er hieß sie wider umb
kehren, Und sich für der frauen demüttigen, Und sprach
weiter zu ihr: Ich will deinen Sahmen also mehren, das
Er für grosser menge nicht sol gezehlet werden. Du bist
schwanger, und wirst einen Sohn gebehren, des Nahmen
solstu Ismael heissen, darumb das der Herr dein Elenden
erhöret hatt, Er wirt ein wilder Mensch sein, seine
hand wider jederman, Und jedermans hand wider Ihn,
Und wirt gegen allen seinen Brüdern wohnen

Diese figur stellet

Entscheidung und der radikale reformatorische Begriff vom Bösen wird von ihm zur Deutung der abgründigen Gegensätzlichkeit der Natur ausgeweitet. Mit Recht sprach Dilthey von der „Projektion der moralischen und religiösen Verhältnisse in den Weltzusammenhang, wie sie damals Jakob Böhmes lutherische Philosopheme noch einmal vollzogen haben."

Es war die Tragik in Böhmes Ringen, daß er sich gegen eine kirchliche Theologie durchkämpfen mußte, die ihm wesentliches Gedankengut des ursprünglichen Luther vorenthielt. Er konnte nicht ahnen, in welche Nähe zu wesentlichen Zügen in Luthers Gottesbild er in seinem einsamen Ringen gekommen war. Wenn er sich empörte gegen den nach vollbrachter Schöpfung im Himmel zur Ruhe gesetzten Gott der kirchlichen Predigt: „Er bedarf keiner Ruhe, denn er hat von Ewigkeit zu Ewigkeit gewirkt und ist eine eitel wirkende Kraft" — so empfand er wie Luther, der Gott wußte „als wirkende Macht und stetige Tätigkeit, die ohne Unterlaß geht im Schwang und wirkt." Die schulmäßige Orthodoxie kannte den Gott nicht mehr, von dem Luther gesagt hatte: „Er muß in einer jeglichen Kreatur in ihrem Allerinwendigsten, Auswendigsten, um und um, durch und durch, unten und oben, vorn und hinten selbst da sein, daß nichts Gegenwärtigeres und Innerlicheres sein kann denn Gott selbst mit seiner Gewalt." Wäre ihm dieser Gott gepredigt worden, so hätte er auch wohl von seiner Gotteserfahrung her verstanden, daß dieser nach Luther in Korn und Blatt, Feuer und Wasser, Baum und Stein allmächtig pulsende Gott ein verborgener Gott ist, der unbegreiflich und zwiespältig vor dem Menschen steht und sich nur dem Ansturm des Glaubens in seinem Wort öffnet. Die Frucht der Begegnung zwischen Luthers Gottesbewußtsein und der Geist des neuen Naturerlebens wäre Böhme leichter zugefallen, hätte er sich nicht, unberaten von der Schultheologie der Kirche, seinen Weg einsam durch das Gestrüpp uralter Mythen erkämpfen müssen. So wird seine Philosophie eine eigentümliche, folgenreiche Verbindung aus Luthertum und Mystik. Luthers allmächtiger Gott wandelt sich bei Böhme in das kosmische Leben, in die ewige Schöpferkraft in der im Kampf sich erhaltenden Natur. Dieses Alleben ist aus der innersten unbewegten Tiefe der Gottheit ausgeströmt und hat sich in die bunte Mannigfaltigkeit der Welt ergossen. In der Mächtigkeit seines Naturbegriffes tönt für Böhme die Macht Gottes mit, dem er in lutherischer Unmittelbarkeit begegnet war. Es gibt keinen deutschen Denker vor ihm und wenige nach ihm, die die Kraft und Wirklichkeit des Naturlebens mit solcher Wucht empfunden haben wie er in seiner stammelnden, überwältigten Rede.

Wie tief er von der Lebendigkeit dieses in der Natur wirkenden Gottes berührt war, zeigen die kleinen Schriften rein religiösen Inhalts, mit denen er seine philosophische Schriftstellerei in immer steigendem Maße begleitete. Die schönsten sind als „Der Weg zu Christo" gesammelt. So wie er die Spannungen der Welt unerschrocken und wahrhaftig aushält, so ist auch sein frommes Schrifttum

beherrscht von dem männlichen Ernst, dem Leiden ins Gesicht zu sehen und die Unruhe und Verkehrtheit des eigenen Herzens nicht zu übertäuben. Von der erschrockenen Anfechtung bis zum überquellenden Jubel der mystischen Versenkung verfügt er über alle Stimmen religiöser Erfahrung. Er kann ganz lutherisch vom Glauben sprechen: „Das heißt über alle Vernunft glauben, wenn das Herz keinen Trost empfängt und doch an Gott hanget und im Willen saget: Herr, ich lasse nicht von dir. Wirf mich in den Himmel oder in die Hölle, so lasse ich dich doch nicht, denn du bist mein, und ich bin dein, ich will in dir nichts sein, mache aus mir, was du willst." Freilich, dieser Glaube darf nicht nur ein „historischer Glaube" an ein vergangenes Geschehen sein, wie ihn nach seiner Überzeugung die Kirche verkündigte, sondern er muß erfüllt sein mit der Kraft einer neuen Geburt. Unaufhörlich predigte es Böhme seiner Zeit, die er erschreckend beruhigt fand beim Gedanken an das Werk und Leiden Christi: „Lasset euch nicht also mit Christi Tod kitzeln und denselben vormalen als ein Werk, das uns genug sei, wenn wir es nur wissen und glauben, daß es für uns geschehen sei . . . Wir müssen umkehren und werden als ein Kind im Mutterleibe und aus göttlicher Wesenheit geboren werden." Den Weg zur wahren, zur „eingeborenen" Gerechtigkeit zeigt Böhme mit der Weisheit und dem Sprachgut der deutschen Mystiker, vor allem der vom jungen Luther ans Licht gezogenen spätmittelalterlichen „Theologia deutsch": „Alles was in Gott bestehen soll, das muß seines eigenen Willens ledig sein." Nur der aus der „Selbheit" und „Ichheit" ausgehende Mensch kann in die göttliche Stille eingehen. Die Entscheidung darüber ist — das verficht Böhme leidenschaftlich gegen die lutherische Unfreiheitslehre — in seinen eigenen Willen gelegt. „Was wir aus uns machen, das sind wir; was wir in uns erwecken, das ist in uns rege." Mit den Mystikern seit Luthers Tagen, Thomas Münzer, Sebastian Franck, Paracelsus, Valentin Weigel, verkündete er eine neue Reformation, die ein Zeitalter des Geistes heraufführen würde. Die edle Lilie der neuen Zeit blüht schon auf. „Jauchzet dem Herrn in Zion, denn alle Berge und Hügel sind voll seiner Herrlichkeit. Er schießt auf wie ein Gewächs, wer will das wehren? Halleluja."

In der Sendungsgewißheit eines Propheten, der sich weiß als „ein Ziel, darinnen eine Zeit eingeschlossen ist", rief Böhme seine Verkündigung in seine Zeit hinein. Sie war tausendfältig darauf vorbereitet. Denn das äußerlich noch von Stadtmauern, Innungen, Bürgervorrechten, Standesschichtungen und kirchlicher Vormundschaft umhegte Zeitalter war innerlich voll zukunftskräftiger Keime. Immer leidenschaftlicher suchten Berufene und Unberufene, Gebildete und ungeschulte Leute den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal zu denken. Wie sie ihn auch verstanden: als erhabenes Himmelsgesetz, an dessen Erkenntnis seit den Entdeckungen des Kopernikus fieberhaft gearbeitet wurde, oder als alchemischen Prozeß, dem die gelehrten Paracelsisten, aber genau so auch Goldmacher und abenteuernde Schwindler auf die Spur kommen wollten —

das Licht der Natur schien aufzugehen und wie in einer Vollendung der Zeiten dem sehnsüchtigen Verlangen verborgene Weisheit zu enthüllen. Es war nicht zu verwundern, daß man immer wieder einmal (auf 1585, 1588, 1599, 1601/1603) das Ende der Welt weissagte. Ja ein Komet hatte 1604 bis 1606 den Gemütern Gewißheit gegeben, daß Außerordentliches in ihren Tagen geschehen müsse. Neue Propheten wurden erwartet, Elias der Wundermann sollte wiederkommen. Und die mittelalterlichen Endvorstellungen des Abtes Joachim, für die so viele Franziskaner den Ketzertod gestorben waren, flammten wieder auf. Um das Geheimnis der Natur, um Vorschläge für eine Erneuerung der Staaten, um das Studium geheimnisreicher Bücher bis hinab zur ägyptisch-hellenistischen Lehre des Hermes Trismegistos, um die Schriften Taulers, Schwenckfelds, des Paracelsus und Weigels, und vor allem immer wieder um die Idee der „neuen Reformation" sammeln sich kleine Kreise. Nur selten gehört ein Theologe zu ihnen, um so mehr Ärzte, Juristen, Gelehrte, Apotheker, adlige Schloßherren, Studenten und allerhand sonstiges spekulierendes Volk. Wo sich etwa gar ein heimlicher Geist fand, dem hohe Erleuchtungen zuteil geworden waren, namentlich wenn er einfachen Standes war — denn das galt geradezu als Echtheitszeichen seiner Prophetie —, da ging sein Ruhm von Mund zu Munde. Nicht weniger verriet auch die Sprache den echten Propheten. In Böhme vereinigen sich mancherlei Versuche des sechzehnten Jahrhunderts, der „Natursprache" auf die Spur zu kommen. Es war gemeinsame Überzeugung, die auch die gelehrten Humanisten teilten, daß allen Sprachen eine gemeinsame Ursprache zugrunde liege. Die Hinweise des Paracelsus, daß in der Sprache als Signatur das Wesen des Sprechenden sich offenbare, und die Lautbeobachtungen der Humanisten wurden bei Böhme überboten, indem er die Sprache in den Grund seiner Mystik einbettete. Von dem ewigen Aussprechen Gottes, aus dem die Welt entstanden ist, ist das uns „eingeleibte" Wort entsprungen. Es ist das Adelszeichen unserer Gottebenbildlichkeit, unterscheidet uns von den Tieren und Elementen und offenbart uns tiefe, göttliche Urweisheit. Man muß die Natursprache nur recht hören können, muß in den sich öffnenden und schließenden, blitzenden und sich entzündenden Lauten die ewige Selbstgebärung der Gottheit abgebildet finden. So närrisch die Einzelableitungen Böhmes von Lauten und Worten sein können, er suchte damit sinnenfällig auszuprägen, daß der Mensch in einen verborgenen geistigen Zusammenhang hineinverwoben ist. Sein Geist ist umfangen von dem schaffenden göttlichen Wort, und indem er den Dingen Namen gibt, erschafft er sich selbst seine Welt. Die Natursprache ist am spürbarsten in der Muttersprache verborgen, die Böhme mit warmem, schönem Bekenntnis gegen die stolzen Sprachen der Gelehrten in Schutz nahm.

So nahe Böhmes Spekulationen dem Verlangen der Zeit kamen, so war es doch zugleich ihr eigentümlicher Reiz, daß sie den tiefen Sinn auch die Eingeweihten nur ahnen ließen und sich der völligen Entschleierung versagten. Um so

fester wußte sich die rasch sich bildende Gemeinschaft seiner Anhänger (Ärzte, schlesische Adelige, Juristen, Kaufleute und andere) verbunden. Sie lasen seine Schriften, schrieben sie ab, luden ihn lange Wochen ein, veranstalteten Disputationen mit anderen erleuchteten Leuten und halfen ihm treulich in den Jahren wachsender wirtschaftlicher Not. Freilich, ihr Übereifer wurde ihm gefährlich. Als er 1624 wieder bei Freunden in Schlesien weilte, erschienen in Görlitz ohne sein Wissen, von einem seiner Gönner besorgt, zwei seiner kleinen Schriften. Der empörte Primarius Richter verlangte vom Rat die Ausweisung des wortbrüchigen Ketzers und ließ selbst Schmähverse gegen ihn drucken. Diese Hetzschrift des aufgebrachten Primarius und andererseits die bescheidene Art des Schusters, der sich würdig verteidigte, und der Eindruck seiner ungefährlichen, innerlichen Büchlein veranlaßte den Rat, einen scharfen Ausweisungsbeschluß in den Befehl umzuwandeln, er solle sich einige Zeit aus der Stadt entfernen. Böhme antwortete auf die Schmähschrift noch einmal mit großer Schärfe und innerer Überlegenheit. Er sah den verhaßten Gegner als Werkzeug in einer höheren Hand. „Gott hat ihn zum Treibhammer gemacht, der das Werk mußte treiben. Sein Lästern ist meine Stärke und Wachsen gewesen." Im Mai 1624 reiste er zu einem seiner Gönner nach Dresden, dem Verwalter des Schloßlaboratoriums, Benedikt Hinkelmann. Überglücklich berichtete er, daß sich am Pfingsttage bei seinem Gastgeber hohe Herren eingefunden hätten, um sich mit ihm zu bereden. Der Dresdener Superintendent las seine Schriften und führte ein freundliches Gespräch mit ihm. Der Minister Joachim von Loß ließ ihn auf sein Schloß holen und versprach, seine Sache beim Kurfürsten zu fördern. Voll stolzer, aber traumhafter Vorstellungen von der wachsenden neuen Reformation kehrte er nach Görlitz heim. Von einer neuen Reise zu seinen schlesischen Freunden kam er im November 1624 todkrank zurück. In der Nacht zum 17. November fand er — wir haben den schönen Bericht seines Arztes — einen leichten Tod, in dem er sich schon von himmlischer Musik umschwebt fühlte. Obwohl er auf Veranlassung des Rates ein ehrenvolles Begräbnis erhielt, war sein Grab lange ein verfemter und vom Pöbel verwüsteter Platz, bis im neunzehnten Jahrhundert die Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften und 1922 amerikanische Verehrer für einen würdigen Schmuck sorgten.

„Was mein Vaterland wegwirft, das werden fremde Völker mit Freuden aufnehmen." Holländer sammelten mit viel Kosten die Handschriften Böhmes und gewährten in ihrem Lande früher Gedankenfreiheit einigen deutschen Geistesbrüdern Böhmes Unterkunft, die im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die noch heute unübertroffenen Ausgaben seiner Schriften veranstalteten. Sie dienten keinem wissenschaftlichen Bedürfnis, sondern wurden im kleinen Kreise der Verehrer liebevoll und andächtig gelesen. In mancher Bauernstube werden sie noch heute hoch und teuer gehalten. Und seine lange verschollenen und erst vor wenigen Jahren durch glückliche Funde wieder bekannt gewordenen Hand-

schriften liegen zum großen Teile heute noch an verborgenem Ort und sind der kritischen Neugier nicht zugänglich. Böhmes Theosophie bildete von nun an das Grundwasser unendlich vieler stiller Brunnen der Neuzeit. In Deutschland lebte sie weiter im Kreis seiner schlesischen Freunde um Abraham von Franckenberg und vermählte sich hier mit kabbalistischer Geheimweisheit, rosenkreuzerischer Sehnsucht nach einer Reform von Kirche und Gesellschaft und der beginnenden Dichtung des schlesischen Barock. Die Bedeutendsten von ihnen, Daniel von Czepko und sein größerer Schüler Angelus Silesius, der Freund Franckenbergs, sind mit seinem Feuer getauft. Diese Überlieferung trug Böhmes Gedanken sowohl zu Leibniz wie in den deutschen Pietismus. Die aufklärerische Frömmigkeit der späteren Rosenkreuzer und Freimaurer, die sich mit den kabbalistisch-theosophischen Schalen gefiel, und die pietistischen Gemeinschaften, die den Kern, die Wiedergeburtsfrömmigkeit, suchten, haben gleicherweise für sein Fortleben gesorgt. In die pietistische Böhme-Bewegung strömte allmählich die holländische Überlieferung zurück. Sie brachte ihre Früchte in Gottfried Arnold, dem Verfasser der vom jungen Goethe eifrig gelesenen „Kirchen- und Ketzerhistorie" (1699 ff.). Seine freie und eigentümliche Betrachtung der Geschichte nicht nach den großen Kirchen und Organisationen, sondern den heimlich fließenden Quellen mystisch-erweckter Überlieferung, nach dem Wechsel vom Verfall der großen öffentlichen Gebilde und der stillen Erneuerungskraft verborgener, inniger Kreise, mit denen er das schematische Bild der Entwicklung wirkungsvoll belebte, sind von Böhmes Gedanken angeregt. Vor allem aber wurde Böhme lebendig verstanden von den großen schwäbischen Gestalten des Pietismus (Friedrich Christoph Oetinger u. a.), den Liebhabern der Frömmigkeit und der Physik. Nirgends wurde Böhme auch in den Kreisen der ungebildeten Stillen im Lande bis in die neueste Zeit so viel gelesen wie in Schwaben.

Von Holland aus war früh der Funke Böhmeschen Geistes nach England übergesprungen. Schon 1644 wird seine erste Schrift übersetzt. Bis 1662 sind alle in englischer Sprache erschienen. Der Kreis der Anhänger ist wieder der gleiche: Ärzte, Chemiker, Juristen und andere, nur daß man im freieren England die Böhmeschen Gedanken zur öffentlichen Aussprache stellte und den anerkannten Philosophen zur Beurteilung vorlegte. In ungezählten Gemeinschaften wartete England auf ein neues Zeitalter des Geistes, das sich in den Ereignissen der Revolution und unter der prophetischen Herrschaft Cromwells deutlich genug anzukündigen schien. So war es wie kein anderes Land für den Samen einer neuen Religion des Geistes empfänglich. Um Bromley, Pordage und die visionär begabte Jane Leade bildete sich eine förmliche Sekte der Behmenists, die, erweitert zu einer losen, aus einzelnen Erleuchteten bestehenden „Philadelphischen Sozietät", auch nach Holland und Deutschland hinüberreichte. Wichtiger noch ist, daß zwei der größten Geister des neuen England tief von ihm berührt wurden. George Fox, der Stifter der Quäker, verkündigte eine in vielem von Böhme

angeregte Vereinigung des „inneren Wortes" und der Erleuchtung durch den Geist mit einer alles durchdringenden neuen Erkenntnis der Natur. Und der große Isaak Newton hat ihn gelesen und, wenn auch nicht für die mathematische Entdeckung der Gravitationsgesetze, so doch für die Vorstellung geistiger Himmelskräfte, mit denen er seine Berechnungen belebte und veranschaulichte, Anregungen von ihm empfangen.

Böhmes große Zeit aber begann erst, als sich der deutsche Geist von dem hochmütigen Anspruch und der ernüchternden Dürre der Aufklärung mit jähem Erwachen wieder den Tiefen unmittelbaren Lebens und des unbegreifbaren Geheimnisses zuwandte. Den Pietisten gebührt das große Verdienst, Böhmes Geist am Leben erhalten zu haben. Oetinger und Jung-Stilling brachten ihn dem neuen Geschlecht mit. Lavater rühmte seine Schriften „als eine unerschöpfliche Goldfundgrube von Deutschheit und Poesie". Dazu gesellte sich ein Urteil, das wenigen so zustand wie Lichtenberg, er sei „der größte Schriftsteller, den wir haben". Aber erst Tieck hat die romantischen Dichter für ihn gewonnen, von denen ihn keiner so liebte wie Novalis. In der Arbeit am „Heinrich von Ofterdingen" schrieb er an Tieck: „Jakob Böhme lese ich jetzt im Zusammenhang und fange an, ihn zu verstehen, wie er verstanden werden muß. Man sieht durchaus in ihm in den gewaltigen Frühling mit seinen quellenden, treibenden, bildenden und mischenden Kräften, die von innen heraus die Welt gebären — ein echtes Chaos voll dunkler Begier und wunderbarem Leben — einen wahren auseinandergehenden Mikrokosmos." Er stattete Tieck seinen Dank ab in einem Gedichte, in dem einem Kinde die Verheißung geschenkt wird:

„Du wirst das letzte Reich verkünden,
Das tausend Jahre soll besteh'n;
Wirst überschwenglich Wesen finden
Und Jakob Böhme wiederseh'n."

Die Romantik traf freilich nicht in die Tiefe der Böhmeschen Philosophie. Der erschütternde Ernst, mit dem er das Ringen der Gegensätze in der Welt sah, wird von ihr verwandelt in das spielerische Geheimnis, mit dem sie die „süße Geburt" des Werdens umkleidet. Tiefer verstanden ihn die großen Philosophen des deutschen Idealismus. Nachdem sich Hegel zunächst an seiner „barbarischen" Sprachform gestoßen hatte, spürte er doch in seiner „rohen Darstellung ein konkretes, tiefes Herz." Böhme wird ihm „der erste deutsche Philosoph; der Inhalt seiner Philosophie ist echt deutsch". Er entdeckte voll Staunen, daß Böhme entscheidende Gedanken der idealistischen Philosophie vorahnend ausgesprochen hatte: die Vereinigung der absolutesten Gegensätze, die Idee des Bösen als eines Prinzips von tätiger Verneinung, in der sich auch das vom allgemeinen Sein losgelöste Ich ausdrückt. Er machte damit Böhmes Gedanken für das logische Widerspiel der Gegensätze, in denen die Welt sich entwickelt, fruchtbar. Dem entgegen über-

nahm Schelling in entscheidenden Jahren seiner Philosophie die ganze Böhmesche Lehre der Gottesgeburt aus dem Ungrunde, vom Bösen als einer Tat der Freiheit, von dem dunkel drängenden Willen als dem Grunde der Welt. Er war von dem romantischen Philosophen Franz von Baader, der sich ganz zum Propheten Böhmes machte, zu ihm geführt worden und überlieferte seinerseits an Schopenhauer und Eduard von Hartmann wesentliche Züge der Böhmeschen Gotteslehre und Willensphilosophie. Seit der Überwindung des aufgeklärten Naturalismus im Denken des neunzehnten und beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts haben Forschung und Dichtung (E. G. Kolbenheyer, Meister Joachim Pausewang) Böhmes Bild wieder lebendig gemacht. Hinter dem treuherzig-rührenden Wirrkopf, hinter dem phantastischen Verkündiger höherer Welten, zu dem man ihn erniedrigt hatte, steigt seine ursprüngliche Gestalt wieder mächtig auf. Man spürt, wie sich in ihm in einer Zeit unendlicher Sehnsucht und großen Leidens der Volksgeist über die Mächte des Lebens auszusprechen suchte. Er war das Schlachtfeld für den Riesenkampf zwischen dem neuen Erleben der Natur und dem lutherischen Gott. Er ertrug mit der Leidenswilligkeit und dem bohrenden Ernst des deutschen Gemütes letzte ursprüngliche Fragen, von denen gebildetere Geister in den Jahrhunderten um ihn nie bewegt wurden. Seine zeitgenössischen Freunde ehrten ihn mit tiefem Grund als den „deutschen Philosophen".

Wallenstein

1583—1634

Von

Wilhelm Wostry

Tief, tief hat sich die Erinnerung an die Leidenszeit des Dreißigjährigen Krieges in das Gedächtnis des deutschen Volkes eingegraben. Ein Krieg von solcher Dauer und von solchem Verlauf kann, auch wenn sein Ausgang nicht in solche Tiefen des Unglücks führt, am Leben keiner Nation ohne nachhaltige Spuren vorübergehen. Dieser Krieg aber war im Dasein des deutschen Volkes eine Krise von derartiger Schwere, daß er noch lange nachher, selbst in Zeiten schwachen und mangelnden völkischen Bewußtseins, konfessionellen Haders und kleinstaatlicher Zerrissenheit als ein nationales Unglück ohne Maß und ohne Grenzen empfunden wurde.

Wie im Fiebertraume die Bilder wirr und wüst durcheinandergehen und nur weniges davon klar im Bewußtsein haften bleibt, so bewahrte das Volk nur dunkle Bilder von jenem gewaltigen Drama. Von all den vielen Gestalten, welche in den wechselvollen Szenen dieses Kriegstheaters in bunter, verwirrender Fülle auftraten, sind ihm nur wenige dauernd im Gedächtnis geblieben. Keine von ihnen hat aber seine Phantasie so vielfach beschäftigt, wie die eine: Wallenstein. Über den Bereich verschwommener volkstümlicher Vorstellungen und verzerrter Darstellungen der Parteien hinaus hat die Geschichtsforschung in unermüdlicher Arbeit vorzudringen versucht, zu gesicherteren Ergebnissen über diesen Mann „unvergänglichen, wiewohl noch zweifelhaften Andenkens".

Aber nicht die Historiker, auch nicht ihr größter unter den deutschen, Ranke, haben das Bild geschaffen, das sich die weitesten Schichten des Volkes von Wallenstein machen: der größte dramatische Dichter der Deutschen, Schiller, hat dem Schatten Wallensteins neues Leben eingehaucht; durch Schiller ist Wallensteins Name, der bis dahin nur berühmt gewesen war, unsterblich geworden.

Und trotzdem konnte von Wallenstein, der die geschichtliche Erinnerung des deutschen Volkes, der die große deutsche Dichtung, der namentlich die gelehrte Forschung (die Bibliographie der Wallenstein-Literatur ist bändestark) gefesselt hat in einem Maße wie nur noch ganz wenige historische Gestalten — trotzdem konnte von ihm gesagt werden: seine Persönlichkeit stehe fremd in der deutschen Geschichte. Das wurde nicht behauptet im Hinblick auf seine Abkunft. Das altangesehene böhmische Geschlecht der Herren von Waldstein (dies, nicht Wallenstein ist der eigentliche Name des Hauses, der sich von der gleichnamigen Burg bei Turnau in Böhmen herleitet) war in den langen Generationen vor seinem berühmtesten

Sohne tschechisch gewesen. Gerade an Wallenstein aber offenbart sich die doppelseitige Verflechtung des damaligen böhmischen Adels mit der deutschen Umwelt.

Der junge Wallenstein war durch Schulen gegangen, die dem Bereich deutsch-protestantischer Geistesbildung zugehörten, der gereifte Wallenstein stand, katholisch geworden, in engster Beziehung zum katholisch-deutschen Kaiserhofe. Der böhmische Landedelmann ist in eben jener Verbindung zum deutschen Reichsfürsten aufgestiegen. Aber auch das hätte seinen Platz in der deutschen Geschichte nicht bestimmt. Zweimal im Verlaufe des Dreißigjährigen Krieges schien sich die Möglichkeit zu bieten, das unselige Ringen früher und günstiger zu Ende zu führen. Das eine Mal wäre 1629 die Gelegenheit gewesen, die unvergleichliche Macht, welche die Siege der kaiserlichen und ligistischen Waffen Ferdinand II. in die Hand gegeben hatten, zu benützen zur Aufrichtung einer starken, überragenden Reichsgewalt, den Kaiser wirklich zum Kaiser, zum Herrn über die deutschen Fürsten zu machen und so des Reiches Einheit nach innen, seine Unabhängigkeit nach außen zu sichern. Das andere Mal hätte nach dem Tode König Gustav Adolfs von Schweden durch die Verbindung des von Wallenstein geschaffenen und geführten Heeres mit dem der deutschen Gegner des Kaisers, besonders der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die vereinte Kraft gekehrt werden können gegen die fremden Mächte, die, wie Spanien und Schweden, ihre Truppen auf deutschem Boden stehen hatten, oder die, wie Frankreich, hinter diesem standen. Voraussetzung für die Ausnützung beider Möglichkeiten wäre das Zurückstellen des konfessionellen Momentes gewesen. Daß Wallenstein dies erkannt hat, daß er — mag auch das Maß seines Eigennutzes hierbei noch so voll gerüttelt sein — in beiden Fällen der Träger des Gedankens war, die vom Schicksal gebotene und zum Teil von ihm selbst geschaffene Möglichkeit zum Nutzen des Reiches zu verwerten — das vor allem sichert ihm seinen Platz in der deutschen Geschichte. Freilich, es blieb bei den Gedanken; daß sie nicht zur Tat wurden, lag im ersten Falle neben anderen Umständen daran, daß der Kaiser selbst für den hohen Gedankenflug seines Feldherrn kein Verständnis aufbrachte; im zweiten Falle aber, dessen Verwirklichung nötigenfalls gegen den Kaiser hätte durchgesetzt werden müssen, lag das Scheitern zum größten Teile bei Wallenstein selbst, an der Kluft, die sich bei diesem namentlich in seiner letzten Lebenszeit auftat zwischen dem Planen und Wollen einerseits und dem Handeln anderseits. Damit aber ist ein Blick in den Mittelpunkt des Wallenstein-Problems getan, in das Rätsel seines Charakters, das die Phantasie des Volkes, den Gestaltungsdrang der Dichtung, den Forschertrieb der Historiker immer und immer wieder angeregt und beschäftigt hat.

Albrecht Wenzel Eusebius Wallenstein wurde am 24. September 1583 auf dem Gute Hermanitz bei Arnau in Ostböhmen geboren; er entstammte einem minder begüterten Zweige des Herrengeschlechtes der Waldstein; seine Eltern gehörten religiös jener Richtung des Utraquismus an, die dem deutschen Luthertum nahestand. Die Erziehung Wallensteins — schon mit dreizehn Jahren war er Voll-

waise — stand denn auch stark unter deutsch-protestantischer Einwirkung. Ehe er 1600 auf die nürnbergische Akademie Altdorf ging, hatte er die lutherische Lateinschule in Goldberg in Schlesien besucht. Nach wenigen Monaten schon wurde der „tolle von Waldstein" von der Altdorfer Schule relegiert, und die übliche Kavalierstour führte ihn schließlich auf den katholisch-romanischen Kulturboden Italiens. Die Eindrücke, die er hier empfing, haben nachdrücklich auf den Stil und die Richtung seiner späteren Lebenshaltung eingewirkt. Mit der Rückkehr von der großen Tour in der Mitte des Jahres 1602 war die Erziehung des jungen Kavaliers abgeschlossen.

Schon sein Eintritt in die Dienste des Hauses Habsburg wies eine bestimmte Richtung seiner Laufbahn. Er begann sie im ungarischen Feldzuge des Jahres 1604, dann wurde er Kämmerer des Erzherzogs Matthias, des künftigen Kaisers. Entscheidend für seinen weiteren Aufstieg aber war sein noch vor 1606 vollzogener Übertritt zum Katholizismus. Jesuitische Vermittlung knüpfte 1609 sein Eheband mit einer Witwe aus mährischem Adel; der Reichtum dieser Frau — sie starb schon 1614 — stellte ihn in die Reihe der mährischen Grundherren.

1615 machten ihn die mährischen Stände zum Obersten über ein Regiment Fußvolk. 1617, im Kriege des steirischen Erzherzogs Ferdinand — des späteren Kaisers — mit Venedig, unternahm Wallenstein zum ersten Male und im kleinen, was ihn später und in stetig größerem Maße ausgeführt seinem Kaiser höchst nützlich, dann unentbehrlich und endlich, zum eigenen Verderben, gefährlich werden ließ. Er warb auf eigene Kosten eine kleine Truppe von 180 Kürassieren und 80 Musketieren an, die er dem Heere des Erzherzogs zuführte und die unter seinem Kommando vor Gradisca gute Dienste taten.

Schwer hatte die letzten Jahre her der Druck der konfessionellen und politischen Gegensätze auf Europa, namentlich auf Deutschland, gelastet. Doch nirgends war so viel Zündstoff aufgehäuft wie in Böhmen. Mit dem Prager Fenstersturze vom 23. Mai 1618 entlud sich das Gewitter der böhmischen Revolution; an ihr entzündete sich der fürchterliche Kriegsbrand, der in Deutschland durch dreißig Jahre hindurch wütete. Als dann am 19. August die böhmischen Stände sich von Ferdinand lossagten, den sie vor zwei Jahren zum Könige gewählt und gekrönt hatten, als sie eine Woche später den jungen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zu ihrem Könige erwählten, da war es schon längst entschieden: in dem Kampfe zwischen den beiden böhmischen Königen, deren einer, Ferdinand, nun auch deutscher Kaiser war, wird Albrecht von Waldstein nicht als mährisch-ständischer Oberst gegen den katholischen Habsburger, sondern als kaiserlicher Oberst gegen den protestantischen Pfälzer stehen.

Sein erstes Hervortreten war allerdings nicht viel verheißend. Sein Versuch, das Regiment, dessen Kommando ihm die mährischen Stände anvertraut hatten, den Kaiserlichen zuzuführen, mißlang. Es waren überhaupt nicht so sehr hervorragende Leistungen im Felde, durch die er sich zunächst nützlich erwies; hieran

hat ihn damals schon vielfach die lästige Begleiterin gehindert, die ihn bis an sein Lebensende nicht mehr verlassen hat, die Gicht. Wohl aber erwies er dem Kaiser den besten Dienst durch Anwerbung und Aufstellung neuer Truppen, wofür er die nötigen Summen vorschoß. An der Schicksalsschlacht auf dem Prager Weißen Berge am 8. November 1620, in welcher der böhmische Aufstand zusammenbrach, hat er nicht teilgenommen — aber von den Früchten dieses Sieges hat er geerntet wie kein zweiter.

Aus den großen nordböhmischen Herrschaften Reichenberg und Friedland, die der „Oberst von Prag" 1622 käuflich an sich gebracht hatte, und aus den vielen Gütern, die er dann noch hinzu erwarb, bildete er ein Herrschaftsgebiet, das vom Norden gegen den Osten und tief ins Innere Böhmens reichte und an die hundert Quadratmeilen, zahlreiche Städte und Hunderte von Dörfern einschloß. Die Frage, wie Wallenstein so gewaltigen Besitz erwerben konnte, führt in ein dunkles Kapitel seines Lebens. Beute und Gewinn, die der Krieg abwarf, Ausnützung der Geldentwertung, ja Teilnahme am Ertrag der Münzverschlechterung, niedriger Kaufpreis der Güter haben da zusammengewirkt. Vor allem aber eins: wie Wallenstein an Selbstsucht, Gewinngier und Skrupellosigkeit keinem nachstand in dem Kreise, aus dem er hervorgegangen war, so übertraf er sie alle an Geschäftsgeist, Unternehmungslust, Ordnungsliebe und Wirtschaftssinn — und hierin liegt der Schlüssel zum Rätsel seines staunenswerten Reichtums.

1624 erhob Ferdinand Friedland samt den 58 Herrschaften, die ihm einverleibt waren, zum Fürstentum, freilich als böhmisches Lehen, in welchem die Krone sich einige Regalien vorbehielt. Im Juni 1623 war Wallenstein eine neue Ehe eingegangen. Seine junge Gemahlin Isabella von Harrach verknüpfte ihn verwandtschaftlich mit dem Kreise des Wiener Hofes, der den Kaiser unmittelbar und bestimmend umgab, namentlich mit dessen einflußreichstem Günstling Eggenberg. Dieser Kreis hielt Wallenstein die Leiter, auf der er so rasch zu fürstlicher Höhe emporklomm. Nur, daß hier die Fürstenwürde einem zufiel, der wirklich zum Fürstenamte geboren war. Was ihn über die Kriegsfürsten seiner Zeit hinaushob, sein Organisationstalent, das befähigte ihn in noch höherem Maße zum Friedensfürsten. Denn stärker noch als seine militärische Begabung war sein Sinn für ordnende Verwaltung namentlich in ihren wirtschaftlichen Zusammenhängen.

In ihm lebte durchaus die absolutistische Staatsauffassung seines Zeitalters. Und leise, wie von ferne kündete sich der kommende Wohlfahrtsstaat des aufgeklärten Despotismus an in der Fürsorge für das Wohl der Untertanen, in sozialen und hygienischen Vorschriften. Kirche und Schule erfreuten sich Wallensteins Förderung. Auch er hat die Gegenreformation in seinem Gebiete durchgeführt, doch ohne die nun in Böhmen und anderswo übliche Härte. Er hat Kirchen gebaut, geistliche Orden gefördert, den Jesuiten in Jitschin ein großes Kolleg mit einer Lateinschule gestiftet, ja sogar die Errichtung eines Bistums

und vielleicht einer Universität in Jitschin geplant. In seiner Volkswirtschaftspolitik hat er die Grundsätze und Anschauungen eines späteren Zeitalters vorweggenommen. Man mag es ablehnen, ihn einen Merkantilisten zu nennen. Aber es klingt an merkantilistische Grundsätze an, wenn er sich wiederholt äußerte, er wolle, daß das Geld unter die Leute komme, und er wolle, daß es im Lande bleibe; deshalb sollten die Güter und Waren tunlichst in seinem Territorium erzeugt werden. Deshalb seine stete Fürsorge für die altheimische Leinenerzeugung, für die Hebung der Tuchmacherei, für die Einführung der Seidenindustrie, für seine Papiermühlen, für sein Brauwesen. In seiner volkswirtschaftlichen Politik (und Spekulation!) spielte die Armee eine große Rolle. Für sie arbeiteten seine Eisenhämmer, seine Schmieden, seine Pulvermühlen; den Kriegsbedarf vom Geschütz bis zur Stückkugel, ja bis zum Hufnagel, ließ er, unablässig antreibend, hier erzeugen, wie auch seine Schuster und Schneider, seine Bäcker einzeln und zunftweise die Monturen, das Schuhwerk zu Hunderten, zu Tausenden, das Brot und den Zwieback fuhrenweise liefern mußten. Indem Wallenstein so die reichen Erträge seiner mit überlegenem Verständnis geleiteten Wirtschaft dem Bedarf des Kriegs- und Heerwesens zuführte, indem er die großen Gewinne seiner finanziellen Operationen dem Kaiser als Vorschüsse zur Verfügung stellte, schloß sich der Ring seines einzigartigen wirtschaftlichen Wirkens.

Freilich für ein solches Wirken, für einen Ehrgeiz und einen Machttrieb gleich dem Wallensteins war das neugeschaffene Fürstentum Friedland ein viel zu eng begrenztes Feld. Der Friedländer fühlte in sich den Drang und die Kraft, noch höher zu steigen, noch weiter auszugreifen, ja von sich aus bestimmend in den Verlauf des großen Ringens einzugreifen. Und es schien, als wolle ihm der stürmische Gang der Zeitereignisse auch dazu verhelfen.

Mit dem Jahre 1624 konnte es scheinen, als gehe der Krieg zu Ende: die böhmischen Länder waren in der Hand des Kaisers, die Pfalz mit spanischer Hilfe erobert, die Parteigänger des Winterkönigs in Deutschland geschlagen, Bethlen Gabor zum Frieden gebracht. Aber der Sieg des Kaisers und mehr noch die Art, wie er für die Durchführung der Gegenreformation ausgenützt wurde, bahnte einen Zusammenschluß der evangelischen Mächte England, Holland, Dänemark und Schweden an. Und überdies: die hochgestiegene Macht des Hauses Habsburg rief die alte Rivalität Frankreichs wach. Dessen Politik wird fortan geleitet von der überlegenen Staatskunst Richelieus, in dem die Gedanken Heinrichs IV. von der Einheit und Größe Frankreichs, von seinem Berufe als arbitre de la Chrétienté und von der Notwendigkeit des accroistre nos limites lebten. Schon 1624 hatten sich die Umrisse einer großen habsburgfeindlichen Koalition gezeigt, mit dem nächsten Jahre trat der Krieg in seine zweite Phase, die des sogenannten dänischen Krieges.

Unter dem Eindrucke der Nachrichten über die von König Christian IV. von Dänemark, von Westen wie auch von Ungarn her drohenden Gefahren nahm

Ferdinand ein Anerbieten an, das ihm Wallenstein schon früher einmal gemacht hatte: er wolle ihm auf seine Kosten eine Armee anwerben, aufstellen und sie kommandieren. Anfang April 1625 ernannte der Kaiser den Friedländer zum „Capo über alles Ihro Volk, so dieser Zeit im Heiligen Römischen Reich und Niederland vorhanden oder dahinwärts geschickt werden möchte". Wenige Wochen später erhöhte er ihn zum Herzog von Friedland.

Der aber war in seiner Art daran gegangen, „capite, rapite", wie er später sagte, zu werben und die Armee auf den Fuß zu bringen. Es war das ein großes Kreditgeschäft zwischen dem geldbedürftigen Kaiser und seinem General, der den Vorschuß, den „Verlag" für die Kosten, das Lauf- und Anrittgeld, wohl auch den ersten Monatssold bereitstellte. Indem er aber einen Teil des Vorschusses durch die Obersten, dann auch durch die Hauptleute übernehmen ließ, selbst nur die Garantien bietend, machte er auch die Offiziere zu Gläubigern des obersten Kriegsherrn und fesselte sie zugleich in ihren materiellen Interessen an die Person des Feldherrn. Zum ersten Male zeigte Wallenstein der erstaunenden Welt sein Organisationstalent: binnen wenigen Wochen hatte er dem Kaiser aus einem kleineren Teile alter und aus neugeworbenen Truppen ein Heer von 24 000 Mann aufgestellt und trat mit ihm am 3. September 1625 von Eger aus den Vormarsch ins Reich an.

Wie aber sollte der Kaiser das Heer erhalten, wenn er es schon auf Vorschuß hatte aufstellen müssen? Auch da wußte Wallenstein längst Rat: der Krieg muß den Krieg ernähren. Schon im böhmischen Kriege hatte er das Heer durch Kontributionen der besetzten Gebiete erhalten. Orte und Einwohner dieser Gebiete hatten nicht nur wie früher für Quartier und Servis der Truppen, Holz, Licht und Salz aufzukommen, auch nicht bloß für ihren Unterhalt und für das Futter der Pferde, sondern überdies noch für ihren Sold. Kein Zweifel, für die unglückliche Bevölkerung bedeutete Einquartierung und Kontribution eine unerhörte Last, aber das so geregelte Vorgehen war immerhin noch besser als die reine Willkür der Plünderung. Und so konnte selbst ein Gegner Wallensteins anerkennen: „Und ob es auch das Reich hart bedrängte, so hat doch der Soldat und der Bauer beisammen gelebt." Freilich, Willkür und Roheit und Gewalttat blieben auch so nicht ausgeschlossen, und schon die Höhe der Kontributionen und die Härte, mit der sie eingetrieben wurden, die Dauer der Einquartierung — kurz, diese Manier, Krieg zu führen, hat zum Ruin Deutschlands mehr beigetragen als die direkten Schäden der Schlachten.

Der Verlauf des Feldzuges brachte für diejenigen, die von Wallenstein gewaltige Erfolge erwartet hatten, eine Enttäuschung. Wallensteins Kriegsführung offenbarte, abgesehen von einzelnen höchst energisch durchgeführten kleineren Waffentaten, zeitweise eine auffallende Passivität. Wohl schlug er den Ansturm Mansfelds auf die befestigte Elbestellung bei Dessau am 25. April 1626 zurück, aber zu einer Verfolgung des fast vernichtend geschlagenen Gegners kam es

nicht. Wohl zog er dann endlich Mansfeld, der mit neuen Truppen in Schlesien eingebrochen war, nach und drängte ihn nach Ungarn ab; aber Bethlen Gabor von Siebenbürgen konnte ihm doch ohne Schlacht entkommen, während Wallenstein seine arg mitgenommenen Truppen an die Waag zurück und dann weiter nach Mähren und Schlesien in die Winterquartiere führte. In Wien war man mit Wallenstein begreiflicherweise höchst unzufrieden. Längst schon hatte sich dieser erbittert beklagt darüber, wie der Hof das Heer vernachlässige; nun, gereizt durch die Vorwürfe über seine Heeresführung, drohte er, das Kommando niederzulegen. Die Gefahr, mit dem Feldherrn auch das Heer zu verlieren, ließ den Hof einlenken. Die Brucker Konferenz im November 1626 hat Wallensteins Stellung gefestigt. Er hatte dem Kaiser darlegen lassen, daß nur eine starke Armee Schutz gegen die Feinde Habsburgs bieten könne. Bedeutsam ist die Aufgabe, die er dem kaiserlichen Heere letzten Endes zuwies: „Diese große Armee, so Eure Majestät haben, wird einen guten und beständigen Frieden, zu welchem ich untertänigst raten tue, im Reich machen."

Das Jahr 1627 brachte große Erfolge. Im Juni hatte Wallenstein die in Schlesien eingedrungenen Feinde zurückgedrängt. Dann wandte er sich nach Niedersachsen gegen den Dänenkönig; von hier aus fegten seine Reiter unter seinem Feldmarschall Schlick durch Jütland. Ehe das Jahr zu Ende war, hatte Christian IV. auf dem Festlande kein Heer mehr. Nun schien der große maritime Plan feste Gestalt zu gewinnen, nach welchem ein Seebund der Spanier und ihrer Niederlande, des Kaisers und der Hansestädte dem Handel der Holländer in der Ostsee den Todesstoß versetzen und zugleich dem Kaiser eine Flotte in der Ost- und Nordsee schaffen sollte. Wallenstein hatte diese Pläne begeistert aufgegriffen — aber sie blieben in den Anfängen ihrer Ausführung stecken. Seit Februar 1628 führte er den stolzen Titel „General des ozeanischen und baltischen Meeres", doch wie wenig er der See mächtig war, zeigt der Heldenkampf der Stadt Stralsund, die sich gegen seine Angriffe erfolgreich verteidigte.

Aber auch so sah sich Wallenstein und mit ihm sein Kaiser gar bald auf der Höhe der Erfolge. Das geschlagene Dänemark war im Frieden von Lübeck 1629 aus dem großen Ringen ausgeschieden. Wallenstein aber hatte sich selbst nicht vergessen. Seine militärischen Leistungen, mehr noch freilich die Notwendigkeit, seine hochgestiegenen Schuldforderungen zu begleichen, hatten Ferdinand schon 1627 bewogen, ihm das schlesische Herzogtum Sagan als böhmisches Lehen zu überlassen. Dann belehnte er ihn auch noch mit Mecklenburg, dessen Herzöge wegen Unterstützung des Dänenkönigs geächtet worden waren. So ward Wallenstein ein freier, ein unmittelbarer Fürst des Reichs und sah sich in eine Reihe gestellt mit den ältesten und vornehmsten Häusern.

Staunend, bewundernd oder voll Haß und Neid sah die Welt seinen Aufstieg. Rätselhaft mußte ihr der Mann erscheinen — und rätselhaft ist er auch der Nachwelt geblieben. Ein eiskalter Verstand, ruhige, rechnerische Überlegung,

stets waches Mißtrauen und daher wortkarge Verschlossenheit, unnahbare fürstliche Würde und jähe fürchterliche Ausbrüche des Zornes ohne Halt, unbesonnene Offenheit und blindes Vertrauen; über alles hinwegstürmende Kühnheit im Planen und im Reden und bedachtsamste Vorsicht im Handeln; ein Schwanken zwischen Möglichkeiten, das die Entschlußkraft aufzuheben schien, und doch, wenn der sichere Erfolg winkte oder wenn es die unerbittliche Notwendigkeit forderte, nach langer Passivität plötzlich geballte Tatkraft, blitzschnelle Bewegungen, harte Schläge. Den Krieg wollte er lieber durch Praktiken als aperto Marte führen, im Felde wie in der Politik wollte er nichts hasardieren, und doch mußte er oft a la desperata gehen wie ein verzweifelter Spieler. Was im tiefsten Grunde vielleicht Unsicherheit war, erschien nach außen als unergründliches Wesen. Diesen Mann, dessen reizbare Nerven durch sein quälendes Leiden noch empfindlicher geworden waren, muß etwas Geheimnisvolles umgeben haben, das mehr Scheu und Furcht als Liebe zu wecken vermochte. Die wärmeren Farben des Gemütslebens fehlen seinem Seelenbilde nicht: die Züge der Liebe zu Frau und Kind, der Sorge für seine Diener — aber die Außenwelt mußte ihn so auffassen, wie er sich vor ihr gab: unnahbar, voll unstillbaren Ehrgeizes, hochfahrend, empfindlich, unberechenbar. Kühl wie zu den Menschen, selbst zu seinem Kaiser, schien er auch zur Religion zu stehen; es mußte in diesem Zeitalter konfessioneller Leidenschaften fremd klingen, wenn er sagte: „Die Gewissen dependieren allein von Gott, gegen den ein jeder sich nach seiner Religion zu verhalten hat." Und trotz des damals so weitverbreiteten astrologischen Aberglaubens war sein blinder Sternenglaube vielen unheimlich.

Die Sterne schienen seiner Lebensbahn noch weitere, höhere Ziele zu weisen. Er wollte die Waffen des Kaisers und Deutschlands gegen den Erbfeind der Christenheit, gegen die Türken kehren, die christlichen Völker des Balkans befreien und „mit Gottes Hilfe unserm Kaiser die konstantinopolitanische Krone in den drei Jahren aufs Haupt setzen". Das mochten phantastische Pläne sein, großartige Worte, wie sie Wallenstein gern gebrauchte. Lagen nicht andere hohe Ziele näher? Wallensteins Heer und seine Siege hatten Ferdinand eine Macht in Deutschland gegeben, wie sie selbst Karl V. kaum gehabt hat. Hätte sie nicht dazu benutzt werden können, gestützt auf die starke Armee, die kaiserliche Gewalt fest zu begründen, die Einheit des Reiches zu sichern, die verderbliche Libertät der Landesfürsten zu brechen? Es lag durchaus im Bereiche der Gedanken Wallensteins, den Kurfürsten ihre Macht zu nehmen; ihm sind Äußerungen wohl zuzutrauen wie die, man müsse die Kurfürsten mores lehren, es dürfe in Deutschland nur einen Herrn geben: den Kaiser, wie es ja auch in Frankreich und Spanien nur einen Herrn gebe. Aber dieser Kaiser hatte für so hochfliegende Pläne keinen Sinn; ihm lag vor allem am Herzen, die gewonnene Machtfülle zum völligen Siege des Katholizismus zu benützen. So erließ er am 6. März 1629 das sogenannte Restitutionsedikt. Dessen Durchführung hätte einen völligen

Umsturz der seit ungefähr drei Menschenaltern in Deutschland eingelebten konfessionellen Besitzverhältnisse bewirkt. Es waren nicht nur, wenn schon vorwiegend, die innen- und außenpolitischen Folgen, die Wallenstein voraussah und die ihn das Restitutionsedikt ablehnen ließen. Er sah die Dinge im Reich in dieser Hinsicht nicht anders an als in seinem Herzogtum: „Die Reformation halte ich für gut, die Violenzen für schlecht. Darum will ich, daß man discretamente procedire." Er, in dessen Heer, namentlich in dessen Offizierskorps der Protestant neben dem Katholiken focht, hatte vor dem Erlaß des Edikts warnend zu bedenken gegeben, ob nicht große Widerwärtigkeit, ja gar ein Religionskrieg sich daraus erregen könne. Er sah voraus, daß das Edikt dem Kaiser neue Feinde erwecken müsse, er sagte über die Protestanten in der größten Verzweiflung: „Wir haben nichts Gewisseres als einen Generalaufstand zu gewarten."

Aber zur vollen Durchführung des Restitutionsediktes ist es nicht gekommen, teils wegen der Widerstände, die es erweckt hat, teils und vor allem deshalb, weil dem Kaiser das Instrument, dessen er zur Durchführung bedurft hätte, aus der Hand gewunden wurde. Längst schon war durch ganz Deutschland (bei Protestanten wie bei Katholiken) eine einzige Klage über die Bedrückung der Reichslande durch die kaiserliche Soldateska, über Wallensteins gewalttätiges Regiment erschollen. Gerade die katholischen Kurfürsten, Maximilian von Bayern voran, drangen auf Reduktion des Heeres und Entfernung des Feldherrn. Daß es hierbei nicht bloß um die Abstellung von Übergriffen und Mißständen ging, sagten die Kurfürsten selbst: den Anschlägen Wallensteins sei zu entnehmen, daß „ein neuer unhergekommener Dominatus zu endlicher Eversion der alten löblichen Verfassung eingeführt werden solle". Aber nicht nur den Kurfürsten war der Kaiser viel zu mächtig. Längst schon war die französische Diplomatie tätig, um eine Koalition gegen das deutsch-spanische Haus Habsburg zustande zu bringen, mit dem Frankreich in Italien wegen der Mantuaner Erbfolge in neuen schärfsten Gegensatz geraten war. Auch hier hatte Wallenstein klar und deutlich die ringsum aufsteigenden Gefahren erkannt. Die Befürchtungen vor Schweden hatten ihn darauf dringen lassen, den dänischen Krieg durch einen glimpflichen Frieden zu beenden; aus Sorge vor einem Kriege mit Frankreich hatte er lange dem Mantuaner Abenteuer widerstrebt; aus seiner Mißbilligung des Restitutionsediktes hatte er kein Hehl gemacht. In solcher Lage kam es im Juni 1630 zum Kurfürstentage von Regensburg.

Für Ferdinand war der Hauptzweck dieses Tages, die Wahl seines gleichnamigen ältesten Sohnes zum deutschen Könige in die Wege zu leiten und die Hilfe des Reiches zu gewinnen gegen die Holländer wie gegen Franzosen und Schweden. In alledem arbeitete ihm Richelieu entgegen, der schon längst bemüht war, die Generalstaaten, England, Schweden und Venedig in ein Kriegsbündnis gegen den Kaiser zu bringen und eine bayerisch-französische Allianz herzustellen. Er hatte eines der geschicktesten und gefährlichsten Werkzeuge seiner Diplomatie,

den Kapuzinerpater Josef, die „graue Eminenz", nach Regensburg gesendet, der in seinem Fanatismus am liebsten auch noch die Türken ins Feuer gebracht hätte. Ja, auch die römische Kurie hatte der fromme Kaiser gegen sich; denn Papst Urban VIII. trieb als Herr des Kirchenstaates italienische Politik. So stand der Kaiser vor einer schweren Wahl: erfüllte er die Forderungen der Kurfürsten (es waren nur die vier katholischen erschienen), verkleinerte er die Armee und entließ er Wallenstein, so gab er die Stellung auf, die er erreicht hatte und beraubte sich des Instrumentes seiner Macht; lehnte er sie aber ab, dann vernichtete er die Aussichten seines Sohnes und trieb die Kurfürsten in die Arme Frankreichs. In solchen Zweifeln bestimmte, scheint es, der Mann seinen Entschluß, der nach zeitgenössischem Urteil an Ferdinands Hofe „alles regierte" und noch vor kurzem zu Wallenstein in guten Beziehungen gestanden hatte, der kaiserliche Beichtvater P. Lamormaini. Dieser setzte nach der Ansicht des Königs von Spanien letzten Endes die Entlassung Wallensteins durch. Das Opfer war vergeblich gebracht; weder in der Wahlfrage noch in den Friedensverhandlungen mit Frankreich erreichte Ferdinand einen Erfolg.

Wie nahm Wallenstein seine Absetzung auf? Man war nachher erstaunt, wie leicht er „dem kaiserlichen Befehl sich bequemt". Die kaiserlichen Räte, die ihm den Absetzungsbeschluß zu überbringen hatten, fanden beim Herzog — er stand damals, Ende August, in Memmingen — einen überraschend freundlichen Empfang: man habe ihm keine angenehmere Nachricht bringen können; der Rat, den man dem Kaiser gegeben habe, hätte nicht besser sein können. Auch sonst ließ er sich vernehmen: Was man in Regensburg konkludiert habe, sei ihm vom Grund seiner Seele lieb, dieweil er dadurch aus einem großen Labyrinth kommen werde. Man kann es billig bezweifeln, daß das seine wahren Gefühle waren. Jedenfalls mag er in dem Bewußtsein geschieden sein, daß sein Abgang in einem für den Kaiser und für die Liga verhängnisvollen Zeitpunkte erfolge. König Gustav Adolf von Schweden hatte seinen Fuß auf deutsche Erde gesetzt und seinen Feldzug gegen Kaiser und Liga begonnen.

Wallenstein war von Memmingen nach Böhmen gezogen, wo er in der düsterfeierlichen Pracht seines Palastes in Prag oder in seiner Residenzstadt Jitschin prunkvoll Hof hielt. Gustav Adolf hatte Pommern erobert, mit Frankreich und nachher auch mit den Generalstaaten seine Subsidienverträge geschlossen, die seiner Kriegsführung die nötigen Geldmittel sicherten. Die Flammen des von Tilly eroberten Magdeburg entzündeten die Gemüter der deutschen Protestanten zu hellem Zorn; Gustav Adolf aber hatte vorher die kaiserliche Oderarmee zertrümmert; von der Oder-Warthe-Linie her waren mit Schlesien die andern Lande des Kaisers bedroht. Es ist dem Schwedenkönige gelungen, den Kurfürsten von Brandenburg und schließlich auch den stets kaisertreuen Johann Georg von Sachsen zum Anschluß zu zwingen.

Und Wallenstein? Betrachtete er wirklich völlig unbeteiligt jenes große

Labyrinth? Fühlte er sich wirklich „vom Kaiser im wenigsten nicht offendiret"? Wird von ihm nicht der zornige Ausspruch berichtet, er habe es dem Kaiser nicht vergessen wollen, „daß er einen Cavallier affrontired hab"? Aus dem Dunkel, in welches Wallenstein sein Verhalten und seine Pläne hüllt, läßt sich nur so viel in Umrissen erkennen, daß er die verlorene Stellung wiedergewinnen, ja über sie hinauswachsen wollte. Zwei Wege boten sich ihm hierzu: gegen den Kaiser zu gehen und gegen jene, die ihn in Regensburg gestürzt hatten — oder zu warten, bis die Not den Kaiser zwinge, seinen entlassenen Feldherrn zurückzuholen, und nun bessere Sicherstellung, noch größere Vollmachten, noch reichere Belohnungen zu erwirken. Und da entsprach es dem stolzen Selbstgefühl Wallensteins, seinem Ehrgeize und Machttrieb ebenso wie seiner stetig wachsenden inneren Unsicherheit, daß er keinen dieser Wege zu Ende ging, sondern letzten Endes seinen Standpunkt zwischen beiden Machtgruppen wählen wollte, um sich über beide zu stellen und die Lösung von sich aus zu bestimmen. Dabei brachte es die Lage mit sich, daß seine Bedeutung auch ohne sein Zutun stieg.

Die Absetzung hatte die Verbindung des Herzogs von Friedland mit dem Wiener Hofe nicht abgerissen. Ferdinand hatte wiederholt rätliche Gutachten seines „hochgeborenen lieben Ohaimbs" Wallenstein erbeten, dieser sie erteilt. Aber schon liefen von Wallenstein die Fäden auch zur Gegenseite. Die Verbindung ging über die böhmischen Exulanten; diese standen, wie ihr Haupt, der alte Graf Matthias Thurn, in schwedischen Diensten oder weilten am kursächsischen Hofe, voll der Hoffnung, daß die Wechselfälle des Krieges ihnen die verlorene Heimat zurückgeben werde, mit der sie den Zusammenhang nie verloren hatten. Bis in den Verwandtenkreis Wallensteins reichten ihre Beziehungen; die Schwester der Herzogin war die Gemahlin des böhmischen Grafen Adam Erdmann Trčka, dessen Schwester mit ihrem Gemahl Wilhelm Kinsky zu Dresden im Exil lebte. Als Unterhändler diente jener Sezyma Raschin, der dann nach der Katastrophe durch seine Enthüllungen sich die Rückkehr in die Heimat erkaufte und der Nachwelt so einen freilich nicht klaren Einblick in das verworrene Geflecht der Verhandlungen Wallensteins mit den Gegnern des Kaisers ermöglichte. Aus diesem Kreise war dem Schwedenkönige schon im Frühling und Sommer 1631 zur Kenntnis gebracht worden, Wallenstein sei geneigt, sich am Kaiser zu rächen, wenn ihm Gustav Adolf die nötigen Truppen zur Verfügung stellte. Mit Hilfe des Schwedenkönigs wolle er sich der Länder des Kaisers bemächtigen, diesen nach Italien vertreiben — wenn die rechte Zeit gekommen sei. Waren das Übertreibungen, sei es des unbedachten Zornes Wallensteins, sei es des Berichtes Sezymas? Der Schwedenkönig soll zugesagt, ja sich erboten haben, Wallenstein zum Vizekönig von Böhmen zu machen.

Eine zweite Verbindung ging zu dem Führer der kursächsischen Armee, Hans Georg von Arnim, einem lutherischen brandenburgischen Adeligen, welcher früher in schwedischen, dann unter Wallenstein in kaiserlichen Diensten gestanden hatte,

schließlich in kursächsische Dienste getreten war. In vielem ein echter Sohn seiner Zeit stand dieser „deutsche Träumer" in manchem fremd in ihr. Auch er hat nach der Weise der Kondottieri den Kriegsherrn gewechselt. Aber ihn erfüllte — und das hob ihn über die deutschen Gestalten jener Art hoch hinaus — letztlich ein tiefes, warmes deutsches Empfinden, ihn leitete ein hohes völkisches Ideal: über die Glaubensspaltung hinweg dem bedrängten deutschen Vaterlande ohne und gegen die Fremden Friede und Freiheit wiederzugeben. In ihm lebte der Gedanke der sogenannten dritten Partei, in der sich die evangelischen Stände eine starke Stellung zwischen der großen kaiserlich-ligistisch-spanischen und der schwedisch-französischen Mächtegruppe schaffen sollten. Mit Arnim hatte Wallenstein früher in besten Beziehungen gestanden und war auch nach seiner Entlassung mit ihm in lebhafter Korrespondenz geblieben. Mochte man sich, wie auf seiten der böhmischen Emigranten der sanguinische Thurn, wohl Hoffnungen machen, Wallenstein zu gewinnen — die Schweden blieben übrigens mißtrauischer —, so sah man sich bald schwer enttäuscht. Wallenstein trat wieder in die Dienste des Kaisers, freilich, um die Pläne seiner Rache am Hause Österreich um so sicherer durchführen zu können. In diesen Glauben suchte er Ende November 1631 Arnim und die Emigranten zu wiegen.

Daß er das wolle, hatte er in den letzten Wochen durch sein Verhalten gegen die kaiserlich-ligistische Armee in Niedersachsen bewiesen: obwohl er die flehentlichen Bitten des alten Feldherrn Tilly mit freundlichen Zusagen beantwortet hatte, sabotierte er doch die Verpflegung des Heeres und trug so zu seiner Zerrüttung bei. Am 17. September 1631 siegte denn auch Gustav Adolf bei Breitenfeld in der ersten großen Schlacht des königlich schwedischen in Deutschland geführten Krieges, wandte sich dann nach Süden und trug seine siegreichen Fahnen bis in das Mainzer Erzbistum und in die Pfalz. Das nun rief erst recht die französischen Waffen an den Rhein. Die Sachsen aber waren unter Arnim in Böhmen eingedrungen; Mitte November war Prag in ihren Händen.

Unter solchen Schlägen hatten sich der entsetzten Wiener Hofburg die Folgen der Entlassung Wallensteins immer bedrohlicher vor Augen gestellt. Nun erblickten nicht nur seine alten Anhänger in seiner Rückberufung die einzige Rettung, nicht ohne daß es an warnenden Stimmen fehlte, der stolze Herzog könne sich der wiedergewonnenen Macht bedienen, um sich am Kaiser zu rächen. Und dieser entschied sich für Wallenstein. Der aber ließ sich lange bitten, auch nur zu Verhandlungen nach Wien zu kommen. Schließlich ließ er sich wenigstens dazu herbei, sich auf drei Monate der kaiserlichen Armee anzunehmen und sie auf einen Stand von 40 000 Mann zu bringen. Was hatte ihn bewogen von der „heimlich prakticirten intelligence" mit des Kaisers Gegnern abzustehen? War diese wirklich durch eine unvorsichtige oder absichtliche Indiskretion des Heißsporns Thurn am Wiener Hofe bekanntgeworden, so daß Wallenstein nichts übrigblieb, als sich beim Kaiser „realiter durch Annehmung des Generalats zu

purgiren"? Wollte es sein Stolz nicht ertragen, daß Gustav Adolf ihm nicht nach Wunsch entgegengekommen war, oder war ihm dieser zu mächtig geworden für die Stellung, die er selbst sich erträumte; amor et dominium, so sagte er gern, non patitur socium, und das dominium wollte er mit den Schwedenkönig nicht teilen, denn: zwei Hahnen auf einem Mist vertragen sich nicht. Jedenfalls — die Werbungen begannen und Wallenstein erwies sich wieder als der Schöpfer kühner Heere. Und als es so weit war, war die Not noch höher gestiegen: mit der Schlacht bei Rain am Lech am 15. April 1632 verlor Maximilian von Bayern nicht nur seinen Feldherrn Tilly, sondern auch sein Land. Gustav Adolf stand in München — der Weg donauabwärts wies nach Wien.

Wenn Wallenstein nun wirklich das Kommando über die von ihm aufgestellte Armee nicht übernahm, wer sollte, wer konnte sie an seiner Stelle führen? Nach neuen, für den Kaiser demütigenden Verhandlungen nahm Wallenstein am 23. April das Oberkommando wieder an. Aber unter welchen Bedingungen! Der Wortlaut der Göllersdorfer Abmachungen, wenn solche schriftlich niedergelegt wurden, ist nicht bekanntgeworden. Wenn auch der Kaiser auf seine Befehlsgewalt nicht ausdrücklich verzichtete, so bekam Wallenstein doch den Oberbefehl über das kaiserliche Heer ganz in seine Hand. Die Offiziere bis zu dem Obersten ernannte er, bei der Besetzung der hohen Kommandostellen fiel sein Vorschlag ins Gewicht. Der Sicherstellung der Armee sollten Steuern in den Erblanden dienen; über Konfiskationen von Rebellengütern und heimgefallenen Gütern in Böhmen und im Reich verfügte der Feldherr. Schon im Dezember hatte Ferdinand das für ihn nicht kleine Zugeständnis gemacht, daß sein Beichtvater und die Hofgeistlichen Wallenstein in seinem Dienst und in anderen Sachen nicht hindern sollen, hatte vielmehr zugesagt, ohne besondere Instruktion alles seiner guten „Dexterität, Treue und Fleiß" anheimzustellen. Das fiel wohl namentlich ins Gewicht bei der Befugnis zur Einleitung und Führung von Sonderfriedensverhandlungen mit Kursachsen, denen dann noch solche mit Kurbrandenburg und anderen Reichsständen folgen konnten. Und die Belohnung Wallensteins war natürlich auch nicht gering bemessen. Für Güter, die er aus der Konfiskationsmasse gekauft hatte, war er dem Fiskus noch 400000 Gulden schuldig, sie wurden ihm erlassen; sollte er nicht wieder in den Besitz des verlorenen Herzogtums Mecklenburg kommen, dann hätte ihn der Kaiser mit einem Land gleichen Wertes und gleichen Ranges, also einem reichsunmittelbaren Fürstentum, zu entschädigen. Einstweilen wurde ihm das Herzogtum Groß-Glogau, damals ein böhmisches Lehen, pfandweise überlassen; weitere Landzuwendungen scheinen ihm für den Fall des Sieges in Aussicht gestellt worden zu sein. So groß, ja unerhört die Machtbefugnisse waren — eben um ihrer Größe willen bargen sie Gefahren in sich, für den Kaiser wie für Wallenstein. Unter dem Druck der höchsten Not hatte Ferdinand eingewilligt in der letzten Voraussetzung, daß seine Interessen, die seines Hauses und vor

allem die seiner Kirche gewahrt blieben. Aber würde Wallensteins Eigenwillen sich davor hüten, die so weit gezogenen Grenzen seiner Vollmachten zu respektieren?

Der „General-Oberste-Feldhauptmann" war mit der Armee ins Feld gezogen. Schonend, unter ständigen Verhandlungen mit Arnim, um mit ihm zu einem Separatfrieden zu gelangen, drängte er die Sachsen aus Böhmen hinaus; am 25. Mai war Prag in seinen Händen. Dann rückte er über Eger ins Reich, verband seine Armee mit der Maximilians von Bayern, und Mitte Juni schon hatte er bei Nürnberg seinen großen Gegner Gustav Adolf vor sich. In der stark befestigten Stellung bei der „Alten Schanze" und bei Zirndorf erwies Wallenstein die Überlegenheit seiner Ermattungstaktik. Die gewaltigen Sturmangriffe der Schweden wurden blutig abgeschlagen. Die Friedensangebote des Königs lehnte der Herzog unter Berufung auf mangelnde Vollmacht ebenso ab, wie er auf einen weiteren Versuch, ihn selbst durch große Versprechungen zu gewinnen, nicht einging. Am 18. September brach Gustav Adolf, dessen Heer durch Seuchen und Proviantmangel schwer litt, sein Lager ab. Wallenstein wendete sich nach Sachsen und zwang so den Schwedenkönig, ihm zum Schutze des Kurfürsten dahin zu folgen. Bei Lützen kam es am 16. November zur Schlacht, die nicht nur durch den Tod Gustav Adolfs dem Kriege, sondern auch durch ihre weiteren Auswirkungen der Stellung und Haltung Wallensteins eine neue Wendung gab.

In Wien hat man bald erkannt, daß die Viktorie von Lützen, nach der Wallenstein unter Verlust seiner Artillerie vom Schlachtfelde gezogen war, in der Hauptsache doch nur auf dem Tode des Schwedenkönigs beruhe. Wallensteins militärisches Ansehen ist dadurch nicht gestiegen, und als er gar die Armee in die Winterquartiere führte, da hatten die kaiserlichen Länder, besonders Böhmen, die Last der Einquartierungen, der Konfiskationen und der Kontributionen zu tragen, von denen auch die höchsten Kreise nicht verschont blieben. Fünf Monate residierte nun der Herzog in seinem prächtigen Prager Palaste. Er hat in dieser Zeit blutig Gericht gehalten über jene Offiziere, die in der Lützener Schlacht versagt hatten, er hat vor allem die Armee wieder schlagfertig gemacht und auf einen Stand von 60 000 Mann gebracht. Mit einem kleineren Teil des Heeres ließ er durch Feldmarschall Holk Böhmen gegen Meißen und Franken hin decken, er selbst zog mit dem Großteil nach Schlesien, wo die Sachsen unter Arnim, die Brandenburger und ein schwedisches Korps unter dem Grafen Thurn standen.

Man hätte erwarten sollen, daß Wallenstein seine weit überlegenen Kräfte zu einem raschen Schlage benützen werde. Aber Ende Mai, schon in Glatz stehend, befahl er Holk, noch an den Grenzen Böhmens zu verbleiben, er hoffe, daß er mit dem Feind in Schlesien auf die eine oder andere Weise in kurzem fertig sein würde, und dann würden sich die Dinge im Reich und anderswo bald ändern. Der Verlauf der nächsten Monate zeigte, was Wallenstein unter der anderen Weise verstand: nicht Kampf, sondern wiederholt erneuten Waffenstillstand

und Unterhandlungen über den Frieden. Und zwar Unterhandlungen nicht nur mit den Sachsen, wozu der Herzog ausdrücklich befugt war, und Unterhandlungen über einen Frieden, wie ihn der Kaiser sicherlich nicht schließen wollte. Nicht nur mit Arnim, sondern auch mit den böhmischen Emigranten und den Schweden sah ihn der Sommer 1633 in Verbindung. Lockend wurde ihm wieder die böhmische Königskrone vor Augen gehalten, und schon wurden auch, wenn nicht von ihm, so doch von ihm nahestehender Seite Verhandlungen mit den Franzosen für ihn geführt, in denen wieder die böhmische Krone als Lohn für Wallensteins Abfall vom Kaiser ihre Rolle spielte. Wieviel namentlich bei den weitestgehenden Plänen auf Wallensteins Initiative zurückzuführen sein mag, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen, so viel aber hat man zu erkennen geglaubt, daß es ihm vor allem darum ging, die sächsischen und brandenburgischen Waffen zu vereinigen mit dem von ihm geführten Heere zu doppeltem Zwecke: zur Herstellung eines Reichsfriedens, wobei natürlich seine Stellung und seine sicher nicht geringen Ansprüche entsprechend gewahrt sein mußten, und zur Verdrängung der Fremden, vor allem der Schweden, vom Boden des Reiches. Ein solcher Frieden aber war nur zu erzielen durch Preisgabe des starren konfessionellen Standpunktes, also des Restitutionsediktes, durch ein Zurückgehen auf die Verhältnisse vor 1618. Und so sehr auch am Wiener Hofe Stimmen für den Frieden laut wurden, selbst für einen mittelmäßigen — einen solchen Frieden, wie er hier geplant war, würden weder die Gewissensräte noch die politischen Ratgeber Ferdinands annehmen wollen, ihm würde sich dieser im Bunde mit Spanien und Bayern widersetzen. Dann sollte der Friede „ohne Respekt einiger Personen", also auch gegen den Kaiser erzwungen werden. Daß es in einem solchen Kampfe um seine Stellung, ja seine Existenz gehen konnte, hat sich der verwegene Rechner nicht verhehlt; für diesen Fall sollten die zu der böhmischen Emigration, zu den Schweden und zu den Franzosen führenden Fäden den nötigen Rückhalt sichern.

Aber Wallensteins höchst widerspruchsvolles Verhalten, das die unterhandelnden Parteien immer wieder vor neue Situationen stellte, das sich nie zu eindeutigen, greifbaren Verpflichtungen herbeiließ, das sich immer, wie er selbst sagte, eine Zwickmühle behalten, sich die Entscheidung immer bis zuletzt sparen wollte, hat nicht nur jene Parteien mit höchstem Mißtrauen gegen ihn erfüllt, sondern auch am Wiener Hofe und anderwärts Zweifel an seiner Loyalität erregt. Wohl nahm er am 12. Oktober in einer plötzlichen Wendung die schwedische Armee in Schlesien samt ihrem Kommandanten Thurn bei Steinau an der Oder gefangen. Doch als er den „alten Hauptrebellen" freiließ, als er seinen Sieg, der so reiche Aussichten bot, nicht ausnützte, ja schließlich seine Armee nach Böhmen führte, als man bald wieder von neuen Verhandlungen hörte, da gewann der Verdacht gegen ihn neue Nahrung. Es mußte das Vertrauen des Kaisers zu ihm vollends erschüttern, als durch seine hartnäckige Weigerung, dem gehaßten

bayerischen Kurfürsten Hilfe zu leisten, Regensburg an Herzog Bernhard von Weimar am 14. November verlorenging und Österreich sich vom feindlichen Einfall bedroht sah. Als aus seinem mit großen Worten angekündigten Vormarsch gegen Bernhard von Weimar nur eine Kavalkade wurde, die er am 3. Dezember schon in Furth nach Böhmen umkehren ließ, weil er dieses für bedroht erklärte, als er namentlich dem „ernstlichen kategorischen Befehl" des Kaisers, die Offensive gegen die von der Donau her drohende Gefahr doch noch zu ergreifen, in Pilsen den höheren Kommandierenden vorlegen ließ zur Begutachtung seiner Durchführbarkeit, da mußte dies alles erst recht den Anschein erwecken, den Ferdinand vermieden wissen wollte, als ob er gleichsam einen corregem an der Hand und in seinem eigenen Lande keine freie Disposition mehr übrig habe. Vergeblich, daß Wallenstein darauf hinwies, der Feldzug im Winter müsse die Armee ruinieren, in deren Konservierung das ganze Heil des Kaisers ruhe, vergeblich seine wiederholte eindringliche Mahnung, Frieden zu machen — „sonst wird alles unsererseits verloren sein". Seine Gegner sahen in alledem nur neue Beweise für die Berechtigung ihres Verdachtes. Durch weit übertriebene Gerüchte und durch Verleumdungen gehässigster Art, durch offene Flug- und geheime Denkschriften über die Gefahren, mit denen Wallensteins Pläne das kaiserliche Haus und die katholische Kirche bedrohten, wurde der Kaiser geängstigt und in seinem Gewissen bedrängt. Als schließlich auch die Spanier, deren Plänen in Deutschland Wallenstein aus berechtigter Sorge vor dem Eingreifen Frankreichs seine Unterstützung versagte, ihn fallen ließen, war der Ring seiner Gegner am Hofe, der Kronprinzenpartei, der Jesuiten, des Kurfürsten von Bayern geschlossen. Ende des Jahres sahen sie sich am Ziele: der Kaiser faßte im geheimen den Entschluß, dem Herzog von Friedland die Kriegsdirektion und das Generalat zu nehmen.

In jenen Tagen hatte auch Wallenstein die Entscheidung getroffen, der er solange hatte ausweichen wollen. Er war sicher nicht ohne Kenntnis dessen geblieben, was man in Wien gegen ihn vorbrachte und vom Kaiser erwartete. Wallenstein erkannte klar, was ihm drohe: die neuerliche Absetzung. Und nun erzwang die Notwendigkeit von dem noch immer Schwankenden die Ausführung dessen, was er in seinen Plänen als eine der frei wählbaren Möglichkeiten erfaßt hatte: den Bruch mit dem Kaiser, den Anschluß an dessen Feinde. Zwei Aufgaben erwiesen sich nun als dringend. Mit den beiden protestantischen Kurfürsten, aber auch mit Schweden und mit Frankreich mußte nun das Einvernehmen erzielt werden. Deshalb wurden eifrige Verhandlungen nach allen Seiten gepflogen, deshalb fanden sich Anfang Januar 1634 Kinsky und Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg in Pilsen bei Wallenstein ein; mit besonderem Verlangen erwartete dieser Arnim, denn noch immer lag ihm an einem Abschluß mit diesem am meisten. Dann aber und vor allem galt es, die Grundlage zu prüfen, auf der das ganze Gebäude seiner Pläne ruhte; Wallenstein mußte sich vergewissern, ob ihm die Armee auf den Wegen folgen werde, die er sie nun führen wollte. Diesem Zweck diente der

Konvent der Generale und hohen Befehlshaber, die der Feldherr vom 11. bis 13. Januar 1634 in Pilsen um sich versammelte. Es sind ihrer 49 gewesen.

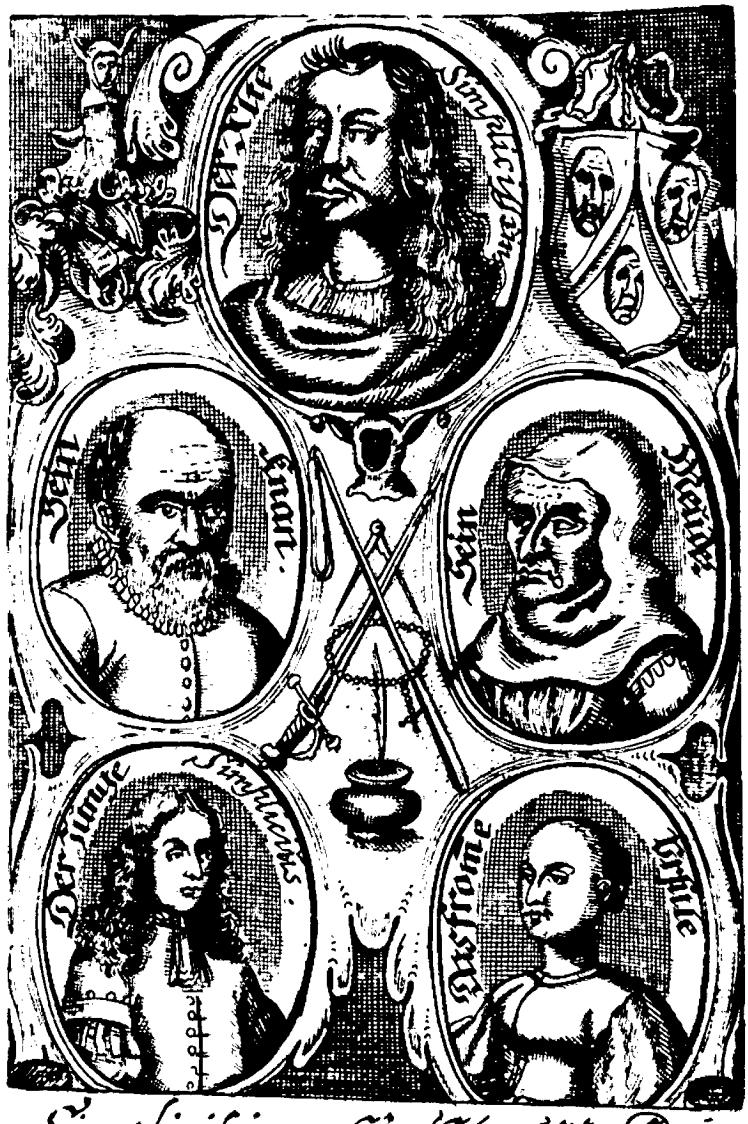
Die Schilderung, die Feldmarschall Ilow über das Verhalten des Hofes gegen die Armee gab, erbitterte die Versammelten ebenso, wie sie besorgt wurden durch die Mitteilung, der Herzog sei entschlossen, wegen der Vernachlässigung der Armee und wegen der ihm widerfahrenen beleidigenden Behandlung seine Stelle niederzulegen; denn für die ausständigen Vorschüsse, welche die Offiziere zu fordern hatten, bot ihnen ja doch eben der Herzog und sein Kredit die genügende Sicherheit. Erregt ließen sie Wallenstein bitten, bei der Armee zu bleiben. Das wurde ihnen zugesagt, wogegen sie den Revers unterzeichneten, in welchem sie sich an Eides Statt verpflichteten, mit Gut und Blut treu und ehrlich bei ihrem Feldherrn auszuhalten. Daß aber dieses Instrument ihn der Armee nicht auf alle Fälle auch gegen den Kaiser versichern könne, zeigte sich schon am nächsten Tage: Bedenken, die den Obersten gekommen waren, mußte er durch die Erklärung beschwichtigen, er plane nichts gegen Kaiser und Reich.

Mit Besorgnis hatte man in der Hofburg dieser Offiziersversammlung entgegengeblickt. Die Armee, das wußte man, war zum großen Teil auf Wallensteins Kredit, auf seine Kosten geworben und ausgerüstet. Würde sie meutern, wenn er abgesetzt würde, würde sie ihm folgen, auch wenn er sie gegen den Kaiser führte? Was Wallenstein mit dem Pilsener Reverse versucht hatte, die höheren Kommandierenden fest in die Hand zu bekommen, das war dem Kaiser bereits insofern gelungen, als er sich der Treue wichtiger Generale versichert hatte, darunter solcher wie Piccolomini, Gallas und Aldringen, denen der Feldherr fest vertraute. Fortan wirkten dessen Maßnahmen die geheimen Gegenzüge seiner Generale entgegen. Die Nachrichten über den Pilsener Konvent erweckten die schwersten Befürchtungen: das war, so stellten sich die Pilsener Vorgänge in Wien dar, der Ausbruch einer Empörung, bestimmt, das Haus Habsburg zu verderben und seine österreichischen Länder unter die Verschwörer zu verteilen. Aber nicht schon auf Grund dieser und noch stärker übertriebener Alarmnachrichten unternahm Ferdinand seine nächsten Schritte, sondern erst, als ihm eine Kommission, die er aus dreien seiner vertrautesten Räte, keineswegs Feinden Wallensteins, gebildet hatte, die Schuld des Herzogs und der Berechtigung der äußersten Maßregeln dartat. Nun erst und natürlich auch nach Einholung des Gewissensrates des Beichtvaters erließ am 24. Januar Ferdinand das zunächst geheimgehaltene Absetzungspatent. Am gleichen Tage aber erging an die ins Vertrauen gezogenen Generale der Befehl, Wallenstein und seine vornehmsten Mitverschworenen womöglich gefangen nach Wien einzuliefern oder als überführte Schuldige zu töten. Und so weit ging die beiderseits meisterhaft geübte Kunst des Dissimulierens, daß der Kaiser bis zum 14. Februar mit seinem insgeheim abgesetzten Feldherrn in Korrespondenz blieb.

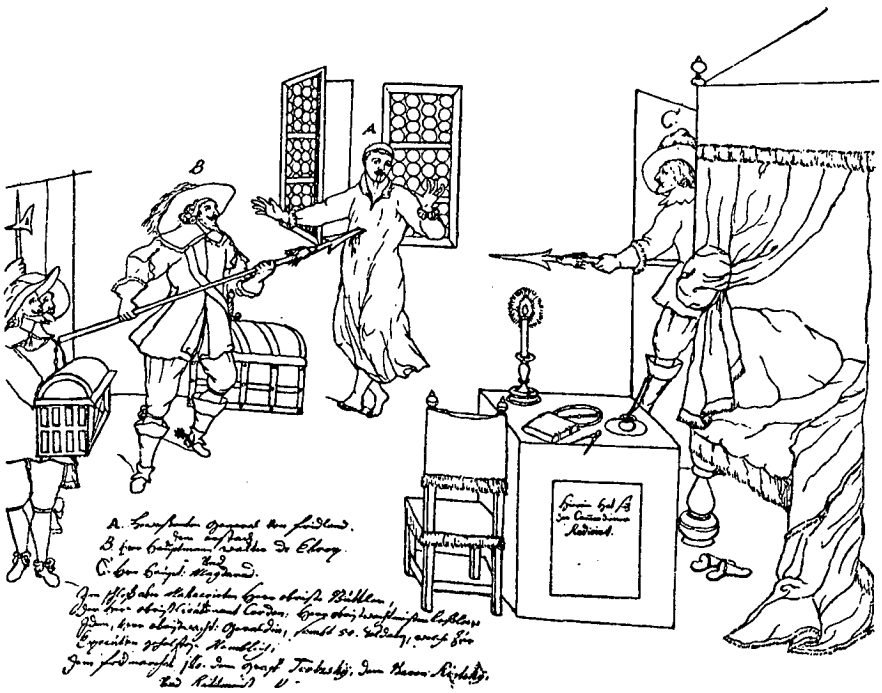
Mittlerweile aber waren die Verhandlungen, die Wallensteins Hilfe von außen sichern sollten, nicht weiter gediehen. Es zeigte sich, daß das Mißtrauen, das Wallen-



Albrecht von Wallenstein
Gemälde von Anton van Dyck. München, Pinakothek



Titelkupfer zu Grimmelshausens „Simplicissimus"
Ausgabe von 1670, Mompelgart



Wallensteins Ermordung in Eger, 25. Februar 1634.
Zeitgenössische Federzeichnung im Museum in Eger

stein durch sein vieldeutiges Verhalten so lange genährt hatte, sich so rasch nicht beseitigen ließ, wie er es nun wünschen mußte. Nicht nur die französische Diplomatie, die einen weitgehenden Vertragsentwurf für Wallenstein fertiggestellt hatte, zweifelte selbst noch in jenen Wochen, ob er nicht unter dem Vorwande der Unterhandlungen seine Verstellung und seine Ränke verberge, ja hierbei im Einverständnis mit dem Kaiser handle. So kam er mit keiner Seite zum Abschluß. Namentlich beunruhigte ihn das Ausbleiben des sehnlich erwarteten Arnim. Um so mehr war er bestrebt, sich auch jetzt noch seine Zwickmühle offen zu halten. Mit dreißig höheren Offizieren, die am 19. Februar in einem Protokoll sich neuerdings bereit erklärten, bei ihm aushalten zu wollen, unterfertigte er andern Tages den „zweiten Pilsener Schluß", worin er versicherte, es sei ihm nie in den Sinn gekommen, etwas gegen den Kaiser oder die Religion zu unternehmen; für den Fall, daß er dem zuwider handeln würde, entließ er die Offiziere jeder Verpflichtung gegen seine Person. Ähnliche Erklärungen ließ er mit erneuten Rücktrittsangeboten nach Wien gelangen zu einer Zeit, als hier bereits das Proskriptionspatent gegen ihn erlassen war.

Das Verhalten Gallas', Piccolominis, Aldringens und anderer Offiziere enthüllte ihm schließlich das Maß seiner Verblendung, die Aussichtslosigkeit seiner Lage.

Was dann in Pilsen erfolgte, war Zusammenbruch und Auflösung. Es gewährt einen bedeutsamen Einblick in Wallensteins tiefstes Denken, daß selbst in diesen schwersten Stunden dem von Krankheit Gequälten das Bild des verlorenen Friedens vor der Seele stand. Den letzten Zug nach Eger trat er mit wenigen Truppen an, nicht mehr als der heeresgewaltige Bündner der Feinde des Kaisers, sondern auf der Flucht vor den kaiserlichen Verfolgern. Als er am 24. in Eger einlangte, zog mit ihm das Verhängnis durch das Tor. Denn der Stadtkommandant Gordon, der Oberstwachmeister Leslie und der Dragoneroberst Butler blieben dem Kaiser treu und waren entschlossen, den Befehl „Lebendig oder tot" zu vollziehen. Die Offenheit, mit der ihnen Wallenstein seine nächsten Ziele zeigte, ließ die Schale der Waage mit dem Gewichte „Tot" sinken. Am Abend des 25. Februar wurden Kinsky, Trčka, Ilow und Rittmeister Neumann beim Bankett auf der Egerer Burg niedergemacht, in seinem Schlafgemach im Pachhelbelhause auf dem Ringplatze beendete in der Nacht der Stoß der Partisane des Hauptmanns Devereux das Leben des Herzogs von Friedland.

Noch vierzehn lange Jahre dauerte der entsetzliche Krieg. Da endlich kam dem aus tausend Wunden blutenden deutschen Volke der Tag des Friedens, den Wallenstein durch alle Nebel seines Ehrgeizes und seiner verräterischen Pläne einst erschaut und den er, sicherlich nicht in reiner Selbstlosigkeit, erstrebt hatte: der Friede des (nun freilich verstümmelten) Reiches auf der Grundlage des Gleichgewichtes gleichberechtigter christlicher Bekenntnisse.

Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen

1622—1676

Von

Julius Petersen

Das Leben des lebensvollsten Dichters aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges lag noch vor 100 Jahren völlig im Dunkel. Die Persönlichkeit des persönlichsten Erzählers der deutschen Barockzeit war ein Rätsel wie das seltsame Fabelwesen auf dem Titelblatt des „Abenteuerlichen Simplicissimus", das als degenumgürteter, beflügelter und fischschwänziger Satyr mit zwei ungleichartigen Füßen, dem eines Bockes und dem eines Schwanes, auf dahingestreute Masken tritt und mit dem Zeigefinger das aufgeschlagene Buch des Lebens deutet. Selbst der Name des genialen Menschenschöpfers, der einem unsterblichen Typus deutscher Wesensart den Namen gab, war unbekannt. Wir müssen, um das labyrinthische Dunkel dieses Lebens und Strebens zu enträtseln, den Weg noch einmal gehen, den die Forschung eines Jahrhunderts geführt hat.

In alten Bibliothekskatalogen und Literärgeschichten ist ein gewisser Samuel Greifenson von Hirschfeld als Verfasser des „Simplicissimus" angeführt. Diesen Namen hat Lessing zur Ergänzung des Jöcherschen Gelehrtenlexikons nachgetragen, und Lessing ist es auch gewesen, der dem Literaten Christian Jakob Wagenseil den Rat zur ersten Neubearbeitung des vergessenen Werkes gab. Der Auszug, der 1778 in Reichards Bibliothek der Romane erschien und 1785 zur Buchform erweitert wurde, gab sich als die von Greifenson erzählte Lebensgeschichte des Melchior Sternfels von Fuchsheim. Einzig in Sulzers „Theorie der schönen Künste" ist später neben Anton Ulrich von Braunschweig und Philipp Zesen als Verfasser höfischer Romane Christoffel von Grimmelshausen genannt.

Das war ein Name wie die anderen auch, die auf den Titelblättern simplicianischer Schriften aus der umgeschüttelten Folge derselben Buchstaben zusammengesetzt sind: German Schleifheim v. Sulsfort, Philarchus Grossus v. Tromerheim auf Griffsberg, Michael Regulin v. Sehmsstorff, Erich Stainfels v. Grufensholm, Simon Leugfrisch v. Hartenfels, Israel Fromschmit v. Hugenfels. Alle diese Pseudonyme sind in der dreibändigen Gesamtausgabe, die als „Der aus dem Grab der Vergessenheit wieder erstandene Simplicissimus" 1683/4 bei Johann Jonathan Felßeker in Nürnberg erschien und noch bis 1713 neu aufgelegt wurde, vertreten, ohne daß einem von ihnen der Vorzug gegeben würde. Was indessen den Titeln der beiden höfischen Romane „Dietwalds und Amelinden anmuthige Lieb- und Leidsbeschreibung" und „Des Durchleuchtigsten Printzen Proximi und Seiner ohnvergleichlichen Lympidae Liebs-Geschicht-Erzehlung", die beide an Tag gegeben

sind von H. J. Christoffel v. Grimmelshausen Gelnhusano, eine Sonderstellung verleiht, ist die damit verbundene Widmung. Wenn der eine Roman dem Freyen Reichs-Hoch-Edel-Gebornen Herrn Philipp Hannibal von und zu Schauenburg, der sein Geschlecht auf die römischen Vitellier zurückführte, zugeschrieben ist und der andere dem Wolgebornen Fräwlin Maria Dorothea Frey-Fräwlin von Fleckenstein, die gleichfalls zu einem Uhralten und Ruhmwürdigsten Heldenhause zählte, so sind diese hochklingenden Namen keine Erfindungen, sondern gehören nachweisbaren Persönlichkeiten an. Die ergebenen Widmungen lassen einen Zusammenhang mit oberrheinischen Adelskreisen erkennen, denen gegenüber das schalkhafte Versteckspiel anagrammatischer Mystifikation nicht am Platze war.

Überdies war das Geheimnis des Maskenspiels durch das Huldigungs-Sonett eines gewissen Sylvander, das dem Roman „Dietwald und Amelinde" vorangedruckt ist, bereits enthüllt:

Der Grimmleshauser mag sich wie auch bey den Alten
der alt Protheus thät / in mancherley Gestalten
verändern wie Er will / so wird Er doch erkandt.
an seiner Feder hier / an seiner treuen Hand /
Er schreibe was Er woll / von schlecht- von hohen Sachen
von Schimpf / von Ernst / von Schwäncken die zu lachen machen
vom Simplicissimo, der Meuder und dem Knan /
von der Courage alt / von Weiber oder Mann
vom Frieden oder Krieg / von Bauren und Soldaten /
von Aenderung eins Staats / von Lieb von Heldenthaten /
so blickt doch klar herfür / daß Er nur Fleiß ankehr
wie Er mit Lust und Nutz den Weg zur Tugend lehr.

*

Mit der Angabe des Geburtsortes Gelnhausen und mit der Beziehung zu jenen Adelsfamilien ist Anfang und Ende eines Lebenslaufes festgestellt, der vom Spessart zum Schwarzwald führt und sich in diesen Grenzen mit dem des Romanhelden Simplicius Simplicissimus deckt. Als nun auch auf die Mitte dieses Lebens urkundliches Licht fiel durch Entdeckung einer Eintragung im Offenburger katholischen Kirchenbuch, wonach am 30. August 1649 der ehrbare Johann Jacob Christoff von Grimmelshausen, des löblichen Elterschen Regimentes Secretarius, mit der Tugendsamen Catharina Henningerinn, der Tochter eines Wachtmeister-Leutnants, die Ehe einging, war der Name des Dichters gesichert. Vom Jahr 1837 ab, also rund 170 Jahre nach seinem ersten Auftreten, hat sich diese Feststellung aus gleichzeitigen Forschungen von Echtermeyer, Klee, Heinrich Kurz und Passow ergeben.

Seitdem hat die unermüdliche archivalische Treibjagd von Duncker, Könnecke, Bechtold, Scholte u. a. diese Spuren verfolgt und das biographische Material in überraschender Weise vermehren können. In Gelnhausen ist der Name Christoffel von Grimmelshausen zu finden: sowohl der in der Heiratsurkunde als Vater bezeichnete Johann Christoph, der bereits 1640 nicht mehr am Leben war, als auch ein älterer Bruder Caspar Christoph, der als Capitain d'Armes (Kammerunteroffizier) 1651 in Hanau starb, ist erfaßbar; ebenso der Großvater, der 1640 verstorbene Melchior Christoff, der Bäckerei und Weinbau betrieb und ein Haus in der Schmidtgasse (jetzt Wirtschaft „Zum weißen Ochsen") besaß, in dem der Dichter mutmaßlich zur Welt kam.

Ein Ahnherr mag jener aus dem Hennebergischen stammende Georg Christoph von Grimmelshausen gewesen sein, der seit 1551 als Rentmeister des Grafen Reinhard von Isenburg-Büdingen zu Birstein nachweisbar ist und von 1555 bis zu seinem 1576 oder 1577 erfolgten Tode das Amt des Reichenbacher Centgrafen innehatte. Er war mit dem Gelnhauser Bürgermeister Gundermann verschwägert und hatte schon im Jahre 1571 dort ein Haus in der „Obersten Haytzergassen" erworben. Von ihm führt die Spur rückwärts zur thüringischen Adelsfamilie de Grimoldeshusen, die bereits 1177 belegt ist und sich nach ihrem Stammsitz, einem an der Werra gelegenen Meininger Dorfe, benannte. Ein Zweig dieser Familie hat sich bis ins sechzehnte Jahrhundert im thüringischen Suhl erhalten, und eine noch heute in Hackerode bei Mansfeld bestehende Familie Grimmelshäuser dürfte mit ihr in Zusammenhang stehen. Sie sind mit dem Übergang zum Böttcherhandwerk verbürgerlicht, ebenso wie der Gelnhauser Bäckermeister auf den Adel verzichtet hatte und Christoph als seinen Familiennamen betrachtete.

Während für die Jugendgeschichte des Dichters aus den Gelnhauser Akten nicht viel zu gewinnen ist, eröffnet sich ein reiches Füllhorn an späteren Lebensnachrichten durch den Zusammenhang mit den Namen Schauenburg und Elter. Freiherr Hans Reinhard von Schauenburg wurde 1638 Kommandant der Festung Offenburg. In dem Regiment zu Fuß, das er als kaiserlicher Oberst 1639 anzuwerben hatte, befand sich der junge Musquedirer aus Gelnhausen, der im Winter vorher als Dragoner des Feldmarschalls Grafen von Götz im Schwarzwald gelegen hatte. Vielleicht schon 1640, aber sicher seit 1645 ist er als Schreiber in der Regimentskanzlei des Obersten nachweisbar, wo ihn der Sekretarius Johannes Witsch zum Kanzlisten schulte, noch im Februar 1648 ist der Name Grimmelshausen als Gevatter bei der Taufe eines Soldatenkindes in das Offenburger Kirchenbuch eingetragen. Im Juni dieses Jahres aber finden wir ihn als Regimentssekretarius des bayerischen Obersten Johann Burkard Freiherrn von Elter, der ein Schwager Schauenburgs war und als Oberstleutnant in seinem Regiment gestanden hatte. Dieselbe Feder, die von 1645 bis 1648 unter Beilage gut gezeichneter Fortifikationspläne der Festung Offenburg und des Bergschlosses Geroldseck im Namen des Obersten von Schauenburg an den Kurfürsten Maximilian von Bayern über den

oberrheinischen Kriegsschauplatz berichtete, kehrt wieder in anderen Urkunden des Münchener Reichsarchivs, in denen der Oberst von Elter über seine Verteidigung der Innfestungen Wasserburg und Vilshofen Rechenschaft gibt. Zum letztenmal ist diese Schreiberhand in einem Bericht aus Wasserburg vom 16. September 1648 zu erkennen. Nimmt man aber noch die im Roman „Der seltzame Springinsfeld" dargestellte Meuterei des Barthelschen Dragonerregiments, an dessen Bestrafung der Oberst von Elter beteiligt war, zu den Urkunden hinzu, so ließe sich der Kriegsdienst Grimmelshausens bis zum April 1649 verfolgen. Zeitlich reihen sich daran die Offenburger Heiratsurkunde vom 30. August 1649, die Eintragung eines Sohnes Franciscus in das Oberkircher Kirchenbuch am 3. Mai 1650 und das nachträgliche Geburtszeugnis für einen im Jahr 1640 geborenen Sohn des Obersten von Elter, das von Grimmelshausen ausgestellt und aus Gaisbach vom 12. Mai 1651 datiert ist.

Das vom Stammschloß der Familie Schauenburg überragte Dorf Gaisbach im unteren Renchtal gehörte zur Herrschaft Oberkirch, die als bischöflich Straßburgisches Territorium bis 1665 an Württemberg verpfändet war. Hier wurde der verabschiedete Regimentssekretarius ansässig, als er durch das Vertrauen seines einstigen Kommandeurs bald nach der Hochzeit eine ehrenvolle Versorgung erhielt. Er wurde Schaffner des Schauenburgischen Gemeinbesitzes, in den sich verschiedene Zweige der Familie teilten; er hatte nicht weniger als drei Herren zu dienen: neben Hans Reinhard war es der Junker Carl und daneben von der protestantischen Linie der Junker Claus, dessen Sohn und Erbe jener Philipp Hannibal war, dem der Roman „Dietwald und Amelinde" gewidmet ist. Von allen Geschäften, denen der Schaffner obzuliegen hatte, von der Verwaltung der Güter und Lehen, von der Verrechnung der Zinsen und Zehnten, von der Pflege der Schauenburgischen Familienkapelle wissen die zum Teil wieder von seiner Hand geschriebenen Urkunden des Schauenburgischen Familienarchivs in Gaisbach zu sagen. Sie verschweigen ebensowenig die Vermittlerrolle, die der Schaffner bei strittigen Auseinandersetzungen zwischen den Vettern zu spielen hatte, wie das wachsende Mißtrauen gegen seine Geschäftsführung, in dem sich die Herren schließlich einigten. Das hatte im Jahr 1660 die Kündigung zur Folge. Grimmelshausen blieb gleichwohl in Gaisbach, wo er Haus und Hof besaß. Bereits im Jahr 1653 hatte er ein später der Familie von Fleckenstein zinspflichtiges Grundstück erworben; dessen Name „Spithalbühne" versteckt sich bereits in der Datierung seines Erstlingswerks: „Hybspinthal den 15. Februar Anno 1666". Er suchte Nebenverdienst mit Pferdehandel und Weinbau, und sein eigenes Haus „im Hilßen" vertauschte er 1656 gegen die alte Schauenburgische Schaffnei, die er als Wirtschaft „Zum Silbernen Sternen" ausbauen ließ.

Ein neues Schaffneramt blieb nur Episode. Im Jahr 1662 wurde Grimmelshausen Burgvogt auf der benachbarten Ullenburg, die ein berühmter und reicher Mediziner aus Straßburg, der der Leibarzt vieler Fürsten war, Dr. Johannes

Küffer, sich vom Herzog von Württemberg als Lehen hatte übertragen lassen. Er ließ das im Krieg zerstörte Schloß als Sommersitz wieder aufbauen, und da ging es nun hoch her. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Burgvogt bei dem kunstsinnigen Hausherrn etwas vom geistigen Leben Straßburgs zu verspüren bekam, wo die Universität in Blüte stand und ein Rest des seit Kriegsausbruch zerstörten literarischen Lebens von Heidelberg Zuflucht gefunden hatte. Seit 1633 bestand dort der Dichterkreis der „Aufrichtigen Tannengesellschaft", zu dem auch Küffer Beziehung unterhielt, und das Andenken des noch nicht lange von Straßburg weggezogenen großen Satirikers Johann Michael Moscherosch, der im nahen Wilstädt geboren war, wurde in Ehren gehalten, so daß es nicht wundernehmen kann, wenn ein schriftstellernder Autodidakt auf dessen Spuren kam.

Schon im Frühjahr 1665 war es mit der Burgvogtei zu Ende, und Grimmelshausen kehrte als Sternenwirt nach Gaisbach zurück. Er trat zur Familie Schauenburg, deren Senioren inzwischen verstorben waren, wieder in freundlichere Beziehungen. Er schenkte Schauenburgischen Wein in seiner Wirtschaft und unterhielt seine Gäste von allem, was er in der Welt gesehen hatte, und hörte von ihnen, was im Volke umging. In den Rebleuten und Fuhrmännern der Umgegend, die bei ihm einkehrten, fand der volkstümliche Erzähler sein erstes Publikum. Wenn auch seine Freude am Scherzen befriedigt wurde und wenn er auch reichlich Gelegenheit fand, sich aufschneidend „des großen Messers zu bedienen", so genügte ihm diese Hörerschaft doch nicht. Er begehrte Diskurse höherer Art, wie er sie im Lieblingsbuch seiner Selbstbildung, den „Allgemeinen Schauplatz" des Thomas Garzoni, zu finden gewohnt war. Auf der Ullenburg war sein Bildungsdrang durch literarischen Ehrgeiz verstärkt worden. Da er auch schon etwas Einblick in den literarischen Betrieb gewonnen hatte und da er Einnahmen brauchte, griff er in diesen Jahren wieder zur Feder und entwickelte sich aus dem berufsmäßigen Schreiber zum fabulierenden Schriftsteller. Wenn der Kern des Simplicissimus-Romans in der eigenen Entwicklungsgeschichte und in erlebten Kriegsschicksalen bestand, so mag die erste Gestalt bereits damals zu Papier gebracht worden sein. Es kamen wahrscheinlich sogar noch frühere Aufzeichnungen zur Verwertung, denn im „Beschluß" seines Romans bekennt der Dichter, daß er ihn „in seiner Jugend zum theil geschrieben, als er noch ein Musquetirer gewesen".

Als das umgearbeitete Werk nach Jahren im Druck erschien, wurde das Nachwort aus „Rheinnec" datiert, und der Verfasser bezeichnete sich als „P. zu Cernhein". Rheinnec und Cernhein sind ebenso wie das andernorts gebrauchte Hercinen Anagramme von „Renichen", und P. bedeutet Praetor. Grimmelshausen war inzwischen bischöflich Straßburgischer Schultheiß des am Ausgang des Renchtals gelegenen Fleckens geworden. Er hat sich 1667, als die Stelle frei wurde, beim Bischof Franz Egon Graf von Fürstenberg darum beworben und wurde auf die Bürgschaft seines Schwiegervaters hin ernannt. Wieweit ihm außer der bisherigen Bewährung als Verwaltungsbeamter besondere Straßburger

Beziehungen, Fürsprache einflußreicher Adelskreise oder bereits der Beginn seines literarischen Ruhms zu Hilfe kamen, muß Vermutungen überlassen bleiben.

So vielseitig die Aufgaben dieses Amtes, das niedere Gerichtsbarkeit, Polizei, Notariat, Grundbuch, Standesamt, Steuer, Eintreibung der Gefälle und Ausführung oberamtlicher Befehle umfaßte, gewesen ist, so viel friedliche Freiheit muß es doch einer fleißigen Feder gelassen haben zur Fortsetzung des an Umfang und Unternehmungsgeist wachsenden literarischen Schaffens. Das hörte erst in den letzten Jahren der Amtszeit auf, als aufs neue die Kriegsfurie losbrach. Schon im Mai 1674 marschierten lothringische und kaiserliche Truppen ein, die zur Rettung des Elsaß gegen Frankreich eingesetzt werden sollten. Im Oktober desselben Jahres hielt auch der Große Kurfürst von Brandenburg seinen Durchzug. Ging der Winter mit Einquartierung, Furagierung, Requirierung hin, so wurde es noch viel schlimmer, als im folgenden Sommer die Franzosen über den Rhein kamen. Im Juli 1675 wurde Renchen durch Turenne besetzt, und nach einigen Tagen hörte man den Kanonendonner vom nahen Sasbach her; da dröhnte auch der Schuß, der dem Leben des Marschalls ein Ende machte. Das rechtsrheinische Land wurde frei, aber eine Wiederholung des französischen Einfalls drohte im folgenden Jahr. Damals erteilte der kaiserliche Oberbefehlshaber von Freiburg aus den Befehl an die Bewohner der Gegend von Ettenheim, sich „zu Gewöhr zu stellen" und seiner in Kappel am Rhein liegenden Mannschaft im Bedarfsfall „eylends zu Hülfe zu kommen".

Es hat den Anschein, als ob der Schultheiß von Renchen diesem Mobilmachungsbefehl des Landsturms auch persönlich Folge leistete. Wenigstens macht der Renchener Pfarrer, der seinen am 17. August 1676 erfolgten Tod ins Kirchenbuch einträgt, mit zweifelhaftem Latein Andeutungen von einem Kriegsdienst, die allerdings auch auf den ältesten Sohn, der es später zum kaiserlichen Hauptmann brachte, bezogen werden könnten.

Wenn das Soldatenherz bei der Verteidigung des Heimatbodens noch einmal entflammte, so war doch die landsknechtmäßige Abenteuerlust in ihm längst erloschen. Schon im Erstlingswerk „Der satyrische Pilgram" hieß es: „Ohne Ruhm zu melden / ich bin ehemalen auch darbey gewesen / da man einander das weisse in den Augen beschauet / kan derowegen wohl Zeugnüß geben / daß es einem jeden / der sonst keine Memme ist / eine Herzenslust ist / so lange einer ohnbeschädigt verbleibt: Wann einer aber von fernen das erbarmliche Spectacul einer Schlacht mit gesunder Vernunfft ansiehet / so wird er bekennen müssen / daß nichts unsinnigers auff der Welt sey / als eben dieses klägliche Schauspiel." Dagegen hat er in einer seiner letzten Schriften „Der stolze Melcher" einem Schweizer die von ihm selbst tiefempfundenen Worte in den Mund gelegt: „Ehe ich mich sonderlich vnder die Frantzosen widerumb vnderhalten lassen wolte, vnd wan man mir gleich 100. Ducaten auff die Hand, Vnd alle Monat 20. Reichsthaller zum Monat Sold geben würde, ich wolte eher arbeiten, das mir die Schwarte kracht, das mir die

Händ so hart als Horn würden vnd das Blut zu den Näglen herauß gieng; es sey dan, das ich mein aigen Vatterland beschüzen helffen müste, welches besorglich noch wol einmahl wider die Frantzosen vonnöthen seyn dörffte. Da wolte ich auch als dann euch vmbsonst das meinig thun vnd mit dem, was ich bey ihnen gelehrnet, das Lehr Gelt dermassen bezahlen vnd ihnen widerumb einträncken helffen, was ihr übermut an uns verübet, das es eine Lust vnd Frewd seyn solte."

Aber nicht auf dem Schlachtfelde, sondern in seinem Amtssitz hat der Tod den alten Kämpfer ereilt, und da er in den Vorreden vorausgehender Schriften (1671/72) über seinen Gesundheitszustand klagte, darf man sogar annehmen, daß er einem längeren Leiden erlag. Daß auch der Lorbeer literarischen Ruhms auf seinem Sarg nicht ganz fehlte, ist aus den Worten des Kirchenbuches zu entnehmen: „Honestus et magno ingenio et eruditione."

*

Mit der Rückkehr zum Kriegshandwerk hätte Grimmelshausens Leben eine fast romanhafte künstlerische Rundung erhalten, ähnlich dem Schicksal des Romanhelden, das zum Ausgangspunkt der Einsiedelei zurückgeführt wird. Wieweit nun dieses in seinem späteren Teil so wenig aufregende Dichterleben im Anfang wirklich romanhafte Züge hatte, muß aus den autobiographischen Bekenntnissen erschlossen werden, mit denen die große Lücke zwischen Kindheit und Manneszeit sich ausfüllen läßt.

Am unmittelbarsten hat Grimmelshausen zwischen den Bauernpraktiken und Lebensregeln seines „Ewigwährenden Kalenders" (1670) Selbsterlebtes in anekdotischer Form einfließen lassen. Das schon früher mit besonderer Liebe angekündigte Kalenderwerk war ursprünglich dazu bestimmt, einer Neuausgabe des Hauptromans beigegeben zu werden als Vermächtnis, das der alte Simplicius seinem Sohn hinterlassen habe. Es wurde zu einer Art Selbstschau des Verfassers, der die Schubladen seines Schreibtisches ausräumte und manche Späne, die von der Hobelbank des Romans abgefallen waren, mit Lesefrüchten und Auszügen fremder Werke mischte. Gelesenes, Geschautes, Gehörtes wurde als Dichtung und Wahrheit zusammengerührt, und die Grenzen zwischen Romanheld und Autor verwischten sich. Wenn zum Datum des 25. Februar im Ichton erzählt wird: „V. Calendas Martii Anno 1635 wurde ich in Knabenweiß von den Hessen gefangen und nach Cassel geführt", so handelt es sich um ein Ereignis, das dem Roman nicht entspricht und um so sicherer als eigene Lebenserinnerung betrachtet werden darf. In Marburger Kriegsakten findet sich der bestätigende Bericht eines hessischen Oberstleutnants aus Eschwege, wonach er im März dieses Jahres zehn den Kroaten abgenommene Jungens bei sich hatte, über deren Verfügung er von Kassel aus Befehl erbittet.

Nicht weniger wichtig sind zwei weitere im Ichton erzählte Kalenderanekdoten: „Der teutsche Bauer" und „Die verkehrte Welt". Die eine beginnt: „Ich wurde

einsmahls mit einer Parthey von der Götzischen Armee, die damals zur Neustatt auf dem Schwartzwalt lag, in die Schwabenheit commandirt"; die andere erzählt: „Als ich in einem 17jährigen Alter noch ein Musquetirer oder Tragoner war und nach verstrichenem Sommer und volendetem Feldzug im Land derjenigen Völcker in Winterquartier lag, die nach art der uralten Teutschen zur Anzeigung ihrer angeborenen Beständigkeit noch lätz tragen." Da es sich nur um den Winter 1638 bis 1639 handeln kann, in dem die Götzsche Armee an der Grenze Württembergs Winterquartiere nahm, ergibt sich, daß Grimmelshausen selbst 1621 oder 1622 als sein Geburtsjahr ansah. Wenn er den Helden seines Romans nach der Schlacht bei Höchst (22. Juli 1622) im Spessart zur Welt kommen läßt, so wird durch die Nachbarschaft der beiden Daten wahrscheinlich, daß er das Lebensalter identifizierte.

Im Zusammenhang mit dem Vorausgehenden läßt sich nun das Alter des Knaben, der von den Hessen gefangen wurde, als dreizehnjährig bestimmen. Diese Kombination hat mehr Zuverlässigkeit als die Bemerkung im Erstlingswerk, wonach dessen Verfasser schon „im zehnjährigen Alter ein rotziger Musquedirer worden".

Die gewonnenen Daten stellen sich in einen geschichtlichen Zusammenhang durch die grauenvolle Verwüstung Gelnhausens im September 1634, wobei die Stadt von Kroatenhorden, die zur spanischen Armee gehörten, in einen Aschenhaufen verwandelt wurde. Nach zeitgenössischen Berichten blieb kaum ein Zwanzigstel der Bewohner zurück. Die unsäglichen Greuel, die der Roman in einen Bauernhof des Spessart verlegt, mußte der zwölfjährige Knabe in seiner Vaterstadt mit ansehen. Ob er selbst bereits damals von den Kroaten verschleppt wurde oder ob er mit den Seinen in die schwedisch besetzte Festung Hanau flüchtete, bleibt vorerst ungewiß. Nach Gelnhauser Urkunden muß er einmal in Hanau gewesen sein. Im Roman wird der Knabe, der im Schutz des schwedischen Gubernators stand, von den vereisten Gräben der Festung durch herumstreifende Kroaten entführt, und in geschichtlichen Berichten bestätigt sich nicht nur, daß die Härte des Winters 1634 bis 1635 den Gouverneur von Hanau nötigte, die Wallgräben aufhacken zu lassen, sondern auch, daß der Kroatenoberst Corpus auf Befehl des Grafen Piccolomini im Januar 1635 Erkundungsritte in die Umgegend Hanaus unternehmen ließ.

Dreiundeinhalb Jahre fehlen nun noch bis zum Anschluß an die Offenburger Zeit; sie entsprechen zeitlich ungefähr den drei mittleren Büchern des Romans, die in Ostelbien, in Westfalen und in Frankreich ihren hauptsächlichen Schauplatz haben. Die autobiographische Bedeutung des „Simplicissimus" wurde lange Zeit überschätzt, wozu schon der Kommentator der ersten Gesamtausgabe im Jahre 1684 Anlaß gab, indem er den Dichter mit seinem Helden einfach gleichsetzte. Eine kritische Prüfung des Erlebnisgehaltes mußte zunächst nach der Methode der Subtraktion vorgehen, indem alles das als nicht selbst erlebt auszuscheiden

war, was sich der Quellenanalyse als überkommenes Motiv ergab, sei es als Beeinflussung durch Erzählungsliteratur, sei es als Benutzung historischer Hilfsmittel. Darunter können die herrlichsten poetischen Partien fallen, wie das Einsiedleridyll im Spessart und die Narrenverkleidung in Hanau, die an den „Parzival" Wolframs von Eschenbach erinnern, ebenso die ganze Vorgeschichte der Eltern, die dem Volksbuch „Herpin" entspricht. Auch drastische Abenteuer, wie der Speckdiebstahl, die Zwangsehe, die pikanten Erlebnisse des Beau Alman im Pariser Venusberg und die Rückkehr als landfahrender Storger und Theriakskrämer, sind auf Roman-, Novellen- und Schwankmotive zurückzuführen. Die scheinbar echtesten Schilderungen von Zeitereignissen können als nicht selbsterlebt gestrichen werden, wenn sie, wie die Darstellung der Schlacht bei Wittstock, sich dem Geschichtswerk „Theatrum Europaeum" verpflichtet zeigen. Ein weiterer Gesichtspunkt der Ausscheidung betrifft alle die Partien, in denen die moralische Idee des Bildungsromans kompositionell hervortritt, so daß sie sich in dieser Zweckmäßigkeit als künstlerische Erfindung erweisen. Dazu gehören lehrhafte Ermahnungen und Prophezeiungen, die in der Folge zur Erfüllung kommen, und symbolisch typisierte Gestalten, die dem Helden immer von neuem entgegentreten, wie die beiden Gefährten Olivier und Herzbruder, in denen böses und gutes Prinzip gegensätzlich verkörpert sind. Ferner werden, wenn wir nur nach der Erlebnisechtheit fragen, alle die Partien verdächtig, in denen die Chronologie der geschichtlichen Ereignisse verschoben ist oder nur eine lockere Verbindung hergestellt wird. Das ist der Fall bei dem vom Dichter selbst ironisierten Behelf des Hexenflugs, der von der Hersfelder Gegend mit einem Schlage ins Erzstift Magdeburg versetzt, ebenso bei dem gleich plötzlichen Übergang von der Schlacht bei Wittstock zum westfälischen Quartier. Wenn auch für die Echtheit der dazwischenliegenden Magdeburger Belagerungsdarstellung geltend gemacht werden kann, daß Züge beobachtet sind, die aus den landläufigen Geschichtsquellen nicht zu entnehmen waren, so stand doch auch die mündliche Überlieferung von Feldzugskameraden zur Verfügung, um die Darstellung eines großen Kriegsereignisses zu beleben, das nach dem Plan des Romans nicht fehlen durfte.

Die Schauplätze, die nach solcher Ausscheidung bestehen bleiben, sind Hessen und Westfalen mit den Hauptpunkten Hanau und Soest. Da treten geschichtliche Persönlichkeiten auf, von denen mehr gesagt wird, als in den Geschichtsquellen zu finden war. Bei dem schwedischen Gubernator von Hanau, Generalmajor Ramsay, der eine Neigung zu dem Knaben faßt, weil er durch ihn an seine verstorbene Schwester erinnert wird, hat Grimmelshausen sogar das Wagnis unternommen, eine geschichtliche Persönlichkeit mit den erfundenen Gestalten des Romans auf die gleiche Ebene zu stellen, indem er die Schwester des Gubernators, Susanna Ramsay, zur tatsächlichen Mutter des Helden macht und ihren hinterlassenen Witwer, den Einsiedler, zu seinem unerkannten Vater. Eine andere geschichtliche Figur im zweiten Buch ist der Kroatenoberst, der sich Corpus schrieb und im Roman

so heißt, wie ihn die Soldaten nannten, nämlich Corpes. Von ihm wird ein so lebenswahres Porträt gegeben, wie es in keiner Geschichtsquelle zu finden ist.

Als ebenso zuverlässig erweist sich der Erlebnischarakter der Soester Kapitel im dritten Buch. Nicht nur bekannte Baulichkeiten, wie die St.-Jakobs-Pforte und das in der Nähe der Stadt gelegene Frauenstift „Paradies", in dem allerdings keine engelhaft holdseligen Jungfern, sondern verschrumpfte Matronen unter einer bösartigen Priorin hausten, werden genannt; auch westfälische Nationalgerichte, wie Pumpernickel, Stutten, Botthast und Dünnbier, sind wohl vertraut, und die Landesbewohner werden in gut abgelauschtem westfälischem Platt eingeführt. Kriegsereignisse, die in keiner der von Grimmelshausen benutzten geschichtlichen Quellen dargestellt sind, werden genau berichtet, wie der Sturm auf das bei Paderborn gelegene Städtchen Schüttorp, der am 30. Juli 1637 stattfand. Wieder tritt der Held zu geschichtlichen Persönlichkeiten in Beziehung: wurde vorher auf hessischer Seite der Oberkommandierende, Generalleutnant Holzapfel genannt Melander, der später zum Kaiser überging, erwähnt, so ist es jetzt der Oberst Daniel St. Andree, der im Frühjahr 1637 Lippstadt kommandierte. Er gewinnt an Simplicius ein ähnliches Wohlgefallen wie vorher der Gubernator von Hanau, und wenn Lippstadt nur mit einem L. wiedergegeben ist, so muß das seine besondere Bewandtnis haben, die wohl nur durch Rücksichtnahme auf persönlich Erlebtes zu erklären ist. Auf bayerischer Seite treten hervor der Generalfeldzeugmeister Graf Joachim Christian von der Wahl, der 1637 von Hessen nach Westfalen zog und Gubernator der bayerischen Armada wurde, sowie der Generalfeldmarschall Graf Götz, dessen Leibdragoner vom Herbst 1636 bis zum Frühjahr 1638 in Soest garnisoniert waren und zu mancherlei Klagen wegen ihrer Insolenz Anlaß gaben. Wenn es auch umgeformt wurde, so scheint es doch dasselbe Regiment zu sein, mit dem Grimmelshausen 1638 bis 1639 im Schwarzwald Winterquartier bezog. Es scheint, daß einige Kompanien dieses Regimentes vorher dem General von der Wahl für seine Streifzüge durch Westfalen zur Verfügung gestellt waren. Im Frühjahr 1638 aber zog Graf Götz mit seiner Armee von Westfalen nach dem Oberrhein, um dem Vordringen des Herzogs Bernhard von Weimar entgegenzutreten. Das ist im Roman richtig dargestellt.

An dieser Stelle verläßt der Romanheld den Kriegsschauplatz und tritt seine fürwitzige Fahrt über Köln nach Paris an; der Dichter aber, darüber kann kaum ein Zweifel bestehen, ist damals als Götzscher Dragoner südwärts gezogen und auf diesem Wege zur neuen Heimat gelangt. Er wird im August 1638 die Schlacht bei Wittenweier mitgekämpft haben, die im Roman öfters erwähnt, aber nicht dargestellt wird. Da eine große Schlacht schon im zweiten Buch mit den Kämpfen von Wittstock geschildert war, kam es nicht mehr darauf an, einen zweiten Höhepunkt des Kriegslebens mit Wiederholung derselben Mittel und Motive auszumalen. Dafür gab es dem Zeitbild mehr Farbe und Fülle, wenn der Romanheld

auch noch Gelegenheit fand, sich in anderen Zweigen seines Handwerks zu betätigen, nämlich als Merodebruder, der auf eigene Faust Beute macht.

So sehr sich Wirklichkeit und Romandarstellung nun wieder voneinander entfernen, so ist doch der Anschluß der Lebensgeschichte nach der einen Seite hin erreicht und die noch bestehende Lücke auf zwei Jahre verringert. Es bleibt nur noch die Frage offen, wie der dreizehnjährige Knabe, den die Hessen 1635 nach Kassel brachten, in kaiserliche Dienste gelangt ist. Es ist möglich, daß er in der Zwischenzeit noch einmal nach Hanau zurückkehrte, worauf die dort gemachte Schuld von 40 fl. hinweisen würde. Es ist auch zu beachten, daß schon 1634 eine Kompanie des hessischen Regimentes, das der Oberst St. Andree kommandierte, zur Hanauer Garnison gehört hat. Der Roman stellt es so dar, daß der Reuterjunge nach der Schlacht bei Wittstock in der Genner Mark, einem Wald zwischen Hamm und Soest (richtiger Günner Mark, einem zur Gemeinde Günne gehörigen Wald) von den Dragonern gefangen wurde. Er gerät nachher wieder in die Hände der Gegenpartei und wird vom Kommandanten von Lippstadt für die schwedische Seite als Fähnrich in Pflicht genommen. Die Frist von sechs Monaten, die ihm für den Übergang gegönnt wird, ist mit romanhaften Liebesabenteuern in unwahrscheinlicher Weise ausgefüllt. Was daran erlebt sein mag, dürfte nur der Konflikt sein, in den der Wechsel zwischen den zwei kämpfenden Parteien das soldatische Pflichtgefühl versetzte. Hohe Heerführer haben sich damals aus solchem Überläufertum kein Gewissen gemacht. Für Grimmelshausen bedeutet es eine ernste Sache, und um die Verletzung des Fahneneides führt er seinen Helden herum, indem er ihn das erstemal nur als Pferdejungen bei den Schweden dienen läßt, während es das zweitemal nicht bis zur Übernahme des Fähnleins kommt. Hier muß eine Selbstrechtfertigung liegen; Grimmelshausen selbst muß einen ähnlichen Übergang vollzogen haben. Es ist nur zu vermuten, daß der Hergang in umgekehrter Folge sich vollzog, nämlich daß der hessische Reuterjunge zur Lippstädter Garnison gehörte und daß er von den Götzschen Dragonern in Westfalen aufgegriffen und in ihre Reihen gesteckt wurde. Daß er in jenen Jahren auch einmal nach Köln gekommen ist, scheint aus der Lokaltreue bei der mehrmaligen Erwähnung dieser Stadt hervorzugehen; ebenso erwähnt er eine persönliche Erinnerung aus dem Bergischen Land.

Nach den Pariser Abenteuern, für die ein Erlebniszusammenhang nur in der Figur des französischen Arztes, der mit Dr. Küffers Großartigkeit ausgestattet ist, erblickt werden kann, wird der Romanheld von dem Gipfel zweifelhaften Glücks in tiefes Elend gestürzt. Er schlägt sich als Quacksalber und Leutebetrüger bis zur deutschen Grenze durch. Dort wird er aufgegriffen und, nachdem er sich als ehemaliger kaiserlicher Dragoner von Soest zu erkennen gegeben, zum Musketier der Philippsburger Garnison gepreßt. Das entspricht wieder dem eigenen Schicksal, das im „Simplicissimus" einmal sprichwörtlich formuliert wird: „Wenn ein Dragoner vom Pferd fällt, so steht ein Musketier wieder auf." Bei der Darstellung der badischen Rheinfestung Philippsburg, die im Dreißigjährigen Krieg eine

wichtige Rolle spielte, fehlt jede Lokaltreue; aber die inneren Verhältnisse stimmen in mancher Hinsicht mit denen Offenburgs überein, das Grimmelshausen aus begreiflichen Gründen nicht nennen wollte. Philippsburg ist an der Stelle von Offenburg als Garnison des Musketiers eingeführt. Damit ist die Kette der im Roman verarbeiteten Erlebnisse geschlossen.

*

In den Rahmen dieses äußerlich festgelegten 54jährigen Lebenslaufes, der von verwahrloster Knabenzeit und stürmischem Kriegsschicksal zu bürgerlicher Seßhaftigkeit und behäbiger Amtswaltung fortschreitet, gilt es nun, den inneren Entwicklungsgang und die Bildungsgeschichte einzuzeichnen. Grimmelshausen ist nicht als bäurischer Wildling aufgewachsen wie sein Romanheld. Er hat bis 1634 die Schule seiner Vaterstadt besucht. Eine Anekdote vom Diebsdaumen, die in der Schrift „Vom Galgen-Männlein" aus der Zeit, „als ich noch ein Schul-Knab war", erzählt wird, findet in Gelnhauser Akten als Begebenheit des Jahres 1633 Bestätigung. Bis ins 13. Lebensjahr bestand Gelegenheit, die Anfangsgründe des Latein zu lernen. So gern Grimmelshausen später lateinische Schriftsteller zitiert, so verdankt er ihre Kenntnis doch keinem unmittelbaren Studium, sondern Übersetzungen und enzyklopädischen Sammelwerken. Bei dem Wissensprunk lehrhafter Aufzählungen, die er bequemen Hilfsmitteln entnommen hat, ist oft nicht zu erkennen, ob es ihm ernst darum ist oder ob er gelehrte Schwerfälligkeit parodieren will. Etwas Selbstironie des Bildungshungrigen mag immer dabei sein, und um die feierliche Miene des Belehrenden spielt ein listiges Lächeln.

Wahre Grundlage seiner Lebensweisheit ist ein Schatz von Sprichwörtern, den er in der Soldatensprache und im Umgang mit dem Volke sich erworben hat. Trotz aller Schulung im Kanzleischwulst, von dem er in hochtrabenden Reden und eingelegten Briefen gelegentlich Gebrauch macht, ist sein Erzählungsstil gesprochenes Wort. Ein feines Gehör läßt ihn die Eigentümlichkeiten jeder Standessprache und aller Mundarten festhalten, sei es die kindliche Schlichtheit des Spessarter und Wetterauer Bauerndeutsch, sei es das Westfälische oder Schwäbische oder sogar das Kauderwelsch der Kroaten. Mit spielender Sicherheit vermag er im „Teutschen Michel" die sprachlichen Unterschiede der deutschen Stämme nicht nur nach Klang und Zeitmaß, sondern auch nach der Anwendung der Sprechwerkzeuge zu charakterisieren.

Daß er lebende Fremdsprachen gelernt hat, ist unwahrscheinlich; er hätte mit solcher Kenntnis in seinen Schriften nicht hinterm Berg gehalten. Eine Übersetzung aus dem Französischen, wie sie mit dem „Fliegenden Wandersmann nach dem Mond" ihm zugeschrieben wird, kann er nicht selbst hergestellt haben. Wenn er aus der englischen Literatur die „unvergleichliche Arcadia" des Sidney zitiert, aus der er die Wohlredenheit lernen wollte, so konnte er diesen berühmten Staatsroman, aus dem die Episode der Jungfernverkleidung im Magdeburger Lager

nachgebildet ist, in der schon 1629 erschienenen deutschen Übersetzung lesen. Der Name des Übersetzers Valentin Theokrit von Hirschberg, hinter dem sich Martin Opitz versteckte, gab zu seinen eigenen Verhüllungen ein Vorbild.

Im Simplicissimusroman ist der Lippstadter Aufenthalt als Anfang einer literarischen Bildung, zu der des Pfarrers Bibliothek den Stoff lieh, ausgemalt. Später im „Ewigwährenden Kalender" verteidigt sich Simplicius gegen mütterliche Vorwürfe wegen seiner Kalenderkaufsucht: „Besser umb Bücher als verspielt: ich hab doch sonst keine Freud in der Welt als Lesen."

Was er verschlungen hat und worin er sich zu Hause fühlte, das war zunächst die volkstümliche deutsche Dichtung des sechzehnten Jahrhunderts von Hans Sachs bis Fischart, die Volksbücher und Schwanksammlungen eingeschlossen. Darin begründet sich von vornherein seine Überlegenheit über die modisch gezierten, auf weiten Bildungsreisen geschulten Zeitgenossen des Barock, daß er nicht entwurzelt war. Er gefiel sich nicht in einem überheblichen Gegensatz gegen das Altfränkische, sondern hing ihm mit Liebe an. Es gab damals nur wenige, die keinen Bruch mit dem vorausgehenden Jahrhundert vollzogen, und sie sind eigentlich nur unter den Satirikern wie Moscherosch, Schupp, Lauremberg zu finden. Die gesunde Kraft und Eigenwüchsigkeit der Reformationszeit mußte hundert Jahre später im Zeitalter der Selbstbesinnung, die man heute als deutsche Bewegung erkennt, wieder aufgesucht werden; Grimmelshausen aber hat den Zusammenhang damit noch nicht verloren.

Der guten alten Zeit entsprach auch seine Augenfreude an der Welt des Diesseits. Er pflegte sie in einem angeborenen Zeichentalent, das ihm vielleicht den Weg in die Schreibstube eröffnete und später ihn sogar instand gesetzt haben mag, an den Illustrationen seiner eigenen Werke teilzunehmen. Er war ein Sinnenmensch von Ursprünglichkeit der Anschauung ohne die krampfhafte Überreizung und sinnreich kalte Metaphorik, mit der der Zeitgeschmack prahlte. Er trug wie Martin Luther Sang und Klang im Ohr, und wenn die weltliche Abwandlung des Morgenstern-Chorals, die er den alten Einsiedel anstimmen läßt (Simpl. I,7), von ihm selbst stammt, so hatte er die Gabe zum gottbegnadeten Lyriker:

Komm Trost der Nacht, o Nachtigall,
Laß deine Stimm' mit Freudenschall
Aufs lieblichste erklingen.
Komm, komm, und lob den Schöpfer dein,
Weil andre Vögel schlafen sein
Und nicht mehr mögen singen:
Laß dein Stimmlein
Laut erschallen, denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Daß er seinen Romanhelden mit Lautenspiel Gefallen erregen läßt, mag ein literarisches Motiv sein; in einem späteren Buch des „Simplicissimus", das sich der Weltabsage und dem Einsiedlerleben im Schwarzwald nähert, erfolgt ein plötzlicher Umschwung; da bricht ein Haß aus gegen die Musik als Ausdruck der Weltlust, und die Laute wird in tausend Stücke geschmissen.

So übertrieben sie ist, so darf diese Stelle doch wohl mit einiger Vorsicht für den weiteren Bildungsgang des Schriftstellers in Anspruch genommen werden. Es heißt dort vom Simplicius, daß ihm das tote Wissen der Grammatici und Schulfüchse verleidet wurde; er gelangte darauf zur Astronomie und Astrologie, zur Alchemie und Theosophie. Er verlor sich in die dunklen Tiefen des faustischen Jahrhunderts. Enttäuscht von der „großen Kunst" des Raymundus Lullus machte er sich, wie die Naturphilosophen der Renaissance, hinter die Cabalam der Hebräer und Hieroglyphicas der Egyptier: „fande aber die allerletzte und auß allen meinen Künsten und Wissenschafften, daß kein besser Kunst sey als die Theologia, wann man vermittelst derselbigen Gott liebet und ihm dienet."

Diese Steigerung suchenden Erkennens hat Grimmelshausen selbst erlebt, wenn auch nicht in tiefer Ergründung und beharrender Versenkung, so doch als aufmerksamer Beobachter aller geistigen Bewegungen seines Zeitalters. Die Stufenfolge der Bildungsschichten braucht nicht ganz in der gleichen Reihe durchlaufen zu sein; aber das steht fest, daß auf den ersten naturhaft unbefangenen Blick ins Leben ein lernbegieriges Anklopfen an den Pforten der Wissenschaft folgte. Dazu können die Offenburger Jahre die erste Gelegenheit gegeben haben. Der Schauenburgische Regimentssekretarius Johannes Witsch, dessen Schreibstube dem jungen Musketier zur Fortbildungsschule wurde, war ein studierter Mann, der die Universität als Magister der Freien Künste verlassen hatte. Bei ihm gab es viel zu lernen, und wenn es nicht die Grammatica der Schulfüchse war, die den Weiterstrebenden befriedigte, so wurde ihm vielleicht hier schon der Weg gezeigt zu den enzyklopädischen Sammelwerken, die als Konversationslexika der Zeit und Mittel der Selbstbildung zur Verfügung standen. Eines davon, des Thomas Garzonius „Piazza Universale", dessen deutsche Übersetzung „Allgemeiner Schauplatz" 1619 in Frankfurt a. M. gedruckt war, muß er nahezu vollständig für sich abgeschrieben haben; er hat die Exzerpte daraus auf verschiedene Werke verteilt; sie speisen seine gesamte Schriftstellerei auf Jahre hinaus in einer langsam abnehmenden Dichte. Am reichlichsten ist das erste Werk „Der satyrische Pilgram" mit Lesefrüchten gespickt, aber auch der „Ewigwährende Kalender" erteilt dem Garzonius unter dem Namen Zonagrius für einen Diskurs über Wahrsager und Kalendermacherei das Wort, während in einer anderen Spalte der evangelische Theologe Johannes von Hagen, der sich de Indagine nannte, für die Geheimnisse der Astrologie und Nativitätsstellung ausgeschrieben wird. Auch die weiteren Hilfsmittel späterer Kalenderschriftstellerei wie Wolfgang Hildebrands „Planetenbuch" und seine „Magia naturalis"

können damals schon in den Gesichtskreis des beweglichen Suchers getreten sein, ohne daß deshalb anzunehmen ist, daß er sich praktisch als Astrologe betätigt hat.

Sein Einblick in die Naturwissenschaft konnte nur dilettantisch sein. Die Naturphilosophie des Paracelsus wurde ihm durch die Bücher des altmärkischen Vielschreibers Hans Schultze, der sich Johannes Praetorius nannte, vermittelt im Zwielicht von aufklärerischem Spott über allzu törichten Aberglauben und tiefwurzelnder Überzeugtheit von der realen Existenz der Hexen, Zauberer, Dämonen und Elementargeister. Daß auch ein Traktat des großen Theophrastus Bombastus selbst, der von den Nymphen, Sylphen, Pygmäen und Salamandern handelte, in seine Hände kam, ist nach dem fünften Buch des „Simplicissimus" wahrscheinlich. Diese Vorstellungen setzten sich für seine anschauliche Phantasie sogleich mit Ortssagen des Schwarzwalds in spielende Verbindung, ohne daß er in kosmischem Denken und pantheistischem Weltgefühl sich daraus ein großes System der Quellgeister und geheimen Naturkräfte aufgebaut hätte. Dem visionären Tiefsinn des Görlitzer Schusters Jakob Böhme, der auf eigenen Wegen zum „Philosophus Teutonicus" geworden war, ist er ferngeblieben. Ebensowenig hat er mit den gelehrten Männern, die sich im 17. Jahrhundert der Pansophie ergaben, etwas zu schaffen, soviel gefühlsmäßige Übereinstimmungen mit Ideen des Johann Valentin Andreä und Amos Comenius am Tag liegen. Der Stein der Weisen war ihm ein symbolhaltiges Märchenmotiv, aber kein Ziel der Entdeckung. Auch um die Kabbala und die Hieroglyphen hat er nicht ernstlich gerungen; der Reiz dieser Geheimnisse konnte schon in dem, was bei Garzonius darüber zu finden war, seine Einbildungskraft anregen, und ohne grübelnde Vertiefung in die magische Welt des Orients hat er seinen ersten Roman, den „Keuschen Josef", frischweg angekündigt als „so wol aus Heiliger als anderer Hebreer/ Egyptier/ Perser und Araber Schrifften" zusammengetragen. Die Hauptquellen waren andere als die, nach denen später der Konkurrent Philipp v. Zesen seine „Assenat" schrieb, wegen der ein literarischer Streit ausbrach; für Grimmelshausen waren es die „Jüdischen Altertümer" des Flavius Josephus und das Persianische Rosental aus der „Orientalischen Reisebeschreibung" des Adam Olearius. Er faßte die Geschichte, die er nach vielen Dramatisierungen des 16. Jahrhunderts erstmalig in Romanform brachte, schließlich nicht anders auf denn als „Exempel der unveränderlichen Vorsehung Gottes". Damit war er bei der Theologie als der letzten unter seinen Künsten und Wissenschaften angelangt.

Auf dem Wege dorthin muß ein wichtiger Wendepunkt und Markstein, dessen Lage nicht mehr zu erkennen ist, im Übertritt zur katholischen Kirche bestanden haben. Es kann kein Zweifel bestehen, daß Grimmelshausen in protestantischer Erziehung aufgewachsen war. Die Kenntnis evangelischer Erbauungsbücher und Kirchenlieder, die Beschlagenheit in Luthers Bibelübersetzung und die gelegentlich durchschimmernde Glaubensgrundlage des Lutherschen Rechtfertigungsgedankens sind dafür ebenso beweiskräftig wie der lutherische Charakter der Vaterstadt

Gelnhausen. Aus welchen Erlebnissen der Bekenntniswandel hervorging, ob als einfache Folgerung aus der Zugehörigkeit zur kaiserlichen Armee oder als Zugeständnis bei der Verheiratung, ob als Eindruck der katholischen Umwelt in Westfalen, Bayern und im Schwarzwald oder als Einfluß eines religiösen Führers, ob als Kompromiß oder als Lösung einer tieferen Lebenskrisis, die nach dem Halt der festgeformten alten Kirche greifen ließ, darüber sind keine sicheren Feststellungen möglich. Im Roman heißt es nach erfolgter Beichte und Absolution: „Worauf mir dann so leicht und wol ums Hertz ward, daß ich nicht aussprechen kann"; da ist die Bekehrung auf eine Wallfahrt nach dem gnadenreichen Einsiedeln verlegt, die zwar ohne Glaubensbedürfnis angetreten war, aber unter dem schreckhaften Eindruck eines Besessenen zur ernsten Wendung führt. Die Exorzierung eines zuvor mit Olivier verbundenen bösen Geistes erscheint als Theatercoup, der für den Grundgedanken der beständigen Wandelbarkeit und Unbeständigkeit ein Beispiel gibt; deshalb hat auch die Enthüllung, „seine Eltern seien mehr wiedertäuferisch als calvinisch gewesen", schwerlich autobiographische Bedeutung. Persönlicher klingt das Bekenntnis an einer früheren Stelle des „Simplicissimus", die offensichtlich nachträglich eingeschoben ist: „im übrigen aber gestehe ich, daß ich weder Petrisch noch Paulisch bin, sondern allein simpliciter glaube, was die 12. Articul des Allgemeinen heil. Christl. Glaubens in sich halten". Der Widerwille, der hier gegen die auf beiden Seiten gleich gehässige konfessionelle Polemik zum Ausdruck kommt, und der daran geknüpfte Vorbehalt, zu warten, „bis ich meinen Verstand völliger bekommen und weiß, was Schwartz oder Weiß ist", stellt sich in Zusammenhang mit anderen Äußerungen, die einer erhofften friedlichen Überbrückung der Glaubensunterschiede, wie sie von den damaligen Synkretisten angebahnt wurde, entgegenschauen. Mit dem Gegensatz von Schwarz und Weiß und dem Versuch, einen Ausgleich zu finden, ist eine Lieblingsvorstellung angeschlagen, die bereits das Thema des „Satyrischen Pilgram" bildete.

Ein fanatisches Konvertitentum, wie es etwa bei dem Zeitgenossen Angelus Silesius sich immer mehr verschärfte, ist bei Grimmelshausen nirgends zu finden. Eher hielt er es mit dem anderen Schlesier, dessen Sinngedichte er einmal zitiert. Logaus resignierter Spruch:

> Luthrisch, Päbstisch, und Calvinisch, diese Glauben alle drei
> Sind vorhanden, doch ist Zweifel, wo das Christentum dann sei,

entspricht wohl dem überkonfessionellen Blick auf das Wesentliche, zu dem sich Grimmelshausens religiöses Friedensbedürfnis schließlich durchrang.

Ehe er aber zu solchem Gleichgewicht gelangen konnte, hat ihn die propagandistische Welle der Gegenreformation erfaßt und in das Meer ihrer religiösen Betrachtungen geworfen. Was er als seine Theologia, als die beste seiner Künste und Wissenschaften bezeichnet, ist nichts anderes als eine Versenkung in die Lehren der spanischen Askese gewesen. Der Münchener Hofsekretär und Biblio-

thekar des Kurfürsten Maximilian, der holländische Jesuitenzögling Aegidius Albertinus, der in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts die Schriften des Franziskaners Antonio de Guevara, des Hofpredigers Karls V., ins Deutsche übertrug, wurde der Vermittler. Vielleicht hat Grimmelshausen schon als bayrischer Regimentssekretarius, als er die Berichte an seinen Kurfürsten abfaßte, die moralischen Schriften, die dessen Bibliothekar in die Welt gesandt hatte, kennengelernt. Eine davon, den „Hirnschleifer", wird er wohl selbst besessen haben; dieses Buch taucht am Anfang wie am Ende seiner Schriftstellerei auf: als Quelle des „Satyrischen Pilgram" stellt es sich neben Garzoni, und im „Stolzen Melcher" ist es in den Händen des Erzählers, der darin alles findet, was ein erfahrener weiser Mann wissen will, „gleichsamb wie in einem Schreibtäflein notiert". Die Schriften des Guevara aber, die von der Nichtigkeit und Unbeständigkeit der Welt predigen, fallen dem Romanhelden Simplicius in die Hände, als er sich hintersinnt und daran geht, Rechenschaft über sein Leben von sich zu fordern. Das „Adieu Welt", mit dem der Roman im fünften Buch zum vorläufigen Abschluß kommt, ist ein Auszug aus dem von Albertinus übersetzten Traktat über die Verachtung des Hoflebens. Das Motto: „Nosce te ipsum" ist nicht von Delphi, sondern von Spanien aus in den „Simplicissimus" gelangt und zu einem psychologischen Kernmotiv geworden; ja vielleicht liegt in diesem Gebot der Selbsterforschung einer der ersten Anstöße zur romanhaften Darstellung des eigenen Lebens.

Ein zweiter Anstoß formaler Art kam aus derselben Richtung. Im Geleit der spanischen Erbauungsschriften erschienen die Schelmenromane, deren erster Übersetzer gleichfalls Aegidius Albertinus gewesen ist. Im Jahr 1615 bearbeitete er den „Gusman von Alfarache" des Mateo Aleman, der einer neuen Art von Erzählungskunst die Bahn gebrochen hat. Ein neuer Charakter aus einer dem Roman ungewohnten Gesellschaftsschicht tritt auf in der unheldischen Hauptperson des Picaro, zu deutsch Landstörzer, der aus der Hefe des Volkes stammt. Er paßt sich den deutschen Schwankhelden von der Art Eulenspiegels an. Eine neue Erzählungsart ist die Ichform, in der ein Spitzbube das abenteuerliche Auf und Nieder seines Lebenslaufes selbst schildert. Eine neue Wirkungsart ist der Humor, der sich mit moralisierender Betrachtung des Gaunerlebens mischt. Eine neue Kompositionsform ist die Uferlosigkeit, denn diese Rutschbahn des Lebens hat kein Ende, solange die motorische Triebkraft des Erzählers lebendig bleibt. Ein Abschluß durch den Tod der Hauptperson ist ausgeschlossen, da ihre Unverwüstlichkeit durch die anhaltende Erzählerfunktion verbürgt wird. So ist die Zeitform der persönlichen Erinnerung immer mit fortrollender Gegenwart verbunden; der Faden der Handlung wird höchstens verknotet, aber niemals abgeschnitten. Diese Romane können immer neue Fortsetzung finden; so ist dem Alemanschen Gusman bereits in Spanien ein zweiter Teil von fremder Hand beigefügt worden, und des Albertinus Bearbeitung wurde in Deutschland durch

Martin Freudenhold abermals aufgestockt. Grimmelshausen hat sie alle gelesen: den dreiteiligen Gusman, den Buscon des Quevedo, den Francion des Sorel, den von Niklas Ulenhart übersetzten Lazarillo de Tormes, die von demselben Bearbeiter in Prag lokalisierte Novela picaresca des Cervantes und die Picara Justina des Ubeda, die zu einer deutschen Landstörzerin Justina Dietzin geworden war. Er hat der Schelmenzunft mit einer Art verwandtschaftlichen Gefühls ins Auge geblickt, da eigene Lebenserfahrung anklang und durch diese Schicksale erweitert werden konnte. Die scharfe Wirklichkeitsbeobachtung, die er in den ebenfalls auf spanisches Urbild zurückgehenden satirischen Gesichten Moscheroschs bereits auf das Soldatenleben des Dreißigjährigen Krieges gerichtet sah, konnte durch diese Muster verstärkt werden.

Dem idealistischen Roman in allen seinen damaligen Spielarten, sei es der nachwirkende spätgriechische Reiseroman, der die Standhaftigkeit verfolgter Liebespaare verherrlichte, seien es die mittelalterlich phantastischen Abenteuer des von Riesen und Zwergen, Zauberern und Feen wimmelnden Amadis, sei es die gezierte Schäferwelt Arkadiens oder der utopische Staatsroman oder die langatmige Geschichtsdarstellung mit heldischer Erziehungstendenz — allen diesen Gegenbildern der Wirklichkeit trat hier eine realistische Gegenwartsdarstellung gegenüber, die des Lebens Niederungen behaglich auskostet, nach seinen Höhen als einem vergänglichen Schein von trügerischer Dauer zweifelnd emporblickt und im Widerspruch zu der stoischen Standhaftigkeit eines übersteigerten Heroismus die menschliche Unbeständigkeit als Schicksal des Diesseits betrachtet und die schlaue Wendigkeit der Anpassung als entsprechende Lebensform. War solche Gelassenheit eines Memento vivere mit den ekstatischen Todes- und Bußgedanken der spanischen Askese vereinbar? In der Tat stehen wir hier vor einer Polarität im barocken Lebensgefühl, das Naturalismus und Mystik, skeptische Ironie und Wunderglauben, Sinnengenuß und Weltabsage in derselben Grundanschauung der Vanitas, der Nichtigkeit, Vergänglichkeit und Unbeständigkeit alles Irdischen umschließt und in sich hegt. Die verzückten Gesichte des heiligen Antonius und die entzückenden schmutzigen Bettlerknaben des Murillo stammen aus demselben Atelier und verhalten sich zueinander wie Asket und Picaro. In der literarischen Form der Lebensbeichte aber werden kraß-frivole Realität und ernst-heilige Einkehr als Kehrseiten derselben Haltung verkörpert. In der von Spanien ausgehenden Reformbewegung des Katholizismus konnten daher die Schelmenromane als Beförderungsmittel zur Lebenskenntnis und Weltverachtung mitgenommen werden.

Simplicius Simplicissimus ist indessen kein Picaro geworden. Grimmelshausens Reaktion auf die spanischen Einflüsse bestand darin, daß er den Charakter seiner Hauptperson in Selbstbezogenheit verpersönlichte und eindeutschte, daß er ihm die proletarische Herkunft nahm und ihm ein edles Blut gab, daß er aus eigenem Erlebnis einen großen Zeithintergrund aufrollte und gewissermaßen das

Schicksal ganz Deutschlands mit dem seines Helden verband, daß er einen Erziehungsgedanken in die Abenteuerkette legte und in planmäßigem Aufbau die Entwicklung fügte, die mit der Rückkehr zu dem Einsiedlerleben des Vaters einen künstlerisch gerundeten Abschluß finden sollte. Aber dabei blieb es nicht: die Wiederaufnahme des Eingangsmotivs konnte, wie sich im sechsten Buch herausstellt, kein endgültiger Abschluß sein. Das Einsiedlerleben des Sohnes sieht anders aus als das des Vaters, der in strenger Bußübung seine eiserne Kette schleppte; Simplicius wählt sich eine Eremitage, wie man sie ein Jahrhundert später im empfindsamen Zeitalter liebte. Es ist keine Schäferei in gestutztem Park nach dem Geschmack der eigenen Zeit, sondern diese Weltflucht aus Naturliebe sucht sich die schönste Schwarzwaldhöhe, die gewiß ein Lieblingsplätzchen des Dichters war. Von dort aus ist der herrliche Blick zu genießen auf Berge und Burgen, Waldtäler und Rheinebene bis hinüber, da „die Stadt Straßburg mit ihrem hohen Münster-Thurn gleichsam wie das Hertz, mitten mit einem Leib beschlossen, hervor pranget". Der Einsiedler schärft seine Sinne auch noch mit einem Fernglas und einem selbsterfundenen Fernhörapparat und bleibt so mit einigen Fasern dem großen Leben draußen verhaftet, das er nicht lassen kann. Schließlich wird er wieder kuriös: es treibt ihn fort auf neue Weltfahrt; er kommt nach Ägypten und Arabien, bis er auf einer einsamen Insel im Weltmeer strandet und den Roman einen zweiten Abschluß als Robinsonade finden läßt.

Das war nicht so sehr ein Zugeständnis an die uferlose Wellenlinie des Schelmenromanes als vielmehr ein Ausdruck eigener Entwicklung und ein Zwang zur Lebenswahrheit. Grimmelshausen selbst war bei der Theologie als letzter seiner Wissenschaften nicht stehengeblieben. Die asketische Welle war Episode. Wenn wir seinen Bildungsgang über das bisherige Ziel hinausführen, so sehen wir im Bücherstudium eine neue Erweiterung der äußeren Weltkenntnis einsetzen; räumlich durch Reisebeschreibungen, zeitlich durch Geschichtswerke. Die letzte Wendung seiner Interessen führt endlich zum öffentlichen Leben und zur Politik.

Er mußte sich im Dienst der Kalenderschriftstellerei auf dem laufenden halten. Im Juni 1668, lange vor Defoes Robinson, war in London ein Buch von Henry Neville erschienen, das vom Schiffbruch auf einer unbewohnten Insel erzählte: The Isle of Pines. Im selben Jahr bereits gaben mehrere deutsche Übersetzungen von diesem Eiland Kunde. Auf diese Anregung hin erscheint 1669 mit dem 6. Buch des „Simplicissimus" die erste deutsche Robinsonade, deren Landschaftsschilderung außerdem auf eine holländische Beschreibung der Insel Mauritius zurückgeht.

Von den fernen Ländern, die sein Held schildert, hat Grimmelshausen keins betreten; Reisebeschreibungen mußten dem Erlebnishunger Ersatz geben. Eine gewisse Berührung mit der großen Welt brachte das mondäne Kurleben der benachbarten Renchtalbäder Griesbach und Peterstal, die nicht nur Gäste aus aller Welt, sondern auch allerlei fahrendes Volk anzogen. Für Geschäftsreisen kann außer dem dienstlichen Verhältnis zu Straßburg der Buchvertrieb

Veranlassung gegeben haben. Es ist kaum anzunehmen, daß eine so rege literarische Tätigkeit, wie sie Grimmelshausen in Renchen entfaltete, ohne persönliche Berührung mit den Verlegern durchführbar war. Frankfurt a. M., Leipzig, Nürnberg waren die Städte, nach denen Fäden angeknüpft werden mußten, und Nürnberg war es, wo sich in Wolfgang Eberhard Felßecker der unternehmende Buchhändler fand, der nicht nur die im Gaisbacher Schreibstübel begonnenen Werke übernahm, sondern durch eigene Aufträge den volkstümlichen Schriftsteller in seiner Richtung weiterdrängte.

Die energischen Züge dieses Verlegers sind uns in einem Kupferstich von Böner überliefert, zu dem Grimmelshausen eine Unterschrift in Alexandrinern verfaßt hat. Ein Bild des Dichters ist nicht erhalten, es sei denn, daß man auf dem Titelblatt des „Ewigwährenden Kalenders" in dem Medaillon des „Simplicissimus" sein Ebenbild erblicken darf.

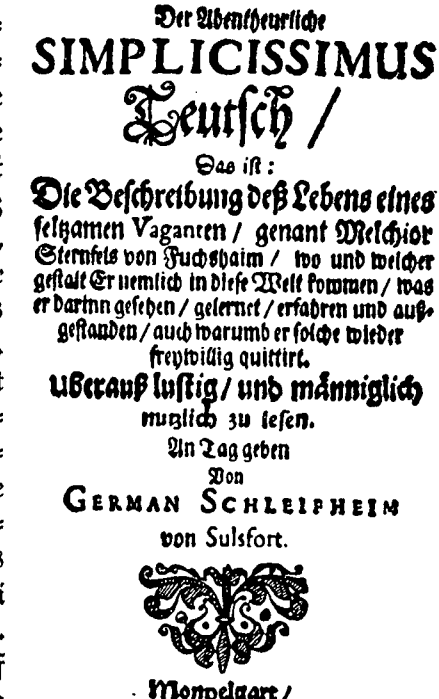
*

Wenn das literarische Werk mit dem bisher skizzierten Bildungsgang in Einklang gebracht werden soll, so genügt es nicht, sich auf die 1783/84 im Verlag des Sohnes Johann Jonathan Felßecker erschienene Gesamtausgabe zu verlassen. Da ist manches nicht aufgenommen, was im Einzelvertrieb desselben Verlages besseren Absatz fand und auf eine andere Käuferschicht rechnete. Als Kalendermacher ist Grimmelshausen von der Gesamtausgabe ausgeschlossen, sowohl mit seinem „Ewigwährenden", der 1677 nochmals aufgelegt wurde, als auch mit den Jahreskalendern, die unter den Titeln „Europäischer Wunder-Geschichten-Calender" und „Simplicianischer Wunder-Geschichten-Calender" erschienen und für 1670 bis 1673 von Grimmelshausen redigiert sein dürften. Für sie waren die drei weiteren Kontinuationen bestimmt, die den „Simplicissimus" nach Europa zurückkehren lassen, wo er seine Tätigkeit als Zeitungsschreiber und Kalendermacher aufnimmt, ins liederliche Leben zurückfällt und sich dann als Arzt auftut.

Auf der anderen Seite sind in das Nest der Gesamtausgabe mehrere Kuckuckseier gelegt worden: die gegenreformatorische Streitschrift „Simplicii Angeregte Uhrsachen, warumb er nicht Catholisch werden könne? Von Bonamico in einem Gespräch widerlegt" gehört dem Johannes Scheffler an; eine kleine Schutzschrift für die Rotbärte, aus der man auf Grimmelshausens eigene Haarfarbe schließen wollte, ist aus stilistischen Gründen ihm abzusprechen; endlich sind drei kleine Satiren, die schon im Jahr 1660 als „Satyrische Gesicht- und Traumgeschicht" zusammengefaßt waren, nach Moscheroschs Zeugnis dessen Freund und Nachahmer Balthasar Venator zuzuschreiben. Auf den Zweibrückischen Hofrat, der in seiner Heidelberger Zeit mit Martin Opitz befreundet war, treffen romfeindliche Haltung und Anspielungen auf Pfälzer Verhältnisse, aus denen man biographische Rückschlüsse auf Grimmelshausen ziehen wollte, besser zu. Die erste dieser kleinen Schriften „Seltzame Traum-Geschicht von Dir und Mir" war bereits 1656 im Einzeldruck

erschienen und zeigt eine viel reifere, fertigere, geschliffenere Form, als einem vierunddreißigjährigen Anfänger zuzutrauen wäre. Der zehn Jahre danach entstandene „Satyrische Pilgram" weist dagegen alle Kennzeichen des Erstlingswerkes auf; er zeigt noch die Eierschalen des eben ausgekrochenen Neulings in der Abhängigkeit von seinen Quellenexzerpten; aus denen schreibt sich der Verfasser erst im Laufe des Buches frei.

Die ersten buchhändlerischen Beziehungen weisen nach dem benachbarten Straßburg. Im Jahr 1665 kündigt der dortige Buchkrämer Jo. Christ. Nagel zwei Werke von Samuel Greifnson als demnächst erscheinend im Frankfurter Meßkatalog an; das eine heißt: „Satyrischer Pilgram", das andere „Exempel unveränderlicher Vorsehung Gottes / unter der Historie des Keuschen Josephs in Ägypten vorgestellt". Es scheint aber, daß der Straßburger nicht in der Lage war, die beiden Bücher herauszubringen oder daß er nur den Druck besorgte; denn ein Jahr später werden sie im Leipziger Meßkatalog abermals angekündigt als zu Hirschfeld „auf Kosten des Autoris" gedruckt und „in Leipzig bei Georg Heinrich Frommann zu finden". Mit der Jahreszahl 1667 sind sie darauf erschienen und nennen auf den Titelblättern einen Drucker Hieronymus Grisenius. Wenn damit der Bamberger Crinesius gemeint sein sollte, so wäre nicht unwahrscheinlich, daß Felßecker in Nürnberg bereits der Unternehmer war und Frommann nur der Leipziger Kommissionär. Für den anderen Teil des „Satyrischen Pilgram" (1667), der zusammen mit einer zweiten Auflage des ersten Teils erschien, zeichnet Frommann als Verleger. Kein anderer als Felßecker ist jedenfalls hinter jenem Johann Fillion in Mompelgart zu suchen, der 1669 den „Simplicissimus" erscheinen ließ. Aber im selben Jahr kam unter dem gleichen Namen ein „Neueingerichteter Simplicissimus" in veränderter Sprachform heraus, dem dann das 6. Buch im Einzeldruck ebenfalls folgte. Als der zweite Verleger ist der Frankfurter Georg Müller zu ermitteln. Wie weit Grimmelshausen, der später in der „Verkehrten Welt" über die Nachdrucker ein Höllengericht abhälten läßt und gleichwohl diese zweite Ausgabe für eine spätere Umarbeitung selbst zugrunde legt, an der Doppel-


Der Abentheurliche
SIMPLICISSIMUS
Teutsch /
Das ist:
Die Beschreibung deß Lebens eines seltzamen Vaganten / genant Melchior Sternfels von Fuchshaim / wo und welcher gestalt Er nemlich in diese Welt kommen / was er darinn gesehen / gelernet / erfahren und außgestanden / auch warumb er solche wieder freywillig quittirt.
Uberauß lustig / und männiglich nutzlich zu lesen.
An Tag geben
Von
GERMAN SCHLEIPHEIM
von Sulsfort.
Mompelgart /
Gedruckt bey Johann Fillion /
Im Jahr M DC LXIX.

Titelblatt der ersten Ausgabe von Grimmelshausens „Simplicissimus", 1669

ausgabe beteiligt war, ist noch nicht klargestellt. Felßecker blieb jedenfalls weiterhin der rechtmäßige Verleger, bis Grimmelshausen 1672 mit „Proximus und Lympida" und 1675 mit dem zweiten Teil des „Vogelnests" zu Georg Andreas Dollhopf nach Straßburg und Frankfurt ging und damit an seinen Ausgangspunkt zurückkehrte.

Die beiden Erstlingswerke sind sehr verschiedenen Charakters. Der „Satyrische Pilgram", dessen Titel an jene bei Hans Sachs, Burkhard Waldis u. a. behandelte Fabel erinnert, worin ein Waldbruder kalt und warm zugleich aus seinem Munde bläst, bringt im Dreitakt von Satz, Gegensatz und Nachklang Betrachtungen über Gott und Welt und der Menschen Art und Treiben. Dem Titel entspricht die Dialektik insofern, als ein Lebenspilger zwischen den Gegensätzen von Schwarz und Weiß, bös und gut, kalt und warm seinen Weg sucht. Darin ist die Satire bereits eine Vorstufe des „Simplicissimus", dessen demnächstiges Erscheinen am Schluß angekündigt wird. Der „Joseph" dagegen ist eine mehr legendenmäßig als romanhaft erzählte biblische Geschichte, die in der Redeweise der Personen volkstümlich eingedeutscht ist. Im später erschienenen zweiten Teil tritt der lebenskluge und findige Schaffner Josephs, der Elamit Musai, als treuer Diener seines Herrn in den Vordergrund. Der Nebenheld hat pikareske Züge und verrät nicht nur in seinem Beruf Verwandtschaft mit dem Dichter selbst. Mit dieser Figur tritt der Joseph-Roman gleichfalls in Beziehung zum „Simplicissimus", dessen Held in einem eingeschobenen Lippstadter Kapitel sogar mit chronologisch unmöglicher Ironie zum Verfasser der biblischen Erzählung gemacht wird.

Das nun folgende Hauptwerk ist Satire, Geschichtsbild und Roman zugleich. Satirisch sind im „Simplicissimus" die beschaulichen Betrachtungen über den Lauf der Welt und ihre Veränderlichkeit, die sich der Mittel des Diskurses, der Allegorie und der Traumvision bedienen und in dieser dreifältigen Einkleidung dem Garzonius, Hans Sachs und Moscherosch folgen. Geschichtlich sind die Greuel des Krieges und der Humor des Soldatenlebens, die mit einer einzigartigen bunten Lebenswahrheit aus dem Farbtopf der eigenen Erfahrung koloriert sind. Romanhaft sind die Abenteuer, die mit aller ihrer saftigen Ungezwungenheit nicht zum Selbstzweck werden, sondern einem planmäßigen Aufbau eingefügt sind. Das Rückgrat des Organismus ist in den Lebensregeln des Einsiedlers, sich selbst zu erkennen, böse Gesellschaft zu meiden und beständig zu bleiben, sichtbar; die Glieder kommen zu zweiseitiger Auswirkung in den Begleitern Herzbruder und Olivier, die wie ein guter und böser Genius nach rechts oder links mit sich ziehen; die Gelenke sind in dem ständigen Wechsel elastischer Nachgiebigkeit nach beiden Seiten in Bewegung gesetzt, und der Kopf ist ein von allen Lebenserfahrungen durchfurchtes Antlitz, in dem sich Leidenszüge mit närrischer Spottlust, Sinnesfreude mit ironischer Überlegenheit mischen, das Ecce homo des Menschen, der den Dreißigjährigen Krieg mitgemacht hat. Der symmetrische Aufbau der Handlung, soweit sie Roman ist, steht in bezug der Teile unter-

einander unter dem Gesetz der Fünfzahl. Die Basis der Pyramide liegt im ersten und fünften Buch; beide sind durch die gleichen dumpfen Motive Verlust der Heimat und Wiederfinden von Knan und Meuder, Aufklärung über die Herkunft und Rückkehr ins Einsiedlerleben des Vaters verknüpft. Das zweite und das vierte Buch, in denen der Held als willenloses Spielzeug der Lebenswellen herumgeworfen wird, entsprechen einander in den erotischen Motiven. Ein ähnliches Spiel, wie es der närrische Knabe des zweiten Buches in Hölle und Himmel über sich ergehen lassen muß, wird im vierten mit dem Beau Alman im Venusberg getrieben. Das Untertauchen ins niedere Soldatenleben, die Wiederbegegnung mit Olivier und die Erfüllung von Herzbruders Prophezeihung bedeuten weitere Zusammenhänge.

Darüber erhebt sich nun das dritte Buch als ein in Nebel und Wolken reichender Gipfel. Hier kommt die auf sich selbst gestellte Kühnheit des Jägers von Soest zu Ruhm und Ansehen, so daß man in ihm schon einen jungen Johann de Werth erblickt. Er ist auf dem Wege zu wirklichem Heldentum. Ihm wird ein erhabenes Ziel der Zukunft gezeigt, als ihm ein Geisteskranker begegnet, der sich als den Gott Jupiter ausgibt und den Entschluß verkündet, die Welt zu retten. Ein teutscher Held soll erweckt werden, der allem Streit ein Ende machen wird mit Errichtung eines deutschen Weltreiches, mit Herstellung einer Einheitsreligion, mit Aufhebung der Leibeigenschaft und allen Ausgleichen einer sozialen Reform: „alsdann wird, wie zu Augusti Zeiten, ein ewiger beständiger Friede zwischen allen Völkern in der ganzen Welt sein." Satire, Geschichtsbild und Roman treffen in dieser patriotischen Phantasie zusammen; satirisch ist die Einkleidung, die den Wahnsinnigen zum Künder hoher Ideen macht; geschichtlich sind die Weltverbesserungsideen, die gegen Ende des Krieges nicht nur schwärmende Chiliasten, sondern auch besonnene Staatsmänner und Philosophen in Anspruch nahmen und die hier in einem Brennpunkt gesammelt sind; romanhaft ist es, daß dieser Lichtstrahl hoher Sehnsucht gewissermaßen vom Himmel herab in die Seele des Helden geworfen wird und daß dieser, wie Parzival beim ersten Betreten der Gralsburg, versagt. Er ist nicht berufen, die Welt zu bessern; er bleibt im Gegensatz zu den Musterbildern heroischer Romane nur ein passiver Betrachter, der viel wunderliche und abenteuerliche Sachen auch weiterhin vernimmt, als er in die Tiefe des Mummelsees hinabsteigt oder das friedfertige Leben der ungarischen Wiedertäufer kennenlernt oder bis nach Moskau sich verschleppen läßt. Aber er hat schließlich nur an das Heil seiner Seele und an seinen eigenen Frieden mit der Welt zu denken. Die weiteren Kontinuationen haben, auch wenn sie ins Leben zurückführen, die innere Entwicklung des Helden nicht mehr gefördert und seinen Charakter durch keine neuen Züge bereichert. Die Bewährung der eigenen Festigkeit in allen Prüfungen des unbeständigen Glücks, das Heranreifen für die Aufgaben des tätigen Lebens, wie es der Held des Goethischen Bildungsromanes und in gewissem Sinne auch

der Dichter des „Simplicissimus" erfahren haben, wäre das Thema einer Fortsetzung gewesen, die nicht geschrieben wurde.

Statt dessen ist in weiteren simplicianischen Romanen, die als Anhängsel folgen, ein paar alten Bekannten, die als episodische Figuren des Hauptwerkes weit unter dem Helden standen, zur Erzählung ihrer eigenen Lebensgeschichte die Zunge gelöst. Die drei im „Simplicissimus" verwobenen Elemente sind anders verteilt: in der „Landstörtzerin Courasche" (1670) überwiegt das Romanhafte, im „Seltzamen Springinsfeld" (1670) das Geschichtliche und in den beiden Teilen des „Wunderbarlichen Vogelnests" (1672/5) paart sich Satirisches mit Novellistischem. Keine dieser Erzählungen gelangt zu der umfassenden Weltschau des Hauptromans und zu seiner Tiefe des Zeiterlebens; dafür sind sie einheitlicher und in der Technik der Erzählung gewandter und sicherer. Die sprachlichen Möglichkeiten der Selbstcharakteristik durch die Icherzählung sind erst jetzt voll ausgenutzt, wenn Lebuschka, der man im Lager den Namen Courage gegeben hat und die als Dame „mehr mobilis als nobilis" mit Simplicius am Sauerbrunnen bekannt geworden war, unter dem Titel „Trutzsimplex" die Geschichte ihres Lebens diktiert, um dem ehemaligen Liebhaber die Augen darüber zu öffnen, mit welchem verkommenen Geschöpf er sich eingelassen hatte. Man hört die alte Bettel reden, wenn sie ohne moralische Diskurse und Exkurse in der Sprache einer ungebildeten, aber mit Mutterwitz gesegneten Marketenderin das Schicksal der Picara berichtet, das stufenweise von der Rittmeisterin zur Zigeunerin absinkt. Einer, der ihr auch einmal ins Garn gegangen war und mit ihr gefährliche Diebesstreiche vollbrachte, ist Simplicius' alter Kriegskamerad Springinsfeld, der nun im dritten Roman seine Kriegsgeschichte bis zum Westfälischen Frieden erzählt. Hier sind mehr große Ereignisse hineingezogen, z. B. die Schlachten von Lützen und Nördlingen; aber ihre Schilderung hat nichts unmittelbar Erlebtes; geschichtliche Quellen, wie Wassenbergs „Erneuerter Teutscher Florus" und Abelins „Theatrum Europaeum" sind dafür ab- und umgeschrieben.

Im Leben Springinsfelds bewährt sich das Sprichwort „Junge Soldaten, alte Bettler". Mit einem Holzbein kehrt er aus dem ungarischen Krieg heim und tut sich mit einer Leirerin zusammen, um mit ihr auf den Jahrmärkten herumzuziehen. Sie ist Besitzerin eines unsichtbar machenden Vogelnestes, das nach ihrem Tode an andere übergeht und nun das Motiv der beiden letzten Simplicianischen Romane bildet. „Der Wahn treugt", dieser Grundgedanke des „Simplicissimus", der auf den Kupfern einer späteren Ausgabe als Motto zu sehen war, erfährt in dem märchenhaften Vogelnest ein symbolisches Gegenbild, denn dessen Besitzer ist imstande, alle Masken des Lebens zu durchschauen. In der Art, wie später Lesage seinen hinkenden Teufel (nach Guevara) in die verschlossensten Winkel Einblick nehmen läßt, vermag der getarnte Erzähler des ersten Teiles die Vorsehung zu spielen, indem er Schuldige bestraft, Unrecht verhindert und Gutes belohnt. Im zweiten Teil des Romans aber zeigt sich, wie gefährlich der Miß-

brauch der Geheimkraft werden kann, denn der nächste Besitzer wird dadurch zum Ehebrecher und Jungfernverführer; er spielt die Rolle des Propheten Elias in der Heimsuchung eines jüdischen Mädchens von Amsterdam, das den Messias gebären will, und er zieht aus Übermut und Beutegier in den holländisch-französischen Krieg. Dort ereilt ihn eine Kugel, und im Lazarett wird er von dem frommen Beichtvater überzeugt, daß alle seine Künste nur Werke des Teufels gewesen seien. Das Vogelnest wird von der Kehler Rheinbrücke aus in die Flut gestreut, und damit hat der Simplicianische Reigen für den Dichter sein Ende gefunden.

Ist der zweite Teil des „Vogelnests" ein Novellenkranz, der an italienische Vorbilder erinnert und schon in die bürgerliche Welt hinüberleitet, so ist das „Rathstübel Plutonis" (1672) ein Zyklus von Anekdoten, den die am Sauerbrunnen versammelten simplicianischen Hauptgestalten als Unterhaltungsstoff vermitteln. Simplicissimus selbst ist alt geworden und tritt weiterhin nur noch als episodische Figur und als Erzieher seines Sohnes hervor. Sein Name dient kleinen Schriften, die mit der Kalendermacherei zusammenhängen, als Aushängeschild. Dazu gehört das Gesellschaftsspiel der „Wunderlichen Gaukeltasche", die mit dem Volksmärchen vom „Ersten Bärnhäuter" (1670) zusammengedruckt ist, ferner die „Verkehrte Welt" (1672), die an volkstümliche Bilderbogen anknüpfend sich wieder der Satire Moscheroschs nähert, und das „Galgenmännlein" (1673), das zum letztenmal auf einen der im zweiten Teil des Vogelnests verabschiedeten Fetische des Aberglaubens zurückgreift.

Realistisches Neuland gewinnt die vom simplicianischen Kreis losgelöste Erzählung „Der stolze Melcher" (1672), die nach der Zeit ihrer Handlung mit dem Schluß des „Vogelnests" zusammenfällt und eindringlicher als dort das Elend des Dienstes in fremdem Solde am Beispiel eines Fremdenlegionärs, eines abgerissen aus französischem Kriegsdienst heimkehrenden Bauernburschen zur Anschauung bringt. In gleicher vaterländischer Gesinnung, die im Erlebnis der Selbstzerfleischung des deutschen Volkes groß geworden ist, wendet Grimmelshausen sich gegen die Verfremdung der deutschen Sprache, in der doch die Einheit des zerrissenen Reiches begründet war. „Des weltberufenen Simplicissimi Prahlerei und Gepräng mit seinem teutschen Michel" (1672) heißt sein Beitrag zur deutschen Sprachbewegung, worin er unter Rechtfertigung seines eigenen Stiles zum Angriff übergeht gegen alle Arten sprachlicher Teutschverderber, auch gegen närrische Neuschöpfer, und mit dem Grundsatz schließt: „Gegenwärtiger Zeit Wörter mag man sich wohl gebrauchen; man soll aber der Alten Sitten, vornehmlich aber ihrer Standhaftigkeit und Tugend nachfolgen."

Die einzige ausgesprochen politische Schrift, der „Zweiköpfige Ratio Status" (1670) ist ein Anfang geblieben, der wieder, wie im satirischen Erstlingswerk, den Versuch macht, mit Garzonis Hilfe in den Gegensätzen der Welt sich zurechtzufinden. Der einem Reichsfreiherrn Krafft von Crailsheim gewidmete antimacchiavellische Traktat ist unter Grimmelshausens eigenem Namen erschienen, ebenso wie die zwei

höfischen Romane, die abseits vom Familienkreis Simplicissimi stehen. „Dietwald und Amelinde" (1670), eine altfränkische Geschichte, in die Gestalten der deutschen Heldensage hineinspielen, fand ihren Stoff in einem Meisterlied vom Grafen von Safoi; der Kern des byzantinischen Romans „Proximus und Lympida" (1672), der in dasselbe Zeitalter fällt, ist nach Ortels Nachweis einem Erbauungsbuch „Viridarium regium" des Valentin Leucht, das bis auf Johannes Moschus im siebenten Jahrhundert zurückgeht, entnommen. Die beiden Liebesgeschichten, die eine bei Grimmelshausen sonst nicht gewohnte Schätzung der Frau verraten, stehen unter dem erweichenden Einfluß des Romans „Stratonica", in dem der Italiener Assarino die Geschichte des kranken Königssohns behandelte. Im Gegensatz zum Amadisroman wird in ihnen eine entsagende christliche Ethik vertreten, die die Liebe von der Sinnlichkeit loslöst. Indem Grimmelshausen seine Karte im Vorzimmer der höfischen Gesellschaft abgab, verließ er sein eigenes Element; selbst im barocken Thema blieb er aber trotz gewisser Anpassungen der schlichte Erzähler nach Volksbuch- und Legendenart, der den antiquarischen Wust und gezierten Schwulst der modischen Geschichtgedichte beiseite ließ. Es ist eine merkwürdige Fügung, daß nur in den Werken der Selbstverleugnung, in denen er seine Eigenart am wenigsten zeigen konnte, er das Visier öffnen mußte und die Signatur seines Namens zur Schau stellte. Aber gerade weil man mit Recht in den simplicianischen Masken sein wahres Gesicht suchte, geriet der Name des höfischen Schriftstellers in Vergessenheit.

*

Für drei verschiedene Schichten von Leserkreisen ist Grimmelshausens Schaffen bestimmt. Als Volksschriftsteller hat er seine Kalender und Anekdotenwerke verfertigt; der Adelsgesellschaft machte er in den höfischen Liebesgeschichten sein Kompliment; vom „Simplicissimus" und seinem Gefolge aber hat man den Eindruck, daß er ihn für sich selber schrieb, zu eigenem Behagen als Selbstentdeckung und Selbstbefreiung. Die Volkserzählung und Kalenderschriftstellerei hat in stetiger Fortwirkung die längste Lebensdauer gehabt bis zu Hebels „Schatzkästlein" und den heute noch in jenen Gegenden erscheinenden Volkskalendern von der Art des „Lahrer hinkenden Boten". Die höfischen Romane haben sich gegen den anspruchsvolleren pompösen Moderoman nicht durchsetzen können und sind isoliert geblieben. Die simplicianischen Romane aber errangen schnell einen Riesenerfolg in allen Leserkreisen: wir erfahren es aus den Briefen der Herzogin Sophie von Hannover an ihren Bruder, den Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, daß sie sich aus dem sehr fromm beginnenden „Simplicissimus" vorlesen ließ, während sie Strumpfbänder nach der Mode für ihren Herrn Gemahl anfertigte, und daß sie auch die Derbheiten der Landstörzerin Courage nicht verschmähte; wir sehen es aus den vielen Auflagen und Nachdrucken, daß der große Roman einen reißenden Absatz fand, und ein vielleicht ebenso sprechendes Zeugnis des Erfolges ist die Hochflut von Nachahmungen, die bis gegen Ende des Jahr-

hunderts Kriegsschicksale und persönliche Abenteuer in die Form der Simpliciade kleiden. Unter den Nachfolgern steht neben anderen Musikern wie Daniel Speer, Wolfgang Caspar Printz und Johann Kuhnau ein großer Erzähler von eigener Bedeutung in dem neuentdeckten Johann Beer, dessen Romane an bodenständiger Heimatverbundenheit, Volksnähe und Raumfüllung dichterischer Landschaft es mit Grimmelshausen aufnehmen können und an romantischem Kolorit und beweglicher Phantasie sogar den Bahnbrecher übertreffen, während sie an tiefer Lebenswahrheit, durchdachter Form, künstlerischem Aufbau und problematischem Gewicht hinter ihm zurückbleiben.

Die Wiederentdeckung einer Blüte deutscher Erzählungskunst im 17. Jahrhundert nahm mit der Ausgrabung des „Simplicissimus" durch die Romantik ihren Anfang. Im Dezember 1809 las Goethe den Roman und fand, „er sei in der Anlage tüchtiger und lieblicher als der Gilblas". In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehrten sich die Neuausgaben, durch die das Werk in das Eigentum der deutschen Bildungswelt überzugehen begann. Im 20. Jahrhundert kündigt sich Grimmelshausens Eintritt in die Weltliteratur an, und ein Platz nicht allzu tief unter dem genialen Cervantes wird ihm bereitet, ja mit Einschränkung ist er sogar als die deutsche Parallele zu Shakespeare bezeichnet worden. Zwischen den beiden großen Bildungsromanen des ritterlichen „Parzival" und des bürgerlichen „Wilhelm Meister" steht der Vagant „Simplicissimus" als Übergang und wirft das Licht seiner Innerlichkeit in die dunkelste Zeit deutscher Geschichte. Mit ihm beginnt eine Linie urdeutscher Erzählungskunst, die später in Jean Paul, Stifter und Raabe ihre Fortsetzung findet. Grimmelshausen gehört zu den ewigen Deutschen und ist zugleich ein Kind seiner Zeit, bodenverwurzelt und mit Weltblick, in sich gekehrt und ins Weite schweifend, vergangenheitstreu und zukunftsträchtig. Auf dem Denkmal, das ihm 1879 am Kirchhof in Renchen errichtet wurde, stehen die Verse eines badischen Heimatdichters:

Deutsch Volk, belogen und betrogen
Im Streit um hohes Ideal,
Durch Not und Elend durchgezogen,
Aus Wunden blutend ohne Zahl,
Einfält'gen Herzens, tief verwildert,
Berührt doch von der Muse Kuß,
Deutsch Volk, du warst, den er geschildert:
Der arme Simplicissimus.

Otto von Guericke

1602–1686

Von

Hans Schimank

Wer um die Wende des sechzehnten zum siebzehnten Jahrhundert in einer Freien Reichsstadt als Sproß eines alten Patriziergeschlechts geboren ward, mit Familien versippt und verschwägert, aus deren Reihen Ratsherren, Kämmerer und Bürgermeister dieser Stadt erwählt zu werden pflegten, dessen Lebensweg stand fast von Geburtsstunde an ehrenvoll und sicher vorgezeichnet. Er wuchs unter Leitung seiner Eltern, Lehrer und Freunde standesbewußt, angesehen und selbstsicher heran, bis ihn nach Vollendung seiner Studien und der Reisen in fremde Lande das gesammelte Wissen und die erworbene Welterfahrung für eine erste ansehnliche Stellung reif erscheinen ließen. Es bedurfte für ihn keines aufreibenden und zermürbenden Kampfes um die Führerstellung, sie fiel ihm durch Wohlwollen und Einfluß seiner Gesippen zu, wenn er sich nicht als gar zu unfähig erwies, oder wenn es aus anderen Gründen angemessener erschien, ihn mit einer Art von Pfründe zu versorgen.

So schien auch der Lebensweg des einzigen Sohnes vorgeschrieben, den Hans Gericke, dem Schultheißen des Magdeburgischen Schöffengerichts, seine zweite Gattin, Anna von Zweidorff, am 20. November 1602 gebar. Hauslehrer bereiteten den jungen Otto Gericke zum Besuch der hohen Schulen vor, auf denen er seit 1617 zu Leipzig und Helmstedt die vorbereitenden philosophischen Wissenschaften, dann nach dem Tode des Vaters zu Jena die Rechtswissenschaften „und nachgehends Anno 1623 zu Leyden in Holland fremde Sprachen, die Mathematik, sonderlich die Fortifikation, Geometrie, mechanische Künste und dergleichen erlernet". Nachdem er anschließend noch England und Frankreich bereist hatte, kehrte er in seine Vaterstadt Magdeburg zurück, wo er nach seiner Aufnahme in den Rat sich 1626 mit Margaretha Alemann verheiratete.

Entsprechend seiner technischen Sonderausbildung im Vermessungs- und Befestigungswesen wurde er wenig später zum Schutz- oder Kriegsherrn der Stadt bestimmt und unterzog sich mit Eifer und Umsicht den verantwortungsvollen Aufgaben, die dieses Amt ihm gerade damals stellte. Zog doch die Kriegsgefahr auch für Magdeburg immer drohender herauf, und die Spaltungen innerhalb der politischen Anschauungen der Bürgerschaft schienen wenig geeignet, die Gefahr zu verringern. Zwei Parteien befehdeten und verdächtigten damals einander, deren eine unbeschadet ihres protestantischen Glaubensbekenntnisses es für politisch klüger hielt, dem Kaiser die Treue zu wahren, während die andere, von einer

eifernden Geistlichkeit eher verführt als geführt, alles Heil vom Anschluß an Schweden erhoffte. Guericke, der als Angehöriger der maßgebenden Oberschicht schon rein gefühlsmäßig zur Partei der Kaiserlichen neigte, widersetzte sich auch aus sachlichen Erwägungen dem unbedingten Anschluß an den Schwedenkönig. Er befürchtete, daß die Stadt einer ernsthaften Belagerung nicht lange würde trotzen können, und empfahl daher, die Angebote Tillys anzunehmen, der als General der kaiserlichen Kriegsvölker Magdeburg seit dem Frühjahr 1631 eingeschlossen hielt. Er stellte sich aber dadurch auch in Gegensatz zu den Plänen des Obersten von Falckenberg, den Gustav Adolf als seinen Bevollmächtigten und als militärischen Ratgeber in die gefährdete Stadt entsandt hatte. Falckenberg war ehrlich bestrebt gewesen, alle zur Sicherung der Stadt erforderlichen Maßnahmen zu ergreifen. Er hatte die Mannszucht unter den Truppen gestärkt, neue Söldner geworben und im Vorgelände von Magdeburg Schanzen aufführen und mit Mannschaft und Geschütz besetzen lassen. Manche davon erwiesen sich als zu entlegen und standen in Gefahr, durch die Kaiserlichen von der Verbindung mit der Stadt abgeschnitten und eingenommen zu werden. Guericke riet eine freiwillige Räumung an, um einem für Magdeburg unersetzlichen Verlust an Soldaten und Waffen vorzubeugen. Er drang aber mit seiner Ansicht nicht durch und ward sogar von der schwedischen Partei verräterischer Gesinnung bezichtigt, ein durchaus unberechtigter Vorwurf, der erneut gegen ihn erhoben wurde, als er sich der Munitionsvergeudung widersetzte, die bei der wenig wirksamen und fast ins Spielerische ausartenden Beschießung feindlicher Plänkler betrieben wurde. Ihn selbst veranlaßte zu solchen Warnungen lediglich die Rücksicht auf die mengenmäßig beschränkten Abwehrmittel der belagerten Stadt; seine Gegner wollten darin den geheimen Wunsch erkennen, die kaiserlichen Truppen vor Verlusten zu bewahren.

Der 10./20. Mai 1631 sollte in tragischer Weise Guerickes Befürchtungen bestätigen. Während man sich auf dem Rathause noch mit unfruchtbaren Erörterungen ermüdete, schritten Tillys Truppen nach Ablauf der gesetzten Verhandlungsfrist zum Sturm und waren in die Vorstädte eingedrungen, ehe noch das Gerücht des nahenden Verhängnisses bis zu den Ohren der Bürgermeister und Ratsherren gedrungen war. Alle Bemühungen, die eingedrungenen Kroaten wieder aus der Stadt zu werfen, blieben vergeblich. Dietrich von Falckenberg sühnte seine militärische Sorglosigkeit mit dem Tode. Er fiel an der Spitze schnell zusammengeraffter Truppen. Das Schicksal der magdeburgischen Bürgerschaft war härter.

In einer Flut von Mord und Brand ging die freie Reichsstadt Magdeburg unter. Der größte Teil der Häuser lag in Asche, als siegestrunkene, beutebeladene Offiziere und Soldaten die überlebenden Bürger in Gefangenschaft führten. Auch Guerickes Haus war nach der Plünderung den Flammen zum Opfer gefallen. Er selbst und die Seinen waren vielfach mit dem Tode bedroht, das jüngste Söhnchen verwundet worden. Als Gefangener des kaiserlichen Kriegskommissars von Walmerode verließ er schließlich mit seiner Gattin, seinem ältesten Sohne und einer

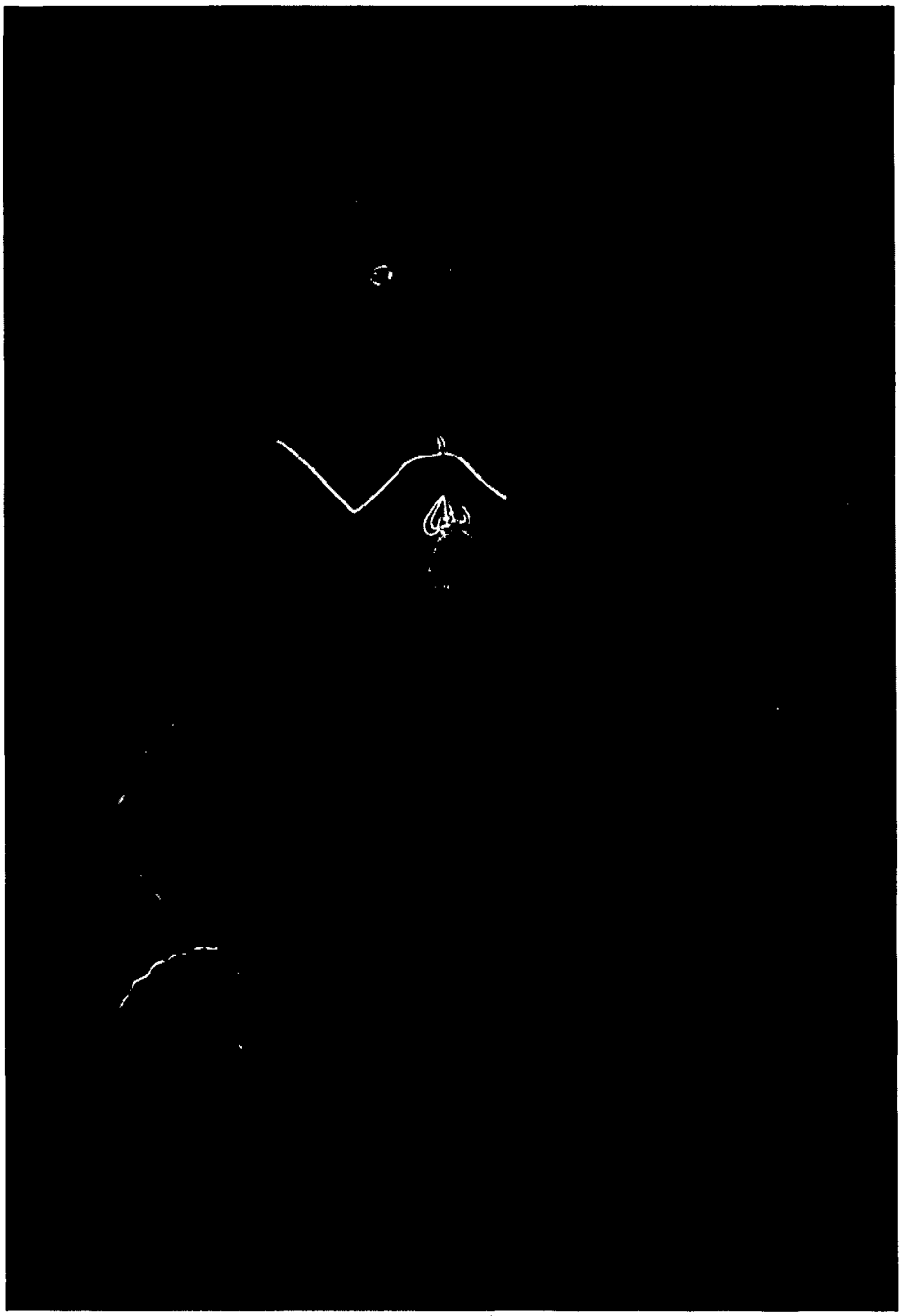
Wärterin, die den blutenden Säugling trug, die Ruinen seiner Vaterstadt. Ein Ratsherr, auf dessen Rat man nicht gehört hatte, Schutz- und Kriegsherr eines Gemeinwesens, das der Krieg vernichtet hatte und das seiner Schutzmaßnahmen nicht mehr bedurfte, hatte er nur noch die Seinen zu schützen und für sie Rat zu schaffen. Nach Aufbringung eines Lösegeldes von dreihundert Talern ward er schließlich aus der Gefangenschaft entlassen und begab sich, vom General von Pappenheim mit einem Paß, vom Fürsten von Anhalt-Köthen mit einigen Geldmitteln versehen, zunächst nach Braunschweig.

Für kurze Zeit zu Erfurt als Ingenieur in schwedischen Diensten, empfing er schon im Frühjahr des folgenden Jahres eine gleiche Bestallung für Magdeburg. Der großzügige Plan, den er für den Wiederaufbau seiner Vaterstadt damals entwarf, gelangte in der von ihm vorgeschlagenen Form nicht zur Ausführung. Sonst aber hatte er im Laufe des folgenden Jahrzehnts reichlich Gelegenheit, dem Wohle seiner Heimat zu dienen. Ingenieur und Staatsmann zugleich, hat er nach den Worten seines „Ehrengedächtnisses" schon „von Anfang der Restauration der desolierten Stadt an Toren, Elbbrücken, Kirchen — dazu er ein ansehnlich Kapital gegeben —, Schulen, Rathaus, Hospitalien etc. bauen, alles anordnen, gute Ordnung und Statuten machen" helfen.

Er wuchs damit von selbst in größere und verantwortungsvollere Aufgaben hinein, lernte wahrhaft staatsmännisch denken und handeln und galt bald als einer der gewandtesten Diplomaten Magdeburgs. Etwa seit dem Jahre 1642 war er als Unterhändler der Stadt in diplomatischer Sendung vielfach unterwegs und vertrat als Bevollmächtigter ihre Rechte und Forderungen auch auf dem Friedenskongreß zu Münster und Osnabrück. Seiner Unermüdlichkeit war es in der Hauptsache zu danken, wenn es im Achten Artikel des Friedensvertrages hieß: „Der Stadt Magdeburg soll ihre alte Freiheit und das Privilegium Ottos I. . . . . erneuert werden, ebenso das von Kaiser Ferdinand II. ihr verliehene Festungsprivilegium, welches mit aller Gerichtsbarkeit und Eigenhörigkeit bis auf eine Viertelmeile auszudehnen ist, sowie auch alle ihre übrigen Privilegien und Rechte, geistliche und weltliche, ungefährdet und ungeschmälert bleiben sollen mit der besonderen Klausel, daß die Vorstädte zum Nachteil der Stadt nicht wieder aufgebaut werden dürfen."

Es war rein diplomatisch ein großer Erfolg, den Guericke damit für Magdeburg errungen hatte. Der Rat der Stadt kargte auch nicht mit Beweisen seiner Erkenntlichkeit und sicherte vertraglich dem erfolgreichen Staatsmann sowie seinem Sohne und ihren beiden Witwen auf Lebenszeit Befreiung von allen bürgerlichen Lasten zu, eine Immunität, die auf Guerickes Drängen später auf sämtliche Nachkommen beiderlei Geschlechts ausgedehnt wurde. Erst die spätere Entwicklung zeigte, daß der auf den Friedensverhandlungen errungene Erfolg nur ein zweifelhafter Gewinn gewesen war und den Keim künftiger Verwicklungen in sich trug.

Noch bis zum Jahre 1660 zogen sich die Reisen und Verhandlungen hin, die



Otto von Guericke
Gemälde von Johann Lucia Lauch, 1656. Berlin, Staatsbibliothek



Vorführung der Magdeburger Halbkugeln durch Otto von Guericke
Illustration aus seiner Schrift „Experimenta nova Magdeburgica de vacuo spatio" 1672

Guericke tat und führte, um die seiner Vaterstadt zugestandenen Rechte durchzusetzen und zu sichern. Es gelang weder ihm noch seinen Nachfolgern. Die Stellung der Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen, deren Hoheitsgebiete bis unter die Mauern Magdeburgs sich erstreckten, war eine zu starke, als daß eine mittelgroße Reichsstadt dem fürstlichen Machtwillen gegenüber sich dauernd hätte behaupten können. Zu Kloster Bergen erzwang der Kurfürst von Brandenburg am 28. Mai 1666 die Unterzeichnung eines Vertrages, der das Ende aller Hoffnungen auf Reichsunmittelbarkeit für Magdeburg bedeutete.

Der regierende Bürgermeister der Stadt, der sich laut kaiserlichem Adelsbrief seit dem 4. Januar 1666 Otto von Guericke schreiben durfte, war der Führer der Abordnung, die durch ihre Unterschrift den endgültigen Verzicht auf eine selbständige Politik Magdeburgs bekräftigte. Es scheint, daß der erfahrene Staatsmann die Unterwerfung unter das Zepter des aufstrebenden Brandenburgs schon seit längerer Zeit als unabwendbar und in einem höheren Sinne als heilbringend für seine Vaterstadt erkannt hatte. Jedenfalls hatte er sich schon vor diesem Zeitpunkt des Wohlwollens Friedrich Wilhelms zu erfreuen und wurde zwei Monate nach der Unterwerfung Magdeburgs zum kurfürstlichen Rate ernannt und im Besitze aller der Freiheiten bestätigt, die Magdeburg in Anerkennung seiner Verdienste ihm für ihn selbst und seine Nachkommen verliehen hatte.

Der Verlust der politischen Selbständigkeit Magdeburgs bedeutete für die regierenden Bürgermeister eine nicht unbeträchtliche Verminderung ihrer Amtsbeschwerden, und so konnte sich Guericke in den folgenden Jahren einer ziemlich weitgehenden Muße erfreuen, die er zur Verwaltung seiner umfangreichen Liegenschaften und für den literarischen Abschluß seiner wissenschaftlichen Arbeiten verwandte. Als mit den siebziger Jahren sich Altersbeschwerden nachdrücklicher fühlbar machten, übernahm er nur ungern noch die Verpflichtungen, die seine Zugehörigkeit zum Ratskollegium ihm auferlegte, und schied im Laufe des Jahres 1678 gänzlich aus dem Rate aus. Verbittert durch Streitigkeiten, die über den Fortbestand und den Umfang der ihm einst zugebilligten Freiheiten zwischen ihm und dem Rate sich entsponnen hatten, vereinsamt in der Mitte eines Geschlechtes, dem die Leiden des Dreißigjährigen Krieges nur noch eine blasse Erinnerung aus Kindertagen waren, siedelte der Achtundsiebenzigjährige, als im Sommer des Jahres 1680 auch in Magdeburg die Pest ausbrach, nach Hamburg über, wo er im Hause seines Sohnes Otto, des brandenburgischen Ministerresidenten für den Niedersächsischen Kreis, seinen Lebensabend beschloß. Er starb dort am 11. Mai 1686. Nach Aufbahrung in der Sankt-Nikolai-Kirche und feierlichem Leichenbegängnis wurde die Leiche später nach Magdeburg übergeführt und dort vermutlich in der Kirche des Nikolai-Stiftes beigesetzt. Trifft dies zu, so sind 1806 bei der Besetzung der Stadt durch die Franzosen auch Guerickes Gebeine vor die Stadt gefahren und auf den Anger geworfen worden, als bei der eiligen Umwandlung der Kirche in ein Lazarett die meisten Gräber geöffnet und geleert wurden.

Der Name Guerickes wäre vergessen wie der unzähliger Könige, Fürsten und Staatsmänner, deren sich nur die Geschichte ihrer engsten Heimat noch erinnert, wenn nicht neben der vergänglichen Leistung des Staatsmannes die unvergängliche Leistung des Naturkündigers und Ingenieurs stünde, wenn Guericke nicht zur selben Zeit, zu der er um die Klärung politischer Machtfragen mit nur halbem Erfolge rang, die alte Frage nach dem Wesen des physischen Raumes in neuer Form gestellt und mit vollem Erfolge beantwortet hätte.

Denn daß er einer alten, bisher unentschiedenen Streitfrage eine Wendung gab, die sie lösungsfähig machte, bedeutet einen wesentlichen Teil seiner Leistung. Seit Demokrit und Aristoteles hatte man mit vielen Gründen und Gegengründen darüber gestritten, ob es innerhalb der geschaffenen Welt ein Vakuum, ein Leeres schlechthin, geben könne oder nicht. Mit der Erneuerung der aristotelischen Lehre in der Scholastik und mit dem Wiedererwachen der demokritischen Atomistik durch Herons Pneumatik, durch des Titus Lucretius Carus Lehrgedicht von der Natur, vor allem aber durch das zehnte Buch der Philosophengeschichte des Diogenes Laertius, das Gassendi zum Gegenstand umfänglicher Erörterungen gemacht hatte, war auch der Begriff des Vakuums wieder zum Gegenstand der Untersuchung geworden. Da wiesen etwa die Atomistiker darauf hin, daß eine große Anzahl von Naturerscheinungen, wie beispielsweise die Zusammendrückbarkeit der Luft oder der Durchgang des Lichtes und der Wärme durch das Wasser sich durch die Annahme eines Vakuums zwischen den Molekülen besonders einfach und einleuchtend erklären lasse, und daß die Gesamtheit derartiger Erscheinungen damit für das Vorhandensein solcher Vakua spreche. Auf der anderen Seite folgerten Aristoteles und seine scholastischen Anhänger: Etwas, was in der Natur keinerlei Wirkungen verursacht, darf von einem Naturforscher auch nicht als bestehend angesehen werden. Das Vakuum ist für keinerlei Wirkung die Ursache, folglich darf es nicht als etwas Bestehendes vorausgesetzt werden. Trotzdem führten aber die Scholastiker das Aufsteigen des Wassers in den Röhren der Saugpumpen auf eine „fuga vacui", eine Flucht vor dem Vakuum, zurück. Das war logisch anfechtbar und ließ sich, wie jeder geistig bewegliche Student einsehen mußte, ebensogut zur logischen Erhärtung der Existenz eines Vakuums benutzen, wenn man mit Guericke folgerte: Mit der Einführung des Hilfsbegriffs „Scheu vor dem Vakuum" wird auch der Begriff des Vakuums selbst eingeführt. Ferner soll doch die Scheu vor dem Vakuum und somit auch das Vakuum selbst die Ursache gewaltiger Wirkungen in der Natur sein. Was die Ursache irgendeines Naturvorganges ist, darf aber als vorhanden und bestehend gesetzt werden, folglich darf auch das Vakuum als bestehend und vorhanden gesetzt werden.

Guericke war Ingenieur. Er war gewohnt, statt der Worte Taten sprechen zu lassen. Deshalb mochte er sich nicht mit nur logischen Erwägungen über Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten innerhalb der Naturwirklichkeit begnügen. Die Naturgegebenheiten und Naturerscheinungen liegen im Bereich des Erfahrbaren, man

kann ihnen mit Hebeln, Schrauben und Kolben Offenbarung abzwingen, wenn die Frage, die der Mensch an sie richtet, eine sinnvolle Frage ist. Sinnvoll aber ist die Frage nach der Möglichkeit eines vacuum spatium, eines stoffleeren Raumes. Denn der unermeßliche Raum als das über alle menschliche Vorstellung große Gefäß, das nach den Lehren des Kopernikus, Kepler und Giordano Bruno die Vielzahl der Sonnen und ihrer Planeten in sich faßt, kann nur stoffleer sein. Unwahrscheinlich ist die Auffassung des Descartes, daß Raum und Stofferfüllung das gleiche sind. So gelangte Guericke dazu, sich zu fragen, was für ein Etwas dieser leere Raum denn sei, „da er doch alles umschließt und ihm den Platz seines Seins und Bestehens gewährt"? War es vielleicht ein feuriges Himmelselement von fester Gestalt — nach Meinung der Aristoteliker — oder von flüssiger — entsprechend der Anschauung des Kopernikus und des Tycho Brahe — oder irgendeine ganz durchsichtige Quinta essentia oder gar jener jeglichen Stoffes bare Raum, dessen Vorhandensein immer geleugnet wird?

Mit dieser Fragestellung ist der für die führenden Geister des siebzehnten Jahrhunderts bezeichnende Schritt getan. Eine allgemeine, man möchte sagen unverbindliche philosophische Frage ist unter Aussonderung ihrer metaphysischen Anteile zu einer Aufgabe von Wirklichkeitsgehalt verdichtet. Einer der Begründer der neueren Naturforschung, Galilei, gelangte zur Aufstellung der Fallgesetze und damit zur Grundlegung einer Mechanik bewegter Körper, als er an Stelle der scholastischen Frage: Warum fallen schwere Körper zur Erde? die Untersuchung der Abhängigkeit treten ließ, in der Fallweg, Fallzeit und Fallgeschwindigkeit zueinander stehen, und als er zugleich die Mittel auffand und benutzte, mit deren Hilfe die Untersuchung erfolgreich durchgeführt werden kann. Guerickes Leistung weist die gleichen Züge auf. Er schied durch eine geniale Verschiebung der Fragestellung aus dem allgemeinen philosophischen Raumproblem einen wesentlichen Teil seines physikalischen Begriffsgehaltes aus und machte damit die Bahn für eine Entwicklung frei, die auf der einen Seite zur Raumlehre Newtons und Kants führte, in einer anderen Richtung zu den Überlegungen von Leibniz und Gauß hinleitete, die in den Erörterungen der Relativitätstheorie ihre physikalisch und kosmologisch bedeutsame Gegenwartsgestaltung finden konnten. Aber Guericke begnügte sich nicht mit der bloßen Fragestellung. Wie Galilei erfand auch er sich die Mittel zur vollständigen Lösung seiner jetzt rein physikalischen Aufgabe. Er wies durch Versuche nach, daß ein weitgehend luftleerer Raum hergestellt werden kann, und gewann damit zugleich eine unerwartete Einsicht in das Wesen der Fuga vacui.

Bezüglich des letztgenannten Ergebnisses war ihm freilich Evangelista Torricelli um ein gutes Jahrzehnt zuvorgekommen. Die Pumpenbauer von Florenz hatten wahrgenommen, daß trotz aller „Scheu vor dem Leeren" Wasser in den Ansaugrohren der Pumpen noch keine zehn Meter hoch emporgehoben werden kann. Sie hatten sich deshalb ratsuchend an Galilei gewandt, und dieser hatte

sie mit ihrer Frage an den begabtesten seiner Schüler, Torricelli, weitergewiesen. Torricelli hatte sich sehr bald klargemacht, daß unter vergleichbaren Umständen das dreizehnmal schwerere Quecksilber an Stelle des Wassers auch nur um den dreizehnten Teil der Wasserhöhe dürfte emporgesogen werden. Um die Richtigkeit dieser Überlegung zu prüfen, hatte auf Torricellis Betreiben ein anderer Schüler Galileis, Vincenzo Viviani, ein Glasrohr von rund einem Meter Länge mit Quecksilber gefüllt, umgekehrt in eine gleichfalls mit diesem Metall gefüllte Wanne gestellt und nun die unter Quecksilber befindliche Rohröffnung freigegeben. Wie erwartet, sank die Quecksilbersäule im Rohr herab und ließ über sich einen Raum von ungefähr einem Viertelmeter Länge luftleer zurück. Die fuga vacui hatte demnach eine bestimmte Grenze, deren Wert — wie fernere Versuche lehrten — noch dazu schwankte; sie war, das erkannte Torricelli deutlich, nichts als ein Scheinbegriff und in Wahrheit als eine Wirkung des Luftdrucks anzusehen, dessen schwankende Größe durch den Versuch mit dem quecksilbergefüllten Rohr genau ermittelt werden konnte.

Guericke hatte von diesen Florentiner Untersuchungen — zum Glück, muß man sagen — keine Kenntnis und schlug deshalb ganz andere Wege als die Florentiner Physiker ein. Er versuchte aus einem allseits dicht verschlossenen Gefäß die Wasser- oder Luftfüllung herauszupumpen, ohne daß von außen Wasser oder Luft nachdringen konnte. Zu diesem Zweck ließ er in eine messingene Handfeuerspritze zwei Ventile einbauen, deren eines sich beim Herausziehen des Spritzenkolbens nach innen zu öffnete und beim Niedergang des Kolbens schloß, während das zweite in umgekehrtem Sinne arbeitete. Eine solche zur Pumpe umgebaute Spritze wurde nun an einem mit Wasser gefüllten Fasse nahe dem Boden angeschraubt und in Tätigkeit gesetzt. Trotz mannigfacher Fehlschläge gewann Guericke durch diese Versuche bald die Überzeugung von der Richtigkeit seines Grundgedankens, fand sich aber zugleich veranlaßt, an Stelle der anfangs verwendeten, allzu porösen hölzernen Bier- oder Weinfässer ein Metallgefäß zu benutzen. Aber auch damit gab es noch Überraschungen. Eine kupferne Kugel, die schon ziemlich luftleer gepumpt war, wurde plötzlich mit lautem Knall zusammengedrückt, „wie man ein Leintuch in der Hand zerknittert". Endlich gelang es aber, das ersehnte Ziel zu erreichen und im Innern einer hinreichend widerstandsfähigen Kugel einen weitgehend luftverdünnten Raum herzustellen.

Es waren verhältnismäßig einfache Mittel, mit denen diese Versuche angestellt wurden, und deshalb konnte Guericke die nötigsten Geräte auch auf seinen Reisen mitführen und seine Untersuchungen auch während des Aufenthaltes in fremden Städten fortsetzen, wo er sich während seiner diplomatischen Sendungen aufhielt. Dadurch drang zugleich die Kunde davon in weitere Kreise und gegen Ende des Regensburger Reichstages schließlich zu den Ohren der Kurfürsten und des Kaisers. Auf kaiserlichen Befehl fand daher im Jahre 1654 zu Regensburg — vermutlich in dem Hause, wo Guericke Wohnung genommen hatte — eine Vorführung der

Versuche über den luftleeren Raum statt, die auf alle Zuschauer großen Eindruck machte und Philipp von Schönborn, Kurfürsten von Mainz und Fürstbischof zu Würzburg, veranlaßte, Guerickes Apparate anzukaufen und nach Würzburg schaffen zu lassen. Dort wiederholte Caspar Schott, Professor der mathematischen Wissenschaften am Würzburger Gymnasium, die Versuche und berichtete über sie 1657 in seiner „Mechanica hydraulico-pneumatica", einer technischen Mechanik der Flüssigkeiten und Gase. Die mathematisch-naturwissenschaftlichen Sammelwerke des gelehrten Jesuiten, die damals die Stelle unserer Fachzeitschriften vertraten, trugen den Bericht von dem „novum experimentum magdeburgicum", dem ganz neuartigen magdeburgischen Versuch, in alle Welt und regten dadurch auch den englischen Edelmann und Naturforscher Robert Boyle zum Bau einer Luftpumpe und zu ausgedehnten Untersuchungen über die Wirkungen eines luftverdünnten Raumes an.

Aber auch Guericke begnügte sich nicht mit dem Erreichten. In geduldiger Arbeit und unter Aufwand beträchtlicher Geldmittel führte er seine Versuche weiter, so daß Schott 1664 in seiner „Technica curiosa" eine Reihe von Briefen abdrucken konnte, in denen Guericke über seine neuesten Forschungen berichtete. So hatte er sich beispielsweise zwei kupferne Halbkugeln von ungefähr einer halben Elle Durchmesser anfertigen lassen, die genau aufeinanderpaßten und nach Zwischenlage eines Dichtungsringes luftleer gepumpt werden konnten. „Wenn ich sie zusammenlege und die Luft herausziehe", heißt es in seinem Schreiben vom 22. Juli 1656, „werden sie vom Gewichte der äußeren Luft so stark zusammengepreßt, daß sechs kräftige Männer sie nicht voneinanderreißen können." Dies ist die älteste Nachricht über den wohl bekanntesten Versuch Guerickes, den Versuch mit den Magdeburger Halbkugeln, die somit ihren Namen mit vollem Rechte tragen. Denn erst zwei Jahre nach den Regensburger Vorführungen wurde die schöne Anordnung in Magdeburg ersonnen und erprobt, als Guericke in seinem Hause eine Luftpumpe von kräftigerer Bauart und Wirkung als die ursprüngliche Spritzenform hatte aufstellen können. Auch zwei weitere Versuche, die damals angestellt wurden, verdienen Hervorhebung. Der eine davon ist der Nachweis des Gewichtes der Luft; denn von ihm nimmt der Gedanke eines Luftballons seinen Ausgang als einer Kugel, die leichter als die von ihr verdrängte Luft gemacht wird und darum in der Luft schwimmen muß wie Kork auf dem Wasser. Eine zweite Anordnung knüpfte an den Versuch mit den Magdeburger Halbkugeln an. Guericke ließ sich nämlich einen Zylinder von gleichem Durchmesser wie die Halbkugeln herstellen, in welchem ein dicht anschließender Kolben sich bewegen konnte. Wurde der Kolben durch Gewichte, die auf einem Waagebrett ruhten und durch einen Seilzug über zwei Rollen mit dem Kolbenende verbunden waren, emporgezogen, so entstand als Folge der Luftverdünnung im Zylinder ein Unterdruck, der ein weiteres Aufsteigen des Kolbens verhinderte. Wurde nun der Zylinderraum mit einer zuvor luftleergepumpten großen Kugel verbunden, so wuchs der Druckunterschied gegenüber der

Außenluft, der äußere Luftdruck preßte den Kolben wieder tiefer in den Zylinder hinein und hob damit die auf der Waageplatte ruhenden Gewichte. Von dieser Arbeitsleistung durch den äußeren Luftdruck wurde bald nach Guerickes Tode praktischer Gebrauch in den Frühformen der Dampfmaschine, den sogenannten atmosphärischen Dampfmaschinen gemacht. Hier erfolgte der Kolbenhub durch die Spannkraft des Wasserdampfes, während die Arbeitsleistung beim Kolbenniedergang durch den Luftdruck erfolgte, nachdem durch Niederschlagen des Dampfes im Zylinder ein luftverdünnter Raum erzeugt worden war. Guerickes Versuche blieben also in ihrer Auswirkung nicht auf das rein Wissenschaftliche beschränkt, sondern waren auch für die technische Entwicklung von hoher Bedeutung.

Es ist verständlich, wenn unter solchen Umständen Guerickes Freunde ihn drängten, selbst eine Darstellung seiner Versuche über den luftleeren Raum zu veröffentlichen und sie dabei in den Rahmen der größeren Gesichtspunkte einzuspannen, unter denen sie ursprünglich geplant und ersonnen waren. Guericke gab nach und hatte am 14./24. März 1663 die erste Niederschrift seines Werkes beendet, die im Laufe des folgenden Jahrzehnts aber noch manche Umgestaltung und Ergänzung erfuhr. So fand unter anderm darin die Beschreibung einer dritten Form seiner Luftpumpe Aufnahme, die er als ortsbewegliche Standluftpumpe hatte bauen lassen, um mit ihrer Hilfe dem Großen Kurfürsten im Schlosse zu Berlin am 1. Dezember 1663 seine Versuche vorzuführen. Die Pumpe blieb nach der Vorführung im Berliner Schlosse, wo sie in der kurfürstlichen Bibliothek aufbewahrt wurde, gelangte später in die physikalische Sammlung der Universität und ist jetzt im Deutschen Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik zu München aufgestellt.

Erst im Jahre 1672 erschienen in Amsterdam bei Johannes Jansson „Des Otto von Guericke neuartige sogenannte Magdeburgische Versuche über den luftleeren Raum" als ein stattlicher Großquartband von zweihundertvierundvierzig Seiten Umfang. Der Bericht des Dritten Buches über die eigenen Versuche nimmt davon nur etwa ein Fünftel ein, bildet aber trotzdem das Kernstück des ganzen Werkes, das in seiner Gesamtheit eine Kosmologie auf möglichst breiter experimenteller Grundlage geben will. Die Versuche über den luftleeren Raum sind auch nicht die einzigen, die sich darin beschrieben finden. Denn sie vermögen nur Aufschluß zu geben über das Wesen der Lufthülle, die unsere Erde umgibt und die Guericke als den „Ruch" der irdischen Dinge auffaßt, sowie über die Artung des Raumes, der sich stoffleer zwischen den Weltkörpern erstreckt. In diesem leeren Raume vollzieht sich aber auch das Spiel der Kräfte, die den Planeten ihre Bahn weisen, sie als Sonnen leuchten, als Erden magnetische Richtkräfte entfalten lassen. Eine wahre physikalische Kosmologie muß deshalb versuchen, auch von diesen Weltkräften, den „virtutes mundanae", eine anschauliche Vorstellung zu geben, wie dies in ähnlicher Weise bereits Kepler in seinem „Abriß des Kopernikanischen Weltsystems" (Epitome astronomiae Copernicanae) getan hatte. Während aber Kepler

in Anlehnung an die Gilbertsche Lehre vom Erdmagnetismus das Wesen der allgemeinen Anziehung der Weltkörper in einem tellurisch-kosmischen Magnetismus sah, stützte Guericke sich zur Erklärung dieser und verwandter Erscheinungen auf eine andere Gruppe von Naturerscheinungen, die der Elektrizität. Mittels einer durch Reibung elektrisierten Schwefelkugel, die schon durch ihre Gestalt gleich der Gilbertschen „terrella" ein „Erdlein" sein wollte, glaubte er einleuchtend machen zu können, weshalb beispielsweise der Mond unserer Erde folgt, von ihr in einem gewissen Abstand gehalten wird und ihr zudem stets die gleiche Seite zukehrt. Wir erkennen die von ihm entwickelten Vorstellungen nicht mehr als gültig an. Doch haben sie Guericke selbst zu einer Reihe von Entdeckungen auf dem Gebiete der Elektrizitätslehre geführt, die er freilich nicht in ihrer vollen Bedeutung würdigte und mit der gleichen Sorgfalt weiterverfolgte wie seine Versuche über den luftleeren Raum. Sie verhalfen aber wenigstens seinem genialen jüngeren Landsmann Gottfried Wilhelm Leibniz zu einer schönen Beobachtung. Denn an einer von Guericke ihm zugesandten Schwefelkugel sah er Anfang des Jahres 1672 zum ersten Male einen elektrischen Funken, während Guericke selbst immer nur ein schwaches Leuchten an der im Dunkeln geriebenen Schwefelkugel wahrgenommen hatte. Auf dem Gebiete der Elektrizitätslehre war der Magdeburger Bürgermeister also nur vorbereitend, nicht wegbahnend wirksam, und vieles, was ihm schon bekannt war, mußte zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts erneut von anderen entdeckt und zum Ausgangspunkte einer folgenreichen Entwicklung gemacht werden.

Hätten wir Guericke nur die Lehre vom Luftdruck zu verdanken, so müßte er sich in dieses Verdienst mit Torricelli und Pascal teilen. Seine überragende Stellung in der Geschichte der menschlichen Kultur verdankt er vor allem der Erfindung einer wirksamen und entwicklungsfähigen Luftpumpe. Denn dadurch wurde er zum Begründer der Vakuumtechnik, die für weite Bezirke unserer Gegenwartskultur von entscheidender Bedeutung und ohne die der heutige Stand des Röntgenwesens, weiter Gebiete der Strahlentherapie, des elektrischen Nachrichtenwesens und der Gleichrichtertechnik undenkbar ist.

So ist und bleibt Otto von Guericke der bedeutendste deutsche Vertreter der experimentellen Naturwissenschaft um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. In vielen Zügen ein Kind seiner Zeit und von menschlichen Schwächen nicht frei, trägt er dennoch einen der schönsten Züge deutschen Wesens: die Bereitschaft, einer freiwillig übernommenen idealen Aufgabe unter allen Umständen und mit allen Kräften zu dienen. Erfüllt von einer tiefen Sehnsucht nach Erkenntnis, getrieben von dem unbeugsamen deutschen Willen zur Wahrheit, drang Otto von Guericke forschend ins Innere der Natur, damit ihm „aus der rechten Erkenntnis seiner Schöpfung die unermeßliche Majestät des Allmächtigen klar vor Augen scheine".

Paul Gerhardt

1607—1676

Von

Karl August Meißinger

Es ist kein Heldenleben, das wir zu erzählen haben, kein Leben voll auffallender Ereignisse. Das deutsche Schicksal hat durch Paul Gerhardt keine eingreifenden Veränderungen erfahren. Und doch dürfte sein Lebensbild in der Reihe der großen Deutschen nicht fehlen; ohne ihn würde die Gesamtschau des deutschen Wesens, um die es hier zu tun ist, unvollständig sein.

Eine ganz eigene Stille, eine trostvolle Wärme umgibt uns, wenn von Gerhardt die Rede ist. Seine Lieder sind aus unserer geistigen Erfahrung auf keine Weise wegzudenken. Sie gehen ihren leisen Gang wie Sonne, Mond und Sterne, sie sind da wie die Blumen der deutschen Flur. Man lebt aus ihrer Kraft, wie man von kernhaftem Hausbrot lebt. Die Wirkung dieser Lieder verbraucht sich nicht.

Paul Gerhardt war ein Knabe von elf Jahren, als der große Krieg begann. Er hat die Schrecken der dreißig Jahre erst in Kursachsen und dann in seiner Wahlheimat Berlin erlitten. Der „gülden edel werte Fried" von 1648 findet ihn als reifen Dichter, er hat ihn in erschütternden Versen gepriesen. Die Katastrophe seines einfachen Lebens, die Amtsenthebung durch den Großen Kurfürsten, hängt mit der inneren Entwicklung des aus dem allgemeinen Trümmersturz neu erstehenden, zukunftsträchtigen brandenburgischen Staatswesens zusammen. Wir erhalten ein farbenvolles und sehr nachdenkliches Bild der Zeit, indem wir dem Gang dieses Lebens folgen.

Paul Gerhardt wurde im Jahr 1607 in dem kursächsischen Ackerstädtchen Gräfenhainichen geboren. Der Ort zählte damals etwa 1000 Einwohner, die in einem gewissen Wohlstand lebten. Gerhardts Vater war Gastwirt und Bürgermeister, die Mutter stammte aus einer angesehenen Pastorenfamilie.

Beide Eltern starben früh. Der Junge kam auf die Fürstenschule zu Grimma, wo schon ein älterer Bruder untergebracht war, der eines Tages der noch immer mönchisch harten Zucht entlief und dann von den einsichtigen Vorgesetzten in gutem entlassen wurde. Er übernahm später die väterliche Wirtschaft, zu der einiger Grundbesitz gehörte. Sie scheint im Lauf des Krieges zugrunde gegangen zu sein. Nur zwei Schwestern des Dichters haben in bescheidenen Umständen ein höheres Alter erreicht. Immerhin ist es wahrscheinlich, daß Gerhardt ein kleines Erbteil genossen hat. Wir wissen von seinen häuslichen Umständen sehr wenig.

In Grimma war Gerhardt nach Ausweis der noch vorhandenen Zeugnisse ein mittelmäßiger Schüler von guten Sitten, der erträgliche lateinische Verse machte;

die Ausbildung in dieser Kunst war einer der Hauptzwecke der auf Frömmigkeit und Eloquenz gerichteten Erziehung. Noch aus seiner Reifezeit besitzen wir eine ganze Reihe lateinischer Gelegenheitsgedichte in Distichen. Sie wurden von jedem Gelehrten von „Reputation" bei den in seinem Kreise vorfallenden Hochzeiten, Taufen, Trauerfällen und Beförderungen erwartet. Gerhardts Distichen unterscheiden sich von dem barocken Zeitgeschmack der Gattung doch schon durch eine unverkennbare Redlichkeit des Ausdrucks.

Die erste Wirkung des Krieges erlebte der Neunzehnjährige an einer mörderischen Pest, die im Jahr 1626 die Stadt Grimma heimsuchte. Fünfzig von den Alumnen machten von der Erlaubnis Gebrauch, der Seuche auszuweichen. Ohnedies war die Zahl der Schüler schon zurückgegangen. Unter dem kleinen Rest, der zurückbleibt, befindet sich Gerhardt. Ein Elternhaus hatte er nicht mehr, aber bei den mütterlichen Verwandten hätte er wohl unterkommen können. Zum erstenmal übt sich der junge Mensch in der unscheinbaren Art von Tapferkeit, mit der er die furchtbaren Zeitläufte überwinden sollte: in heroischer Geduld. Er hat sie in einem seiner schönsten Lieder besungen.

Die Tugend der Geduld bleibt fortan der Grundzug seines Wesens. Gerhardt hat nach der Schulzeit vierzehn Jahre — von 1628 bis 1642 — an der Universität Wittenberg gelebt und dann noch neun Jahre als Kandidat in Berlin, bis er im Jahr 1651 endlich seine erste Pfarre erhielt, und auch dort konnte er erst als ein Mann von 48 Jahren heiraten (1655). Der Grund ist nicht schwer zu vermuten: der Krieg hatte das Land zur Wüste gemacht. Die Einkünfte der Pfarrer bestanden zum größten Teil aus den Erträgen ihrer eigenen Landwirtschaft, die nicht mehr zu betreiben war. Es versteht sich, daß auch die Gefälle, mit denen die Pfarren ausgestattet waren, nicht eingingen. Die Kirchen und die Pfarrhäuser mit ihren Nebengebäuden lagen in Asche, und auch nach Friedensschluß waren selbst unter einem so tatkräftigen Herrn wie dem jungen Kurfürsten Friedrich Wilhelm noch viele Jahre mühseligsten Aufbaus nötig, um in dem verwilderten Land die ersten rohen Anfänge einer Ordnung wiederzugewinnen.

Gerhardt hat sich in diesen endlosen Wartejahren als Hauslehrer beholfen, so gut es gehen mochte. Er hat in dieser Zeit langsamen Reifens eine gediegene theologische Bildung erworben und schon in Wittenberg Anschluß an die von Opitz und seinen Schülern ausgehende literarische Erneuerungsbewegung gewonnen. Es ist wahrscheinlich, daß die ersten seiner großen Lieder schon in Wittenberg entstanden sind.

Der geistliche Stand war zumal auf dem Lande arg heruntergekommen. Man liest von vielen Pfarrern, die Schankwirtschaften hielten oder die Lastern frönten. Das akademische Leben war tief verroht. Aber auch die Geistlichen vom Schlage Gerhardts waren überraschend zahlreich. Helles Licht und tiefer Schatten standen hier wie überall hart nebeneinander, das Leben selbst war so barock wie der Kunstausdruck; Grimmelshausen hat das wundervoll geschildert.

Inmitten des furchtbaren Kulturverfalls entwickelt sich die Volksschule. Allenthalben waren die Schulen mit überzähligen Theologen besetzt, und in den Städten bildeten sich private Zirkel von hoher Geistigkeit. Wieviel an hingebender innerer Aufbauarbeit von diesen verarmten Akademikern damals in namenloser Stille geleistet worden ist, läßt sich gar nicht abschätzen. Die „große" Geschichte meldet davon nichts; aber der überraschende Aufschwung des deutschen Geistes im achtzehnten Jahrhundert kann nur hier seine Wurzeln haben.

Im Jahr 1647, mitten im nächtlichen Elend des vorletzten Kriegsjahres, erschien bei Christoph Runge in Berlin des dortigen Kantors an St. Nicolai Johann Crüger „Praxis pietatis melica, das ist Übung der Gottseligkeit in christlichen und trostreichen Gesängen". Dieses Gesangbuch enthielt achtzehn Lieder von Paul Gerhardt. Schon nach sechs Jahren erschien eine stark vermehrte zweite Auflage mit dreiundsechzig Liedern Gerhardts. Diese sechs Jahre sind also die eigentliche Blütezeit. Eine erste Gesamtausgabe von Gerhardts Liedern veranstaltete des genialen Crüger weniger bedeutender Nachfolger Johann Georg Ebeling stückweise im Jahr 1667.

Als im Sommer 1651 das geistliche Ministerium zu Berlin auf Ansuchen des Magistrats von Mittenwalde im Kreise Teltow Gerhardt für die erledigte Propststelle dortselbst vorschlug, war er also schon ein berühmter Mann. Aber das sehr warmherzige Gutachten, das das Kollegium über den „ehrenvesten, vorachtbaren und wohlgelahrten Herrn Paulum Gerhardt, S. S. Theol. Cand., wiewohl wider sein Bewußt, welches wir daher auch für den aufrichtigsten und besten Dienst halten", auszustellen hatte, verrät mit keinem Wort, daß es sich um den bei weitem bedeutendsten geistlichen Dichter der Zeit handelte. Und noch im Jahr 1669, als über Gerhardts letztes Amt in Lübben verhandelt wurde, geht aus keiner Zeile der Akten hervor, daß sich die geistlichen und weltlichen Stellen, die über die Besetzung der Pfarre zu befinden hatten, im geringsten um des Bewerbers Dichterruhm gekümmert hätten. Einzig in einer Bittschrift der Berliner Bürgerschaftsverordneten und Gewerke bei Gelegenheit der Amtsenthebung Gerhardts, wo natürlicher Weise alle nur irgend verwendbaren Argumente herbeigesucht wurden, ist von dem „frommen, ehrlichen und in vielen Landen berühmten Mann" die Rede. Die Zeit tiefen Niedergangs, in der Gerhardt lebte, war so angesehen doch wiederum eine Zeit beneidenswerter geistiger Gesundheit. In diese Unverdorbenheit der geistigen Atmosphäre muß sich der heutige Mensch erst hineindenken, wenn er die eigentümliche Unbefangenheit von Gerhardts dichterischem Schaffen begreifen will.

Gerhardt erhielt also auf die Empfehlung seiner Berliner Kollegen das Amt in Mittenwalde, das er Weihnachten 1651 antrat.

Die stattliche Pfarrkirche enthielt aus der wohlhabenden Zeit vor dem Kriege einen schönen Flügelaltar mit einer Darstellung des Schweißtuchs der heiligen Veronika, und man könnte sich vorstellen, daß von diesem Bild eine Anregung

zu Gerhardts gewaltigster Dichtung gekommen sei, zu dem Lied „O Haupt voll Blut und Wunden", das in der ersten Mittenwalder Zeit entstand. Zudem war mit dem Altar eine tragische Erinnerung verbunden. Am 10. Mai 1637 war ein schwedisches Streifkorps in die Stadt gefallen und hatte furchtbar gehaust. Der Propst Gallus Luther, Gerhardts zweiter Vorgänger, hatte die wertvollen Altargeräte in Sicherheit bringen wollen und war an den Stufen des Altars niedergeschossen worden.

Die Bevölkerung der Stadt war im Lauf der Schreckenszeit von über eintausend Seelen auf ein knappes Viertel gesunken. Aber als Gerhardt in sein Amt einzog, war die Pfarre schon wieder mit leidlichen Einkünften versehen, die sich in den nächsten Jahren langsam verbesserten. Es gab sogar noch einen Diakonus am Ort. Er war bei der Besetzung der Präpositur übergangen worden, aber Gerhardt hat dennoch in gutem Einvernehmen mit ihm gelebt.

Hier in Mittenwalde heiratete er am 11. Februar 1655. Seine Braut war Anna Maria Berthold, die Tochter eines Berliner Kammergerichtsadvokaten, in dessen Haus Gerhardt jahrelang Informator gewesen war. Sie war sechzehn Jahre jünger als ihr Gatte, damals zweiunddreißig Jahre alt; das Paar wird also, in Erwartung der wirtschaftlichen Möglichkeit, einen Hausstand zu gründen, längere Zeit heimlich verlobt gewesen sein.

Gerhardt muß damals sehr glücklich gewesen sein. Einige schöne Lieder zum Preis des Ehestandes und der christlichen Hausfrau verraten es, wenngleich das Persönliche keusch zurücktritt hinter der Weisheit der Psalmen und der Salomonischen Sprüche. Aber das stille Leuchten dieses Glückes sollte allzubald einen dunklen Grund gewinnen. Auch hier war dem Helden der Geduld Prüfung über Prüfung bestimmt. Noch in Mittenwalde, kurz bevor Gerhardt sein zweites Amt in Berlin erhielt, begruben die Eltern das erstgeborene Töchterchen. Die rührende Totentafel in schöner Barockschnitzerei hängt heute noch in der Kirche. Noch dreimal sollte sich das grausame Geschick wiederholen. Der einzige überlebende Sohn Paul Friedrich war beim Tode des Vaters erst dreizehn Jahre alt. Er studierte dann gemäß dem testamentarischen Wunsch des Vaters in Wittenberg Theologie, erhielt eine Pfarre in Kurland und wurde dort durch den Einfall der Russen im Jahr 1705 vertrieben. Nach elenden Wanderjahren starb er völlig verarmt und kinderlos 1716 in Berlin.

Die Mutter war bereits im Jahr 1668 einer schnell verlaufenden Lungenschwindsucht erlegen. Wir besitzen rührende Äußerungen ihrer tapferen Gottergebenheit. Der Schlag traf Gerhardt gerade in der dunkelsten Zeit seines Lebens, während seiner tragischen Amtlosigkeit. Der freundlichen Jahre waren wenige gewesen.

Wir haben nun zu verstehen, wie es zu den schweren Kämpfen kam, denen Gerhardt entgegenging, als er im Jahr 1657 die Propstei in Mittenwalde mit dem Diakonat an St. Nicolai in Berlin vertauschte. Es war eine bedeutende Beförderung. Die Hauptstadt entwickelte sich rasch dank den Anstrengungen des

Kurfürsten, und Gerhardt ist gern in seinen feingeistigen Berliner Freundeskreis zurückgekehrt. Um seinen Zusammenstoß mit der brandenburgischen Staatsräson zu begreifen, müssen wir etwas weiter in die Geschichte der deutschen Religionswirren zurückgehen.

Im Jahr 1561 war Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz zu dem reformierten Bekenntnis übergetreten. Von da an eroberte der Kalvinismus zuerst große Teile des deutschen Westens, dann griff er in erbitterten Kämpfen, bei denen vielfach Blut floß, nach Mittel- und Norddeutschland über. Bis zum Beginn des Krieges waren vierundzwanzig Reichsstände reformiert, 1613 auch das Haus Brandenburg. Die Bevölkerungen widersetzten sich meist leidenschaftlich dem Konfessionswechsel. Noch zu Gerhardts Zeit war der größte Teil des zähen märkischen Volkes lutherisch und ist es auch in der Folge geblieben. Der Haß zwischen Lutheranern und Kalvinisten war fast wilder als der zwischen den Neuerern und den Katholiken. Die wittenbergischen Orthodoxen unter Führung von Gerhardts Lehrer Calow weigerten sich, den Reformierten auch nur den Christennamen zu lassen.

Die Stärke der reformierten Propaganda lag außer ihrem grundsätzlichen Angriffsgeist vor allem in der Anziehungskraft, die sie auf die Fürsten und die oberen Stände ausübte. Es war die „vornehme Religion" leider schon darum, weil sie aus dem Ausland kam. Seit Heinrich IV. war der französische Einfluß auf die gesamte deutsche Politik in ständigem Wachsen und drängte den spanischen Einfluß immer mehr zurück. Auch der glanzvolle Aufstieg der reformierten Niederlande wirkte stark. Die jungen Fürstensöhne (wie eben Friedrich Wilhelm, der obendrein eine Enkelin Colignys zur Frau hatte), die Adligen und die ehrgeizigen Akademiker, die sich ihre Bildung in dem bereits weit überlegenen Westen holten, kamen durchweg als eifrige Parteigänger des reformierten Bekenntnisses zurück. Selbst in Kursachsen, dem Kerngebiet des Luthertums, schienen sie einen Augenblick das Übergewicht zu gewinnen. Der schnelle blutige Sieg der lutherischen Reaktion hing dort sogar mit der kaiserlichen (antifranzösischen) Politik des Kurhauses zusammen und schuf sich in der Konkordienformel ein Palladium, das wahrhaft religiöse Verehrung beanspruchte und erhielt, und das mit rücksichtsloser Gewalt durchgesetzt wurde. Das war die Gesinnung, in der Paul Gerhardt aufwuchs, und die ihn sein Berliner Amt kosten sollte. Er selbst war nicht einmal einer von den Heißspornen, gegen die sich die scharfen Maßnahmen des Kurfürsten eigentlich richteten, aber er hat es ausgesprochen, daß er für die Konkordienformel selbst auf das Blutgerüst steigen wolle.

Man wird dieser starren und vielbescholtenen lutherischen Orthodoxie nicht gerecht, wenn man ihre organische Verbindung mit gemütvoller und ausdrucksgewaltiger Frömmigkeit unterschätzt. Paul Gerhardt war keineswegs der einzige namhafte Lutheraner seiner Zeit, bei dem wir diese merkwürdige Personalunion antreffen. Der große Dogmatiker Johann Gerhard (um nur ihn zu nennen, der übrigens mit unserem Dichter nicht verwandt ist) hat treffliche und vielgelesene

Erbauungsschriften hinterlassen. Es ist das gleiche Verhältnis wie zwischen Scholastik und Mystik im Spätmittelalter, die auch viel näher zusammenhängen, als man sich gemeinhin vorstellt.

Der junge Kurfürst war bei den Friedensverhandlungen zu Münster der Wortführer der reformierten Gruppe gewesen und hatte zum erstenmal ihre staatsrechtliche Anerkennung und Gleichberechtigung durchgesetzt. Es war ihm selbst zeitlebens sehr ernst mit seiner religiösen Überzeugung und Verantwortung, aber es zeugt von seinem staatsmännischen Blick, daß er die geschichtliche Überständigkeit der Glaubenskämpfe erkannte. Das war in der Tat die weltgeschichtliche Bedeutung des Friedensschlusses: er stellte die europäische Menschheit vor die neue, folgenschwere Aufgabe, die religiösen Gegensätze, um die ein Jahrhundert lang Ströme von Blut geflossen waren, von nun an in der Schwebe zu lassen und zu ertragen. Das war der eigentliche Beginn der Aufklärung. Der neuzeitliche Staat mußte seinem Wesen nach Toleranz üben. In den Staatsschriften des Großen Kurfürsten kommt das Wort zum erstenmal vor.

Indem nun aber der Kurfürst daran ging, seinen straffen absolutistischen Militär- und Beamtenstaat zu verwirklichen, verschanzte sich die hartnäckige Gegenwehr der alten ständischen Körperschaften mit Vorliebe gerade hinter den Interessen der lutherischen Landeskirchen. Sehr natürlich, denn hier verbot es sich für den Kurfürsten, von vornherein mit rauher Hand durchzugreifen. Die Opposition der Kanzel ist überall schwerer zu fassen als jede andere. Die Reformierten waren in der Mark selbst, wo die Gegensätze am schärfsten aufeinander platzten, eine zahlenmäßig sehr geringe Minderheit. Bei seinem Übertritt hatte sich Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg genötigt gefunden, volle Gewissensfreiheit zuzusichern, und wenige Jahre vorher hatte Joachim Friedrich die Verpflichtung der Geistlichen und Beamten auf die Konkordienformel erst mit großer Strenge durchgeführt. Noch Gerhardt hatte bei seiner Ordination einen Revers unterschrieben, der ihn auf die Konkordienformel verpflichtete.

In dem Maße aber, wie jetzt der Einfluß der kleinen, aber sehr starken und von dem Kurfürsten natürlich auf manche Weise unterstützten kalvinistischen Gruppe vordrang, steigerte sich die Heftigkeit des Tons auf den lutherischen Kanzeln. Das konnte sich der Kurfürst nicht gefallen lassen, am wenigsten in seiner eigenen Hauptstadt. Der erste Schritt war, daß er die Verpflichtung auf die Konkordienformel verbot. Calow antwortete mit einer heftigen akademischen Rede wider den „Tyrannen und Seelmörder" zu Berlin, und man kann sich wohl vorstellen, wie es auf den beleidigten Fürsten wirken mußte, wenn Gerhardt dann im Lauf seines Prozesses mit einem Gutachten eben dieses Calow daherkam. Den brandenburgischen Landeskindern wird das Studium in Wittenberg verboten, den dort zur Zeit befindlichen die Rückkehr innerhalb dreier Monate auferlegt. Ein Religionsgespräch der beiden Parteien, das irgendein unglücklicher Friedensstifter vorschlug, konnte nur eine Schärfe mehr in den Streit hineintragen.

Die Regierung sah noch eine Weile zu, und dann kam die entscheidende Maßregel. Den sämtlichen Geistlichen wurde ein Revers abverlangt mit angehängter Eidesformel, wonach sie sich verpflichten sollten, den Toleranzedikten nachzuleben, für den Kirchenfrieden zu beten, bei Lehrerörterungen die Konkordienformel nicht mehr zu erwähnen, den altlutherischen Taufexorzismus „zu mitigieren und ändern". In einem gleichzeitigen Edikt war es bei Strafe der Amtsentlassung verboten, sich gegenseitig auf der Kanzel zu verketzern. Der Kurfürst hatte sich über die verbrieften Rechte der Lutheraner weggesetzt und übte nun eindeutigen Gewissenszwang. Das geschah am 16. September 1664.

Die Bestürzung der Getroffenen war groß, aber alle Vorstellungen halfen nichts, und schließlich wurden Exempel statuiert. Unter den Entlassenen war Gerhardt, was um so tragischer war, als er selbst niemals die Kanzel zu Streitreden mißbraucht hatte.

Die öffentliche Meinung nötigte denn auch den Kurfürsten auf die Dauer, den Entscheid gegen Gerhardt wieder rückgängig zu machen. Ohnedies war ihm sein Gehalt und seine Amtswohnung in der Stralauer Straße belassen worden. Im Januar 1667 wurde er in gnädiger Form wieder eingesetzt, und zwar ohne die Verpflichtung, den Revers zu unterschreiben. Jetzt aber ereignete es sich, daß Gerhardt seinerseits Gewissensbedenken trug, sein Amt wieder anzutreten. Es begreift sich, daß das dem Kurfürsten zu viel war. Er überließ den Querkopf seinem Schicksal, die Stelle an St. Nicolai wurde endgültig neu besetzt.

Im Jahr 1669 nahm Gerhardt auf Betreiben seiner Freunde das Archidiakonat zu Lübben in der kursächsischen Niederlausitz an. Die Verhandlungen hatten manches Verdrießliche, der Gemeinderat zeigte sich wenig entgegenkommend. Als Gerhardt endlich nach Lübben übersiedelte, war er ein gebrochener Mann. Sein Amt hat er bis zu seinem Tode am 27. Mai 1676 redlich verwaltet, aber sein dichterisches Schaffen war zu Ende.

So klanglos schloß ein Leben, dessen einziger pathetischer Moment die Offenbarung eines überzarten religiösen Gewissens war. Ein Leben leidgewohnter Stille inmitten einer sehr wilden Zeit, ein Leben im Schatten, nur von kurzen Sonnenblicken erhellt. Ein wahres „Jammertal", wie er es selber in seinem klassischen Abendlied nennt, ohne alle Muckerei und Wehleidigkeit, die uns das Wort verdächtig gemacht haben. Der Anblick eines so tatenarmen, allzu „deutschen" Lebens könnte uns traurig machen, wenn es nicht das Gefäß der schönsten und stärksten religiösen Lyrik wäre, die in deutscher Sprache erklungen ist. England hatte damals erst einen Shakespeare und dann einen Cromwell, Frankreich hatte einen Richelieu und stand an der Schwelle seines höchsten Glanzes, in Holland lebten Rembrandt und Frans Hals. Aber in unserem zertretenen Lande erklang die Aolsharfe dieser Lieder, die ihresgleichen nicht haben.

Wir hoffen, manchen Leser zu eigener Beschäftigung mit dem Werk unseres Dichters anzuregen. Zur Not genügt es schon, die Gerhardt-Lieder, die heute noch

in den evangelischen Gesangbüchern stehen, einmal der Reihe nach durchzulesen. Sie übertreffen an Zahl bei weitem das, was von seinen Zeitgenossen heute noch genießbar ist.

Die beste moderne Gerhardt-Ausgabe ist 1906 veranstaltet von August Ebeling (nicht zu verwechseln mit dem oben genannten Kantor Ebeling, dem Zeitgenossen Gerhardts, von dem die erste Gesamtausgabe stammt). Wer aber eine solche wissenschaftliche Ausgabe zur Hand nimmt, bedarf zu ihrem rechten Gebrauch einiger geschichtlichen Kenntnisse.

Da ist nun zuerst zu sagen, daß Gerhardts Auftreten sich schon äußerlich von dem seiner zahlreichen dichtenden Zeitgenossen auffallend unterschied. Zwei Berliner Kantoren waren es, die seine Lieder zuerst veröffentlicht haben. Er selbst hat dazu gar nichts getan. Diese völlige Abwesenheit literarischen Ehrgeizes war schon damals ungewöhnlich. Alle anderen Dichter der Zeit haben sich selbst vor die Öffentlichkeit gebracht. Gerhardt hat nicht den Titel des „poeta laureatus" erhalten, mit dem die kaiserliche Kanzlei sehr freigebig war; er hat keiner der vielen Dichterschulen seiner Zeit angehört. Gerhardts Wirkung beruhte allein auf der inneren Mächtigkeit seiner Lieder selbst.

Zum anderen ist es höchst kennzeichnend, daß es ein Komponist war, der Gerhardt „entdeckte". Seine Lieder sind sangbar im höchsten Grade. Das sind auch die Lieder eines Simon Dach, der selbst Musiker war — aber was ist von ihnen übriggeblieben? Gerhardts Lieder waren von Geburt an dazu ausersehen, religiöse Volkslieder zu werden, wie denn das echte Kirchenlied an vielen Fäden mit dem Volkslied zusammenhängt und zusammenhängen muß.

Und drittens muß man wissen, daß Crügers „Praxis pietatis melica" von Hause aus keineswegs ein Gemeindegesangbuch war (das es damals in dem heutigen Sinne noch gar nicht gab), sondern dem kirchlichen Chorgesang und besonders der Privaterbauung dienen sollte. Wenn Gerhardts Lieder dann sehr bald — über konservative Widerstände weg — den Weg in die Gemeinde gefunden, ja den heutigen Gesangbuchtyp wesentlich mit geschaffen haben, so ging diese Wirkung weit über die bescheidene Absicht ihres Verfassers hinaus.

Die Kantoreien von der Art des heute noch weltberühmten Thomanerchors in Leipzig sind eine Schöpfung der Reformation und waren zu Gerhardts Zeit allenthalben noch in Blüte. Hier ist einer der Punkte, wo der evangelische Gottesdienst wieder Anschluß suchen muß an das klassische Muster einer größeren Zeit. Die Ursachen des Verfalls dieser ehrwürdigen Einrichtung können hier nicht verfolgt werden. Ihr Zweck war, einerseits den Gemeindegesang kräftig zu führen und dauernd für die Heranbildung eines Stammes von geschulten Stimmen in der Gemeinde selbst zu sorgen, anderseits aber durch den allsonntäglichen mehrstimmigen Chorgesang den von intellektueller Kahlheit bedrohten Gottesdienst zu bereichern. Dies war die Stelle, an der Gerhardt sein Talent zur Ehre Gottes anwenden wollte. Die neuen Texte, deren Wortlaut bei dem mehrstimmigen

Gesang natürlich verlorenging, wurden der Gemeinde zum Nachlesen in die Hand gegeben.

Dazu aber kam die merkwürdige Wendung der protestantischen Frömmigkeit ins Private und Individuelle, die Gerhardts Zeit kennzeichnet. Hier kündigten sich der Pietismus und sein Kind, der Idealismus, an, die dann gegen ihren Willen leider eine so tiefe Verarmung des Gemeindegottesdienstes zur Folge haben sollten. Aber in der Zeit des großen Krieges war die Privatandacht oft der einzige Weg, die religiöse Praxis überhaupt am Leben zu erhalten und die innere Widerstandskraft der verzweifelten Menschen durch die Sintflut des öffentlichen und privaten Elends durchzuretten. Es ist nicht auszudenken, wie viele Millionen zerschlagener Herzen sich an den Liedern des frommen Sängers aufgerichtet haben; auch in der Folge der deutschen Geschichte hat es ja nicht an Zeiten gefehlt, da diese unscheinbare Seelenarzenei wirklich die letzte Zuflucht war, behältlicher und eingänglicher als das Schriftwort selbst. Wie mancher arme Soldat auf den blutigen Schlachtfeldern des achtzehnten Jahrhunderts, wo es noch kein Rotes Kreuz gab, mag mit einem Gerhardt-Vers auf den verschmachtenden Lippen hinübergegangen sein!

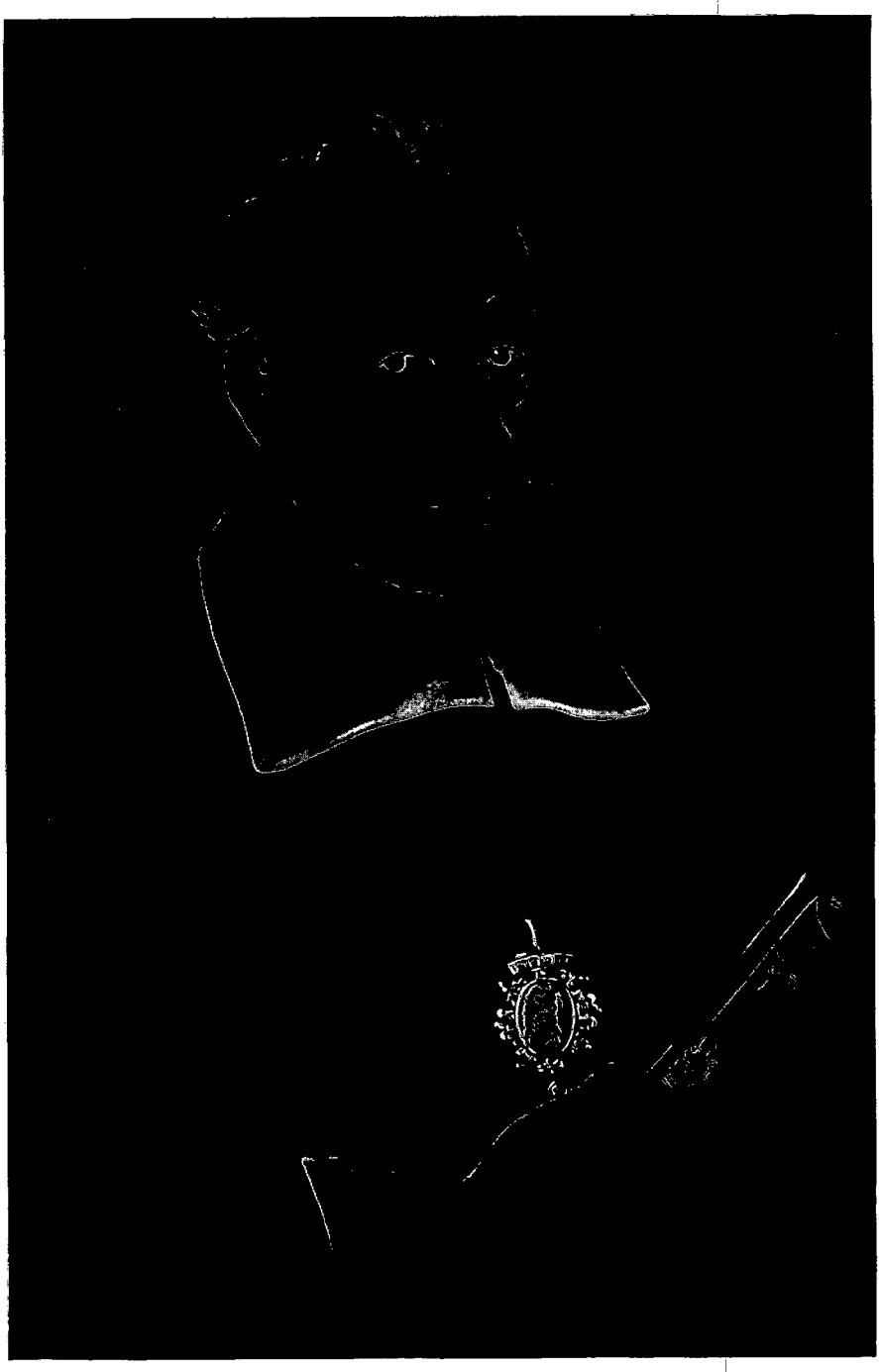
So hat Gerhardts religiöse Lyrik freilich nicht mehr die urkräftige Objektivität des reformatorischen Bekenntnisliedes. Wenn Luther gesungen hatte „Ein feste Burg ist unser Gott", so klingt es jetzt „Nun, was du, HErr, erduldet, ist alles meine Last". Aber das „Ich" dieser Lieder ist darum dennoch mehr denn ein bloßes beliebiges Individuum. Es ist das exemplarische Individuum Paul Gerhardt, das in dreihundert Jahren noch nichts von seiner überzeitlichen Gültigkeit verloren hat. Gerhardt steht als Klassiker des dichterischen Ausdrucks in der Mitte des Weges, der von Luther zu Goethe führt.

Wer mit dem Geschmack von heute und ohne Kenntnis der Zeit in die Ausgabe von Ebeling hineinliest, wird zunächst viele der Gedichte lang, ja langweilig finden. Das gilt in der Tat von einigen halbepischen Versuchen, die evangelischen Berichte von dem Leiden und der Auferstehung Christi in gereimte Strophen zu bringen. Nicht minder gilt es von den meisten Umdichtungen von Psalmen, die sich in Gerhardts Liedern finden. Wir ziehen heute die unvergleichliche Knappheit des Bibelwortes vor. Hier ist der Dichter zeitgebunden. Ausführlichkeit galt damals als Vorzug; Predigten von zwei Stunden und mehr nahm die Gemeinde mit Genugtuung entgegen. Es ist auffallend, wie viele von Gerhardts Gedichten in den späteren Ausgaben noch um mehrere Strophen bereichert sind. Aber wenn die Menschen des siebzehnten Jahrhunderts geneigt waren, sich zu viel Zeit zu nehmen, so nehmen wir Heutigen uns vielleicht zu wenig.

Zeitgebunden war der Dichter auch in der Nachahmung und Bearbeitung gegebener Muster. Je mehr fremdes Form- und Gedankengut ein Gedicht enthielt, desto höher wurde es geschätzt. Wir begreifen das heute nicht mehr. Aber um so erstaunlicher ist die instinktive Sicherheit, mit der Gerhardt in seinen besten Liedern



Paul Gerhardt
Zeitgenössisches Gemälde. Lübben, Nikolaikirche



Heinrich Schütz
Zeitgenössisches Gemälde. Leipzig, Universitätsbibliothek

die Fesseln des barocken Zeitgeschmacks abwirft, ohne im mindesten ein Bewußtsein seiner schöpferischen Leistung zu verraten.

Das Lied „O Haupt voll Blut und Wunden" gehört zu einem Zyklus, der im Sinne der gotischen Kreuzzugsmystik die Gliedmaßen des Gekreuzigten besingt. Gerhardt hielt sich an eine großartige lateinische Vorlage aus dem dreizehnten Jahrhundert, die fälschlich dem heiligen Bernhard zugeschrieben wird. Auf diesem einen Stück von sieben ruht die Fülle dichterischer Begnadung. Das empfinden selbst noch Unchristen von heute, wenn in der Matthäus-Passion die Strophen eine nach der anderen emporrauschen auf den Adlerflügeln einer jenseitigen Musik. Der Protestantismus hat nichts Größeres hervorgebracht.

Es wäre unziemend, über dieses Kronjuwel deutscher Frömmigkeit und Ausdrucksgewalt Worte zu machen. Dagegen verweilen wir einen Augenblick bei dem berühmten Abendlied „Nun ruhen alle Wälder", das als typisches Beispiel für Gerhardts Stil dienen kann.

Der ländliche Pfarrer öffnet das Fenster seiner Studierstube, wo die Lampe schon brennt, empfindet plötzlich den lyrischen Zauber der dunkelnden Landschaft und den einfachen Gegensatz seines frommen Fleißes zu dem erhabenen Schlafengehen draußen. Diese schlichte Antithese behält der Dichter nun durch sechs Strophen bei: die ersten drei Zeilen malen jeweils mit erstaunlich bescheidenem Aufwand, aber in feinem Fortschritt von Strophe zu Strophe, die Zustände des Abends, und im Abgesang antwortet ein Bild des jenseitigen Lebens. Wie überlegen der kühne Einfall durchgeführt ist, zeigt etwa in der 5. Strophe der geistreiche Doppelsinn des Wortes „Arbeit" (den der heutige Leser nicht einmal mehr ohne weiteres versteht). Im Aufgesang ist von der Tagesarbeit die Rede, die nun zu Ende ist. Dann aber heißt es:

Herz, freu dich, du solt werden
vom Elend dieser Erden
und von der Sünden Arbeit frei.

Hier bedeutet Arbeit noch ganz im mittelalterlichen Sinn, der damals noch halb bewußt mitschwang, so viel wie ängstliche Mühsal. Die Sünde als unnütze Qual: welche Entspannung liegt in dem Gedanken!

Im Augenblick vor dem Geheimnis des Einschlafens, das mit erschütternder Schlichtheit ausgesprochen wird, steht die Notwendigkeit des göttlichen Schutzes da. Der antithetische Strophenbau wird fallen gelassen, und in herrlicher Breite strömt das Gebet:

Breit aus die Flügel beide,
o Jesu, meine Freude,
und nimm dein Küchlein ein.
Will Satan mich verschlingen,
so laß die Englein singen:
dies Kind soll unverletzet sein!

Und der letzte Gedanke des Hausvaters gilt den Lieben, die das schützende Dach mit umschließt. Die güldenen Waffen des Himmels sollen um ihr Bett stehen.

Hinter der Hauptstrophe steht das tragisch große Herrnwort Matthäus 23, 37. Der Weheruf über Jerusalem ist der Kontrapunkt zu der einfachen Süße des ländlichen Bildes. Das ist der ganze Paul Gerhardt. Wenn das Wesen des Klassischen in der rätselhaften Vereinigung von Einfalt und Fülle liegt, so sind Gerhardts beste Lieder klassisch. W. Scherer sagt geistvoll, es seien die Lieder eines „landwirtschaftlich interessierten Kleinstädters". Der klar umgrenzte Lebenskreis einer solchen Existenz hat in sich schon etwas Klassisches, er brauchte sozusagen nur ausgesprochen zu werden. In diesem „Nur" liegt die Leistung. Gerhardt hat es als einziger von seinen Zeitgenossen verstanden, die schlicht menschliche Abhängigkeit von Wind und Wetter, von dem Wechsel der Jahreszeiten, von Abend und Morgen, die naive Freude an den natürlichen Gaben Gottes, das Gefühl des göttlichen Schutzes auszusprechen ohne die pseudoantikischen Bildungsfloskeln, die die Barockdichtung sonst weithin verunstalten. Wir atmen in diesen Liedern reine frische Himmelsluft ohne falsches Parfüm, wir schauen aufatmend empor in die Stille des gestirnten Firmamentes ohne künstliches Feuerwerk. Inmitten der beschämenden Ausländerei des siebzehnten Jahrhunderts umgibt uns ein unverwüstlich deutsches Wesen.

Heinrich Schütz

1585—1672

Von

Friedrich Blume

Das Schicksal der deutschen Kunst und Musik entscheidet sich jeweils von neuem im Austrag des beständig währenden Kampfes zwischen germanischem und romanischem Geist. Weltgefühl, Lebensstil und Kunstwollen der beiden Völkergruppen unterliegen fortdauernd gegenseitiger Wechselwirkung, Anziehung und Abstoßung. In gewissen Abständen kehren diese Auseinandersetzungen wieder, deren Wellenzug im wesentlichen auf die gleiche Weise verläuft. Der deutsche Geist, stets empfänglich für die ihm von anderen Völkern zuströmenden Gedanken, eignet sich lebhaft das Fremde an, macht es sich in raschester Folge erst dienstbar, dann gemeingebräuchlich, dann artähnlich und verwandelt es binnen kurzer Frist, oft schon innerhalb einer einzigen Altersschicht so gründlich, daß das deutsche Ergebnis mit dem fremden Urbild nur noch Grundgedanken und Umriß gemein hat, seinem Wesen nach aber unverkennbar eigentümlich deutsche Züge trägt. Im Erobern, Durchdringen und Verwandeln verläuft ständig ein entscheidender Teil deutscher Kunstübung. Die größten Gestalten der deutschen Geschichte erstehen in diesem Ringen. Sie tragen den Kampf in ihrem eigenen Leben und Schaffen aus und fällen Entscheidungen, die jeweils für lange Dauer das Gepräge der deutschen Kunst bestimmen. Ihre Größe liegt in der Verantwortlichkeit und der Kraft, mit der sie die Entscheidung treffen, und mit der sie überzeugend die Führung an sich reißen. Indem sie das tun, werden sie jeweils für ihr Zeitalter die großen Gesetzgeber der deutschen Kunstübung. Diese Stellung hat Heinrich Schütz gemein mit Dürer, Haydn, dem Meister der Naumburger Stifterbildnisse und Fichte.

*

Für die Jugendzeit Schützens gilt, daß in der Musik „deutsche Art" gleichbedeutend war mit „lutherischer Art". Luthers Anschauung, ältestes christliches Gedankengut neuprägend, sah in der Musik die sittliche Macht, die erziehend und läuternd auf den Menschen einwirkt und ihn, ähnlich Schrift und Lehre, zum Empfang der göttlichen Gnade bereitet. Nur in der Beziehung auf Gott erhält alle Musik Sinn und Wert, geleite sie den Menschen durch Tages- und Jahreskreis, versinnbildliche sie beim Meßopfer die Vereinigung von Gottheit und Menschheit, oder diene sie zur Veredlung des weltlichen Lebensgenusses. Die Gesamtheit ist ihr Träger, an die Gemeinschaft, nicht an den Einzelnen richtet sie sich. Die „Gemeinde der Heiligen", durchwaltet von der Kraft des allgemeinen

Priestertums, bildet sich in der Musik ab. Selbstgesetzlichkeit kommt der Musik nur mit Beziehung auf die innere Ordnung des Tonstoffes, Selbstwert kommt ihr nicht zu. Dienerin am Sinn der Welt ist sie und gestattet dem Menschen nicht, sein Menschlichstes und Eigenstes, sein Fühlen und Wähnen auszusprechen. Eine harte Kunst, deren Gesetz die göttliche Weltordnung ist und das, worin diese sich äußert: die Heilige Schrift und ihre gleichwertige Nachbildung im Liede, die gottesdienstliche Form, das Wort. Ihre Aufgabe, Sinnbild solcher Ordnung zu sein, erfüllt sie, indem sie den jeweiligen Inhalt unangetastet und unverwandelt zur Darstellung bringt, ihn in einer Sprache des Nichtwirklichen ausspricht, ihn in einen Daseinskreis des Nichtdiesseitigen erhöht. Form ist Sinnbild. Den sinntragenden und formgebenden Grundweisen wohnt jeweils ein fest umrissener Gedankengehalt inne. Diesen Gehalt gilt es: nicht Selbstgewähltes; darzustellen gilt es: nicht auszudrücken; Form als Sinnbild und Abbild: nicht als Niederschlag des Gefühls; Gesetz: nicht Freiheit; Dienst: nicht Selbstwert.

Aus solcher Artung prägt die Musik ihre Formen und ihre Menschen. Formen, die nur auf die Darstellung einer Gesamtheit und ihres Verhältnisses zur Weltordnung gerichtet sind und keinen Anspruch erheben, selbstwertig aufgefaßt zu werden und die Seele des Einzelnen zu treffen. Menschen, die als Höchstes in sich den Beruf fühlen, die Sprache dieser Gesamtheit zu sprechen, Wort und Lehre aus diesem Geiste jeweils erneut lebendig zu machen, nicht ihr Ich in der Form auszudrücken, ihr eigenes Menschentum der Gesamtheit entgegenzustellen. Die Kirchenliedmotette und der lutherische Kantor sind die Zeugen dieses Geistes. Sie haben gelebt, solange die lutherische Musik in lebendiger Entfaltung blieb. Seb. Bach vollendete in seiner Spätzeit zum letzten Male die Gestalt des lutherischen Erzkantors, die zum ersten Male von Luthers Freund Johann Walther, dann in der umfassendsten Weise von Schützens älterem Zeitgenossen Michael Praetorius ausgeprägt worden war. Bachs späte Liedkantaten sind letzte ragende Zeugnisse des gleichen Geistes, der 200 Jahre früher die lutherischen Liedmotetten prägte, wie sie Georg Rhaw in Wittenberg in umfassender Sammlung gedruckt hatte.

Während alles, was sich aus Luthers Geist für die Musik gebildet hatte, bestehen blieb, wuchsen doch gleichzeitig der deutschen Musik um die Wende des 16. Jahrhunderts aus Italien neue Kräfte zu. Vielfältig verschlungene Vorgänge und Anlasse öffneten dem neuen Wesen das Tor. Die kirchlichen Streitigkeiten um das Erbe Luthers, das Vordringen der Lehre Calvins, die Feindschaft zwischen den Vertretern beider, die zur Abschnürung des Luthertums im Konkordienwerk führte, der landeskirchliche und kleinstaatliche Zerfall, die innere Zersetzung der Lehre durch das Vordringen der Forderung nach ihrer vernunftgemäßen Begründung, der immer nachdrücklicher erhobene Anspruch auf wörtliche Befolgung und erörterungslose Dauergeltung der jetzt als Vorschrift verstandenen Weisungen Luthers, das alles hatte den Boden für die Musik ebenso unterhöhlt wie für die gesellschaftliche und staatliche Ordnung. Wuchs die Volksstimmung immer

deutlicher zur heftigen Feindschaft gegen den nachtridentinischen Reformkatholizismus an, so konnten doch die maßgebenden Theologen Kursachsens, Polykarp Leiser und nach ihm Hoë von Hohenegg, der als Kursächsischer Oberhofprediger und Kurator der Dresdner Hofkapelle langjähriger Vorgesetzter Schützens wurde, zweifeln, ob im Falle eines Krieges das Luthertum auf die Seite der römischen Kirche gegen den Kalvinismus gehöre oder alleinzustehen habe — eine Einigung mit den kalvinistischen „Sektierern" lag außer Betracht. Zur gleichen Zeit bewirkte die ständische Umschichtung, daß die deutsch-lutherisch geartete Musik mehr und mehr in die Hände des städtischen Bürgertums überging, während sich in den höfischen und den ihnen nahestehenden geistig führenden Kreisen neue, abgesonderte Ziele bildeten. Die Spaltung zwischen verschiedenen, die Musik tragenden Schichten bildete eine weitere Einfallspforte für neue Strömungen. Im Bilde der neuen Kunstrichtung tritt scharf die Ausrichtung auf das Einzelmenschentum hervor. Die Persönlichkeit, die den Anspruch erhebt, sich aus eigener Kraft und eigener Vernunft selbstverantwortlich mit der Weltordnung auseinanderzusetzen, und die selbstherrlich der Gesamtheit als Führer und Prediger gegenübertritt, muß sich notwendig in der Musik anders ausprägen als eine Gemeinde, innerhalb deren der Einzelne nur Glied der allgemeinpriesterlichen Gleichberechtigung ist. Endlich wirkt die gesamte, vor dem Dreißigjährigen Kriege sich vollziehende Umschichtung sich in einer Verschiebung der weltanschaulichen Grundlage der Musik aus: neben jene gottbezogene und nur aus diesem Bezug sinnvolle tritt eine neue Art von Musik mit dem Anspruch auf Selbstgeltung und Selbstwert, Musik, in der der Einzelmensch sein Erlebnis ausdrückt. Die Willenskundgebung des Einzelnen gilt es: nicht eine allgemeingültige Aussage; die seelische Haltung: nicht den gegebenen Inhalt; die Vermenschlichung des Stoffes: nicht seine Erhöhung in eine jenseitige Welt; Ausdruck: nicht Darstellung; Herrentum: nicht Dienst.

Es liegt notwendig in der Richtung solchen Kunstwillens, daß schließlich die Beziehungsmitte nicht mehr Gott sein kann. Der Ausdruck persönlichen Selbstbewußtseins muß dort gipfeln, wo die Persönlichkeit am reichsten und großartigsten sich entfalten und selbst Mitte werden kann: im Fürsten. Eine Musik, deren Ziel in der Verkörperung fürstlicher Allgewalt liegen sollte, bereitete sich vor. Aber in Deutschland bildete sich der Gegensatz zwischen dieser und einer gottbezogenen Musik nicht so scharf und nicht so einseitig aus wie bei den romanischen Völkern. Die fürstliche Allgewalt wurde in Deutschland zum Gottesgnadentum und behielt auf lange Zeit jenes halbreligiöse Gepräge, das es auch der Musik ermöglichte, Gegensätze, die letzten Endes unvereinbar sind, in sich zu verschmelzen, ja, gerade aus diesem Widerspruch besonderen Reichtum zu ziehen. In die Gestaltgrundlagen der Musik und in die Aufgabe des Musikers griff diese Wendung tief und unmittelbar ein. Dem Bilde des lutherischen Kantors trat der höfische, das will für Deutschland sagen: der vorwiegend religiös gerichtete, seiner Formensprache und Ausdrucksweise nach höfische Musiker, der Liedmotette alten Stils

das „Konzert" mit seinen monodischen und konzertierenden Stilmitteln zur Seite. Während aber bei den romanischen Völkern mehr und mehr der geschichtliche und sagenhafte Stoff, in dem man sein eigenes Gesicht hineinspiegelte, bevorzugt und die geistliche Musik zur Nebenform der höfisch-weltlichen wurde, erlebte sich der deutsche Mensch am religiösen Stoff, gegen den noch für lange hinaus weltliche Stoffe in den Hintergrund traten. Durch diesen gemeinsamen Urgrund alles Lebens, Denkens und Fühlens blieben im deutschen Volkstum die höfisch-bildungshaften und bürgerlich-kirchlichen Schichten aufs engste miteinander verbunden und vor dem entschiedenen Auseinanderfall bewahrt, der in Frankreich und Italien sich rasch vollzog. Hierin liegt der reichste Kraftquell der deutschen Musik im 17. Jahrhundert. Der junge Bach und der junge Händel haben das Bild des „höfischen Musikers" zum letzten Male vollendet ausgeprägt, dessen höchste Entfaltung mit dem Namen Schütz verknüpft ist.

Den äußeren Lebensgang prägte die innere Berufenheit. Geboren in Köstritz a. d. Elster (8. Oktober 1585), wuchs der Knabe in Weißenfels in wohlhabenden bürgerlichen Verhältnissen auf. Der Vater besaß und bewirtschaftete dort den Gasthof „Zum Schützen", das Stammhaus der Familie. Die großen religiösen Erschütterungen, die in die Jugend des Pfarrerssohnes Michael Praetorius zur gleichen Zeit tief eingriffen, scheinen an den frühen Jahren Schützens ohne Spuren vorbeigegangen zu sein. Erzogen in den überlieferten Anschauungen seiner Schicht, gebildet an einer humanistischen Lateinschule, beheimatet in einem gefestigten Lebensstil und einer schon damals in sich geschlossenen heimischen Musiküberlieferung, wuchs der junge Schütz heran. Wäre er in dieser Umgebung verblieben, so würde er wohl nie den Musikerberuf ergriffen haben. Der Vater wünschte eine Ausbildung des Sohnes zum Juristen, und sein ganzes Leben hindurch hat Schütz den Verzicht auf diesen Beruf als Verlust betrachtet.

Ein schicksalhaftes Ereignis riß den Knaben aus dem gewohnten Kreise. Landgraf Moritz von Hessen nahm auf einer Reise 1598 im „Schützen" zu Weißenfels Wohnung und fand Gefallen an der Sopranstimme und den musikalischen Fähigkeiten des Kindes. Er wünschte, den Knaben an seinen Hof zu bringen und ihm die damals übliche Musikerlaufbahn dadurch zu eröffnen, daß er ihn als Diskantisten in die Hofkapelle aufnahm und sich verpflichtete, ihn überdies „in allen guten Künsten und löblichen Tugenden" erziehen zu lassen. Nach einigem Zögern brachte der Vater am 20. August 1599 den noch nicht 14jährigen nach Kassel. Der geistig bedeutendste unter den damaligen deutschen Fürsten übernahm damit die Sorge für einen jungen Menschen, der einmal das Schicksal der deutschen Musik für sein Jahrhundert bestimmen sollte. 17 Jahre enger und, wie es scheint, später fast freundschaftlicher Verbindung standen bevor.

Landgraf Moritz war ein in allen Geistesgebieten bewanderter und zum Teil selbst schöpferischer Mann, bedeutend in der religiösen, politischen und militärischen Geschichte Deutschlands, von umfassendem Kunstverständnis und sicherem

musikalischem Urteil, selbst auch gern und mit guter Durchschnittsleistung als Komponist tätig. Er und sein Nachbar, Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, unterhielten damals die besten Kapellen unter den mittel- und norddeutschen Fürstenhöfen, denen an Größe nur die Dresdener überlegen war. Der Geist einer neuen Zeit wehte kräftig am Kasseler Hofe. Die Person des Fürsten erscheint hier schon nicht mehr als die des Landesvaters und ständischen Oberhauptes im alten Sinne. Selbstherrlichkeit und ein hohes Maß von Selbstbewußtsein haben Moritz von je ausgezeichnet und ihn später in schweren Kampf mit seinen Ständen und in ein tragisches Ende getrieben. Die Entfaltung eines Höchstmaßes von äußerem Glanze erforderte auch eine reiche Pflege der Musik. Englische Schauspielertruppen und Instrumentisten — deren Musik eben damals für ganz Deutschland vorbildlich zu werden begann —, italienische Gesangs- und Instrumentalvirtuosen wurden beschäftigt, üppige Feste mit allem Glanze begangen, der die Allgewalt des Fürsten erhellen und darstellen konnte. Religiöse Eigenmächtigkeit fehlt dem Bilde des Landgrafen nicht: 1605 zwang Moritz dem größten Teil seines Landes das reformierte Bekenntnis auf. Er selbst verfaßte eine Sammlung vierstimmiger Sätze zu Lobwassers Psalmenliedern für den Gottesdienst. In reichster Fülle entfaltete sich am Kasseler Hofe das geistige Leben der Zeit. Hier hat wohl Schütz, wenn er sich auch später dessen nicht immer bewußt war, die stärksten Antriebe seiner Entwicklung erfahren.

Einen Musiker von höchstem Rang an seinen Hof zu ziehen, mißlang dem Landgrafen mehrfach. Die Hofkapelle leitete Georg Otto, ein feiner und vornehmer Meister, der aus der Schule Johann Walthers hervorgegangen war. Bei ihm mag auch der junge Schütz seine musikalische Ausbildung erhalten haben, deren er freilich in seinem „Lebenslauf" vom Jahre 1651 nicht eben freundlich gedenkt. Die Grundlage einer um die Jahrhundertwende ausgeprägten, ganz besonderen deutschen Spielart des polyphonen Satzstils, die hier gelegt wurde, hat Schütz zeit seines Lebens nicht verlassen, selbst nicht in denjenigen Werken, in denen er eine scheinbar völlig gegenteilige Richtung einschlug. Weit mehr Gewicht aber dürfte der Heranwachsende auf den wissenschaftlichen Unterricht am „Collegium Mauritianum" gelegt haben, jener berühmten Lehrstätte, die Moritz gegründet hatte, und deren Oberleitung er selbst führte. Dort wurden die Söhne des Adels und der Offiziere zusammen mit den bevorzugten Kapellknaben erzogen, und dort hat Schütz den Grund zu seinen wissenschaftlichen Neigungen gelegt. 22jährig ließ er sich zusammen mit seinem Bruder Georg als Student der Rechte an der hessischen Universität Marburg einschreiben und betrieb seine Ausbildung so, daß er alsbald mit einer lateinischen „Disputation" hervortreten konnte. Der Landgraf aber stellte seiner eigenen Urteilsfähigkeit das beste Zeugnis aus, indem er den Widerstrebenden geradezu nötigte, seine musikalischen Anlagen weiter zu fördern. Das erzählte Schütz später selbst: „Es wurde aber solcher mein fürsatz (sonder zweiffel aus schickung Gottes) mir bald verrücket, In dem, nemblich,

Herr Landgraff Moritz einsten nacher Marpurgk kam (welcher die Zeit über, als an seinem Hoffe Ich für einen Capellknaben mich gebrauchen lassen, vielleicht vermercket haben mochte, ob zu der Music Ich von Natur in etwas geschickt were) und nachfolgenden Vorschlag mir thun lies: Weil dero Zeit in Italia, zwar ein Hochberümter, aber doch zimlich alter Musicus und Componist noch am Leben were, So solte Ich nicht verabseumen, denselbigen auch zu hören, undt etwas von ihm zu ergreiffen, undt ließen hochgedachte Ihre Fstl. Gnaden, zu Vollestreckung solcher Reise, mir zugleich ein Stipendium von 200 thlrn jährlichen anpraesentiren, welchen Vorschlag dann (als ein junger, und die Weld zu durchsehen auch begieriger Mensch) Ich zu unterthenigem Danck ganz willigst annam, und darauff Ao. 1609 gleichsamb wieder meiner Eltern Willen, nacher Venedig fortzog."

Der „zimlich alte Musicus und Componist" war Giovanni Gabrieli, der in Wirklichkeit damals erst 52 Jahre zählte. Schütz genoß seinen Unterricht 2 Jahre lang und blieb, als sein Stipendium ablief, auf eigene Kosten noch ein weiteres Jahr in Venedig, bis zum Tode seines Lehrers (1612), der ihm in freundschaftlicher Gesinnung von seinem Sterbelager aus einen Ring übersandte. Gabrieli war damals der musikalische Lehrmeister Europas. Selbst in engen Beziehungen zu Lasso stehend, befreundet mit H. L. Haßler, wurde er der Bildner einer ganzen Schicht jüngerer Musiker, unter denen sich neben Schütz eine ganze Reihe deutscher und nordischer Namen findet: Hans Nielsen, Mogens Pedersön, Melchior Borchgrevinck, Niels Kolding, Johann Grabbe. Das Gesellenstück, das fast ein jeder von ihnen, so auch Schütz im Jahre 1611, als Zeugnis einer abgeschlossenen Ausbildung vorlegte, war ein Buch italienischer Madrigale. Schütz widmete das seinige dem Landgrafen.

Mit der Rückkehr aus Italien (1613) war ein erster Teil von Schützens Lebensgang abgeschlossen. Für einen Künstler seines Zeitalters außergewöhnlich spät zur Musik gekommen, war er mit 28 Jahren noch nicht zum Beruf entschlossen. Im Gegenteil, fast ein Widerwille spricht aus seinen Worten: „und dahero mich fast sehr gereuet gehabt, das von denen auff den Teutschen Universiteten gebreuchlichen, und von mir albereit ziemlich weit gebrachten Studiis Ich mich abgewendet". Infolgedessen beschloß er, mit seinen „in der Music nunmehr gelegten gueten fundamenten, noch etliche jahr zurücke, und mit denselbigen sich gleichsamb verborgen zu halten" und auf seiner Eltern Rat die Musik „als eine Nebensache zu tractiren", die „vorhin außer handen gelegte Bücher wieder hervorzusuchen" und in Leipzig das Rechtsstudium wieder aufzunehmen. Abermals jedoch, zum dritten Male, griff der Landgraf entscheidend ein und berief den Zweifelnden nach Kassel in die Stellung eines Hoforganisten.

Was die deutsche Musik an lebendigen Überlieferungswerten in sich barg, war in Schütz aufgegangen. Die venezianische Schulung hatte Neues dazugefügt: die Neigung zum Klangschönen und Klangsinnlichen an sich, die Fertigkeit der Satzbehandlung und die Kunst, eine bis dahin ungekannte Fülle vielfältiger und

gebrochener Farben auszugießen, einzelne Bilder, Bewegungen, Vorstellungen musikalisch nachzuzeichnen. Die Behandlung großer Besetzungskörper, die Gegeneinanderstellung von Sologesang, mehreren Vokal- und Instrumentalchören, die Kunst der Gegensatzwirkungen schlechthin zur Vergegenständlichung und sinnlichen Veranschaulichung des Stoffes, ja schließlich zu einer Art dramatischer Zuspitzung zu nutzen, durch den Wechsel der Farben, Bewegungsformen, Lagen und Klänge die Teile des Musikwerkes in Spannungsverhältnisse hineinzusteigern, die Fülle der Gesichte und die Ballung der Erregungen aber nicht zerfallen zu lassen, sondern sie in die eherne Gewalt großer Gruppenformen zu bannen, das hat Schütz von Gabrieli gelernt. Dafür legte er mit seinem ersten großen geistlichen Druckwerk, den „Psalmen Davids sampt etlichen Moteten und Concerten" (1619) Zeugnis ab. Die 26 mehrchörigen Kompositionen dieser Sammlung (zusammen mit einigen ungedruckt gebliebenen und einigen Gelegenheitsarbeiten) entfalteten das Äußerste, was an Pracht und Farbigkeit denkbar war. In ihrer wuchtigen Klarheit und ihrer scharf gemeißelten Sprache wiesen sie voraus auf die Wendung, die bald bei Schütz eintreten sollte. Trotz allem bleiben sie im Grunde überlieferungsgebunden und vereinbar mit deutsch-lutherischer Musikanschauung. Begann auch der Komponist bereits als Prediger und Deuter aus der Gesamtheit herauszutreten, begann die Musik, sich an die Seele des Einzelnen zu richten und sein Erlebnisvermögen anzusprechen, so waren doch alle diese Werke noch aus dem Gefühl der Verpflichtung an das Wort und aus einer Haltung entstanden, die noch die übermenschliche Geltung des Gegenstandes spürbar werden läßt. Deutsch und Italienisch, Überlieferungstreue und Drang zur Selbstgeltung halten sich die Waage. Eine Entscheidung zu alten oder neuen Bahnen ist noch nicht getroffen.

Wieder klingt es wie entsagende Fügung in eine aufgezwungene Bestimmung, wenn Schütz von seiner endgültigen Berufswahl sagt: „Es schickete es aber Gott der almechtige (der mich sonder zweiffel zu der Professiön der Music von Mutterleibe an abgesondert gehabt)", daß ihm 1614 vorläufig und 1615 für die Dauer die Leitung der Kurfürstlichen Hofkapelle in Dresden angeboten und hierdurch seinen „umbschweiffenden gedancken ein Ziel gestecket" wurde. Das Amt als Bürde, als von Gott auferlegte Last, das ist ganz lutherisch empfunden, denn es bedeutet den Dienst an einer fordernden Aufgabe und den Verzicht auf die freie Entfaltung der natürlichen Persönlichkeit. Äußerlich war die Berufung an den Hof des Kurfürsten Johann Georgs I. von Sachsen ein beispiellos glänzender Aufstieg. Schütz war Anfänger, ohne praktische Erfahrung, eigentlich noch nicht einmal Berufsmusiker, als ihm die Leitung der bedeutendsten Hofkapelle des protestantischen Deutschland übertragen wurde. Der erhaltene Briefwechsel zwischen Landgraf Moritz und dem Kurfürsten beweist, höchst ehrenvoll für Schütz, wie stark sich beide der Einzigartigkeit dieses Mannes bewußt waren. Das Amt, das der Dreißigjährige übernahm, hat er mit wenigen Unterbrechungen bis zu seinem Tode, 57 Jahre lang, getragen — auch später als Bürde empfunden. In geistiger Hinsicht konnte sich

der kursächsische Hof mit dem hessischen so wenig messen wie der Kurfürst selbst mit der weit überlegenen Persönlichkeit des Landgrafen. Zwischen Kleinlichkeit und Prahlerei schwankte das Wesen des Kurfürsten. Kirchliche Streitigkeiten beherrschten das Feld, und von der weltweiten Offenheit und vorausschauenden Großzügigkeit, die Moritz eigen waren, gab es hier keine Spur. Matthias Hoë von Hohenegg, Oberhofprediger und Kapellintendant, war der maßgebliche Mann. Lutherische Anschauung verengte sich in ihm zu gehässiger Streitsucht und aufgeblasener Selbstgerechtigkeit.

Dennoch gab es ein Tor, das Schütz den Weg ins Freie öffnete: der Hang des Kurfürsten zum Prunk und zu barocker Zurschaustellung seiner Person verlangte eine ausgedehnte Kapelltätigkeit und einen glanzvollen Erweis dessen, daß man in Dresden zu schätzen wußte, was neu und kostspielig war. Die Mittel flossen anfangs reichlich. Hindernisse wurden Schütz in keiner Beziehung in den Weg gelegt. In der Verpflichtung geübter Kräfte, im Bezug der neuesten italienischen Musikalien, im Kauf von Instrumenten, in der Ordnung der Kapelle ließ man ihm freie Hand. Prunkreisen, höfische Feste, Fürstentage, Hochzeiten, Taufen boten erwünschte Anlässe zu zeigen, was man vermochte. Kirchenmusik großen Stils wurde weniger gefordert als Kammer- und Tafelmusik, geistlichen und weltlichen Inhalts, vokaler und instrumentaler Besetzung, dazu für die Privatandachten des Hofes eine Art religiöser Kammermusik von erbaulicher Haltung, die weder an eine gottesdienstliche Form noch an die Versinnbildlichung bestimmter Lehrgehalte gebunden war. Das erste größere, für Dresden entstandene Werk, die „Historia der fröhlichen und siegreichen Aufferstehung unseres einigen Erlösers und Seligmachers Jesu Christi" (1623) ist „in Fürstlichen Capellen oder Zimmern umb die Osterliche zeit zu geistlicher Recreation füglichen zu gebrauchen". Hielt er sich in diesem Oratorium auch der äußeren Form nach an das Vorbild, das einer seiner Amtsvorgänger in Dresden, A. Scandellus, gegeben hatte, so verfolgte Schütz in Einzelheiten deutlich neue Ziele: die wirklichkeitsnahe, bildhafte Vergegenständlichung der Ostergeschichte und, in Ansätzen, die unmittelbare Wirkung auf die Seele des Hörers durch eine erregte, die Worte deutende musikalische Sprache. An weltlicher Unterhaltungsmusik sind aus dieser Zeit einige deutsche Madrigale, zum Teil nach Dichtungen von Martin Opitz, erhalten, die sich noch eng an die Kompositionen der venezianischen Lehrzeit anschließen. Von weltlichen Prunkmusiken ist einiges wenige auf die Nachwelt gekommen, Stücke im mehrchörigen Gabrieli-Stil, während die Musik zu einer Glückwunschkantate (1621) verlorengegangen ist.

Langsam, wie Schützens gesamte künstlerische Entwicklung verlaufen ist, bahnte sich der Weg zur neuen Musik. Während längst die Italiener die musikalische Sprache für den Ausdruck persönlichen Erlebens und seelischer Erregung in ihrer „Monodie", dem lebhaft wechselvollen Sprechgesang, und die Form einer neuen Kammermusik in ihrem von wenigen Stimmen besetzten, ebenfalls in lebhaften

Gegensätzen ablaufenden „Konzert" gefunden hatten, zögerte Schütz, dem diese Entwicklung gut bekannt war, noch immer, Ähnliches zu versuchen. Die ältere deutsche Musikanschauung band auch ihn mächtig. Ein ganz unbedeutender Splitter aus seiner Werkstatt, ein Grablied vom Jahre 1623, verrät nur eben Bekanntschaft und Beschäftigung mit den neuen Dingen. Dann aber steht plötzlich ein Meisterwerk in letzter Vollendung da, die lateinischen konzertierenden Motetten („Cantiones sacrae") von 1625, das mit einem Schlage zeigt, wie weit sich Schütz, nunmehr 40jährig, von jenem älteren Musikwesen wegentwickelt hatte, und welch entschieden neuartige Wirkung nun von hier auf die deutsche Musik ausstrahlen mußte. Erstaunlich schon die äußeren Umstände: der erste Musiker des lutherischsten deutschen Kurfürsten widmete, schon während des großen Krieges, das Werk einem vertrauten Berater Kaiser Ferdinands II., dem Fürsten Ulrich von Eggenberg, und wählte für diese Sammlung die Texte völlig frei aus lateinischen Gebets- und Andachtssammlungen, die ihrer Herkunft nach jesuitisch-reformkatholisch waren, und die für den lutherischen Christen nur den Sinn frommer Betrachtung, mitfühlender Hingabe, bis zur schmerzzerrissenen Selbstzerfleischung oder bis zur wundersüßen Selbstaufgabe in der himmlischen Brautliebe haben, nie aber Ausdruck gemeindehaften Bekenntnisses oder Versinnbildlichung göttlicher Ordnung sein konnten. Der musikalische Stil war neu und in seiner Weise einzigartig: in feingewobenem, kammermusikalischem, vierstimmigem Satze wurde die heiße und leidenschaftliche Sprache der italienischen Ausdruckskunst angewendet. Zum ersten Male geschah es, und nun gleich mit voller Entschiedenheit und einprägsamer Wucht, daß ein deutscher Meister sich selbst, sein Innerstes und Eigenstes, Gefühl und Willen, Erlebnis und Haltung in Musik aussprach und von der Kraft seiner Persönlichkeit aus deutend, aufrüttelnd, erhebend, erschütternd und zermalmend seine Hörer packen und fortreißen wollte. Das Werk bedeutete die Wendung in Schützens Leben und in der Geschichte der deutschen Musik. Schütz hatte die Führung an sich gerissen, der erste Künder eines neuen Menschentums in der deutschen Musik. Während aber mit dem gleichen Schritt seine italienischen Zeitgenossen sich in bildungshafte Schöngeistigkeit und in die Sonderkunst einer bevorzugten Schicht zu verlieren begannen, fand Schütz, und hierin sollte sich alsbald seine volle Größe zeigen, nach diesem äußersten Schritt den Weg zu einer Durchdringung deutscher Überlieferung mit dem Geiste der neuen Zeit und der italienischen Kunst.

Es waren Jahre glückhaften Anstieges, in denen sich die Wandlung vollzog. Der künstlerische Ruhm Schützens mehrte sich. Beziehungen zu Freunden bahnten sich an, zu Joh. Hermann Schein, dem Leipziger Thomaskantor, zu dem Fürsten Heinrich Reuß Postumus, zu Opitz. Zum dänischen Hofe und zum Herzogshause von Wolfenbüttel erwuchsen Verbindungen, die für die Zukunft bedeutungsvoll wurden. 1619 gründete Schütz eine Familie. Seine Gattin, Magdalene Wildeck, schenkte ihm zwei Töchter. Sein Bruder Georg ließ sich als Rechtsgelehrter in

Leipzig nieder und vermittelte manche wertvollen Verbindungen; ihm komponierte Schütz 1619 als Hochzeitsmusik den Psalm 133 „Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen", gewiß nicht ohne Anspielung auf ihr eigenes gegenseitiges Verhältnis. Mit Kassel blieben Beziehungen bestehen; mit seinem dortigen Studiengenossen Christoph Cornet, der eben damals Nachfolger Ottos als Hofkapellmeister wurde, war Schütz durch Freundschaft verbunden. Da griff, auf der ersten Höhe des Glückes, das Schicksal hart ein. Nach 6jähriger Ehe wurde Schütz die Gattin entrissen, der er tief nachtrauerte. Ihm, der allmählich zum Meister und Vater der gesamten deutschen Musikerschaft aufstieg, die sich je länger desto mehr um ihn scharte und ihn uneingeschränkt als Berater, Schiedsrichter und Führer anerkannte, hatte es das Schicksal auferlegt, in seinem eigenen Leben mehr und mehr zu vereinsamen. Wenige Wochen vor dem Tode der Gattin hatte er deren Schwester die Grabmusik geschrieben. 1630 starb Schein in jungen Jahren, und Schütz komponierte ihm eine gewaltige Begräbnismotette auf die Worte „Das ist je gewißlich wahr". Vater und Schwiegervater wurden ihm in den nächsten Jahren entrissen, 1635 der Fürst Reuß, von Schütz mit der großartigsten Totenmusik beklagt, die je einem deutschen Fürsten gesungen wurde („Musikalische Exequien", 1636). Den hierin verwendeten Text „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren" mußte Schütz gleich in demselben Jahre 1635 noch einmal auf den Tod seines Freundes Cornet komponieren. Zwei Jahre später verlor er seinen Bruder Georg, ein weiteres Jahr danach seine ältere Tochter. Freude und Lebensgenuß wurden ihm in diesem Jahrzehnt für immer zerstört. Ein schweres menschliches Amt, ausgehend von der Sorge für seine Kapellmusiker und dann sich auf die gesamte Musikerschaft Deutschlands ausdehnend, hatte sich zu dem künstlerischen gesellt. Mußte dieses mit dem Verlust der freien Verfügung über die eigene Person und ihre Anlagen erkauft werden, so jenes mit dem Verzicht auf das Glück von Haus und Herd.

Vielleicht war es der Tod seiner Gattin, der Schütz zur Förderung einer Arbeit anregte, die als einzige Hausmusik unter seinen sämtlichen Kompositionen anzusehen ist, des Psalters nach Cornelius Becker (1628). Die Texte gehören zu der damals verbreiteten Gattung von Psalmennachdichtungen, die im Anschluß an die kalvinischen französischen Psalmlieder und deren deutsche Übertragung durch A. Lobwasser sich auch im lutherischen Bekenntnis einbürgerten und hier zunächst in der Regel auf ältere Kirchenliedweisen gesungen wurden. Bei Schütz handelte es sich aber nicht um Kirchenlieder, sondern um Lieder für Hausandachten: „... habe ich hiebevorn für meine Haußmusic und zu deren mir untergebenen Capellknaben frühe und AbendGebet etliche wenige newe Weisen ... auffgesetzet". Ursprünglich waren es nur einzelne Lieder, die Schütz komponierte und mit einfachster vierstimmiger Akkordbegleitung versah. Dann aber „hat es Gott ... gefallen, durch ein sonderliches HaußCreutz und durch den unverhofften Todesfall meines Weyland lieben Weibes, Magdalenen Wildeckin, mir solche führhabende andere Arbeit zu

verleiden und dieses PsalterBüchlein, als aus welchem ich in meiner Betrübnuß mehr Trost schöpffen könnte, gleichsam in die Hände zu geben". Mit 92 neuen und 11 alten Weisen ging das Buch zum Druck und wurde 1661 von Schütz noch mit den fehlenden Melodien zu den übrigen Psalmliedern versehen, nachdem Kurfürst Johann Georg II. es als Schul- und Kirchengesangbuch eingeführt hatte. In den Gemeindegesang ist keine der Weisen übergegangen, und so meisterhaft sie samt ihren Sätzen in ihrer knappen Klarheit sind, so bleibt doch unverkennbar, daß es sich für Schütz dabei nur um eine beiläufige Arbeit handelte. Eine kühle Sachlichkeit weht aus diesen Liedern: es war nicht die Form, in der eine Persönlichkeit wie er sich aussprechen konnte. Schütz hat denn auch diesen Nebenpfad nicht wieder beschritten.

Der gerade Weg führte von den „Cantiones sacrae" weiter zu der selbstbewußten und hochgesteigerten Sprache einer Gruppe von Sologesangswerken. Voran stand unter ihnen die Oper „Dafne", deren Text Opitz nach Rinuccini bearbeitet hatte, und die zu einer Hoffestlichkeit in Torgau 1627 zur Aufführung kam. Die Musik ist verschollen, nur Vergleiche mit den mutmaßlichen italienischen Vorbildern lassen ahnen, wie sie geartet war. Wie stark es Schütz drängte, diese Richtung weiterzuverfolgen, lassen die dringlichen Gesuche erkennen, die er an den Kurfürsten um Urlaub zu einer Reise nach Italien richtete. Was ihn anzog, war insbesondere der dramatische Sprechgesang, der von Monteverdi und seinem Kreise, darunter besonders A. Grandi, in Venedig gepflegt wurde, möglicherweise auch schon der jüngste italienische Stil der römischen Schule (Frescobaldi, Carissimi). Schützens Schüler Kaspar Kittel, den er nach Venedig kommen ließ, hatte soeben in Rom seine Ausbildung vollendet. Ein Jahr lang, von 1629 bis 1630, hielt sich der Meister in Italien auf. Wie in seinen ersten Lehrjahren, ließ Schütz auch diesmal noch in Venedig selbst das erste Ergebnis seiner neuen Studien drucken, den ersten Teil der „Symphoniae sacrae", und bald nach seiner Rückkehr nach Deutschland mag deren deutsches Gegenstück, die „Kleinen geistlichen Konzerte", entstanden sein, die infolge der zunehmenden Kriegsnöte erst 1636 und 1639 zur Ausgabe gelangten. Die Bestimmung dieser Gruppe von Werken ist wiederum höfisch-kammermusikalischer Art: es ist auf eindringliche Aussprache einzelmenschlichen Erlebens abgesehen. An biblischen und Kirchenliedtexten erweist sich die selbständige Gewalt persönlichen Deutungswillens. Wie Schütz die Texte wählt, ordnet, gruppiert, ausscheidet, zurechtrückt, wie er die Worte und Sätze in scheinbar einfacher, in Wirklichkeit höchst verfeinerter und anspruchsvoller Weise vorträgt, hier betonend, dort dämpfend, hier vorantreibend, dort hemmend, hier in Schauern süßer Wonne lyrisch ausweitend, dort in die Schärfe schmerzlichen Entsetzens steigernd, überall Gegensätze türmend, Spannungen bis zum Zerreißen erzwingend, das alles aber in knappster und wiederum scheinbar einfachster Form zusammenballend, das läßt auch den heutigen Menschen noch das Feuer eines gewaltig ringenden, in sich widerspruchsvollen, aber zur

Einheit höherer Form sich schließenden Geistes nachfühlen. Mit bescheidensten Mitteln, meist einer oder ein paar wenigen Singstimmen, Generalbaßbegleitung oder, wie in den „Symphoniae", einigen wenigen, solistisch besetzten Instrumenten baute sich hier der ganze Reichtum einer völlig neuen musikalischen Welt in berückender Sinnlichkeit, packender Wirklichkeitsnähe, wilden Gefühlsausbrüchen und verstandesklarer Schärfe, dramatischen Verknotungen und befreienden Entladungen auf, unvergleichbar und von keinem anderen — deutschen oder außerdeutschen — Musiker in gleicher Gewalt wieder erreicht oder auch nur geplant. Außerhalb der Druckwerke kommt es zu ganzen musikdramatischen Szenen wie zu „Pharisäer und Zöllner", dem „12jährigen Jesus im Tempel" u. a. Wie im Gebiet der polyphonen Motette, das Schütz für zwei Jahrzehnte zugunsten des Sologesangs verließ, die „Cantiones sacrae", so bedeuten innerhalb des neuen Stils die „Kleinen geistlichen Konzerte" und der erste Teil der „Symphoniae sacrae" die entscheidende und geschichtsbildende Wendung.

Die Beschränkung auf kleine Besetzungen entsprach dem bildungshaften und anspruchsvollen Wesen dieser Musik, hatte aber auch äußere Anlässe. Der Krieg begann auch am Dresdener Hofe die Verhältnisse fühlbar zu beeinträchtigen. Der Kapellbestand sank von gegen 40 Mitgliedern um 1620 auf 10 um 1640. Die Leistungsfähigkeit ging darüber hinaus durch Abwanderung der besten Kräfte zurück. Die Anteilnahme des Kurfürsten verringerte sich in dem Maße, als politische Verwicklungen an die Stelle der früheren Prunkentfaltung traten. Rücksichtslos ließ er die Musiker verelenden. Schütz selbst hatte seine zweite italienische Reise aus eigenen Mitteln bestreiten müssen. 1630 schuldete ihm die Hofkasse 500 Gulden. Seiner eigenen Lage nicht gedenkend, suchte er der Kapelle durch Vorschläge neuer Ordnungen künstlerisch, ihren Mitgliedern durch eigene Opfer in väterlicher Weise wirtschaftlich aufzuhelfen. Er machte Eingaben über Eingaben an den Kurfürsten, er versetzte Wertstücke seiner eigenen Habe, um bei einzelnen Musikern die schlimmste Not zu mildern. Er beschwor das christliche und fürstliche Gewissen seines Brotherrn. Die meisten dieser Schritte blieben vergeblich. In den letzten Lebensjahren Johann Georgs I. († 1656) verschlimmerten sich die Zustände mehr und mehr, obwohl der Krieg vorüber war. Mit ehrlichem Zorn und ungeschminkter Deutlichkeit warf Schütz dem Kurfürsten seine Versäumnisse vor. Der Bassist hatte „aus Armut seine Kleider vor etlicher Zeit wieder verpfändet und ist seithero in seinem hause, nicht anders als Eine bestie im Walde verwildert". „So vernehme ich, derselbe Stecke wie eine Saw im koben, habe kein bettwerck, liege auf stroh, hette albereit mantel und wambs versetzet". „In summa Ich befinde es weder löblich noch Christlich, daß bey so grossen landen nicht 20 Musicanten können oder wollen unterhalten werden." Ein andermal wußte er dann auch mit schmunzelndem Humor die Schwächen seiner Musiker zu decken: „Ist aber schade und immer schade um solche köstliche Stimme, daß sie aus der Capell verlohren gehen solle, was ists, das sonst an seinem humor nichts sonder-

liches taugliches undt seine Zunge teglich in der Weinkanen will abgewaschen sein, alleine Eine solche weite gurgel bedarff auch mehr nässe als manche enge, und ob der guete Kerl seine geringe besoldung gleich auch richtig bekäme, würde sie doch zu grossen Bancketen nicht ausreichen, und wann man dieses Kerls gubernement und haushaltung recht erkennen wolle, solle man ihm ... sein gering bislein nur zu rechter Zeit geben lassen, als lange aber solches nichts geschieht, kann man ihm gleichwohl für einen grossen Verschwender auch nicht ausruffen".

Schütz selbst konnte sich dem Kriegselend zeitweise entziehen. Er nahm Urlaub nach Wolfenbüttel und Kopenhagen und wurde 1633 von König Christian IV. von Dänemark gegen hohe Besoldung als Oberkapellmeister angestellt. Briefe, durch die der Meister diese Berufung betrieb, lassen erkennen, daß er sich ganz als dramatischer Komponist fühlte. Zu Feierlichkeiten am dänischen Hofe komponierte er Schauspiel-, Ballett- und andere Bühnenmusiken, die aber, wie die „Dafne" und ein 1638 für Dresden komponiertes „Orpheus"-Ballett, ebenfalls verschollen sind. Mit Auszeichnungen überhäuft — der König beschenkte ihn reich und bezeichnete ihn in einem Briefe an den Kurfürsten als „seinen besonders lieben" Oberkapellmeister — verließ Schütz Kopenhagen 1635. Doch befand er sich 1637 schon wieder für kurze Zeit dort und hielt sich zum dritten Male mehr als zwei Jahre (1642—44) am dänischen Hofe auf. An den Güstrower, den Weimarer und den Wolfenbütteler Hof führten ihn mehrere Reisen. Mit dem letzteren verband ihn zeitlebens das Amt eines „Kapellmeisters von Haus aus" und ein fast freundschaftliches Verhältnis zu der Herzogin Sophie Elisabeth.

Inzwischen hatte der sächsische Kurprinz — nachmals Kurfürst Johann Georg II. — eine eigene Kapelle errichtet, die ebenfalls Schützens Oberleitung unterstand und leistungsfähiger war als die seines Vaters, mit der sie nach dem Regierungsantritt des neuen Herrn verschmolzen wurde. Dennoch hatte Schütz das Gefühl, seine Kräfte an einen verlorenen Posten zu vergeuden. Nach einer Erkrankung, die er 55jährig überstand, häuften sich seine Gesuche um Entlastung vom Hofdienst, um Dauerurlaub in seine Heimat Weißenfels, wo er ganz der Komposition und der Sammlung und Herausgabe seiner Werke leben wollte. Aber nur vorübergehend wurde ihm sein Wunsch gewährt. Von zunehmenden Lebensjahren und übermäßiger Anstrengung geschwächt, vermochte Schütz kaum noch, alle seine Pflichten zu erfüllen. 1651 brach er, 66jährig, in die bitteren Worte aus, die noch einmal seinem verlorenen wissenschaftlichen Beruf nachtrauerten: „das für meine person (ohngeachtet auch bey meinem nunmehr herangekommenen hohen alter, ich mir doch noch etwa eine fernere Reichs- oder Hanseſtadt zu meiner letzten Herberge auff dieser weldt erwehlen könte) Ich weis Gott lieber Einen Cantor oder Organist in einem kleinen Städtlein, als lenger bey solchem Zustand zu sein, da mir meine erste Profession verleidet, gut und mut entzogen wird ..." Aber erst der neue Regent, einer jüngeren Art von Musik zugeneigt, willfahrte

seinen Wünschen und entband Schütz vom regelmäßigen Dienst, beließ ihm aber Rang und Einkünfte und verpflichtete ihn, bei außerordentlichen Gelegenheiten zur Verfügung zu stehen.

Während dieser Jahre vollzieht sich eine innere Entwicklung, die von jenem äußersten Maße an Erregtheit des Ausdruckes und an persönlicher Bezogenheit gleichzeitig zu einer Beruhigung und einer allgemeineren Geltung hinführt. Der 2. und 3. Teil der „Symphoniae sacrae" (1647 und 1650; beide im Laufe längerer Zeit entstanden) verändern das Gepräge des ersten im Sinne entschiedener Abklärung und Lyrisierung. Eine größere Breite wird in Anlage und Ausführung sichtbar. Merklich verschiebt sich der erregte Sprechgesang in die Richtung einer mehr kantablen Behandlung der Singstimmen und mehr arioser Formgebung. Die musikalische Erfindung löst sich von der wortwörtlichen Nachzeichnung ab zugunsten einer selbständigeren Thematik. Die Besetzungen wachsen, Chöre treten häufiger zu den Solostimmen. Damit wird gelegentlich der Anschluß an die „Psalmen Davids" von 1619 wieder erreicht, ohne daß jedoch der Ertrag der dazwischenliegenden Jahre sich verleugnete. Alles bleibt durchdrungen von dem Willen zu leidenschaftlicher Aussprache des Ich, geformt von verstandeshafter Gedankenschärfe, durchglüht vom Gefühl heißen Lebens. Aber das alles mildert sich, wird breiter, ruhiger, musikantischer und damit weniger abhängig von Bildungshöhe und literarischem Verständnis des Hörers. Eine mehr „absolute" Art Musik wird erreicht. In gleicher Weise kommt es auch in einem oratorischen Werk, den „Sieben Worten Christi am Kreuz" (1645) zu einer mehr musikalisierten und gemeinverständlichen Komposition, die durch eine doppelte Umrahmung mit Liedbearbeitungen fast schon einer gemeindehaften Auffassung sich nähert, und in der die Wirklichkeitsnachbildung der früheren dramatischen Szenen einer Art Sinnbildswirkung weicht. Endlich verändert auf der gleichen Entwicklungsstufe die „Geistliche Chormusik" (1648), eine Sammlung deutscher Motetten zu 5 bis 7 Stimmen, auch für das Gebiet der polyphonen Komposition die Ziele in gleicher Richtung. Gegenüber den betont kammermusikalischen und rednerisch-ausdrucksvollen Wirkungen der „Cantiones" von 1625 zielen die Stücke der „Geistlichen Chormusik" weit mehr auf einfache, großartige, gemeinverständliche und oft geradezu volkstümliche Eindrücke. Dem Bürgermeister und dem Rat der Stadt Leipzig für den Thomanerchor in treuem Gedenken an dessen früheren Leiter, seinen verstorbenen Freund Schein, und mit freundlicher Beziehung auf den bisherigen „Director chori", Tobias Michael, den Sohn seines Dresdener Amtsvorgängers Rogier Michael, gewidmet, tragen diese Motetten äußerlich wie innerlich eine neuartige Bestimmung. Sie sind wirkliche Kirchen- und Gemeindemusik, deutscher Überlieferung und einem darstellenden, gemeindehaften Wortvortrag angenähert. Auch hier gibt es keine Zugeständnisse an Veraltetes: die erworbene Eigenart und der neue Geist prägen sich kräftig aus, unterschiedlich zwar, da die Entstehung der einzelnen Stücke sich über reichlich

15 Jahre verteilt. Mit der „Geistlichen Chormusik" ist die erstrebte Verschmelzung zwischen Deutsch und Italienisch, selbstherrlich und gemeindehaft auf dem gemeinsamen Boden des religiösen Stoffes restlos erreicht und damit die deutsche Motette auf die Höhe ihrer Entwicklung geführt worden. Eine große Zahl weiterer derartiger Stücke, die Schütz in Vorrat hatte, blieb ungedruckt, einer der schmerzlichsten Verluste, den die deutsche Musikgeschichte aufzuweisen hat. Die gleiche Eindringlichkeit und Größe bei gleicher musikalischer Schlichtheit und Gemeinverständlichkeit hat die Gattung nicht wieder erreicht. Händel wurzelt in vielem hier ebenso wie Bach.

Daß die eingeschlagene Richtung nicht Willkür und nicht Zufall war, beweist auf das deutlichste die Gruppe von Schützens Alterswerken, die den Weg folgerichtig zu Ende geht. Sie beginnt mit einem Druckwerk, das 1657 ein Schüler auf Veranlassung des Meisters unter dem Titel „Zwölf geistliche Gesänge" herausgab. Gegenstand und Stil erweisen gleich unmißverständlich die Absicht. Während alle früheren Werke auf freier Textwahl beruht hatten, vereinigt diese Sammlung eine Reihe liturgischer Stücke, die eine gewisse innere Zusammengehörigkeit aufweisen, und aus denen man fünf heute zu einer „Deutschen Messe" zusammenzustellen pflegt, also Texte, die unmittelbar auf den Gemeindegottesdienst zugeschnitten sind. Dem fügt sich die Komposition, die z. T. aus echten Liedmotetten besteht und damit den Anschluß an die altkirchliche Überlieferung gewinnt, z. T. sich einer zwar freien und motettisch-polyphonen, aber gegenüber der „Geistlichen Chormusik" noch wesentlich vereinfachten Satzweise bedient. Aber auch für diese Sätze gilt, daß die vorhergehende Entwicklung sich nicht verleugnet. Nur ist alles in ihnen auf eine weitere, sehr fühlbare Vereinfachung und Entpersönlichung, eine mehr absolute, textunabhängige und gemeinverständliche Behandlung gerichtet, aus der sich wie von selbst oft ganz erstaunliche Rückwendungen zu einer weit älteren Art von Linienpolyphonie ergeben. Damit nicht genug, wandte sich um 1660 der 75jährige Meister in bewundernswerter Rüstigkeit und Schaffensfreude mit noch größerer Entschiedenheit der klar erkannten Aufgabe zu, indem er dreimal die Leidensgeschichte komponierte, nach Lukas, Matthäus und Johannes (1665/66, die letztere auch in einer früheren Fassung). Diese Passionen verbinden in einer geschichtlich völlig einmaligen Weise gottesdienstliche Bezogenheit mit persönlicher Ausdrucksgewalt und dramatischer Schlagkraft. Indem sie die uralte kirchliche Vortragsweise der biblischen Geschichte aufgreifen und auf alle Begleitung sowie selbständige Betätigung von Instrumenten verzichten, passen sie sich unmittelbar den gottesdienstlichen Erfordernissen an. Indem sie die alte Vortragsweise im Sinne des neuen Sprechgesanges umgestalten, gelangen sie zu gefühlshafter Vermenschlichung und ergreifender Wirkung. Indem sie mit knappsten Chorsätzen das Volk sprechen lassen, erreichen sie die wuchtige Schlagkraft dramatischer Gestaltungsweise. Letztes und reifstes Ergebnis einer langen Entwicklungsreihe, leiden die Passionen kaum mehr einen Vergleich mit den „Sieben Worten"

oder der „Auferstehungshistorie", denen sie doch nach Gattung und äußerer Form nächstverwandt sind, und lösen die Aufgabe der „Historienkomposition" in einer ganz einmaligen Verbindung aller Erfordernisse. Eher läßt sich die Weihnachtsgeschichte, die der greise Meister 1664 im Druck erscheinen ließ, mit dem 2. und 3. Teil der „Symphoniae sacrae" in Verbindung bringen. Hier ist weder spannungsvolle Einheitlichkeit noch gottesdienstliche Haltung beabsichtigt, sondern die Erzählung aufgelöst in eine Abfolge lose gereihter und durch den Bericht des Evangelisten nur locker verbundener lyrischer Bilder, die sich eines breit geformten kantablen Sologesangs bedienen, reichlich Instrumentalfarben verwenden und durch mehrchörige Rahmenstücke zusammengehalten werden. Aber auch die Chormusik findet ihren letzten Abschluß in dieser Altersgruppe mit der riesenhaften (bisher nicht vollständig aufgefundenen) 11teiligen Komposition des 119. Psalms und dem 8stimmigen „Deutschen Magnificat" (beide 1671), das in vollendeter Klarheit und reifer Schönheit noch einmal im Sinne der „Geistlichen Chormusik" lutherisches Wesen und persönliche Ausdruckskunst vereint. Mit diesem Werk legte der 86jährige Meister die Feder aus der Hand. Er starb am 6. November 1672. Seine Freunde umstanden singend das Lager. In der alten Dresdener Frauenkirche (die 1727 abgebrannt ist) setzte man ihn an der Seite seiner Gattin bei.

Die gesamte Musikerschaft Deutschlands trauerte um Schütz, voran seine Schüler, unter denen eine Reihe vorzüglicher Komponisten sich befand. Christoph Bernhard hatte Schütz die Trauermusik komponiert, so, daß der Meister ihm hatte schreiben können: „Mein Sohn, er hat mir einen großen Gefallen erwiesen durch Übersendung der verlangten Motette. Ich weiß keine Note darin zu verbessern." In ihm und vielen anderen wie M. Weckmann, J. Theile, A. Krieger, lebte sein Geist fort, ohne daß eine eigentliche Schulebildung sich ergeben hätte. Die selbstherrliche Eigenart Schützens war eben nicht auf die nachahmende Tätigkeit einer Schülerschaft zu übertragen. Seine Wirkung war weniger eine unmittelbar weiterreichende, als eine richtunggebende und geschichtsbildende. In diesem Sinne sind Bach und Händel seine eigentlichen Nachfahren. In ihnen spaltete sich endgültig, was in Schütz noch eine Einheit gewesen war.

*

Die geschichtliche Sendung Heinrich Schützens beruht in der erstmaligen grundsätzlichen und vollständigen Durchführung einer neuen Anschauung von Sinn und Wesen der Musik. In ihr kam ein „natürliches" Menschentum beherrschend zur Geltung. Neue Ziele und neue Wege wurden gezeigt und gewonnen. Eine grundlegende und durchgreifende Umgestaltung des gesamten deutschen Musikwesens war die Folge. Schütz hatte Vorläufer, wie jede große geschichtliche Erscheinung. Die Entscheidungen aber fielen durch ihn, das Führertum lag in seiner Hand, von den Zeitgenossen freudig anerkannt und geachtet. Bis in die Zeit der Aufklärung

reichte seine Nachwirkung. Sie erlosch, als der gemeinsame Boden, auf dem Lebensstil und Geisteshaltung aller Schichten des deutschen Volkes beruhten, das lutherische Christentum als lebensformende und beherrschende Macht, ins Wanken geriet und von anderen Lebensmächten abgelöst wurde. Was auf anderen Gebieten und für andere Völker Descartes, Hugo Grotius, Bernini, das bedeutet Schütz für die deutsche Musik. Aber die Leistung ist eine doppelte. Sie besteht nicht nur in der Entfesselung aus Erstarrtem und im Zerschmettern von Überliefertem, im Durchbruch des freien und selbstverantwortlichen menschlichen Geistes, sondern in der Einschmelzung dieses neuen Lebensgefühls und Kunstwollens in eigentümliche und überlieferte deutsche Anschauung und Haltung. Als nach dem Weltkrieg in der deutschen Jugend die Flammen einer neuen Sehnsucht nach deutschem Wesen und religiöser Verinnerlichung emporschlugen, griff sie unbewußt nach Schütz. Vorher nur ein Name der Geschichte, erwachte er zu neuem Leben und neuer Wirkung. Nach 300 Jahren erneuerte sich ein Teil deutschen Volkstums an ihm, dem Unsterblichen.

*

Quellenverzeichnis der Abbildungen

Alinari, Florenz Taf. S. 33 · Anderson, Rom Taf. S. 129, 488a · Baumann, Bielefeld Taf. S. 56 · Bayerisches Nationalmuseum, München Taf. S. 96 · Braun & Cie., Dornach Taf. S. 513 · Castell jr., W., Lübeck Taf. S. 329 oben · Deutsches Archaeologisches Institut, Rom Taf. S. 16 · Eschenhagen, H., Merseburg Taf. S. 425 · Fritz, Georg, Berlin S. 75 · Germanisches Museum, Nürnberg S. 337, Taf. S. 337a, 337b · Giraudon, Paris Taf. S. 48 · Grundner, Helmuth, Berlin S. 263, 271 · Gundermann, Konrad, Würzburg Taf. S. 344, 345, 352 · Hagemann, Otto, Berlin-Friedenau Taf. S. 273 Hatzold, Rudolf, Magdeburg Taf. S. 64 · Hege, Walter, Naumburg Taf. S. 209, 217 Körner, Zerbst i. A. Taf. S. 57 links · Kunstgeschichtliches Seminar der Universität Marburg Taf. S. 97, 192 unten, 208, 329 unten rechts, 400b · Maaß, J., Lübeck Taf. S. 320, 328 · Massias, Georg, Berlin S. 19, 37, 53, 142, 213, 293, 515 · Meyer & Wanner, Straßburg Taf. S. 512 · Rheinisches Museum (Bildarchiv), Köln Taf. S. 256 · Sansaini, Rom Taf. S. 88b, 128 · Schmedes, Margarete, Berlin S. 107, 117, 137, 187, 211, 309, 351 407 · Schulz, Johannes, Berlin Taf. S. 624 · Staatliche Bildstelle, Berlin Taf. S. 49, 88a, 89b, 112, 113, 201, 216, 272 · Stoedtner, Dr. Franz, Berlin Taf. S. 297 Unterberger, Fr., Innsbruck Taf. S. 369

*

Inhalt der übrigen Bände

Zweiter Band

Der Große Kurfürst von Paul Wentzcke · Andreas Schlüter von Moeller van den Bruck · Gottfried Wilhelm Leibniz von Hans Pichler · Prinz Eugen von Savoyen von Reinhold Lorenz · Johann Balthasar Neumann von Adolf Feulner · Georg Friedrich Händel von Herman Roth · Johann Sebastian Bach von Heinrich Besseler · Friedrich Wilhelm I. von Hans Roeseler · Friedrich der Große von Willy Andreas · Maria Theresia von Willy Andreas · Joseph II. von Heinrich Kretschmayr · Lessing von Karl Holl Immanuel Kant von Karl August Meißinger · Gluck von Richard Benz · Haydn von Ernst Bücken · Mozart von Richard Benz · Justus Moeser von Werner Pleister · Johann Georg Hamann von Rudolf Unger · Herder von Josef Nadler · Johann Heinrich Pestalozzi von Aloys Fischer · Goethe von Wilhelm von Scholz · Schiller von Franz Schultz · Friedrich Hölderlin von Paul Wiegler · Jean Paul von Fritz Klatt · J. P. Hebel von Hermann Eris Busse · Beethoven von Alfred Burgartz · Schubert von Richard Benz Fichte von Wilhelm Stapel · Wilhelm von Humboldt von Werner Schultz · Karl Freiherr vom Stein von Hermann Ullmann · Königin Luise von Karl Griewank · Heinrich von Kleist von Josef Nadler · Ernst Moritz Arndt von Hans Kern · Jahn von Konrad Dürre · Scharnhorst von Friedrich von Rabenau · Yorck von Jürgen Uhde · Blücher von Karl Pagel · Gneisenau von Hermann Gackenholz · Hermann von Boyen von Hermann Foertsch · Carl von Clausewitz von Paul Schmitthenner

Dritter Band

Metternich von Martin Spahn · Hardenberg von Karl Griewank · von der Marwitz von Hans Haimar Jacobs · Görres von Hans Kern · Eichendorff von Wilhelm von Scholz E. T. A. Hoffmann von C. G. von Maaßen · Ph. O. Runge u. C. D. Friedrich von Hubert Schrade · Schinkel von August Grisebach · Hegel von Friedrich Brunstäd · Alexander von Humboldt von Theodor Bohner · Wilhelm und Jacob Grimm von Will-Erich Peuckert Leopold von Ranke von Hermann Oncken · Friedrich List von Theodor Heuß · Schopenhauer von Heinrich Zimmer · Thaer von Kurt Ritter · Gauß und Weber von Hans Schimank C. M. von Weber von Herbert Gerigk · Schumann von Hans Teßmer · Grillparzer von Wilhelm von Scholz · Mörike von Wilhelm Michel · Stifter von Max Mell · Radowitz von Wolfgang Windelband · Kaiser Wilhelm I. von Karl Pagel · Bismarck von Arnold

Oskar Meyer · Moltke von W. Jost · Roon von Erich Marcks · Menzel von Hans Mackowsky
Hebbel von Wilhelm von Scholz · Richard Wagner von Karl Richard Ganzer · Liebig
und Wöhler von Rudolf Winderlich · Mendel von Konrad Dürre · Helmholtz von Paul Karlson
Krupp von Jakob Strieder · Werner von Siemens von Conrad Matschoß · Gottfried Keller
von Jakob Schaffner · Conrad Ferdinand Meyer von Max Krell · Böcklin von Carl
Georg Heise · Jakob Burckhardt von Erich Rothacker · Treitschke von Julius Heyderhoff

Vierter Band

W. H. Riehl von Friedrich Metz · Lagarde von Mario Krammer · Nietzsche von Hans Freyer
Brehm von Paul Eipper · Schliemann von Carl Schuchhardt · Raabe von Hermann Pongs
Fontane von Mario Krammer · Bruckner von Walter Wiora · Brahms von H. H. Stuckenschmidt · Bodelschwingh von Georg Merz · Stöcker von Siegfried A. Kaehler · Ratzel von
Karl Haushofer · Adolph Woermann von Theodor Bohner · Carl Peters von Paul Baecker
Benz und Daimler von Friedrich Haßler · Zeppelin von Leonhard Adelt · Lilienthal
von Paul Karlson · Schweinfurth von Richard Huelsenbeck · Hagenbeck von August Heinrich Kober · Robert Koch von Hellmuth Unger · Schleich von Wilhelm Conrad Gomoll · Leibl
von Emil Waldmann · Thoma von Hermann Eris Busse · Lichtwark von Gustav Pauli
Liliencron, Dehmel, Dauthendey von Walter von Molo · Reger von Hermann Unger
Corinth von Bruno E. Werner · Osthaus von Ernst Lorenzen · Rilke von Franz Schultz
Stefan George von Franz Schultz · Oskar von Miller von Richard Woldt · Duisberg
von Albrecht Weiß · Schlieffen von Friedrich von Cochenhausen · Tirpitz von Adolf von Trotha
Scheer von Adolf von Trotha · Richthofen von Bolko Freiherr von Richthofen · Helfferich
von Otto Hoetzsch · Moeller van den Bruck von Paul Fechter · Schlageter von Paul Wentzcke
Horst Wessel von Wilfrid Bade · Hindenburg von Ernst von Eisenhart-Rothe

*

Dem vierten Bande ist ein
ausführliches alphabetisches Verzeichnis (mit biographischen Angaben) aller in den vier Bänden behandelten und erwähnten
Personen beigegeben

Fünfter Band / Ergänzungsband

Heinrich der Erste von Willy Andreas · Rudolf von Habsburg von Friedrich Schoenstedt
Huldreich Zwingli von Gerhard Ritter · Albrecht Altdorfer und Wolfgang Huber
von Adolf Jannasch · Fischer von Erlach — Hildebrandt — Prandtauer von Werner Hager

Zinzendorf von Paul Alverdes · Johann Joachim Winckelmann von Ludwig Curtius Friedrich Gottlieb Klopstock von Josef Nadler · Novalis von Wilhelm von Scholz Erzherzog Carl von Friedrich von Rabenau · Schleiermacher von Georg Merz · Schelling von Egon Pallon · Carl Gustav Carus von Julius Schuster · Abraham Gottlob Werner und Leopold von Buch von Hans Joachim Flechtner · Gottfried Schadow und Christian Rauch von Paul Ortwin Rave · Moritz von Schwind und Ludwig Richter von Fritz Hellwag · Carl Spitzweg von Hans Wolff · Jeremias Gotthelf von Jakob Schaffner Fraunhofer — Zeiß — Abbe von Paul Karlson · Robert Wilhelm Bunsen und Gustav Robert Kirchhoff von Hans Schimank · Ludwig Uhland von Otto Burger Fritz Reuter von Gerhard Ringeling · Annette Freiin von Droste-Hülshoff von Hans Franck · Hermann Fürst Pückler-Muskau und Peter Josef Lenné von Heinrich Fr. Wiepking-Jürgensen · Carl Schurz von Walter Manggold · Theodor Mommsen von Wilhelm Weber · Theodor Storm von Hermann Claudius · Anselm Feuerbach von Kurt Martin · Gustav Freytag von Ernst Moering · Rudolf Virchow von Robert Diepgen · Theodor Billroth von Hans von Haberer · Hermann Henrich Meier von Friedrich Lindemann · Adolf Lüderitz von Wilhelm Schüßler · Max Eyth von Walter Klaulehn Heinrich von Stephan von Oskar Grosse · Wilhelm Busch von Friedrich Castelle Wilhelm Dilthey von Albert Dietrich · Hugo Wolf von Helmut Schultz · Ernst von Bergmann von Walter von Brunn · Ferdinand Freiherr von Richthofen von Georg Wegener · Carl Weyprecht und Julius Payer von Johannes Georgi · Conrad von Hötzendorf von Edmund Glaise von Horstenau · Paul Ernst von Hellmuth Langenbucher

*

Auch dieser Band enthält ein
alphabetisches Verzeichnis der behandelten
und erwähnten Personen

Gedruckt im Deutschen Verlag, Berlin

Ein ſchön Faſ
nacht Spiel.

Der fahrend Schuler mit dem Teuffel bannen. Mit vier Perſonen/Kürtzweylich zu hören.



Hanß Sachß.

Die Bewrin gehet ein/ redt mit jhr ſelbß.

ES iſt mein Mañ heut in den wald
Gefahren / vnd kompt nit ſo bald
Dañ er hat heut ſchon ſuppē geſſn
Ein Brey vnd kalte Milch gefreſſn
Auch ein ranfft Brots mit jm genomen
Er wirdt vor nachts nicht widerkomen
O das es vnſer Pfarrer weſt
Der aller liebſt für alle Geſt
Ich weiß daß er mir eylends kem
Nun darff ichs je nicht ſagen dem
Vns ſicht ohn das der Nachbarn hauff
Im gantzen Dorff ſo ſpitzig drauff
Vnd treyben mit vns jr geſpey
Samb treyb wir Bulerey all zwey
Wiewols war iſt. / vnd thut mir zorn
Ich habs offt auß den augen gſchworn
Meim Mann / noch wil jm der argwon
Vnd die Eyfferſucht nicht vergon
Sicht mich offt ſawer an / vnd ſpricht
Der Hund geht mir vñ vor dem liecht
Komb ich ein mal auff ware that
Ich wil dein Balck dir ſtrigeln glat

Botz tropfer ſchleicht gleich ſelbß daher
Seyt mir wilkom̃ mein lieber Pfarrer
Wie ſeyt jr hinden herein kommen?

Der bucklet Pfarrer hin-
cket hinein

Ich hab mir ein vñiſchwanck genom̃en
Bin vbern Zaun geſtiegn beym Stadl
Wann du weyſt wol mein liebe Madl
Die lauſing Bawern ſehen drauff
Wann heut als ich vor tag ſtund auff
Sah ich gen Botz fahren dein Mann/

Betwin.

O mein Herr wie recht habt jr than
Wann mein Mañ hat wol vor acht tagn
Ein feyſte Saw ins Hauß geſchlagn
Da můſt jr eſſen meiner Würſt
Auff daß jr darnach nicht erdürſt
Wil ich holen ein viertel Wein
Vnd wöllen gutes mutes ſein
Mein Herr ſetzt euch ein weyle nider/

Pfarrer.

Ja du kom̃ aber eylends wider
Das nicht dein Mañ kom̃ in das Hauß

Vnd

Vnd dreſch mir den Vndshaber auß
Wann er ſicht mich ſo ſawer an
Wann er etwan thut für mich gahn
Tregt allmal ein verborgne Wehr
Derhalben traw ich jm nicht mehr
Er ſtecket voll tückiſcher liſt
Solt mich wol blewen auff ſeim Miſt
Er hat mir das Jar hart gedrot
Nechſt da er mir das Hauß verbott.

Bewrin.

Wer laſt euch dieweyl nicht lang ſein
Ich bring bald Semel/würſt vñ Wein.

Der Pfaff redet wider ſich ſelbß.

Vnd wenn halt jetzt der Bawer kem
Vnd mich bey meinem Halſe nem
Vnd ſetzet mir ein alte ſchmurzn
Dennoch dörfft ich darumb nit murzn
Dörfft jn beym Pfleger nicht verklagn
Ich müſt geleich die ſchmurzen tragn
Vñ müſts ſtilſchweigend in mich freſſn
Ich bin zwar mit eim Narzn beſeſſn
Daß ich weyt lauff nach Huren auß
Hab doch ſelb eine in dem Hauß.

Die Bewrin bringt Würſt/
Semmel vnd Wein.

Nun eßt vnd trinckt/ſeyt gnter ding
Vnd ſorgt nicht das vns miſſeling
Vor nachts ſo kommet nit mein Mann/

Pfarrer.

Hör/wer thut durch den Gattern gahn
Ich hör klingen die Kühglocken/

Die Bewrin ſchawt.

Mein Herr ſeyt nicht ſo gar erſchrocken
Es geht ein BettelMann herein
Es wird ein Fahrend Schuler ſein.

Pfarrer.

So gib jm reſch vnd laß jn gehn
Vnd laß jn nicht lang hinnen ſtehn/

Fahrend Schuler.

O Mutter gib dein milte ſtewr
Mir armen Fahrenden Schuler hewr
Wann ich ſammel mit diſen dingen
Daß ich mein erſte Meß thu ſingen/

Pfar=

Pfarrer.

Du ſamleſt leycht zu einem Schalck
Heb dich hinauß du LaſterBalck/

Schuler.

Mein Herr von wegn aller Buler
Stewrt mir armen Fahrnden Schuler
Der ich im Land hin vnd her fahr/

Pfarrer.

Du wirſt ſo lang fahren fürwar
Biß du zu letzt fehrſt an den Galgn/

Schuler.

Mein Herr ich kan mit euch nicht balgn
Sonder mir ein par Creutzer leycht
Vnd wenn ich einmal werd geweycht
Möchte ich ewer Caplan wern/

Pfarrer.

Man muß dir vor ein Platten ſchern
Dauſſen wol auff dem Rabenſtein
Du ſtörtzt vmb auff dem Land gemein

Vñ kanſt nichts deñ die baurn beſcheiſſn
Mit Lüg vnd Liſt jns Maul auffſpreiſſn
Vnd ſtilſt ein wenig auch darzu
Was nicht wil gehn das tregeſt du
Als Flachß/Ayer/Schmaltz/vnde Keß/

Schuler.

Ach mein Herr ſeyt mir nicht ſo reß
Ich bin je auch ein guter Schlucker/

Pfarrer.

Du biſt ein rechter Beutel rucker
Heb dich nauß hab dir Drüß vñ Peuln/

Schuler.

Mein Herr thnt euch nit ob mir meuln
Gebt mir armen Schuler ewer ſtewr/

Die Bewrin ſtößt jn.

Heb dich hinauß hab dirs Blaw Fewr
Du vnverſtandner grober Püffel
Du fauler Störtzer vnd du Schlüffel
Vnd laß mich vngheit in meim Hauß/

Schuler.

Nun wil ich gern gehn hinauß
Doch ſag ich euch bey meinen Trewen

Der